5197 g

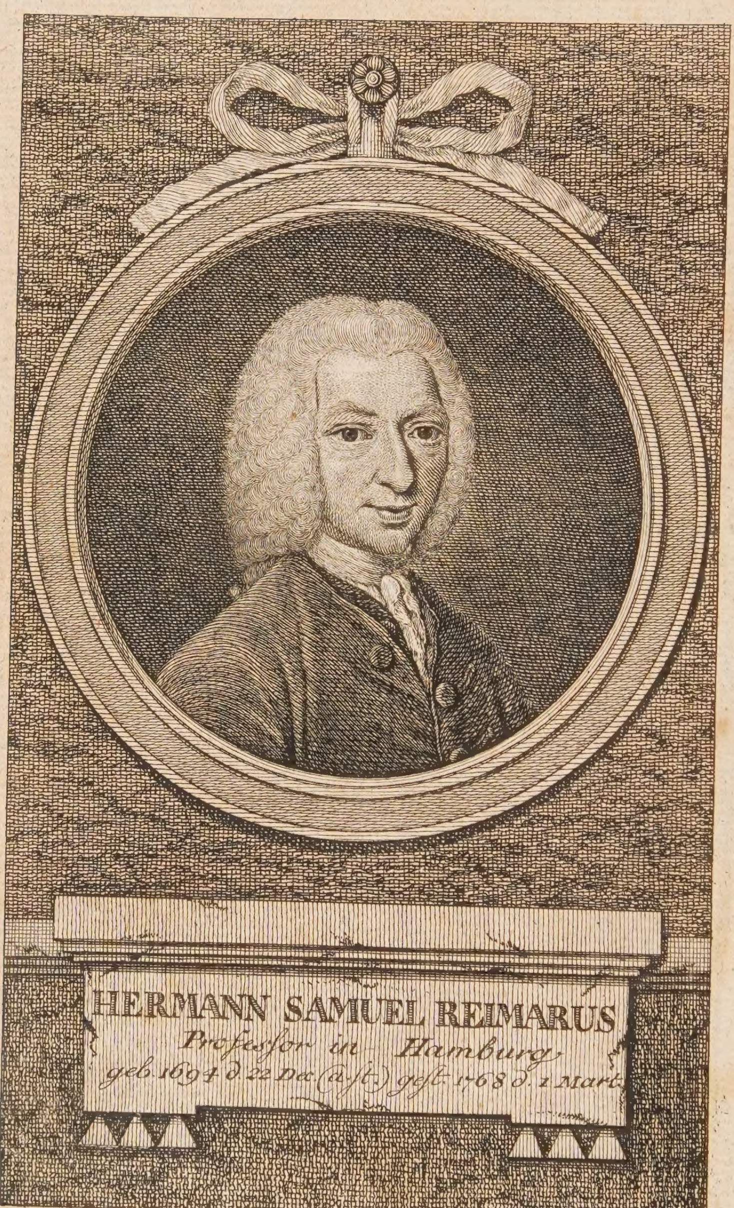
PACIFIC UNITARIAN SCHOOL FOR THE MINISTRY
NON MINISTRARI SED MINISTRARE
INCORPORATED
MAY 12, 1906

BERKELEY, CALIFORNIA

Digitized by the Internet Archive
in 2026 with funding from
Graduate Theological Union

https://archive.org/details/abhandlungenvond00reim

f
to
logical
ary



J.C.G. Fritzsch sc. 1780.

Hermann Samuel Reimarus

Professors in Hamburg

Abhandlungen

von den

vornehmsten Wahrheiten

der

natürlichen Religion.

Sechste Auflage.

Durchgesehn, und mit einigen Anmerkungen begleitet

von

Joh. Alb. Heinr. Reimarus

der Arzeneygelahrtheit Doctor.

Property of
CBSK
Please return to
Graduate Theological
Union Library

Hamburg,

verlegt von Carl Ernst Bohn. 1791.

B 154
R 273

Vorbericht
des
Herausgebers.

Ganz entgegengesetzte Denkungsarten scheinen jetzt sich verschiedener Gemüther zu bemächtigen. Auf der einen Seite werden so schwärmerische Einbildungen zuversichtlich angenommen und sogar mit wirksamen Einflusse unterstützt, deren Ausbreitung zu unsern Zeiten uns bey nüchternem Verstande in Erstaunen setzen muß: auf der andern aber wird die Ableugnung wichtiger Wahrheiten so weit getrieben, daß man eine Ehre darinn zu setzen scheinet. Beide Theile suchen mit Eifer andere Menschen zu ihrer Denkungsart zu bewegen. Man hat also wohl Ursache,

3914

die gerade Mittelstrasse der Vernunft wohl auszuzeichnen, und die Schritte darauf sicher zu leiten, weil der Abweg zur einen oder andern Seite bald hinreißend wird: denn die eine Denkungsart, wenn sie einmal der Phantasey die Oberhand eingeräumt hat, läßt keine Vernunftgründe mehr Statt finden, und die andere gewinnt, wo nicht durch mehrere Leidenschaften, doch durch den Eigensinn zu widersprechen, so viel über den Verstand, daß er sich gegen alle gesunde Vorstellungen sperret. Sonderbar ist es gewiß, daß jetzt Mystiker und Zweifler, wie Hume [1]) sie darstellt, sich um die Wette zu bemühen scheinen, das Erkenntniß, welches Gott in seinen Werken allen Menschen offenbaret hat, wankend zu machen.

[1]) Dialogues concerning natural religion, by David Hume.

chen. Jener, so sehr er auch für sich selbst durch seine eigene Rührung überzeugt zu seyn glaubt, muß doch immer, wenn er andere Menschen von irgend einer besondern Wahrheit überzeugen will, die allgemeinen Sätze zum Grunde legen, und aus dem, was ein jeder, nach denen uns eingeprägten Regeln des Denkens annimmt, seine Folgerungen herleiten. Denn Empfindung, Gefühl, oder wie man es sonst nennt, beruhet auf eines jeden verschiedener Vorstellung, kann einem andern nicht mitgetheilt werden, entsteht aus zufälligen Umständen, ist wandelbar, und, wie die Erfahrung lehrt, mit den wahnsinnigsten Grillen so gut als mit gegründeten Vorstellungen zu verbinden, folglich zur Belehrung anderer und zur Ausbreitung der Wahrheit ein untaugliches Mittel. Was könnte man also mit solchen Bewegungsgründen oder Rüh-

rungen bey denjenigen ausrichten, welche, wie verschiedene unserer Zeitgenossen, das Daseyn eines verständigen Wesens als die nothwendige Ursache aller Dinge in der Welt, und die einfache daurende Natur unserer Seele bezweifeln, folglich alles, was sich auf diese Voraussetzungen bezieht, verwerfen. Müssen sie nicht von diesen Wahrheiten erst durch allgemeine Gründe überzeugt werden, ehe sie irgend einer besondern Lehre der Religion Gehör geben werden? — Aber der Zweifler verwirft eben sowohl unsere auf allgemeine Gründe gebaueten Beweise. Sollte er indessen nicht bedenken, daß er doch selbst Vernunftgründe und Schlüsse gebraucht, wenn er seine Meinung behaupten und das Unsichere unserer Gründe zeigen will? Allein er unternimmt sich nie ein anders System darzulegen, welches einem nachdenkenden

Menschen zusammenhängender als die Religion seyn könnte, er widerspricht sich vielmehr sowohl im Zusammenhange seiner Folgerungen unter einander, als im Verhältnisse seiner Handlungen zu seinen Meinungen, und giebt eigentlich nur Gesinnungen vor, deren er im Grunde nicht fähig ist [2]).

Dieser Strom brausender Gedanken läßt sich aber keinesweges mit Gewalt aufhalten: und das sollte auch nicht geschehen. Ist er gleich eine Zeitlang reißend und trübe; er wird schon durch seinen Lauf klärer fließen und fruchtbare Gefilde schaffen. Das Eindämmen würde nur sein Bette verschlämmen, oder er würde noch

[2]) Hume selbst gesteht am Ende (Dialogues p. III. 130. 135.), daß seine Einwürfe gegen eine selbständige, mit Zweck und Absicht wirkende Grundursache nur aus einer Neigung zum Sonderbaren entsprungen, und eigentlich bloße Schikanen oder Sophistereien wären (mere cavils and sophisms), oder auf einen Wortstreit hinausliefen.

schädlichere Durchbrüche verursachen. Gewiß, der Schöpfer weiß aus dem freien Gebrauche der Denkart, welche er dem Menschen verliehen hat, unendlich ersprießliche Folgen hervorzulocken, die man durch gewaltsame Einschränkung ersticken, und mithin mehr Gutes als Böses verhindern würde: denn das Böse, weil es keinen Grund hat, dauret nur eine Zeitlang; das Gute aber, weil es aus Wahrheit entspringt, bleibt vest, und wirkt auf die weite Zukunft [3]).

[3]) Der Verfasser dieser Abhandlungen mußte freilich zum Unwillen gereizet werden, wenn er die damals hervorkommenden Schriften des la Mettrie las, in welchen alle Religion, Sitten und Menschlichkeit bestritten werden sollten. Wie längst verworfen sind nun aber nicht diese Schriften! und wie verachtet der leichtsinnige Mann, welcher keinem ernstlichen Gedanken nachhängen, sondern bloß zum Possen Unsinn und Widersprüche schreiben wollte! Hätte man sie mit Gewalt unterdrücken wollen, so würden

Jene Einwürfe, jene Zweifel, spornen uns an, unser Erkenntniß immer deutlicher und vollständiger zu machen, und wenn wir nur dem Pfade aufwärts folgen, welchen schon verschiedene unserer Landesleute ausgezeichnet und glücklich betreten haben, so werden wir eine Anhöhe nach der andern ersteigen, und Einstimmung oder Zusammentreffen der Fußsteige übersehen können, wenn andere, nur weil sie abwärts ins Gebüsche gehen, auf ihrem Irrwege Finsterniß und Anstoß vor sich finden.

So haben sich demnach verschiedene Wahrheitsforscher bemühet, mit tiefsinnigen Beweisen unser wichtigstes Erkenntniß zu gründen, und wer nur den Zusammenhang sich klar vorzustellen vermag, wird gewiß durch schwan-

sie vielleicht noch jetzt, wie andere dergleichen, mit Begierde gesucht und als wichtig angesehen werden.

kende, nicht genug entwickelte, und nicht gereihete Vorspiegelungen sich nicht irre machen lassen [4]. — Nur sind dergleichen Beweise nicht für Jedermann. Gegenwärtige Schrift meines Vaters hat also den Zweck, allgemein faßliche und einleuchtende Gründe der Ueberzeugung in einem deutlichen Vortrage darzulegen, damit sie von einem jeden desto leichter zu überschauen wären. Sie ist auch mit solchem Beifalle aufgenommen worden, daß davon seit 1754 bereits fünf Auflagen vergriffen sind, deren drey noch unter des Verfassers Augen herausgekommen. Eine holländische Uebersetzung ward durch Herrn Professor **Lulofs** in Leyden veranstaltet und mit dessen Anmerkungen beglei-

[4]) Dergleichen ist das viele Unbestimmte, was hie und da, jedoch meistens noch in fremden Schriften, von Welt Natur, Körper und Kräften geschrieben worden.

begleitet [5]). Eine englische, etwas abgekürzte, aber im Ganzen wohlgefaßte Uebersetzung ist von Herrn **R. Wynne** herausgegeben [6]), und die beiden Abhandlungen von der Vorsehung sind besonders von Herrn **Erman** zu Berlin ins Französische übersetzt worden [7]). — Daß der Verfasser überhaupt den eifrigen Zweck hatte, mit seinen Schriften Nutzen zu stiften, wissen alle, die ihn gekannt haben, und daß er, was in diesem Werke von den Gründen und Vortheilen der Religion vorgetragen ist, aus vollem Herzen geschrieben, hat sein drey und siebzigjähriges Leben sowohl als sein ruhiger

[5]) De voornaamste Waarheden van den natuurlyken Gods-Dienst. Leyd. 1758. 8.

[6]) The principal truths of natural religion, defended and illustrated by H. S. Reimarus. Lond. 1766. 8.

[7]) Essai sur la Providence, traduit de l'Allemand de Mr. Reimar, par Msr. Erman, à Berlin, 1768. 8.

ger Abschied aus dieser Welt, dem er schon lange mit heitern Augen entgegen sahe, bezeuget. — Nach der dritten Auflage hat er nichts mehr hinzugethan, und bey der vierten, nach seinem Tode herausgegebenen, mangelte es mir an Zeit, sie durchzusehen. Bey der fünften aber, und wiederum bey dieser sechsten, habe ich mir ein Vergnügen daraus gemacht, und zugleich, so viel meine Umstände erlaubten, einiges in Anmerkungen, die mit dem Einschlußzeichen [ ] unterschieden sind, beygefügt, darin auch auf einige neuere Einwürfe Rücksicht genommen.

Mögten doch die Leser durch dieses Werk zu den freudigen Empfindungen erweckt werden, zu welchen ich dadurch ermuntert worden bin!

Hamburg 1791, im Maymonat.

J. A. H Reimarus.

Vorrede.

Vorrede.

Die gegenwärtigen Abhandlungen enthalten wesentlich nichts anders, als diejenigen Gründe, darinn ich meine eigene Beruhigung jederzeit gefunden, so oft ich die ersten Wahrheiten aller Religion, nach gesunder Vernunft, bey mir überdacht habe. Ich bin auch nimmer Willens gewesen, weitern Gebrauch davon zu machen, als den mir etwa die Unterredung mit andern, oder der mündliche Unterricht in der Weltweisheit, darbieten würde. Wer aber unsere jetzigen Zeiten nur ein wenig kennet, der wird wohl begreifen, daß mir diese haben Gelegenheit und Trieb geben können, meine Gedanken zum allgemeinern Nutzen in Ordnung zu bringen, und auf eine faßliche Weise vorzustellen.

Ich will der heutigen Lebensart, und der freien Reden, die in manchen Gesellschaften geführt werden, nicht erwähnen: davon mögen andere leichtlich eine mehrere Erfahrung

haben.

haben. Aber dieses habe ich nicht ohne Befremdung bemerkt, daß seit wenig Jahren eine ganz ungewohnte Menge kleiner Schriften, mehrentheils in französischer Sprache, über die Welt gestreuet ist, worinn nicht sowohl das Christenthum, als vielmehr alle natürliche Religion und Sittlichkeit, verlacht und angefochten wird. Und mich dünkt, dieses ausgesäete Unkraut findet jetzt, mehr als jemals, leere Aecker, wo es einwurzeln und sich ausbreiten kann. Der gemeine Mangel eines vernünftigen Erkenntnisses von den Grundwahrheiten aller Religion und Ehrbarkeit stellt die Gemüther, bey der jetzigen Freydenkerey, nicht einmal für ihre eigenen, geschweige denn für fremde und geschmückte Einwendungen in Sicherheit.

Das Christenthum setzt die Wahrheiten der natürlichen Religion, von Gottes Daseyn, Eigenschaften, Schöpfung, Vorsehung, Absicht und Gesetze, von der Seele geistigem Wesen, Natur und Unsterblichkeit u. s. w. nicht allein voraus, sondern es legt dieselben auch zum Grunde, und flicht sie mit in das

Lehr-

Lehrgebäude seiner Geheimnisse ein. Was wäre also an sich menschlicher, was wäre dem Christenthume selbst vortheilhafter, als daß alle Menschen zuvörderst die edle Gabe der gesunden Vernunft auch zum Erkenntnisse ihres Schöpfers anwendeten; und diese Einsicht, so weit sie reichet, mit den Glaubenslehren verknüpften? Denn, wie kann einer mit Grunde glauben, daß die Offenbarung von Gott komme, wenn er nicht vorher überführt ist, daß ein Gott sey? Wie kann er ihn lieben, ehren, und seinen Geboten willig gehorchen, wenn er seine Vollkommenheiten, Vorsehung und Absichten nicht erkennet? Wie kann er eine Seligkeit gewärtigen, und eine Belohnung hoffen, wenn er sich hat überreden lassen, daß er keine Seele habe, oder daß der ganze Mensch eine bloße verwesliche Maschine sey? Wenn wir nun das, was wir zuvor wissen können und sollen, in einen bloßen Glauben verwandeln, und der Glaube sich doch auf das Wissen bezieht und stützet; so kann, bey dem Mangel der Vormauer und Grundlage des Glaubens, durch einen gerin-

gen Stoß, der Glaube und das Christenthum selbst, ja alle Religion, leicht wankend gemacht werden und hinfallen.

Dieses äußert sich zwar seltener bey dem gemeinen Manne, aber öfterer, als manche denken, bey Vornehmern. Wenn die, bey heutiger galanten Erziehung, so wenig andere gründliche Wissenschaft, als vernünftigen Unterricht in den Grundwahrheiten aller Religion, ja kaum Gedächtnißformeln einer Kinderlehre, mit in die große Welt bringen; so sind sie tausenderley Gefahr bloß gestellet. Was bekommen sie, zuweilen schon als Knaben, für freie Reden, Einwürfe und Vernünfteleien gegen die Religion zu hören? was lesen sie nachmals für schlüpfrige und ungezähmte Bücher? was denken sie oft selbst, bey einer flatterhaften Unwissenheit, ins Wilde? Wenn dann etwa zugleich die Neigung zu Lastern eine offenere Thür findet, so ist kein Wunder, wenn sie das Joch, welches ihre Ausschweifungen hemmen will, ganz abschütteln.

Bey manchen verursacht auch wohl ein falscher Begriff von der christlichen Religion, daß

sie

sie auf die äußersten Abwege gerathen, wo ihnen die vernünftigen Einsichten nicht noch einige Wehre vorschieben. Man setze, daß einer in einer Kirche erzogen worden, worinn das Wesentliche der Religion durch vielen Tand und Aberglauben erstickt wird. Er fängt bey heranwachsendem Alter an zu denken, und diese Thorheiten einzusehen; er geräth an Gesellschaften und Bücher, die ihn darinn bestätigen. Was folgt daraus? Er bekömmt eine Verachtung und einen innern Haß gegen seine Religion; und weil er keine andere hat, als die abergläubische, und von keiner andern weis, so verwirft er alle Religion ohne Unterschied.

Andere sind vielleicht nicht so sehr zum Tande und Aberglauben angewiesen; aber sie haben doch einen fürchterlichen Begriff von Gott, und dessen Rathschlüssen über die Menschen, gefasst. Die Wirkung davon ist in ähnlichen Umständen einerley: sie können ein solches, das ihnen als ein Schreckenbild abgemalt worden, nicht lieben, nicht verehren: sie suchen sich dessen, als einer leeren Einbildung von einem Gespenste, zu entschütten. Beide können

daher in eine grübelhafte Atheisterey gerathen: beide würden nicht so weit verfallen seyn, wenn ihnen zugleich eine natürliche Religion vernünftig beygebracht wäre.

Es giebt eine andere Art Leute, die, bey so ungegründeter Unterweisung in den ersten und vornehmsten Wahrheiten der gesunden Vernunft, ihr ganzes Leben durch in sich selbst unschlüßig bleiben, was sie aus sich machen wollen. Sie bestimmen nimmer, wer sie sind, wo sie sind, wie sie in die Welt kommen, worauf sie ihren Zweck und Hoffnung zu richten haben. Sie hören und lesen allerley; aber aus Neubegierde und zum Zeitvertreibe. Sie merken sich die Einwürfe wider die Religion, und bringen sie wohl in Gesellschaften an den Mann: aber sie thun es nur, damit sie sich ein Ansehen des Witzes geben mögen, oder etwa einen Geistlichen in die Schule zu führen. In der That glauben oder verwerfen sie weder eins noch anders, setzen nirgend festen Fuß, und schweben beständig zwischen Himmel und Erde. Eine Gemüthsverfassung, die ihnen nothwendig zum öftern ernstliche Beunruhigung machen muß!

Tau-

Vorrede.

Tausend und tausend aufrichtige Christen sind, die ihren Glauben zwar nicht aufgeben, aber, weil sie selbst Vernunft brauchen, und die Gründe ihres Glaubens überlegen, sich dennoch heimlich mit allerley Zweifeln quälen, die ihnen bloß die Unwissenheit und undeutliche Vorstellung in dem natürlichen Erkenntnisse in den Sinn bringet. Da wäre es gar unzeitig, den Teufel anzuklagen, als ob der ihnen solche Gedanken eingegeben hätte; man sollte vielmehr ihrer schwachen Vernunft, die keine Anleitung gehabt, zu Hülfe kommen.

Wenn wir auch setzten, daß uns die Wahrheiten der Religion so klar vor Augen wären, daß sie kein vernünftiger Mensch verläugnen oder daran zweifeln könnte, und daß uns also die Vernunft am Glauben nicht hinderte; so sind wir uns doch das allezeit selbst schuldig, daß wir unser natürliches Auge deswegen nicht verschließen, weil wir ein Mikroskopium oder ein Fernglas haben. Was würde denn aus der höheren Einsicht werden? Niemand kann die entfernten oder sehr kleinen

Körper durch ein Fernglas, oder durch ein Mikroskopium, erkennen, und sich von deren Wirklichkeit überzeugen, als der sich des natürlichen Gesichts dabey bedienet, und nach dessen Grundregeln alles beurtheilet. Niemand kann von der Offenbarung und deren Geheimnissen überführt seyn, als der sein natürlich Vermögen zu urtheilen, und dessen Erkenntniß mit sich bringt und brauchet.

Die Beweise aus der Schrift können in dem Falle, wo ein Zweifel an Grundwahrheiten aus einer geblendeten Vernunft entsteht, nichts ausrichten. Die Gründe von der Wahrheit der christlichen Religion kommen auch zu früh bey denen, die keine natürliche haben, oder darinn noch nicht gewiß sind. Die metaphysischen Demonstrationen aus der höhern Weltweisheit sind den meisten zu trocken, zu weitläuftig, zu gekünstelt, zu unbegreiflich. Ich will nicht sagen, daß einige solcher Demonstrationen den Grüblern Blößen geben, daß sie dadurch nur desto eher Zweifler werden, und sich in das dünne Gewebe ihrer Gedanken noch mehr verwickeln.

Wo

Wo etwas ist, das bey allen Eingang finden kann und muß, so werden es solche Gründe der gesunden Vernunft seyn, die eine große Klarheit haben, und in ihrer Folgerung bald zu überdenken sind. Und warum wollte man auch eine Wahrheit, die für alle seyn soll, aus vielen abgesonderten Begriffen, durch weitgeholte und verkettete Vernunftschlüsse, suchen; wenn sie in gemeinen Erfahrungen und bekannten Grundsätzen vor Augen liegt, und darinn, durch ein Paar leichte Schlüsse, begreiflich und zuverläßig kann gezeigt werden?

Ich bin dieser natürlichen und einfältigen Art im Denken jederzeit nachgegangen; zumal in metaphysischen Wahrheiten, wo ich einen kürzern und sicherern Weg zur unbeweglichen Beruhigung des Gemüthes zu wünschen Ursache hatte. Vielleicht habe ich auf diesem unbetretenen Wege offenbare Beweise der wichtigsten Wahrheiten gefunden, welchen andere, nach dem Compaß der Schulmethode, in ihrer Weltweisheit vorbey gegangen sind; vielleicht könnten sie für alle und jede überzeuglicher seyn, und die Gemüther weder durch allzutrockene

Scharfsinnigkeit abschrecken, noch selbst bey Tiefdenkenden ohne Eindruck seyn.

Mögte ich doch dem gemeinen Mangel vernünftiger Einsichten auf eine leichte und angenehme Art abhelfen! Mögte ich so viele wüste Menschen belehren können, daß sie ohne Gott in der Welt, und ohne Hoffnung des zukünftigen Lebens, auch hier unglückselig sind, und ihrer eigenen Natur entgegen handeln! Mögte ich so manche Grübler und Zweifler von ihrer Verwirrung und Unruhe befreien, und ihnen die muntere Gemüthsruhe mittheilen, deren ich seit vielen Jahren genieße! An der Religion ist dem menschlichen Geschlechte, ist jedem zu seiner Glückseligkeit gar zu viel gelegen, als daß sie versäumet, verachtet und übertreten werden könne.

Unvernünftige Thiere können wohl das nahe Ziel ihrer Glückseligkeit durch blinde Triebe finden: aber der Mensch kann ohne Gebrauch der Vernunft nicht einmal seine leibliche Nothdurft stillen, oder seine sinnlichen Begierden dabey in gebührenden Schranken halten; vielweniger kann er aber seinen höhern

hern Naturkräften des Verstandes und Willens Genüge thun, wo er nicht in Erforschung der Ursachen bis zu dem ersten vollkommensten Wesen steigt, dessen Weisheit, Güte und Macht in den Werken der Schöpfung erkennet, seine Vorsehung sich zur gelassenen Zuversicht dienen läßt, und die rechte Erfüllung seiner Absichten in einem bessern und dauerhaftern Leben hoffet.

Alles übrige Wissen ist angenehm genug, und bringt auch seinen vielfältigen Nutzen; aber ohne Religion ist es nur ein tändelnder Zeitvertreib, der unser Gemüth nicht ersättiget, nicht beruhigt. Diese allein zeigt uns das Urbild aller Vollkommenheit, die Quelle alles Segens und Glücks, und den Zusammenhang aller Dinge mit einer äussersten großen Absicht, welche auch unser Wohl enthält, und uns mit ungezweifeltem Vertrauen auf eine gnädige und weise Führung, und mit Hoffnung auf unsere ewige glückselige Dauer erfüllet. Diese bringt unsere Begierden zur Ordnung und Einigkeit: sie lehrt uns den nützlichen Gebrauch alles innern Vermögens, und alles äusserlichen

V. Abhandlung.

Von den besondern Absichten Gottes in dem Thierreiche. S. 270

VI. Abhandlung.

Von dem Menschen an sich, insonderheit nach der Seele betrachtet. 391

VII. Abhandlung.

Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmt sind. 452

VIII. Abhandlung.

Von der göttlichen Vorsehung. 525

IX. Abhandlung.

Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung. 557

X. Abhandlung.

Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion. 626

Die erste Abhandlung.

Vom Ursprunge der Menschen und Thiere.

§. 1.

Wer ein lebendiges Erkenntniß von Gott hat, dem eignet man billig eine **Religion** zu: und so ferne dieses Erkenntniß durch die natürliche Kraft der Vernunft zu erhalten ist, nennet man es eine **natürliche Religion.** Man gedenkt sich aber **Gott**, nach dieser natürlichen Religion, als das erste, selbständige, nothwendige und ewige Wesen, welches die Welt, nebst allem, was darinn ist, durch seine Weisheit, Güte und Macht geschaffen hat, und beständig erhält und regieret; uns Menschen aber besonders, in gewisser Ordnung, nicht nur in diesem Leben, sondern auch vornehmlich in einem darauf folgenden, zu einer höhern und unaufhörlich wachsenden Vollkommenheit und Glückseligkeit bestimmt hat. Ein solches **Erkenntniß** von Gott wird an sich **lebendig**, das ist, wirksam seyn, und eine vergnügende Einsicht in den Zusammenhang der Dinge, einen willigen Trieb zur Tugend und Pflicht, und eine ungestörte Zufriedenheit des Gemüths zu Wege bringen.

Hergegen ist der Hauptsatz aller derjenigen, die keine Religion haben, und keinen Gott annehmen: die körperliche Welt und deren Natur sey das erste, selbständige, nothwendige Wesen, und außer derselben sey weiter nichts; wodurch denn zugleich Verstand, Absicht, Weisheit, Vorsehung, von der Einrichtung und den Begebenheiten der Welt gänzlich ausgeschlossen, alles einem wüsten Ungefähr, oder einer blinden Nothwendigkeit überlassen, und die ganze Dauer und Glückseligkeit der Menschen in dieses kurze und sinnliche Leben eingeschränkt wird.

§. 2.

Diese Leute gestehen denn doch alle in ihrem Hauptsatze, daß eine körperliche Welt außer uns wirklich da sey, und lassen also den Sinnen und der klaren Erfahrung ihre Gewißheit. Sie gestehen auch, daß ein selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey, und legen dadurch eine sichere Wahrheit zum Grunde, worauf man weiter bauen kann. Denn, wenn man die Wirklichkeit der körperlichen Welt läugnen wollte; so müßte man auch seinen eigenen Körper und seine sinnliche Empfindung verläugnen. Ohne dieselbe wäre es auch nicht möglich, daß in unserer Seele, nach den natürlichen Regeln ihres Denkens, eine Vorstellung und ein Begriff von einem Körper und von dessen Eigenschaften entstanden wäre. So schwer es auch sonst scheinen mögte, einen Idealisten, der alle sinnliche Vorstellungen für leere Einbildungen der Seele ausgiebt, eines andern zu überführen; so wird er doch alsobald durch seine eigenen Vorstellungen von körperlichen Dingen widerlegt. Denn er kann unmöglich einen zureichenden Grund anzeigen, wie er zu alle den Ideen gekommen sey, woferne alles Seele ist, und kein Körper außer uns einen Eindruck in unsern Körper und eine sinnliche Empfin-

Empfindung in der Seele verursacht hat; oder er müßte alle Regeln, woran sein eigen denkend Wesen gebunden ist, verläugnen.

Wenn man aber nichts Ewiges, Nothwendiges und Selbständiges setzen wollte; so müßte man seiner innern Empfindung des Gemüths entsagen, nach welcher es uns unmöglich fällt, klar widersprechende Dinge zu gedenken. Denn wenn nicht etwas **Ewiges** wäre; so würde eine Zeit zu setzen seyn, da noch nichts wirklich gewesen; folglich würde alles, was ist, entstanden, und doch durch Nichts entstanden seyn. Wenn nicht etwas in sich und schlechterdings **Nothwendiges** wäre; so würde alles, was ist, seinem innern Wesen nach, seyn und nicht seyn, so und anders seyn können: folglich würde Nichts, weder in noch außer ihm, seine Wirklichkeit bestimmt haben. Wenn nicht etwas **Selbständiges** wäre; so hätte alles, was ist, den Grund seiner Wirklichkeit außer sich in andern: folglich wäre alles abhängig, und doch der erste Grund aller abhängigen wirklichen Dinge nirgend zu finden. Dieses sind lauter Ungereimtheiten, welche sich mit Verstande nicht gedenken lassen *).

*) [Die Frage kann also nur seyn: ob **alle** daseyende verschiedene Wesen ewig und dabey selbständig sind? oder, ob **ein** selbständiges ewiges Wesen sey, welches als die Grundursache, oder der Urquell aller übrigen Wirklichkeiten angesehen werden müsse?]

§. 3.

So weit sind wir demnach mit einander eins, daß ein selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey, und seyn müsse. Auch läugnen sie nicht, daß nur ein **einziges** solches Wesen seyn könne, weil es schlech-

terdings nothwendig ist. Allein daraus folgt unwidertreiblich:

Wenn etwas wirklich ist, das einen Anfang gehabt hat und entstanden ist, so muß es ursprünglich von dem selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesen entstanden seyn.

Denn, setzte man sonst Ursachen der entstandenen Dinge, die selbst gleichfalls entstanden wären, und einen Anfang gehabt hätten; so müßte man wieder nach dem Grunde des Entstehens aller dieser abhängigen Ursachen fragen, und der würde auf Nichts hinauslaufen, wo er nicht endlich in einem selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesen ruhete.

Hieraus können wir also ein unfehlbares Merkmal nehmen, ob die Welt ein solches selbständiges, nothwendiges, ewiges Wesen sey. Denn

Dasjenige kann das erste, selbständige, nothwendige, ewige Wesen nicht seyn, welches den ursprünglichen Grund entstandener Dinge nicht in sich hält.

Wenn also etwas wirklich ist, das einen Anfang gehabt hat, und doch nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden ist; so ist die Welt und deren Natur nicht das erste, selbständige, nothwendige, ewige Wesen, sondern sie muß selbst ein abhängiges, entstandenes Ding seyn, das einen Anfang gehabt hat.

Nun läßt sich beydes von den menschlichen und thierischen Geschlechtern offenbar erweisen: einmal, daß sie alle einen ersten Anfang gehabt haben; und zweytens, daß sie ihren ersten Anfang nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur bekommen haben. Demnach

haben wir Menschen an uns selbst, und an anderen Thieren, ein unfehlbares Merkmal, daß die Welt und ihre Natur nicht das erste, selbständige, ewige Wesen sey, wovon wir und alle entstandene Dinge ursprünglich abhängen.

§. 4.

Was das erste betrifft, nämlich, daß die Menschen und alle Thiere einen ersten Anfang gehabt haben: so will ich mich in dieser Abhandlung bemühen, solches auf eine ganz kurze und begreifliche Weise außer allem Zweifel zu setzen. Ich werde zwar hauptsächlich nur von uns Menschen reden; aber eben derselbe Beweis, den ich von uns führe, wird auch von allen Thieren gelten müssen.

Lasset uns eine offenbare Erfahrung zum Grunde legen, **daß alle Menschen, die vor uns jetzt lebenden jemals wirklich gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, todt sind.** Dieses ist ja wohl unläugbar.

Gegen diese klare Wahrheit hilft auch keine metaphysische Spitzfindigkeit. Denn, was von jedem einzelnen Dinge einer Art, ohne ein einziges davon auszunehmen, gesagt werden muß, das schreibt man in ganz eigentlichem Verstande **allen** zu, oder man stellet sie sich, alle zusammen genommen, ohne eine einzige Ausnahme, unter einerley Beschaffenheit vor. Nun muß von jeden einzelnen Menschen, die vor uns gelebt haben, ohne eine einzige Ausnahme, gesagt werden, daß sie gestorben oder todt sind. Demnach sage ich auch recht, und ohne die geringste Zweydeutigkeit, daß sie **alle** todt sind, und stelle sie mir alle zusammen, ohne eine einzige Ausnahme, unter dieser Beschaffenheit vor.

Man denke also nicht, daß durch das Wort **alles** etwas heimlich erschlichen werden solle, nämlich, daß die Zahl unserer Vorfahren endlich sey. Nein; wenn sonst an sich eine wirklich unendliche Zahl möglich wäre: so würde sie durch dieses Wort und dessen gegebenen Begriff nicht aufgehoben. Es müßte aber dennoch allen, obgleich unendlichen, Vorfahren beygelegt werden, was jedem einzelnen ohne Ausnahme zukömmt. Denn so sagen auch die Meßkünstler recht, daß alle Radii eines Zirkels (oder alle Stralen aus dem Mittelpuncte zum Umkreise) gleich lang sind, ob sie wohl unendliche Radios vom Mittelpuncte zum Umkreise, so wie unendliche Winkel und Puncte im Umkreise, annehmen: genug, das jedem Radio im Zirkel, ohne einen einzigen auszunehmen, einerley bestimmte Länge zukömmt. Spinoza selbst heißet das, was er für unendlich angiebt, zusammen genommen, sehr oft **alles** [1]). Wenn ich also von unsern Vorfahren sage, daß sie alle todt sind; so bestimme ich durch das Wort alle nicht, ob ihre Zahl endlich oder unendlich sey. Wie weit sie sich erstrecke, das weis ich nicht, das brauche ich auch fürs erste nicht zu untersuchen. Genug, das weis ich zuverläßig: wir, die wir jetzt leben, sind insgesammt von gestern und heute; unsere Väter sind alle entschlafen.

[1]) Spinoza in Opp. postumis, Ethices P. I. Prop. XVI. pag. 16. *Ex necessitate divinæ naturæ, infinita infinitis modis, (hoc est,* OMNIA, *quæ sub intellectum infinitum cadere possunt) sequi debent.* Prop. XXI. pag. 21. OMNIA, *quæ ex absoluta natura alicujus attributi Dei sequuntur, semper, & infinita existere debuerunt, sive per idem attributum æterna & infinita sunt. &c.*

§. 5.

Nun schließe ich aber weiter. Wenn alle Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht haben, und gestorben sind; so müssen sie auch alle mit einander, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entstanden seyn. Ein jeder sieht, daß ich den Begriff von allen unverändert lasse, und daraus nichts, sondern nur aus dem Ende des Lebens den Anfang, schließe. Ich halte aber nicht dafür, daß irgend jemand, der gesunde Vernunft hat, gegen den Schluß etwas einwenden werde. Denn, wer wird einen einzigen ewigen Menschen setzen? oder behaupten, daß etwas, welches ein Ende hat, ohne Anfang seyn könne? Nun haben alle Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, ein Ende ihres Lebens erreicht. Demnach müssen eben dieselben alle Menschen, die vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben, oder entstanden seyn.

Wenn aber alle und jede Menschen, die wirklich vor uns gelebt haben, keinen einzigen ausgenommen, einen Anfang ihres Lebens gehabt haben und entstanden sind: so muß außer allen und jeden Menschen, die jemals vor uns gelebt haben, eine wirkende Ursache gewesen seyn, die von allen Menschen unterschieden war, und wovon sie alle entstanden sind. Denn, ohne wirkende Ursache läßt sich kein Entstehen eines Dinges gedenken: und die wirkende Ursache ist von dem gewirkten Dinge unterschieden, und eher als das gewirkte. Wollte jemand vor allen und jeden Menschen, die jemals gelebt haben, dennoch wieder andere Menschen setzen, von welchen alle und jede entsprossen wären; so würde ein offenbarer Widerspruch begangen. Wie hätte man alle und jede Menschen, die

jemals vor uns gelebt und einen Anfang gehabt haben, ohne Ausnahme verstanden, wenn noch vor denselben andere lebendige Menschen gewesen wären? Wie könnte man das Entstehen allen zueignen, wenn man sie doch nicht alle darunter befassete?

Der Schluß ist demnach sehr begreiflich: wenn vor allen Menschen, die jemals gelebt haben, eine wirkende Ursache gewesen ist, wodurch sie alle mit einander entstanden sind; so müssen wir eine Zeit [oder einen Zustand] erkennen, da noch kein Mensch war, und müssen folglich wenigstens ein Paar Menschen als das erste annehmen, von welchem die wirkliche Reihe der Menschen ihren Anfang genommen, und hernach durch natürliche Zeugung fortgepflanzt ist. Also hat das menschliche Geschlecht, so ferne es alle unsere Vorfahren begreift, einen Anfang gehabt und ist nicht ewig. Diese Folgerung entsteht demnach nicht daher, weil wir unter dem Worte alle eine endliche Zahl verstanden hätten; sondern weil allen und jeden etwas zukömmt, davon der zureichende Grund in keinem enthalten ist, und welches außer und vor allen Menschen, die jemals gelebt haben, eine von ihnen verschiedene wirkende Ursache erfodert.

So klar dieses von uns Menschen ist, so viel Stärke hat es auch in Absicht auf alle und jede Thiere und Lebendige, sie mögen auf unserm Erdboden oder auf andern Weltkörpern wohnen. Genug, wenn sie sterblich, und also auch von Vorfahren, welche nunmehro verstorben, entsprossen sind: so muß auch eine jede Thier-Art, eben wie wir Menschen, einen Anfang ihres Geschlechts gehabt haben. Demnach ist keine Thier-Art in der ganzen Welt, welche ewig wäre, und nicht einen ersten Anfang und Ursprung von einer wirkenden Ursache außer und vor seiner Art gehabt hätte.

§. 6.

§. 6.

Ich muß mich wundern, wie manche der alten und neuern Weltweisen dem Anfange des menschlichen Geschlechts durch Erdichtung unendlicher Reihen haben entgehen wollen. Denn diese Ausflucht verliert sich in einer ganz dunkeln, verworrenen und falschen Vorstellung. Sie setzen nämlich voraus, die Welt sey ewig: dann behaupten sie, das menschliche Geschlecht sey gleiches Alters mit der Welt. Demnach wären von Ewigkeit unendliche Reihen von Menschen auf dem Erdboden gewesen, ohne daß sie eines Anfangs bedürften: und es sey eben so leicht zu begreifen, daß schon vor uns unendliche Reihen von Geburten gelebt hätten, als daß sich die Menschen nach uns ins Unendliche und ohne Aufhören fortpflanzen würden.

Die vorausgesetzte ewige Welt will ich fürs erste unberührt lassen. Daß aber die Vorstellung unendlicher Reihen betrüglich und falsch sey, erhellet daraus, weil sie keinen zureichenden Grund der entstandenen Dinge enthält. Denn sie schiebt die Erklärung der Ursachen nur immer von einer zur andern auf, und giebt doch nimmer eine zureichende.

Wir jetzigen Menschen haben einen Anfang gehabt. Woher sind wir? Ganz natürlich, sprechen sie, von unsern Aeltern. Aber haben denn die auch einen Anfang gehabt? Allerdings, von unsern Großältern, und diese wiederum von unsern Urältern, und so fortan. So reichen denn die Groß- und Urältern noch nicht zu, unsern Ursprung zulänglich zu erklären. Denn wenn sie nicht auch Aeltern gehabt hätten, so wären sie, so wären wir, und alle unsere Nachkommen nicht. Wie aber? wenn wir mit ihnen ins tausende, ins hunderttausende Glied unserer Vorfahren hinaufsteigen; befriedigen sie uns denn

 mehr?

mehr? lösen sie unsere Frage auf, woher wir entstanden sind? Nein, wir sind noch nichts weiter; die Frage bleibt immer dieselbe: woher sind denn die? sie bleiben die Antwort in Ewigkeit schuldig. Wenn also Weltweise den Grund der Dinge zwar zu geben versprechen, aber durch beständige Anweisung auf unzulängliche Ursachen denselben nur ins Unendliche verschieben; können sie sich wohl rühmen, daß sie uns mit Gründen bezahlen?

Es ist demnach mit den unendlichen Reihen der Ursachen ein bloßes Blendwerck: sie gelten alle zusammen so viel, als keine, wenn man nicht auf eine erste zureichende steigt. Man kann dergleichen Einbildungen auch wohl mit einer vom Himmel herabhangenden unendlichen Kette vergleichen. Wie? wenn kein Glied der Kette sich in der Luft erhalten kann, wo es nicht von dem nächsten obern gehalten wird: hilft es da was, daß ich mir den Fortgang der Glieder in die Höhe bis ins Unendliche vorstelle? Die ganze Kette hängt doch an nichts, und fällt selbst in meiner eigenen Vorstellung zu Boden [2]).

[2]) Siehe Wollaston in der Religion of Nature delineated, Sect. V. Prop. I.

§. 7.

Hieraus ist denn begreifflich genug, daß unendliche Reihen abhängiger Ursachen keinen zureichenden Grund der Dinge in sich halten, und nichts erklären, vielweniger beweisen; sondern unter die leeren und betrüglichen Einbildungen zu rechnen sind. Allein, ich muß auch entdecken, woher einige Menschen sich noch jetzt aus solcher Verwirrung nicht herausfinden können.

Man gedenkt sich nämlich, insonderheit in der höheren Rechen-und Meßkunst, einen Fortgang von Zahlen,

len, Linien, Größen ins **Unendliche**, weil keine derselben so groß kann angegeben werden, daß nicht noch immer eine größere zu gedenken wäre. Und so verfährt man mit der Verkleinerung ins **Unendliche**, weil sich alle die abgesonderten Begriffe von Zahlen und Größen ins Unendliche, oder ohne Aufhören, theilen lassen. Aus diesem verneinenden und abgesonderten Begriffe des ins Unendliche zu Vermehrenden und zu Verkleinernden, dichtet sich der Mathematicus etwas unendlich Großes und unendlich Kleines, im bejahenden Verstande, als ob dergleichen wirkliche, oder wenigstens mögliche Dinge wären, die in keinem Verhältnisse mit bestimmten Zahlen oder Größen stehen, und da eins gegen das andere für Nichts zu rechnen ist. Ja, man sieht das unendlich Große und Kleine wieder als Einheiten an, und vermehrt oder verkleinert dasselbe wieder unendliche mal: daher unendliche Ordnungen des unendlich Grossen und Kleinen entstehen, unter welchen immer ein Unendliches gegen das andere von einer höheren Ordnung für Nichts gerechnet wird [3]).

Es haben zwar die Urheber und Beförderer solcher Art der Berechnungen selbst vielfältig erinnert, daß diese Begriffe des unendlich Großen und unendlich Kleinen bloß zu leichterer Erfindung der wahren Verhältnisse erdichtet wären, und ja nicht für wahre Dinge angenommen, oder auf die Naturlehre und Weltweisheit angewandt werden müßten [4]). Dennoch aber gewöhnen sich viele, wenn sie sich mehr mit der Mathematik, als mit der Vernunftlehre, bekannt machen, dermaaßen an solche Begriffe, daß sie sich darunter eben sowohl wahre Dinge vorzustellen vermeinen, als der gemeine Haufe den Raum und die Zeit für solche wirkliche Dinge hält, die von denen Dingen, welche Raum und Zeit gleichsam erfüllen,

unter-

unterschieden, und deren Behältnisse wären. Es sind daher wohl einige Mathematiker selbst der Meinung, daß die alte Deutlichkeit und Gewißheit der mathematischen Lehrart, durch solche dunkele und falsche Begriffe vom Unendlichen, vieles litte, und daß man leicht dadurch zu großen Fehltritten verleitet werden könne. Sie haben demnach versucht, zu zeigen, daß man ihrer in der Meßkunst selbst entbehren, und alles nach alter zuverläßiger Lehrart beweisen könne [5]). Wenigstens ist gewiß, daß diese Begriffe außer der Mathematik von keinem Nutzen sind, und hergegen zu vielen und groben Irrthümern Anlaß geben, welche desto gefährlicher werden, je mehr sie ein falsches Ansehen der Gewißheit von dem Gebrauche der Mathematiker erborgen.

Ich will nur, nach meinem Zwecke, zwo schädliche Verwirrungen bemerken, welche aus solcher Vorstellung des Unendlichen entstehen. Eines Theils meint man, **ins Unendliche** fortgehen, und **unendlich** seyn oder werden, sey einerley; welches grundfalsch ist. Andern Theils zieht man den Schluß: was aufs Künftige, oder in seinem Fortgange, ins Unendliche fortlaufen kann, das kann auch in vergangener Zeit ins Unendliche gedehnt werden, und also ohne Anfang gewesen seyn; welches eine gantz verkehrte Folgerung ist. Ich will beides deutlich machen.

[5]) Der Hr. Baron von Wolf hat am deutlichsten von dem mathematischen Begriffe des Unendlichen, und von dessen Gebrauche und Misbrauche, in seiner Ontologia §. 796 sqq. gehandelt. Daraus erhellet 1, daß das Unendliche der Mathematiker nur zu bequemer Berechnung und Messung erdichtet sey, an sich aber nichts wahres oder mögliches vorstelle. Die Erdichtung aber besteht darinn, daß aus einem verneinenden Begriffe ein bejahender gemacht wird. Wenn unendlich, nach §, 796 heißt, dem keine Gränzen zu setzen sind, über welche es nicht könnte vergrößert werden; so

so ist nicht sowohl das Ding selbst, als der Mangel einer mehreren Wirklichkeit, unendlich. Ich mag eine Zahl, Linie, oder Größe, so groß annehmen, als ich will, so hat doch die Möglichkeit ihrer Vermehrung kein Ende; und sie bleiben in der That ohne Ende endlich. Aber der Mathematicus macht einen bejahenden Begriff daraus, als ob die Unendlichkeit in der Wirklichkeit der Dinge liege, als ob eine Zahl, Linie, Größe sey, welche alle mögliche Zahl, Länge oder Größe in sich befasset, und weiter nicht vermehret werden kann. Es erhellet 2, daß dieser Begriff etwas **Unbestimmtes** vorstelle, welches in keinem Verhältnisse mit andern steht. Ein Stäubchen z. B., das von der Spitze des Berges wehet, ist gegen den Berg und dessen Höhe ein unendlich kleiner Theil, dessen Verhältniß gegen den Berg nicht zu bestimmen ist, und der Berg oder dessen Höhe dagegen unendlich groß. So erkläret und vertheidiget auch der Hr. Weidler das Unendliche der Mathematiker in den Miscellaneis Lipsiensibus T. I. p. 209. und in seinen Institutionibus Mathematicis pag. 755 sqq. Es erhellet 3, daß unendlich groß oder klein **vergleichungsweise** gesagt werde, so ferne eines Größe und Vielheit durch das andere nicht kann gemessen oder berechnet werden. Daher wird der Berg, welcher gegen das Stäubchen unendlich groß war, in Berechnung der Mondfinsternisse, oder des runden Erdschattens auf dem Monde, unendlich klein und für Nichts gerechnet, als ob die Erde vollkommen rund wäre. Wiederum wird die ganze Erde in der Messung der Fixsterne für Nichts geachtet, als ob sie ein untheilbarer Punct wäre, oder als ob der Messende in dem Mittelpuncte der Erde stünde. Siehe auch Wolfii elementa analyseos P. II. Sect. I. cap. 1. §. 5. Weidler l. c. und Hr. Jo. Lulofs Antekeningen op de Natuurkundige Lessen van den Heer Keill p. 16, 28 sqq. 34 sqq. Man darf sich daher nicht wundern, daß in solcher erdichteten und unbestimmten Vorstellung das eine Unendliche, vergleichungsweise, immer größer oder kleiner seyn kann, als das andere, und daß sich unendliche Reihen oder Ordnungen des unendlich Großen und Kleinen setzen lassen, als nx. n^2x. n^3x. n^4x. u. s. w. ingleichen $n^{-1}x$. $n^{-2}x$. $n^{-3}x$. $n^{-4}x$. u. s. w. da allemal eins gegen das andere verschwindet, und für Nichts zu rechnen ist. Aber eben dieses ist ein offenbarer Beweis, daß die Mathematiker daß Unendliche nicht im eigentlichen Verstande nehmen; denn sonst würde ein und dasselbe Ding,

Ding, (als der Berg, die Erde,) an sich, zugleich unendlich groß und doch gar Nichts seyn; zugleich endlich und doch unendlich seyn; welches ungereimt ist.

[4]) Der Herr Baron von Leibnitz schreibt in seiner Theodicée, Disc. prelim. §. 70. *Tout cela* (nombre infini, ou infiniment petit) *ne sont que des fictions. Tout nombre est fini & assignable, toute ligne l'est de même, & les infinis ou infiniment petits n'y signifient que des grandeurs qu'on peut prendre aussi grandes ou aussi petites que l'on voudra, pour montrer qu'une erreur est moindre que celle qu'on a assignée, c'est à dire, qu'il n'y a aucune erreur: ou bien on entend par l'infiniment petit l'état de l'evanouissement ou du commencement d'une grandeur, conçus à l'imitation des grandeurs deja formées.* Man kann auch hiebey halten, was eben derselbe in den Actis Eruditorum 1712 p. 167 sq. von dem Begriffe saget. Aus des Hrn. B. v. Wolfs Ontologia gehören folgende Lehrsätze hieher. §. 797. Eine unendliche Zahl und unendliche Größe ist unmöglich. §. 799. Alle Zahl und Größe, die wirklich ist und gedacht werden kann, ist endlich. §. 801. Es ist nicht möglich, daß ein Unendliches größer oder kleiner sey, als das andere. §. 804. Die unendlichen Größen der Mathematiker sind keine wahre Größen, sondern nur in der Einbildung. §. 805. Das Unendliche der Mathematiker ist nur eine Redensart, dadurch man mehrere Dinge andeutet, als sich in einer Zahl fassen lassen. Bey welchem letzteren Satze auch gezeiget wird, daß die Weltweisheit mit den gröbsten Irrthümern beflecket wird, wenn man das erdichtete Unendliche der Mathematiker für wahre und wirkliche Dinge in der Natur hält.

[5]) Diese Absicht hat des Edinburgischen Professors der Mathematik, Herrn Colin Mac-Laurin, schönes Buch, das zu Edinburg 1743, in 2 Bänden in 4 unter dem Titel herausgekommen: A Treatise of Fluxions in two Books, da er besonders in der Indroduction davon handelt. Der Hr. Wolf vertheidiget zwar die an sich falschen Begriffe des Unendlichen in der Mathematik als unschädlich, weil sie keinen errorem

rem assignabilem gäben; und als nützlich, weil sich die Wahrheiten auf solche Weise viel kürzer erfinden und beweisen ließen. Siehe Ontologiam §. 814. §. 823. §. 824 in den Noten. Allein, auf der andern Seite sagt man, daß sie doch unnöthig wären, weil man alles mit wahren Begriffen nach strenger Lehrart bestellen könne; man sagt, daß sie die Sache oft viel weitläuftiger machten, als eine synthetische Lehrart thun würde; daß es allemal unsicher sey, falsche Begriffe im Beweise zum Grunde zu legen, dabey es selbst in der Mathematik viele Behutsamkeit erfodere, um nicht zu fehlen; und daß man, besonders in Mathesi ad Physicam applicata, grobe und lächerliche Irrthümer darlegen könne, worein berühmte Mathematiker durch ihre Infinitesimal-Rechnung verfallen sind. In dieser Betrachtung würde demnach allerdings das Sicherste seyn, daß man sich der falschen Begriffe des Unendlichen gänzlich enthielte, damit man die Gewißheit mathematischer Wahrheiten nicht mit untermengten Irrthümern verunehre, und diese nicht noch dazu in andere Wissenschaften, als mathematisch gewiß, einführe. Hr. Lulofs tritt in der Anmerkung zu dieser Stelle der holländischen Uebersetzung meines Buches ins Mittel, und urtheilet so: wenn man mit Leibnitz und Wolf (Anal. Infinitor. §. 3) einmal zugäbe, daß ein unendlich kleiner Theil in der Berechnung übergangen und versehen würde, so gienge man allerdings von der strengen Lehrart ab. Sonderlich habe Fontenelle in seiner Geometrie de l'Infini, mit seiner Vertheidigung der Differential-Rechnung die ganze Sache verdorben. Aber wenn man sie so behandele, wie Mac-Laurin l. c. Simpson, Doctrine and application of Fluxions p. 1, ff. Euler, präf. ad Institutiones calculi differentialis p. XI. sqq. angewiesen hätten: so sey nichts darinn, das von der geometrischen Strenge abwiche, man erspare hingegen gar viele Zeit durch die Differential-Rechnung, und es sey völlig unwahr, daß man dadurch die Sache weitläuftiger mache, als durch die alte Art.

§. 8.

Wenn man nicht mit Worten spielen will, so kann nichts eigentlich **unendlich** seyn und heißen, als dasjenige, dem nichts in seiner Art weiter kann hinzugefügt

fügt werden. Folglich ist alles dasjenige in der That **endlich**, oder eingeschränkt, dem sich noch ferner was hinzusetzen, oder das sich vermehren läßt. Denn in dem Puncte, so zu reden, wo das Wirkliche aufhört, und das fernere Mögliche derselben Art angeht, da ist das Ende, oder da sind die Schranken des Dinges. Man mag diese Erklärung auf Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit, Kräfte, oder worauf man sonst will, ziehen: so wird sie allemal richtig gefunden werden. Jedes derselben ist alsdann und darum endlich und eingeschränkt, so ferne sich der Zahl, Linie, Größe, Krafft, Zeit und dem Raume, noch was hinzusetzen, oder ein mehres jeder Art gedenken läßt.

Ich behaupte aber auch eben daher, daß keine Zahl, und nichts, was zählbar ist, in der That unendlich sey, oder jemals unendlich seyn und werden könne: weil keine Zahl so groß ist oder gedacht werden kann, daß sie nicht vergrößert, ja mit sich selbst sollte vermehrt werden können. Indem aber ihre Vermehrung **ins Unendliche** fortlaufen und nimmer aufhören kann; so folgt eben daraus, daß eine Zahl und alles zählbare, was ins Unendliche vermehrt werden kann, nimmer aufhört endlich zu seyn; folglich, daß **ins Unendliche fortlaufen** und **unendlich** seyn, ganz nicht einerley, sondern gerade entgegengesetzte Dinge sind. Dasjenige, was ins Unendliche vermehrt werden kann, erreicht eben daher das Ziel der wahren Unendlichkeit nimmer; sondern es ist und bleibt immer einer Vermehrung fähig, und also endlich, es mag so viel vermehrt seyn, als es will. Es kann also auch dem Unendlichen nimmer gleich kommen, noch ein Maaßstab davon werden, sondern ist durchaus anderer Art. Lasset nun Zahlen, Linien, Größen, Raum, Zeit u. d. gl. ins Unendliche wachsen und zunehmen können: das stehe ich zu. Aber eben darum ist keine wirklich

lich unendliche Zahl, Linie, Größe, Zeit, oder unendlicher Raum, möglich.

Wenn wir denn gleich einem die Freiheit ließen, die Reihe und Anzahl der verstorbenen Menschen, nach Gefallen, ins Unendliche zu vermehren; so erweist sich doch diese gewesene Anzahl und Reihe jetzt und allezeit von selbst als endlich, weil außer denen, die bereits wirklich gelebt haben und im Reiche der Todten sind, noch immer mehrere gebohren und wieder zu ihren Vätern versammlet werden. Da sich also die Zahl und Reihe der gewesenen Menschen wirklich vermehrt; so ist sie nicht so groß, daß ihr nichts in ihrer Art sollte hinzugefügt werden können: folglich ist sie nicht unendlich, sondern endlich [6]. Und so verhält es sich auch mit der künftigen Reihe der Menschen, die nach uns kommen können. Wenn sie gleich ins Unendliche, oder in Ewigkeit, fortläuft; so höret sie doch nimmer auf, vermehrbar zu seyn, und bleibt eben darum immer endlich und zählbar. Die zu jeder künftigen Zeit Lebenden geben der wirklichen Reihe so weit ihr Ende oder ihre Schranken, von welchen die Nachwelt angeht.

[6]) Ein gewisser Freund machte mir den Einwurf: Man könne sich die Anzahl der vorigen Menschen schon als unendlich vorstellen, ob sie gleich noch immer vermehrt würden. Denn man solle sich nur eine Linie x———b gedenken, die gegen x ins Unendliche verlängert wäre, ob sie gleich noch in b aufhörte. Auf solcher Linie sollte man die gewesenen Menschen nach der Reihe in Gedanken stellen: so würde auch ihre Anzahl gegen x unendlich seyn, ob sie gleich gegen b noch immer wüchse.

Allein dieser Einwurf erklärt die Unendlichkeit der Anzahl durch die Unendlichkeit der Linie; die eine falsche und erdichtete Unendlichkeit durch die andere. Man mag die Anzahl, man mag die Linie so viel in Gedanken vergrößern, als man will; so wird sich außer ihr, so gut rückwärts, als vorwärts, eine

mehrere Anzahl und Länge gedenken lassen. Wer diese Begriffe, auf der einen Seite als unbestimmt betrachtet, der würde sich doch selbst betrügen, wenn er das, was er nicht bestimmen, oder dessen Ende er nicht absehen kann, in sich für unbestimmt, oder gar unendlich halten wollte. Alles Wirkliche muß in sich eine gewisse Bestimmung haben, ein gewisses Ding, in gewisser Zahl und Größe seyn. Aber eine in sich bestimmte Zahl oder Linie kann auch nicht einmal nach Willkühr so groß bestimmt werden, daß man nicht noch mehrere Einheiten und eine mehrere Länge darüber gedenken sollte.

Damit ich jedoch den erwähnten Einwurf, auf eine ähnliche Art, durch die Einbildung heben möchte, so nahm ich an, die Linie x——b sollte gegen x unendlich, und unendliche Menschen dorthin gestellet seyn. Weil nun, vermöge des Zugestandenen, Linie und Zahl gegen b vermehrt werden können; so setze ich mich etliche 1000 Jahre, oder, so es gefällig, etliche Millionen Jahre, weiter in die Welt, und stelle mir die Linie und die darauf gestellten Menschen, wie sie alsdann seyn werden, vor. Wenn ich nun alsdann 1000 Geburten oder Glieder mehr rechne, als jetzo gewesen sind, und die Linie folglich in b bis zu c verlängern muß: so stelle ich die beyden Linien mit ihren darauf gestellten Menschen so gegen einander über, daß der letzte Mann von den 1000 künftigen gerade gegen mich über, dessen Vater gegen meinen Vater, der Großvater gegen meinen Großvater, und so weiter aufwärts Mann für Mann gegen einander zu stehen kommen. Fragt sich, wen werden die 1000 Glieder, die hernach mehr seyn werden, bey x gegen sich über haben? Gewiß keinen, weil sie über die angenommene unendliche Zahl Menschen auf der Linie x——b sind. Ist denn aber nicht offenbar, daß die angenommene Linie und Zahl nicht unendlich sey, sondern in x einen Anfang gehabt habe, vor welchem sich andere mehrere Menschen gedenken lassen?

Hierauf wußte man mir nichts zu antworten, als nur dieses, daß die Mathematiker, wenn dem Unendlichen etwas zuwüchse, solches für Nichts achteten. Allein, ich erwiederte, es wäre nur der Unterschied, daß mein Etwas wirklich, jenes Nichts aber erdichtet sey, und die Wahrheit von meinem Etwas nicht aufhebe. Wenn nach vielen Jahren 1000 Glieder von Menschen wirklich mehr in der Welt werden gewesen seyn, und man wollte sie neben der jetzigen Reihe aufwärts einzeln gegen einander über stellen; so wollen doch die überschießenden 1000 Glie-

Glieder bey x auch Platz haben, und lassen sich durch keine Erdichtungen aus der Welt hinaus denken. Auf diese Weise könnte man sonst auch den wirklichen Raum vom Sirius bis zum gegen über stehenden Fixsterne zu Nichts in der Welt machen, und selbst das Unendliche durch ein größeres Unendliches vernichten.

§. 9.

Der andere Irrthum bauet auf den vorigen eine neue, aber eben so unrichtige, Folgerung: Was aufs Künftige ins Unendliche fortlaufen kann, das könne auch aufs Vergangene ins Unendliche vermehrt, und also unendlich und ohne Anfang gesetzt werden. Nun will ich hierbey nicht wiederholen, was ich eben erst erwiesen habe, daß ins Unendliche vermehrbar seyn, und unendlich seyn, nicht einerley, sondern gerade entgegengesetzte Dinge sind: und daß mithin die Reihe unsrer Vorfahren dadurch nicht unendlich und ohne Anfang würde, wenn man sie gleich in Gedanken ins Unendliche vermehren wollte. Aber ich behaupte auch, daß man dieses nicht so von unsern Vorfahren, wie von unsern Nachkommen, heischen könne, daß sich ihre Reihe ins Unendliche vermehren lasse.

Der Unterschied ist ganz offenbar. Das Zukünftige ist nur möglich, aber nicht wirklich: und in möglichen Theilen steht es mir frey, noch immer mehrere zu gedenken, und die Reihe nach Gefallen ins Unendliche zu verlängern. Aber wirkliche Theile haben ihre bestimmte Zahl, keines mehr, keines weniger: alle, die ich darüber gedenke, sind nicht wirklich gewesen, sind erdichtet und haben keine Wahrheit. Wie ich also irren würde, wenn ich unsre möglichen Nachkommen bis ins tausende Glied mit in der Reihe unsrer wirklichen Vorfahren befaßte; so steht es mir auch nicht frey, die Reihe dersel-

ben mit tausend, mit hunderttausend Gliedern u. s. w. ins Unendliche nach Belieben zu vergrößern. So viel ihrer wirklich gewesen sind, so viel sind gewesen, und nicht noch tausend Glieder mehr, die annoch nur möglich sind. Ist mir ihre Zahl unbekannt, so laß sie x heißen; es ist darum doch nicht x † 1000, es ist eine in sich bestimmte Zahl wirklicher Einheiten, die sich von einer ersten Einheit anfängt, und bis auf uns fortgeht.

Wenn einer einen königlichen Schatz betrachtet, so kann er wohl annehmen, daß sich derselbe ins Unendliche vermehren lasse: das ist eine mögliche Sache. Aber die Thaler, die schon wirklich in voriger Zeit gesammlet sind, kann er nicht in der Berechnung nach Belieben ins Unendliche vermehren: das hieße, den König nur in Gedanken und auf dem Papiere ins Unendliche reich machen. Es ist eine wirkliche bestimmte, obgleich unbekannte Zahl des Geldes da, kein Heller mehr oder weniger. Und wenn der Schatz nicht einen Anfang der Sammlung gehabt hätte, so würde er auch nicht ins Unendliche können vergrößert werden.

Lasset nun die alten wirklich gesammleten Thaler die wirklichen Menschen bedeuten, welche bereits zu ihren Vätern versammlet worden; und die künftig ins Unendliche einzunehmenden Thaler die künftigen Menschen vorstellen; so werdet ihr sehen, der Begriff und die Sache sey wesentlich einerley. Wir dürfen mit den wirklichen Ahnen nicht nach Gefallen ins Unendliche spielen, und immer mehr gewesene Menschen in unsern Gedanken machen. Das heißt dichten, und des Dichtens kein Ende machen wollen. Es sind lauter einzelne Menschen, die vor uns gelebt haben, und ein jeder macht einen wirklichen Theil der Zahl und Reihe aus, und hat gegen uns ein bestimmtes Verhältniß eines Großvaters, Urälter=

tervaters, eines Ahnen im 99, im 687 Gliede, und so weiter. Es ist demnach die ganze Anzahl und Reihe, als eine wirkliche betrachtet, auf alle Weise bestimmt.

§. 10.

Bey diesem offenbaren Vernunftschluße aus einer klaren Erfahrung wollte ich meinen Beweis anfangs bewenden lassen, und die historischen Gründe, wegen der Weitläuftigkeit, ganz vorbeygehen. Allein, weil ein neuer französischer Schriftsteller der Ewigkeit des menschlichen Geschlechts aus der Geschichte einen Schein zu geben gesucht hat [7]); so will ich doch, so kurz als mir möglich seyn wird, zeigen, daß die wahre Geschichte dem Anfange des menschlichen Geschlechts nicht widerspreche, sondern vielmehr denselben durch mancherley Umstände bestätige.

[7]) Le Monde, son Origine & son Antiquité. à Londres (wie der Titel lautet) 1751. 8, darinn der ungenannte Verfasser, nachdem er andere ausgeschrieben, auch Vergnügen findet sich selbst auszuschreiben, indem er im andern Theile ganze Seiten aus dem ersten, wörtlich, zugleich mit den Noten, wiederholet. So ist schon das erste Capitel des zweyten Theils ganz aus dem 1 Th. p. 155 — 162. Wiederum, was p. 15 — 19 steht, findet man 1 Th. p. 164 — 167. Ferner p. 21 sq. ist aus 1 Th. p. 162 sq. p. 48 — 52 aus 1 Th. p. 168 — 171. Dennoch hat man uns schon mit einer deutschen Uebersetzung dieses Buches gedrohet; und vielleicht würde auch der Hr. Uebersetzer keine Zeile davon umsonst zweymal geschrieben seyn lassen.

§. 11.

Die Geschichte, sage ich, widerlegt es nicht, daß die Menschen einst entstanden sind. Denn alle und jede Völker, von denen man Nachricht hat, kommen darinn über-

überein, daß ihr Geschlecht einen Ursprung gehabt habe; ob sie gleich in der Zeit, Art und Ursache des Entstehens weit von einander abgehen. Die meisten gaben sich für indigenas, terrigenas, aborigines, ἐγγενεῖς, oder ἀυτόχθονας aus [8]), welches alles nichts anders sagen will, als daß ihre ersten Voraltern in demselben Lande, wo sie jetzt wohnten, aus unser aller Mutter, der Erde, Schooße gebohren wären. Dieses Vorgeben schließt zwar einen göttlichen Werkmeister, der sie aus Leimen gebildet, nicht aus [9]); jedoch möchte wohl eines Theils die Unwissenheit, von ihrem undenklichen Herkommen aus einem andern Lande und Geschlechte, Ursache daran seyn, daß ein jedes Volk sich da geschaffen und erzeugt zu seyn glaubte, wo es wohnte. Bey den meisten aber ist wohl ein Hochmuth Ursache solcher Erdichtung gewesen, daß sie ihre Herkunft keinem Fremden wollten zu danken haben, oder dessen Colonie und Abkömmlinge heißen.

Dieser Hochmuth war auch der Bewegungsgrund, das sich die Völker um die Wette alt zu machen suchten, und sich eines göttlichen Ursprunges, und einer urkundlichen Nachricht von vielen tausend, oder hunderttausend Jahren rühmten; hergegen anderer Völker Abstammung, und aller nützlichen Künste Erfindung, von sich ableiteten [10]). Die Babylonier wären wohl, nach Mosis Berichte, seit der allgemeinen Wasserfluth, die allerältesten; und von da aus war Aegypten beypflanzet worden [11]). Dennoch machtens ihnen die Aegypter streitig, und behaupteten, daß nicht allein die ersten Menschen, sondern auch die Götter bey ihnen erzeugt wären [12]): sie hätten, wie nach Griechenland, Pontus, Arabia, Judäa, Syria, so auch nach Babylon, Colonien geschickt, und die Babylonier in der Sternkunde unterrichtet [13]): sie hätten alle Künste erfunden,

und die Griechen hätten alle Theologie und Weisheit von ihnen empfangen [14]). Ich weiß also nicht, ob **Herodotus** sich die Wahrheit berichten lassen, als ob der ägyptische König Psammetichus selbst den Phrygiern den Vorzug des Alters zuerkannt habe, nachdem er zween Knaben, ohne daß sie eine menschliche Sprache gehört, erziehen lassen, und diese von selbst beyde **Bekos! Bekos!** das ist, auf Phrygisch, Brodt, geschrien [15]). Wiewohl auch die Scythen ihr Geschlecht deswegen älter hielten, als der Aegypter, weil sie ein höheres Land bewohnten, das nach der allgemeinen Fluth zuerst trocken geworden, da Aegypten noch unterm Wasser gelegen. Und **Justinus** scheint ihnen darinn beyzustimmen [16]). Auch rühmten sich die Aethiopier, daß sie die ersten Menschen, und die Aegypter ihre Colonie wären [17]). Kurz! ein jedes Volk wollte sich durch Alter und Ahnen, durch göttlichen Ursprung, und durch seine Erfindungen und Ausbreitung, vor andern, adeln, und kein Abkömmling anderer heißen.

Man sieht also schon aus diesem Bewegungsgrunde, daß man ihr Vorgeben für nichts weiter als für eine Erdichtung zu achten habe, die von einer hochmüthigen Rangsucht erzeugt worden. Eben das erhellet auch aus der Unverschämtheit des Vorgebens selbst, da die Aegypter eine Geschichte von 23000, die Babylonier von 470000, die Sineser gar von mehrentheils neun Millionen Jahren vorgegeben haben. Denn die eine Lüge kostet nicht mehr Zeit, als die andere. **Cicero, Diodorus Siculus,** und andere Alte, haben dieser handgreiflichen Aufschneiderey schon gespottet [18]). **Callisthenes,** der Alexandern nach Asien begleitet, hat, nach des Porphyrius Berichte, in der Chaldäer Büchern nicht mehr himmlische Beobachtungen, als von 1903 Jahren vor Alexandern, gefunden, welches

etwa bis zu Nimrods Zeiten hinaufsteigt [19]. Und **Martinus Martini** schreibt von den Sinesern, daß sie selbst ihre Nachrichten vor dem Fohy für verdächtig, und zum Theile lächerlich hielten [20]. Ueberhaupt reicht keines Volks Geschichte, die einigen Glauben verdient, weiter, als die Geschichte Moses nach der allgemeinen Fluth: so wie auch der Griechen Nachricht die Zeiten der Semiramis und des Ninus nicht übersteigt; und die Schreibekunst, oder vielmehr das Geschichtschreiben, vielleicht kaum so alt ist [21].

Es mag aber darum seyn wie es will; so erhellet doch aus allem das einmüthige Geständniß aller Völker, daß sie sich nicht für ewig gehalten, sondern einen Anfang ihres Geschlechtes erkannt haben [22]. Denn die, welche ihre ersten Voreltern ursprünglich aus der Erde herleiteten, mußten ja eine Zeit annehmen, da noch niemand von ihren Vorfahren gewesen. Die, welche ihren Ursprung von den Göttern herholeten, oder vielmehr nur ihre ersten Regenten und Wohlthäter vergöttert und unsterblich erkläret hatten, wie die Aegypter, Babylonier, Creter, Pelasger, und viele andere thaten, dachten an keine andere als erschaffene oder erzeugte Götter, das ist, an Menschen, die selbst entstanden wären. Die alten Perser, und mehr andere, sagten ausdrücklich, daß die Welt und die Menschen von Gott erschaffen wären [23]. Die Sineser setzen, ungeachtet ihrer langen Zeitrechnung, einen ersten Menschen, den sie Puoncuum nennen [24]. Es hat demnach kein Volk, nicht einmal mit allen Lügen, jemals Anspruch an die Ewigkeit gemacht; und die wahre Geschichte reicht nicht über den Nimrod, oder über Moses Nachrichten. Wenn man daher Moses auch nur bloß als den ältesten Geschichtschreiber ansehen will; so hat man alle Ursache, seiner Beschreibung von der Abstammung und Verbrei-

tung der Völker völlig Glauben beyzumessen. Man sieht offenbar, daß er darinn durch keine solche Ehrsucht, wie andere, getrieben worden, weil er alle andere Völker damaliger Zeit älter macht, als das seinige. Es ist aus unterschiedlichen Stellen seiner Bücher zu erkennen, daß er noch ältere Urkunden vor sich gehabt, woraus er seine Nachricht genommen. Die Namen der Stammväter, die er angiebt, stimmen mit den Namen der Völker und Länder überein: und die heidnischen Geschichtbücher bestätigen selbst die Wahrheit der Bücher Mosis in diesem Stücke; wie der vortrefliche **Bochart** in seiner Geographia sacra genugsam gewiesen.

[8]) Diodorus Siculus lib. I. Cap. 9. p. 12. fin. Nicht allein die Griechen, sondern auch viele der Barbaren sagen, sie wären aus der Erde entsprossen. Siehe besonders von den Aegyptern, eben daselbst, Cap. 10. sqq. von den Indianern, denselben lib. II. cap. 38. pag. 151. lin. 4. Pausanias lib. VIII. cap. 29. p. 661. von den Aethiopiern, den Diodorus lib. III. cap. 2. von den Scythen denselben lib. II. c. 43. p. 155 lin. 79. von den Atheniensern, den Isocrates in Panegyrico p. 45. ed. H. Steph. und im Panathenaico p. 258. C. und den Euripides beym Plutarchus de Exilio p. 604. E. Justinus II. 6 &c. von den Arcadiern und Achivern, den Pausanias Eliac. lib. V. cap. 1. init. von den Sicaniern, den Diodorus Sic. lib. V. c 6. p. 335 lin. 95. von den Cretern, denselben lib. V. cap. 64. p. 381 von den Deutschen Tacitus de Mor. Germ. cap. 2 & 4. von den Britanniern, Cæsar de Bello G. lib. V. Cap. 12. Die Gallier wollten vom Dite Patre erzeuget seyn. Cæs. ibid. VI. cap. 18.

[9]) Siehe des Tob. Pfannerus Systema Theologiae Gentilis purioris cap. VII. §. 2.

[10]) Diodorus Sic. lib. I. cap. 9. fin. schreibt: Es streiten sich nicht allein die Griechen, sondern auch die Barbaren, welches Volk das älteste sey: ein jedes sagt, sie sind aus der Erde entsprossen, und sie wären unter

unter allen Menschen die ersten Erfinder nützlicher Dinge, und ihre Thaten wären von gar langen Zeiten des Aufzeichnens werth geachtet worden.

[11]) Jacobus Perizonius in Originibus Babylonicis cap. 1. sqq. und in Ægyptiacis cap. 1.

[12]) Diodorus Sic. lib. 1. cap. 10. & 12. Mela I. 9.

[13]) Idem lib. I. cap. 28.

[14]) Idem lib. I. cap. 11. sqq. item cap. 22. & 69.

[15]) Herodotus lib. II. sect. 2.

[16]) Justinus lib. II. cap. I.

[17]) Diodorus Sic. lib. III. cap. 2. 3. p. 175. sq.

[18]) Cicero lib. I. de Divinat. cap. 19. *Condemnemus hos* (Babylonios) *aut stultitiæ, aut vanitatis, aut imprudentiæ, qui CCCCLXX. millia annorum, ut ipsi dicunt, monumentis comprehensa continent, & mentiri judicemus, nec sæculorum reliquorum judicium, quod de ipsis futurum sit, pertimescere.* vide Eundem, lib. II. cap. 46. Diodorus Sic. lib. II. cap. 31 p. 145 lin. 57. Die Menge der Jahre, seit welcher die Gesellschaft der Chaldäer vorgiebt, den Himmel betrachtet zu haben, kann nicht leicht jemand glauben. Denn sie zählen von dem ersten Anfange ihrer Beobachtung der Sterne bis auf Alexanders Einfall in Asien 473000 Jahre. So sagt er auch von den Aegyptern, lib. I. cap. 26. p. 30. lin. 92. Die ägyptischen Priester geben vor, daß von der Zeit der Regierung der Sonne [des Helius], bis zu Alexanders Zuge nach Asien, bey 23000 Jahre verstrichen sind. Diese Menge von Jahren aber ist unglaublich. Syncellus in Chronico p. 17 sq. & 37. edit. Paris. 1652. in Fol. urtheilt von beiden Völkern, und ihren Geschichtschreibern, dem Berosus und Manetho, nicht besser. S. auch wieder den Herodotus, des Shaw Voyage dans la Barbarie et le Levant, P. II. sub fin. und p. 183. (a)

[19]) Perizonius in Origin. Babyl. cap. 1. p. 6. sq.

[20]) Mar-

[20]) Martinus Martini Decade I. Sinicæ historiæ, init. *Ante Fohyum quidem Imperatorem, constituta annalium suorum initia Sinæ ipsi pro suspectis habent, ut quæ falsa & ridicula quam plurima complectantur.* Ich halte dafür, daß es vergeblich sey, die sinesische Zeitrechnung, so wie die chaldäische und ägyptische, zu harmoniren; was sich auch M. Fourmont der ältere, sur l'origine des anciens peuples P. II. p. 392. sqq. nach vielen andern, für Mühe giebt. [Der Ungrund des von den Sinesern vorgegebenen Alterthums, und das Fabelhafte ihrer Geschichte, ist von Herrn Prof. Meiners, in seinen Anmerkungen und Zusätzen zu den Abhandlungen Sinesischer Jesuiten, Leipz. 1778. 8. und von Herrn de Guignes (Journ. des Sav. 1779. Juill. et Aout.) ausführlich erwiesen.]

[21]) Macrobius in Somnium Scipionis, lib. II. cap. 10. *Quis facile mundum semper fuisse consentiat? cum abhinc ultra duo retro annorum millia, de excellenti rerum gestarum memoria, ne Græca quidem exstet historia? Nam supra Ninum, a quo Semiramis secundum quosdam creditur procreata, nihil præclarum in libros relatum est.* Diodorus Sic. lib. I. c. 9. p. 12. lin. 47. Es ist nicht möglich, daß die Erfindung der Schreibekunst so alt sey, daß sie den ersten Regenten gleich kommen sollte. Und wenn man das auch zuständе, so erhellet doch, daß die Geschichtschreiber erst ganz neulich zum Nutzen der Menschen entstanden sind. Siehe auch Platonem de Rep. lib. III. init.

[22]) Es sind bloß einige Weltweise gewesen, die in ihrem erdichteten Lehrgebäude Welt und Menschen ewig gemacht haben, welche Censorinus de die natali cap. 4. erzählt, dabey Lindenbrogs Anmerkungen zu sehen sind. Wiewohl Buddeus, in Historia Eccles. V. Test. Tom. I. p. 75 sqq. die meisten von dieser Zahl ausnimmt, und allein den Ocellus Lucanus und Aristoteles läßt.

[23]) Thom. Hyde de Religione vet. Persar. p. 164 sqq.

[24]) Martinus Martini in Sinicæ Historiæ Decade I. init. Wiewohl andere den Noah daraus machen, und den

Na-

Namen durch l'ancien ou l'ainé de l'Arche erklären. Fourmont P. II. p. 437. Die mehresten machen den Fohi zum Noah. Ibid. p. 398 sq.

§. 12.

Man darf sich nicht wundern, daß die neuern griechischen und römischen Geschichtschreiber von den allerersten Bewohnern wüster Landschaften nichts erwähnen. Sie sind zu neu und unwissend. Man kann aber solches nicht zu einem Beweise drehen, daß keine Historie davon Nachricht gebe; daß, was man davon sagt, lauter Fabel sey, und daß in jedem Lande allezeit Leute gewohnet haben. So schließt aber der ungenannte Franzose [25]). Er läugnet nämlich, daß uns die Geschichte, durch die Erwähnung der alten Colonien, lehre, die Welt sey nach und nach allmälig bevölkert worden. Man glaubt z. E., sagt er [26]), daß die Aegypter und Phönicier Griechenland, die Griechen und Lydier Italien, die Phönicier und Celten Iberien, und so weiter besetzt haben. Lasset uns denn untersuchen, was wir aus dem Alterthume von diesen Colonien wissen: ich will aus den alten Geschichtschreibern zeigen, daß alle die Länder, wo sie hingeschickt sind, schon vor ihrer Ankunft bewohnt gewesen: ich will zeigen, daß die alten Colonien in nichts von denen, welche die Europäer jetzt nach der neuen Welt schicken, unterschieden gewesen sind; und will daraus auf eine augenscheinliche Art darthun, daß, wenn wir nichts, als die Geschichte, zu Rathe ziehen, es schlechterdings unmöglich sey, bis auf die ersten Zeiten zu kommen, wo die Erde zum erstenmal bevölkert worden; und

daß

daß folglich alles, was davon über einen gewissen Zeitpunct gesaget wird, nichts als ein Gedicht und leere Muthmaaßung sey.

Er beruft sich deßhalb auf Zeugnisse des Pausanias, Strabo, Dionysius Halicarnesseus, Varro, Plinius, Nepos und Justinus; übergeht aber den Moses ganz und gar mit Stillschweigen. Allein, wer aufrichtig nach den ersten Einwohnern unbewohnter Länder forschet, würde der sie bloß in solchen neuern Geschichtschreibern suchen? Die konnten ja nichts davon wissen, weil schon so viele Jahrhunderte verflossen, und so viele Züge und Veränderungen geschehen waren, daß sie nur von weniger damaligen Einwohner Abkunft aus mündlicher Sage Nachricht haben, aber von den ersten Besitzern der Länder nichts erfahren konnten. Warum übergeht aber dieser Verfasser den Moses, als den ersten Geschichtschreiber, der den ältesten Zeiten und Urkunden viel näher gewesen, und in dem Lande wohnte, welches die Pflanzschule vieler andern war?

Kann man nun das Billigkeit und Unpartheylichkeit heißen, daß der Mann bey dieser Frage des Moses ganz nicht erwähnt, als ob er nicht in der Welt gewesen wäre, oder, als wenn er keine Geschichte der ältesten Zeiten geschrieben hätte, oder, als wenn es schon ausgemacht wäre, daß dessen Zeugniß in diesem Stücke falsch und nicht einmal einer Erwähnung würdig sey? Ist es demnach vernünftig, aus der Unwissenheit und dem Stillschweigen neuerer Schriftsteller, gegen den Bericht des ältesten Geschichtschreibers, einen Beweis zu ziehen, das dasjenige gar nicht geschehen sey, was diese nicht erwähnen, und gewußt haben [27])?

Wenn wir also auch zugeben, daß obgenannte Griechen und Römer, bey allen Colonien, welcher sie geden-

ken,

ken, schon ein bewohntes Land voraussetzen, daß Pelops die Danaer vorgefunden, Danaus den Gelanor aus Argos vertrieben, welcher vom Inachus abstammte, daß vor Cadmus in Böotien schon die Aoner, Temnicer, Leleger und Hyanther gewesen, und so weiter; so beweist dieses doch nichts mehr, als daß die Griechen, weiter von ältern Zeiten Nachricht zu geben, nicht mehr fähig waren; es beweist aber ihre Unwissenheit und ihr Stillschweigen im geringsten nicht, daß die Länder niemals unbewohnt gewesen. Das ist eben so unrichtig geschlossen, als wenn man im Gegentheil aus der Unwissenheit und dem Stillschweigen der Griechen, wer vor den Aonern, Temnicern u. s. w. in Böotien gewohnet, schließen wollte: also hat niemand das Land vorher bewohnet.

Der Verfasser schließt auch wider die Absicht und Meinung seiner Geschichtschreiber selbst. Denn, wenn sie vor den Colonien schon Einwohner des Landes setzen, so sagen sie ja dadurch nicht, daß dieselben die ersten und ewig gewesen: oder, wenn sie auch sprechen, die und die Völker hätten das Land anfangs oder zuerst bewohnt (initio, primi tenuerunt); so ist das allemal mit der Einschränkung zu verstehen, die Ersten, davon wir Nachricht haben. Denn, daß sie vielmehr allenthalben zuerst ein unbewohntes Land voraussetzen, erhellet daraus, weil sie die ersten Einwohner jeden Landes, die keine Ankömmlinge oder Colonien waren, als terrigenas, aus der Erde erzeugte Menschen, ansahen; folglich eine Zeit annahmen, da jedes Land noch gar keine Einwohner gehabt. **Tacitus** sagt hergegen von den Britanniern zweifelhaft [28]): **Was für Menschen zuerst Britannien bewohnt haben, ob es Eingebohrne oder Fremdlinge gewesen, das ist unbekannt, weil es Barbaren sind.** Er muthmaaßet aber aus ihrer Gestalt und ihren Gewohnheiten, daß es Ankömm-

linge

linge sind, und daß einige aus Germanien, andere aus Iberien, andere aus Gallien entsprossen. Er setzt also zweierley Fälle, wie die Länder zuerst haben können besetzt werden, entweder durch Eingeborne, oder durch Ankömmlinge. In beiden Fällen aber wird ein unbewohntes wüstes Land vorausgesetzt. So rühmten sich auch die Athenienser, daß sie allein in ganz Griechenland keine Ankömmlinge, sondern Eingeborne wären [29]: sie gaben also dadurch zu verstehen, daß alle übrige Länder Griechenlands, außer Attica, vor der Ankunft dieser Fremdlinge keine einheimische Einwohner gehabt hätten.

Wenn auch gleich die spätern Colonien, deren die neuern griechischen und römischen Geschichtschreiber erwähnen, nicht alle vorhergehende Einwohner ausschließen: so beweisen sie doch, daß die Länder durch den Zuwachs dieser neuen Einwohner (wenn nur die alten nicht gänzlich vertrieben oder getödtet sind) weit stärker bevölkert worden. So ist kein Zweifel, daß Brittannien durch den Uebergang der Celten, Gallier, Iberier, und hernach der Römer, Dänen und Angelsachsen, von Zeit zu Zeit immer volkreicher geworden ist, als vorhin; welches ich bald drunten umständlicher aus den häufigen Waldungen des alten Brittanniens, und aus unverwerflichen Urkunden darthun werde. Und so verhält es sich ebenfalls mit den Colonien anderer Länder; wie wir noch an America sehen, welches die Europäer, durch ihre Colonien, in seinen häufigen wüsten Plätzen, schon weit mehr bevölkert, und noch viele Jahrhunderte nach uns bevölkern werden. Demnach beweisen doch auch die neuern Colonien allerdings, was der Verfasser nicht zugestehen wollte, daß die Welt nach gerade immer mehr und mehr bevölkert worden: und das ist historischer Grund genug, den ersten wüsten Zustand des Erdbodens

bodens und den ersten Anfang des menschlichen Geschlechts daraus zu schließen; die Geschichte aber selbst von der allerersten Welt können wir von so neuen Schreibern, als die Griechen und Römer waren, nicht erwarten noch verlangen.

[25]) Le Monde, son Origine & son Antiquité, Part I. p. 218.

[26]) Daselbst p. 218 sq.

[27]) Bochart sagt in der Vorrede zu seinem Phaleg, in Vergleichung der mosaischen Nachrichten mit den heidnischen: *Neque enim aliud quidquam superest, unde priscarum gentium origines exsculpamus. Nam Chaldaeorum, Phoenicum & Aegyptiorum monumenta pridem consumpsit aetas. Et Saiticus ille sacerdos, Patenit nomine, de quo Proclus post Platonem in Timaeo, Graecos merito asserebat semper esse pueros nec unquam senes, utpote verae vetustatis prorsus ignaros. Proinde, quoties de rebus vetustis sermonem instituunt, ad ridiculas fabulas devolvuntur: atque alii se ex quercubus aut lapidibus, alii ex fungis, alii ex cicadis, alii ex formicis, alii ex draconis dentibus se fabulantur ortos. Quis porro gentium aliarum incunabula & primordia edoceri posse se putet ab iis, qui de propria origine talia mentiuntur?*

[28]) Tacitus in Vita Agricolae, cap. 11.

[29]) Siehe die Stellen des Isokrates, Euripides und Justinus, die ich oben pag. 25. not. 8. angeführt habe.

§. 13.

Ich komme also nun zu den Umständen der Geschichte, welche den Anfang des menschlichen Geschlechts bestärken, und will nur einige wenige derselben auslesen, die jedem in die Augen leuchten [30]).

Zuerst

Zuerst berufe ich mich darauf, daß beinahe ganz Europa vor Zeiten viele ungeheure Wälder, und sehr wenig Städte, Flecken und Dörfer gehabt. Daraus ist offenbar, daß es überhaupt viel unbewohnter gewesen, als jetzo. Denn in einer einzigen Stadt wohnen jetzo oft so viel Menschen beisammen, als in einer ganzen Provinz Landleute seyn mögen, die des Ackerbaues und der Viehzucht warten. Was fasset denn nicht die Menge der Städte und Flecken, womit Europa jetzt an den meisten Orten besäet ist, für eine unermeßliche Zahl Menschen? Wenn also die Geschichte dem größten Theile des alten Europa die vielen Städte und Flecken nimmt: so nimmt sie ihm auch diese große Anzahl der Einwohner. Aber selbst auf dem Lande können vormals wegen der Wälder lange so viel Menschen nicht gewohnt haben, als jetzo; sondern es muß an den meisten Orten sehr öde und wüste gewesen seyn. Denn solche dicke und weit auslaufende Wälder, als die Historie angiebt, müssen viele hundert, ja tausend Jahre vor Menschen Friede gehabt haben, aufzuwachsen und sich zu verbreiten; und in denselben können nur wenig Leute ihre Nahrung finden. Je mehr aber die Menschen zunehmen, desto mehr müssen Bäume und wilde Thiere weichen, und das Land zum Kornbaue angewandt werden. Wären also Menschen ewig: so müßte auch der Erdboden von undenklicher Zeit eben so stark, ja noch weit stärker besetzt gewesen seyn, als er jetzo ist; und könnte vor 2000 Jahren nicht so wild, wüste und einsam ausgesehen haben, als ihn die Geschichte darstellet; oder so wenig Menschen befaßt haben, als wir von manchen Ländern lesen.

Lasset uns denn das alte Europa ein wenig durchwandern. Spanien oder Iberien ist wohl in Europa zuerst am stärksten, und zwar, nach des Varro Berichte, durch die asiatischen Iberier, Perser, Phönicier,

Celten, und nachmals durch die Carthaginenser oder Punier besetzt gewesen [31]: weil es wegen der gemäßigten Luft und des guten Bodens gleichsam für ein Paradies gehalten ward, wo die elysischen Felder wären, wie Strabo aus dem Homerus zeigt [32]. Das ist aber hauptsächlich nur von der Küste an dem mittelländischen Meere zu verstehen; sonst hat es noch im Lande ziemlich wüste ausgesehen. Die Lusitanier ließen den Ackerbau liegen, und machten ein Handwerk daraus, sich einander, und die jenseits des Tagus wohnenden, mit Krieg und Räubereyen zu überziehen: daher des Landes innere Fruchtbarkeit nicht gebraucht ward, und wüste lag [33]. Auch waren die übrigen Spanier innerhalb Landes, und gegen die pyrenäischen Gebirge, alle sehr kriegerisch, hart und rauh von Lebensart; wie die Römer oft erfahren haben. Strabo berichtet von dem Posidonius, daß er des Polybius gespottet habe, wenn er geschrieben, daß Grachus in Celtiberien drey hundert Städte erobert; und sagt, daß er, nur den Triumph des Grachus zu erheben, aus einzelnen Thürmen oder Schlössern, welche man nämlich wider die Räubereyen erbauet hatte, Städte gemacht; und so hätten auch andere Geschichtschreiber, wenn sie tausend Städte in Spanien gezählt, die Dörfer für Städte gerechnet [34]. **Denn, fährt er fort, die Natur des Landes leidet nicht viel Städte, wegen des magern, dürren und rauhen Bodens** (welches Strabo auch kurz vorher als bergicht und waldicht beschrieben). **Auch fördert die Lebensart und Gewohnheit der Einwohner (wenn man die an der Seeküste nach unten ausnimmt) dergleichen gar nicht. Denn die, welche in Dörfern wohnen, sind gemeiniglich wilder Art; und so sind die meisten Iberier. Die Städte aber selbst können die Menschen nicht leicht zahmer machen, wo noch**

noch die meisten in Wäldern wohnen, und ihre Nachbarn überfallen [35]. Von den vielen Wäldern Spaniens in den obern Gegenden redet **Strabo** kurz vorher, und **Bochart** bestätigt es aus andern Schriftstellern [36]. Wie aber Spanien nach der Zeit an Einwohnern stark zugenommen, und wieder abgenommen habe, das ist eine sehr bekannte Sache.

Was **Gallien** betrifft, so war es gleichfalls schon, zu Cäsars Zeiten, ziemlich bevölkert; aber dennoch viel waldichter und folglich öder, als es jetzo ist. Cäsar gedenkt des arduennischen Waldes, als des größten in ganz Gallien, welcher von dem Ufer des Rheins bey den Trevirern (zwischen dem Rheine und der Maas) bis an die Nervier, das ist, bis an die Schelde, mehr als 500000 Schritte gereichet [37]. Wiederum von den Menapiern und Morinern spricht er, daß sie lauter zusammenhängende Wälder und Moräste gehabt, wohin sie geflüchtet; und daß er einige Tage hindurch, mit unglaublicher Geschwindigkeit, durch den Wald gehauen; aber daß sich diese Völker immer tiefer in den Wald gezogen, und er wegen eingefallener üblen Witterung von dem Beginnen habe abstehen müssen [38]. Dieser Wald hat folglich von dem Rheine und der Maas bey dem jetzigen Flecken Rümagen (Noviomagus Trevirorum) bis an Calais gereichet. Damit stimmt überein, was **Strabo** von den Galliern überhaupt sagt, sie legten sich mehr auf den Krieg, als auf den Ackerbau [39].

Bey der **Schweiz**, oder vielmehr Helvetien, dürfen wir nicht einmal auf die Beschaffenheit des Landes sehen; wir wissen die Anzahl der alten Einwohner zu Cäsars Zeiten ganz genau. Denn, als sie (ihrer jetzigen Neigung ganz entgegen) sich entschlossen hatten, sämmtlich mit Weibern und Kindern, ihr Land zu ver-

 lassen,

lassen, und in Gallien einen bessern Sitz zu suchen, fand Cäsar, nachdem er sie geschlagen hatte, in ihrem eigenen Verzeichnisse, daß ihrer in allen 263000 Köpfe ausgezogen wären. Die hatten vorhin in 12 Städten und etwa 400 Dörfern gewohnet. Nun kamen ihrer nur etwa 110000 wieder zurück, nachdem die übrigen aufgerieben waren. Helvetien aber hatte damals beynahe eben die Gränzen, wie die jetzige Schweiz [40]. Welch eine geringe Anzahl Menschen waren also 263000 gegen die jetzige! und wie haben sich die wenig überbliebenen seit der Zeit vermehrt!

Wie Cäsar das erste Mal nach **Britannien** übergieng: so landete er ungefähr gegen **Calais** über, und fand sogleich, wie er ins Land einrücken wollte, die Feinde in Wäldern versteckt, woraus sie ihn anfielen [41]. Hernach zum andern Male, wie er etwas tiefer eindringen wollte, mußte er sich ebenfalls durch die aus den Wäldern heraussetzenden Feinde durchschlagen, bis er an die Temse kam, wo er den Cassivellaunus, als Heerführer der Britannier, wiederum in unwegsamen Waldungen antraf, dahin er Menschen und Vieh versammlet, und sich darinnen verhauen hatte [42]. Das hieß bey den Britanniern eine Stadt, wenn sie sich mit umgehauenen Bäumen, und mit einem Walle und Graben verschanzt hatten; sonst wußten sie damals von keinen Städten [43]. So beschreibt **Dio** die Britannier gleichfalls, daß sie sich in Wäldern, Bergen und Sümpfen aufgehalten, keine Städte, Mauren oder Ackerbau gehabt, sondern von der Viehzucht, Jagd, Baumfrüchten und Wurzeln gelebt hätten [44]. Wie öde muß also Britannien damals noch gewesen seyn, da jetzo dergleichen Wälder, zumal in dem untern Theile, vergeblich gesucht werden! Ob nun gleich Britannien nach der Zeit durch die Römer, Angelsachsen und Dänen,

noch

noch mehr bevölkert worden: so hat doch **Matthäus Hale** in seinem Buche vom ersten Anfange des menschlichen Geschlechts, aus dem Originalverzeichnisse des Königs Wilhelm I. über alle Städte, Flecken und Dörfer Englands, gezeiget, daß sich die Anzahl der Einwohner, in den sechshundert Jahren bis auf Halens Zeit, über zwanzigmal vermehrt habe, ungeachtet das Reich mittlerweile mehr innere Verwüstungen, als irgend ein anderes, ausgestanden [45]. Wenn man also bis auf die ältesten Zeiten Britanniens zurück denket; wie wüste und öde muß es nicht gegen die jetzigen Zeiten gewesen seyn!

Deutschland war vormals noch weit wüster. Denn, wie **Cäsar** schreibt, so rechneten es sich die Völker Germaniens zum größten Lobe, daß sie um sich herum alles verheereten, und weit und breit mit einer Einöde umgeben waren. Das, meynten sie, sey ein Merkmal der Tapferkeit, wenn die Nachbarn sich vertreiben ließen, und wichen; niemand aber das Herz hätte, sich neben ihnen zu setzen [46]. Auf Ackerbau hielten sie nichts, und niemand besaß einen Strich eigenen Landes; sondern die Obrigkeit, oder der Fürst, theilte jeder Familie mit ihren Verwandten, die sich zusammengethan, jährlich so viel Land aus, als ihm gut dünkte, und wo es ihm beliebte: im folgenden Jahre aber nöthigte er sie, wo anders hinzugehen, damit sie sich nicht an einen Ort gewöhnen, und den Ackerbau der Kriegeslust vorziehen sollten [47]. Wenn daher **Cäsar** über den Rhein geht, so heißt es gleich von den Sigambrern: sie hätten sich in Wälder und Einöden versteckt [48]. **Tacitus** bekräftigt dieses: Es ist bekannt genug, sagt er, daß die deutschen Völker in keinen Städten wohnen; ja, daß sie es nicht einmal leiden, wenn mehrere sich bey einander setzen wollten. Ein jeder hält sich allein

und abgesondert auf, wo ihm eine Quelle, ein Feld oder Wald gefällt [49]. Er beschreibt mithin das Land als ganz scheußlich. Wer wollte sich nach Germanien begeben, wenn es nicht schon sein Vaterland wäre? da der Boden so schlecht, die Luft so rauh, und alles unbebaut und traurig aussieht. Das Land ist allerwärts voll fürchterlicher Wälder, oder voll häßlicher Moräste; fruchttragende Bäume aber können nicht darinn fortkommen. Die Einwohner nehmen, nach dem Verhältnisse ihrer Anzahl, bald diese bald jene Felder in Besitz, und wechseln damit alle Jahr ab; es bleibt aber Land übrig, denn sie sind lange so arbeitsam nicht, als der Boden noch fruchtbar und geräumig ist [50]. Cäsar sagt von den Deutschen, besonders den Suevern, daß sie beständig auf der Jagd lägen; und er beschreibt die Elendthiere und Auerochsen weitläuftig, welche in dem Hercynischen Walde durch ganz Germanien gejagt sind [51], da sie doch jetzt aus ganz Deutschland vertrieben worden, und sich kaum mehr im Preußischen in geringer Anzahl aufhalten. Der Hercynische Wald, welchen Plinius mit der Welt selbst zugleich gezeugt zu seyn glaubt, gieng damals, nach Cäsars Berichte, vom Rhein, bey den Helvetiern, Nemetern und Rauracern an. Die Breite konnte ein hurtiger Fußgänger nicht unter neun Tagen abgehen: aber es war keiner in Germanien, der sich rühmte, daß er das Ende seiner Länge erreicht hätte, wenn er schon sechzig Tage fortgewandert war, oder der jemals gehört hätte, wo der Wald seinen Anfang nimmt [52]. Er redet von einem andern Walde, Bacenis genannt, der unendlich groß sey, tief ins Land gehe, und eine natürliche Scheidewand zwischen den Cheruscern und Suevern abgebe, daß sie sich so leicht einander kein Leid zufügen, oder überfallen könnten [53]. Viele andere Wälder, als der Cesische, Gabretische, Semanische, Marcianische, Lunische,

hien-

hiengen alle mit dem großen Hercynischen zusammen, wie Cellarius recht urtheilt [54]); so daß ganz Germanien damals beinahe noch ein einziger großer Wald war, und die Menschen nur in den Zwischenräumen der Hölzungen einiges Land besäeten, und noch Raum überließen; nirgend angesessen waren, sondern ihren Sitz jährlich verlegten; nirgend in Flecken und Städten, sondern einzeln und zerstreuet in Horden und Hütten wohnten, und dazu alles um sich herum weit und breit verwüsteten, übrigens sich aus den Wäldern mit der Jagd nährten. Wir werden auch drunten sehen, daß in ganz Germanien kein einziger Fruchtbaum, außer etwa Eichen, gewesen.

Dieses sind unwidertreibliche Beweise von der sehr geringen Anzahl Einwohner in dem alten Germanien, gegen das jetzige Deutschland. Wo sind jetzo die ungeheuren Wälder? wo ihre Elende und Auerochsen? Statt der Bäume und des Wildes findet man allerwärts Menschen mit zahmem Viehe. Wo ist nun eine mäßige Gegend, die irgend fruchtbar heißen kann, welche unbebauet wäre? Alles ist mit Weiden, Saatfeldern, Gärten, Dörfern, Flecken und Städten gleichsam besäet; und daher können so viel Bauern, Handwerker, Künstler, Kaufleute und Gelehrte leben, so viel Adeliche, Baronen, Grafen, Fürsten, Churfürsten, Könige, eine beträchtliche Hofstatt, und zum Theil ansehnliche Kriegsheere, unterhalten.

Wenn wir demnach die Einwohner des alten Germaniens gegen die jetzigen in ein wahres Verhältniß bringen wollen; so müssen wir erstlich alle Menschen, die sich nicht mit Ackerbaue und Viehzucht nähren, das ist, alle die, welche jetzt in allen und jeden Flecken und Städten durch ganz Deutschland wohnen, abrechnen. Wir

müssen die zahlreichen Colonien betrachten, welche Deutschland jetzt nach Ost- und Westindien schicket. Welche Menge geht denn nicht ab! Wir müssen hiernächst, da nun die meisten Wälder abgehauen, und zum Ackerbaue und zur Viehzucht angewandt sind, dem vorigen Germanien kaum den zehnten Theil bebautes Land, und also auch kaum den zehnten Theil so viel Bauleute einräumen. Wie viel Millionen sind denn nicht weniger gewesen! Wir müssen endlich bedenken, da man jetzt alles weit besser zu düngen und zu nutzen weis, Moräste ausfüllet, Graben zieht, Weiden, Koppeln, Frucht- und Krautgärten anlegt, Bienen zieht, Fischteiche hält, in den Strömen fischet, Wein bauet, ja das Innere der Berge mit Graben nach Vitriol, Farbenerde, Steinbrüchen, Metallen und andern Mineralien nicht verschont, daß nun von einem und demselben Striche Landes zehnmal mehr Menschen leben können, als in den vorigen Zeiten. Wie viel bleibt ihnen denn wohl übrig [54b])?

So haben sich denn die Menschen in Deutschland, in Helvetien, in Britannien, in den Niederlanden, in Frankreich, und allerwärts in Europa, ohne neuen Zuwachs aus Asien, gewaltig vermehrt; derer nicht zu gedenken, welche in andere Länder ausgesandt sind; müssen sich auch nach dem Verhältnisse der Natur, das der Herr Probst Süßmilch aus unstreitigen Nachrichten gezogen hat, nothwendig immer mehren [55]). Und wenn einige volkreiche Länder an Einwohnern abgenommen haben, als Griechenland, Aegypten, und die Küste von Africa am mittelländischen Meere; so ist nicht die Fruchtbarkeit der Menschen, sondern bloß eine harte Regierungsart, Schuld daran, daß sich die Eingebornen lieber wo anders hin begeben, und ein Fremder nicht Lust bekömmt, sich da zu setzen [56]).

Es

Es verhält sich in dem Stücke mit den Menschen ganz anders, als mit den übrigen Thieren. Diese sind durch ihre Nahrung und zuträgliche Wärme in eine gewisse Gegend eingeschlossen, und die Vermehrung jeder Art wird durch ihre Natur, durch den Vorrath der Nahrung, oder durch die Witterung, oder durch Raubthiere, oder durch die Menschen, in gewissen beständigen Schranken gehalten. Der Mensch aber kann alle Luft, von Nova Zembla an bis zur Linie, vertragen lernen, und sich zu aller Kost auf dem ganzen Erdboden gewöhnen, und gegen alle Witterung wapnen: er vermehrt sein Geschlecht, was die Frauen betrifft, bey 25 bis 30 Jahre, und was das männliche anlanget, bey 40 bis 45 Jahre hindurch: er kann sich die Wüsten, Moräste, Waldungen, Gebirge wohnbar machen, und andere, wenigstens die großen Thiere, welche ihm hinderlich sind, wegräumen und ausrotten. Und daß dieses in den vorigen Zeiten mehr und mehr geschehen sey, lehrt die Geschichte. Allein, die Waldungen und Wüsten, welche von Deutschland aus, sonderlich in dem nordöstlichen Theile von Europa und Asia, in ganz America und Africa, noch hin und wieder übrig sind, zeigen auch, daß der Erdboden noch lange nicht so bevölkert sey, als er werden kann: zu geschweigen, daß sich noch bis auf den heutigen Tag, besonders zwischen Asia und America, imgleichen nach dem Südpole hin, ganz unbewohnte Inseln und Länder finden, die doch an sich wohnbar wären. Hergegen finden sich in den vorigen Zeiten, nach aller glaubwürdigen Geschichte, immer weniger und weniger Menschen, immer waldichters und wüsteres Land. Und diese Betrachtung führt uns nothwendig dahin, daß wir das menschliche Geschlecht endlich auf die allergeringste Zahl, und auf seinen ersten Ursprung und Anfang bringen müssen. Denn es ist daher nicht möglich, daß es ewig sey, weil sonst schon

von undenklichen Zeiten wenigstens eben so viel Menschen hätten seyn müssen, als jetzo sind, und der Erdboden eben so besetzt seyn, als wir ihn jetzo finden.

[30]) Der Herr **David Hume** hat unlängst, in seinen Political Discourses P. II. num. 10. von der Menge der Menschen bey den alten Nationen mit vieler Belesenheit und guter Einsicht gehandelt, von welcher Betrachtung in dem hamburgischen Magazin, im X. Bande, p. 451 sqq. und p. 563 sqq. eine Uebersetzung zu finden ist. Er streitet für die Menge in neuern Zeiten, und macht viele Zeugnisse der alten Geschichtschreiber von einer damaligen ungeheuren Anzahl Menschen, nicht ohne Wahrscheinlichkeit, verdächtig und lächerlich. Das Gegentheil behauptet **Wallace** in A Dissertation on the Numbers of Mankind in ancient and modern Times: in which the superior Populousness of Antiquity is maintained: with an Appendix — and some Remarks on Mr. Hume's Political Discourse of the Populousness of ancient Nations. Edinburgh 1753. 8. Dieses Buch ist noch ausführlicher, und enthält viele gute politische Betrachtungen. Der Verfasser läugnet aber gar nicht, daß sich die Menschen auf dem Erdboden vermehrt haben, sondern er sucht nur darzuthun, daß eine Zeit gewesen, da die Erde volkreicher war, als sie jetzt ist, und legt die Schuld dessen auf manche natürliche und sittliche Hindernisse neuerer Zeiten. Vielleicht erhält man durch Vergleichung beider Schriftsteller, deren jeder nur seine Welt zu bevölkern bemühet ist, nähere Einsicht von der Wahrheit. Unterdessen sehe ich nicht, daß einer von beiden die von mir gebrauchten allgemeinen Gründe gebraucht oder widerlegt habe.

[31]) Das berichtet, aus dem **Varro**, Plinius Hist. Nat. lib. III. cap. 1.

[32]) Strabo Geogr. lib. III. Tom. I. p. 223. aus des **Homerus** Odyss. δ. 568.

[33]) Strabo lib. III. pag. 231.

[34]) Strabo lib. III. p. 247.

[35]) Strabo lib. III. p. 247.

[36]) Strabo. p. 245. Bochart Geogr. S. p. 694.

[37]) Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 29. Vide & lib. V. cap. 3.

[38]) Cæsar lib. III. cap. 28. 29. Vide & IV, 38.

Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les obſervations de Meſſieurs Bouguer & de la Condamine. Paris 1749. 4. p. XIV. ſagt von der abendlichen Küſte in Peru, wegen der vielen Wälder: *il eſt peu vraiſemblable, que cette côte, malgré ce que rapportent les premiers voyageurs qui l'ont parcourue, ait jamais été très peuplée.* Und er wendet eben dieſen Grund auf das alte Gallien an: *Des forets immenſes ne ſont pas propres à faire ſubſiſter un grand nombre d'habitans. C'eſt une contradiction, que n'ont pas ſenti quelques Ecrivains d'ailleurs très habiles, qui ont crû, par exemple, que les Gaules du tems des Romains étoient beaucoup plus peuplées que ne l'eſt maintenant la France; quoique preſque tout le pays fut alors rempli de bois.*

[39]) Strabo lib. IV. p. 269. μαχηταὶ μᾶλλον ἢ γεωργοί.

[40]) Man ſehe den Cäſar de B. G. I. 29, 5. 26, 2. Die Anzahl der Helvetier, welche im hamburgiſchen Magazin X. B. p. 616. aus dem Hume 36000 angegeben wird, ſoll, nach dem Cäſar, 368000 heißen. Allein in dieſer Zahl waren die Tulinger, Latobriger, Rauraeer, Bojer, die mit den Helvetiern ausgezogen waren, auch begriffen; der Helvetier allein werden nicht mehr als 263000 gerechnet.

[41]) Cæſar lib. IV. cap. 32.

[42]) Cæſar lib. V. cap. 15. 19.

[43]) Cæſar lib. V. cap. 21.

[44]) Dio Caſſius p. 222. lin. 26. & 957. lin. 87. pag. 1280. lin. 69. p. 1281. lin. 89. Siehe auch den Herodianus lib. III. cap. 14, 10 ſqq.

[45]) Matth. Hale lib. citat. Sect. II. cap. 10. p. 341 ſqq. edit. Germ. ab Henrico Smettaw curatæ. Cöln an der Spree 1684. Fol.

46) Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 23.

47) Id. ibid. c. 22. & c. 29. Siehe auch den Strabo lib. VII. T. I. p. 446.

48) Id. lib. IV. c. 18. vid. & cap. 19.

49) Tacitus de Mor. Germ. cap. 16.

50) Idem c. 2. c. 5. c. 26.

51) Cæsar de B. G. lib. VI. cap. 21. lib. IV. cap. 1. lib. VI. cap. 26. 27. 28.

52) Plinius H. N. lib. XVI. c. 2. Cæs. VI. 25.

53) Id. lib. VI. cap. 10.

54) Christoph Cellarius Notitia Orbis antiqui Tom. I. lib. II. cap. 5. p. 461 sq.

54b) Siehe, was wider die gegenseitige Meynung der Reveries, ou Memoires sur l'Art de Guerre de Maurice Comte de Saxe, in den göttingischen Anzeigen 1757 p. 247. mit Recht erinnert wird.

55) Es ließe sich besonders von Italien zeigen, wie sich dessen Einwohner, seit Erbauung der Stadt Rom, vermehret; da doch die Römer beständige Kriege geführt, so viele Heere in fremden Ländern gehalten, so viele Colonien, nicht allein in Europa, sondern auch in Africa und Asia, angelegt haben: allein, die Geschichte ist bekannt genug, daß sie einem jeden bey dieser Erinnerung von selbst ins Gedächtniß kommen kann. Ueberhaupt ist von der natürlichen Vermehrung der Menschen des Hrn. Probst **Joh. Peter Süßmilchs** göttliche Ordnung in den Veränderungen des menschlichen Geschlechts, Berlin 1742. 8. p. 19. in der Kürze nachzusehen, daraus erhellet, daß die Vermehrung in 12 Jahren (nur Pest ausgenommen) wie 10 zu 13 sich verhalte.

56) Der Herr von **Montesquieu** scheint diese Entvölkerung einiger wenigen vormals blühenden Länder allein in seiner Vorstellung gehabt zu haben, wenn er in den Lettres Persanes num. 108. und dem Esprit des Loix liv XXIII. cap. 18 sq. überhaupt urtheilt, daß jetzt lange nicht so viel Menschen auf dem Erdboden seyn, als zur Zeit des Cäsars darauf gewesen. Eben dieses scheint auch das Versehen des **Wallace** zu seyn, dessen

dessen ich oben not. 30. gedacht habe, wenn er auf die Vielheit der Menschen in dem alten Aegypten, Griechenland, Sicilien, Archipelagus und Palästina dringt. Die Leute hatten sich nach diesen blühenden Oertern häufig hingezogen, und daselbst im Wohlstande sehr vermehrt; so wie sie sich nachmals von da in Menge nach Rom und dem oberen Italien, wie auch nach den fruchtbarsten Provinzen der Römer begaben. Zu geschweigen, daß jedes siegende und reiche Volk, zu jeder Zeit, seine Anzahl durch viele, theils erkaufte, theils bezwungene, Sklaven aus andern Ländern vermehrt. Wüßten wir aber von allen Völkern so gut, als von den Juden, wohin sie, durch veränderte Umstände, in der Welt zerstreuet worden, so würde man durch die Verwüstung einzelner Länder nicht auf die Gedanken gerathen, als ob die Vielheit in dem gantzen menschlichen Geschlechte dabey gelitten habe. So wenig aus einer oder der andern Stadt im Königreiche, die aus besondern Ursachen verödet, auf das ganze Königreich zu schließen ist, daß es jetzt weit weniger Einwohner als vorhin haben müsse: eben so wenig kann man auch aus einem und dem andern Lande den Schluß auf den ganzen Erdboden und das ganze menschliche Geschlecht machen. Die Vermehrung desselben ist in seiner Natur gegründet, und geht über das Ganze; die Verminderung an einem und dem andern Orte ist zufällig, und wird an mehrern andern doppelt ersetzt. Es istnichts unwahrscheinlicher und mehr wider alle Geschichte, als Lusitanien, Gallien, Helvetien, Germanien, Britannien, unter die Länder zu zählen, welche seit Cäsars Zeiten ärmer an Einwohnern geworden wären; vielmehr erhellet aus obigen Zeugnissen, daß sie jetzt, eins ins andre gerechnet, wenigstens zwanzig-bis dreyßigmahl mehr Einwohner, als zu jenen Zeiten, beherbergen.

§. 14.

Der andere Umstand, womit die Geschichte den Ursprung des menschlichen Geschlechts von wenigen Voreltern bestätigt, liegt in der Verwandtschaft der Sprachen, oder in derselben Abstammung aus einer gemeinschaftlichen Muttersprache.

Wenn viele Menschen, die noch von keiner Sprache wüßten, in verschiedenen Ländern zerstreuet lebten, und jeder

jeder für sich eine Sprache erfände; so würden die Sprachen, weil sie aus lauter willkührlichen Zeichen bestehen, nichts mit einander gemein haben. Hergegen, wenn Menschen aus einem Geschlechte sind; so werden sie auch einerley Sprache und Mundart führen, so lange sie nahe bey einander bleiben. So bald sie sich aber von einander trennen, so artet die Sprache durch Länge der Zeit und fremden Umgang allmälig aus, und theilt sich in verschiedene Mundarten, und endlich in verschiedene Sprachen, darinn einer den andern nicht mehr versteht. Dennoch bleiben eine gute Zeit die vornehmsten Stammwörter einerley, und in der Eigenschaft der getheileten Sprachen herrscht noch eine solche Aehnlichkeit, daß man ihre Abstammung von einer Mutter darinn genugsam erkennen kann.

Wie nun dieses mit der Erfahrung und Geschichte übereinstimmet; so giebt auch hingegen die Abstammung der Sprachen von einer gemeinschaftlichen Mutter ein untrüglich Kennzeichen der Abstammung der Menschen von einem gemeinschaftlichen Geschlechte und Volke, wenn nur den Menschen keine fremde Sprache von einem siegerischen Bezwinger aufgedrungen worden. Es bekräftigt aber die Geschichte aller Zeiten, daß die großen Reiche weit später entstanden sind, als die alten Muttersprachen. Die Menschen haben anfänglich noch ihre natürliche Freyheit behauptet: die Stammväter und Aeltesten der Familie hatten bloß ein willkührlich Ansehen: oder wenn sich die Menschen weiter ausbreiteten, so folgten sie des Klügsten, Erfahrensten und Muthigsten Rathe und Gutachten mehr freiwillig, als durch Zwang und Eid. Mit der Zeit entstunden daraus kleine Fürsten, Könige oder Staaten: und man wird durchgehends von allen nachmals zusammen geschmolzenen großen Reichen finden, daß sie anfänglich in gar

viele

viele kleine und abgesonderte Herrschaften vertheilt gewesen sind. Wenn also in den ersten Zeiten nirgend ein großer Beherrscher vieler Länder war, so hat auch der Sieg weder die alten Muttersprachen hervorbringen, noch die Verwandtschaft unter die abstammenden Sprachen einführen können; sondern beides ist lediglich aus der natürlichen Abstammung und Vermehrung aus einem Geschlechte abzuleiten.

Die Menschen führen zwar jetzt unzählig verschiedene Sprachen: allein, der alten Muttersprachen sind sehr wenige. Wir wollen bey denen hauptsächlich bleiben, von welchen glaubwürdige Nachricht vorhanden ist. Das Hebräische hat mit dem Cananäischen, Phönicischen, Punischen, Syrischen, Palmyrenischen, Aramäischen, Samaritanischen, Chaldäischen und Arabischen eine ganz offenbare Verwandtschaft. Daher niemand zweifeln kann, daß alle diese Sprachen eine gemeinschaftliche Mutter haben, und daß folglich die Völker selbst aus einem Stamme entsprossen sind, und sich nachgerade auf dem Erdboden ausgebreitet haben. Wüßten wir von andern ietzt untergegangenen Sprachen Asiens mehrere Nachricht, so würden wir vermuthlich gleiche Verwandtschaft darinnen finden. Jedoch dürfte das alte Aegyptische, Persische und Babylonische, so viel man aus den Nachbleibseln schließen kann, den Muttersprachen nahe kommen. Die übrigen jetzt durch Asien üblichen Sprachen scheinen neu und vermischt zu seyn, dadurch die alte Abstammung fast unkenntlich geworden. Das Sinesische mag gar eine gemachte Kunstsprache der Mandarinen, wenigstens nicht mehr die alte seyn: so wie vor Zeiten auch die ägyptischen Priester eine eigene heilige Sprache unter sich gehabt haben [57]).

In Europa finden wir kaum drey bis vier alte Muttersprachen, die Griechische, Lateinische, Deutsche und Wendische oder Slavonische. Unter diesen ist die Griechische eine der vornehmsten; wiewohl auch diese noch offenbare Spuren von der Phönicischen zeigt, so wie die Geschichte giebt, daß sich die Phönicier zu verschiedenen Zeiten in Griechenland niedergelassen haben. Von den Griechen ist der unterste Theil von Italien besetzt worden, und die ganze lateinische Sprache hat ihren Ursprung vom Aeolischen und Dorischen Dialect. Dieses hat Gataker durch ein artiges Beyspiel aus dem Anfange der Bucolicorum des Virgils gewiesen, welches werth ist, daß es die, so beider Sprachen nicht ganz unkundig sind, ansehen; sie werden eine genauere und allgemeinere Verwandtschaft darinn finden, als sie vielleicht vermuthet hatten [58]. Manche lateinische Wörter stimmen auch mit dem Deutschen, so wie viele deutsche Wörter mit dem Griechischen überein; daß es schwer fällt, auszumachen, welches Volk die gemeinschaftlichen Wörter von dem andern geborgt habe; oder ob sie von einer gemeinschaftlichen Mutter geerbt sind.

Das Deutsche; Niederländische, Dänische, Englische, Schwedische, Norwegische und Isländische hat eine allgemeine Verwandtschaft; gleichwie Böhmisch, Ungarisch, Siebenbürgisch, Polnisch, Litthauisch, Russisch, Wendisch, aus dem Slavonischen entsprossen ist. Und vielleicht sind alle diese Sprachen Töchter, oder, so man will, Enkelinnen, des alten Celtischen und Scythischen, welches fast in ganz Europa geherrscht hat, ehe das römische Joch vielen die lateinische Sprache angedrungen; ohne daß vormals die europäische Küste am mittelländischen Meere viel Phönicisches gehabt zu haben scheint. Es stimmt also mit der Ge-

schichte überein, daß ganz Europa zuerst, theils zu Wasser, von den handelnden Phöniciern, theils zu Lande, von den streifenden Scythen, besetzt worden.

Ich wünsche dem Herrn Prof. Popowitsch[59]), der bey Gelegenheit seiner Untersuchung vom Meere eine besondere Einsicht in die Verwandtschaft und Abstammung der abendländischen Sprachen gewiesen hat, daß er einen August oder Mäcen finden mögte, der sein Bemühen reizte, ein harmonisch deutsches, oder vielmehr abendländisches Wörterbuch zu verfertigen. Ich bin versichert, daß solches der Historie der Sprachen und des menschlichen Geschlechts ein großes Licht geben würde. Noch mehr würden wir des menschlichen Geschlechts Verwandtschaft und Abstammung sehen können, wenn des gelehrten **Olaus Rudbeck**, des jüngern, Thesaurus linguarum Asiæ et Europæ harmonicus völlig zu Stande gekommen wäre. Jedoch erkennet man schon aus dem kleinen Specimine dieses Thesauri, welches der Herr Past. **Wolf** hinter dem zweyten Theile seiner Bibliothecæ Hebrææ wieder aufs neue drucken lassen, daß diese Verwandtschaft der Sprachen und Menschen vollkommen Grund habe.

[57]) Pauli Ernesti Jablonski Pantheon Aegyptiorum P. III. Prolegom. §. 57 sqq. S. überhaupt, von den linguis sacris und litteris hieroglyphicis, Fabricii Bibliographiam antiquariam, cap. XXI. §. 11. p. 965 sq. der neuen Ausgabe, die vom sel. Professor Paul Schaffshausen, Hamb. 1760. 4. reichlich vermehrt worden ist.

[58]) Gataker de Stilo N. T. Cap. I. Tityre, *tu* a Dorico τὺ, pro σὺ: *patulæ*, a πετάω, pando: *recubans*, a κύπτω, incurvo me: *sub*, ab ὑπὸ, ut super ab ὑπὲρ: *tegmine*, a τέγω vel στέγω, tego: *fagi*, a φῆγος, Dorice φᾶγος. *Sylvestrem*, ab ὕλη, sylva: *tenui*, a τείνω, tendo,

unde tenuis: *Musam*, a μοῖσα: *meditaris*, a μελετάω, meditor, ut a sedeo, sella: *avena*, ab ἄυος siccus aridus. *Nos* a νῶϊ: *patriæ* a πατρία, scil. γῆ: *fines* a σχοῖνος, funis mensorius, agri portio, unde finis: *nos dulcia*, a γλυκὺς, δυλκὺς dulcis, ut γνέφος, δνέφος, tenebræ: *linquimus*, a λείπω, unde linquo, liquo: *arva*, ab ἀρῶ aro: &c.

59) Herr Joh. Siegmund Val. Popowitsch hat, ohne sich zu nennen, die bekannte Untersuchung vom Meere zu Frankfurt und Leipzig 1750, 4. drucken lassen, darinn schöne Sprachanmerkungen vorkommen. Es erhellet unter andern aus p. 336, daß, außer dem Griechischen und Latein, in Europa alles auf das Deutsche, Wendische und Slavonische ankomme.

§. 15.

Der dritte Umstand in der Geschichte, welcher mit dem Anfange des menschlichen Geschlechts übereinstimmt, betrifft die allmälige Erfindung und das Wachsthum der Künste und Wissenschaften.

Der Mensch hat nicht allein von Natur, durch seine Vernunft, zu Künsten und Wissenschaften eine Fähigkeit; sondern er wird auch durch leibliche Nothdurft, durch Verlangen nach Bequemlichkeit, Wohlstand, Ueberfluß und allerley Lust, imgleichen durch Bewunderung der Dinge, und daher entstehende Neubegierde, und endlich durch das Vergnügen am Erkenntnisse und an Wahrheiten dringlich dazu getrieben. Die Geschichte giebt auch, daß dieser Trieb in allen Zeiten bey den Menschen wirksam gewesen; daß ein jeder für sich, nach seinem Vermögen und Umständen, was nützliches zu erfinden und Wahrheiten zu entdecken getrachtet; und daß diejenigen, welche darinn zuerst glücklich gewesen waren, (als Ceres und Bachus) von ganzen Völkern geehrt und vergöttert sind.

Wir können also noch in der Geschichte auf die Zeiten zurück sehen, da kaum das allernöthigste erfunden, da wenig Künste, und dazu sehr unvollkommen, ersonnen, und von den Wissenschaften kaum die ersten Anfangsgründe entdeckt waren. Denn vor vier tausend Jahren waren die Menschen noch in allen Stücken roh und unerfahren. Was ist in der folgenden Zeit nicht nachgerade erfunden? Was haben nicht bloß in den letzten drey hundert Jahren die Künste und Wissenschaften für ein ausnehmendes Wachsthum bekommen? Was werden unsere Nachkommen nicht ferner entdecken? Geht man also von den neuern Zeiten in die ersten zurück, so müssen wir gestehen, daß das menschliche Geschlecht vor vier tausend Jahren noch seiner Kindheit und ersten Geburt ziemlich nahe gewesen sey; und daß man aus dem Verhältnisse des zunehmenden Erkenntnisses in solchen vier tausend Jahren beynahe die Zeit rückwärts bestimmen könne, da die Menschen noch nichts gewußt, das ist, da sie erst auf die Welt gekommen waren. Wenn sie aber den Erdboden schon von einer unendlichen Zeit her bewohnt hätten, so wäre nach ihrem natürlichen Vermögen zu Erfindungen, das Noth und Lust anfeurten, nicht möglich gewesen, daß sich ihnen die nützlichsten und unentbehrlichsten Künste eine ewige Reihe von Jahrhunderten sollten verborgen haben; sondern es müßte alles längst erdacht gewesen seyn, was menschlicher Witz zum Nutzen und Vergnügen ersinnen kann.

Ich will dadurch nicht läugnen, daß auch manche Erfindungen der Alten wieder verloren sind; manche für neu gehalten werden, die doch den Alten schon bekannt waren. Aber, erstlich, ist zu wissen, daß diese sogenannte Alten zu solchen Zeiten gelebt, da schon Künste und Wissenschaften in Achtung waren, und nur geheim

gehalten wurden. Hergegen zeugen eben dieselben von der rohen Unwissenheit ihrer Vorfahren, und sie nennen uns zum Theil die ersten Erfinder †). Man sieht es auch, zweytens, an den Ueberbleibseln des grauen Alterthums, z. B. in der ägyptischen und phöniciischen Bauart, Bildhauerey, Malerey, und musikalischen Instrumenten, imgleichen aus der Geschichte der Künste und Wissenschaften, besonders der Astronomie, Mathematik, Physik, Schifffarth, Kriegskunst u. s. w. wie unvollkommen sie in den ersten Zeiten gewesen, und wie sie nachgerade gestiegen sind. Wenn also ja eine und die andere alte Erfindung verloren, oder aufs neue erfunden ist; so ist doch das alles in keine Vergleichung zu stellen mit solchen neuern Entdeckungen, davon keine vergangene Jahrhunderte Spuren hinterlassen haben.

Ich werde diesem allgemeinen Beweise nicht unbillig hinzufügen, was, besonders von der späten Verpflanzung fruchtragender Bäume nach Europa, aus der Geschichte bemerkt ist. Es wäre zwar zu weitläuftig, wenn ich alle Arten fruchttragender Bäume einzeln durchgehen wollte; ich darf mich aber nur auf den Herrn **de la Marre** und dessen vortreffliches Buch de la Police, wie auch auf die Anmerkungen, welche nachher ein Gelehrter in Genf über diese Materie gemacht hat, berufen [60]); als woraus ein jeder umständlich und beglaubt erkennen wird, daß beinahe keine gute Baumfrucht in Europa zu Hause gehöret; sondern, daß sie alle bey Menschen Denken aus Asien erstlich nach Griechenland und Africa, von da nach Italien, Gallien und Spanien, am spätesten aber zu uns Deutschen gebracht sind. Dieses wird man in den angeregten Büchern, von dem Weinstocke, von den Oliven, Feigen, Citronen, Pomeranzen, Kirschen, Pfirschen, Apricosen, Pflaumen, Aepfeln, Birnen,

Quitten,

Quitten, Kastanien, Mandeln, Nüssen ꝛc. bewiesen finden; so daß, wenn Asien seine Früchte wieder foderte, uns nicht viel anders, als die Eicheln, überbleiben würde. Müssen wir uns denn nicht die ersten Menschen in Europa als halbe Wilde vorstellen, die sich mit Kräutern, Wurzeln, und Mastung der Wälder beholfen haben? Ist daraus nicht offenbar zu sehen, wie spät die Erfindung des Bessern und Angenehmern zu uns gekommen? Läßt sich dabey gedenken, daß Europa von Ewigkeit bebauet, und eben so stark wie jetzo bevölkert gewesen? oder daß keiner in der unendlichen Zeit weder eine schmackhaftere Frucht der Morgenländer gekostet, noch auf die Gedanken gerathen sey, dieselbe in seiner Heimat zu säen oder zu pflanzen? Kann man sich überhaupt einbilden, daß Menschen zu ihrem Wohl und Vortheile von Ewigkeit nichts, in ein Paar tausend Jahren alles, sollten erfunden haben?

†) [Plinius hat verschiedenes davon aufgezeichnet—In Herrn Hofrath Michaelis vermischten Schriften (Frankf. 1766. 8.) 3. St. p. 72. findet man eine Abhandlung von der Zeit, da die Völker noch die Kunst nicht gehabt haben, Feuer anzuzünden.]

60) De la Marre Traité de la Police. 1729. fol. IV. Vol. libro V. tit. XLII. Tomo IV. p. 530. sqq. Anmerkungen darüber sind aus dem Journal Helvetique 1738. Sept. p. 181. übersetzt zu finden im Hamburgischen Magazin V. Band, p. 483. sqq. 582. sqq. 639 sqq. und VI. Band p. 500 sqq. Daß auch der Buchwaizen vor 3 oder 400 Jahren erst, durch die Türken, aus Africa nach Europa gebracht sey, wird in den schwedischen Abhandlungen der Academie der Wissenschaften, im VI. Th. p. 105. erwiesen.

§. 16.

Die alten Weltweisen haben die Stärke der Folgerung, aus den ganz neuerlich und allmälig erfundenen

Künsten und Wissenschaften, gar wohl eingesehen, und zum Theile auch daher einen Anfang des menschlichen Geschlechts geschlossen [61]). Die aber mit dem Vorurtheile der Ewigkeit zu sehr eingenommen waren, haben sich gegen diese unläugbaren Zeugnisse der Geschichte mit einer sonderbaren Ausflucht, oder vielmehr Erdichtung, zu retten gesucht. Einige nehmen an, daß der Erdboden und das menschliche Geschlecht, zu verschiedenen Zeiten, durch Feuer, andere, daß sie bald durch Feuer, bald durch Wasser verheeret würden. Sie setzen ferner, daß das Feuer, welches die Welt verbrannt hätte, dieselbe auch von neuem wieder erzeugte. Die andern, daß das nasse Element des Wassers niemals alle Menschen auf einmal dahin gerissen habe, sondern, daß es allezeit einige wenige übrig gelassen, von welchen eine neue Bevölkerung des Erdbodens den Anfang genommen. Sie wollen zugleich, daß die überbliebenen lauter armselige Hirten gewesen wären, die sich mit dem Viehe auf hohe Berge gerettet; aber von den Künsten und Wissenschaften der vorigen Welt nichts gewußt hätten. So könne denn, ungeachtet der Ewigkeit der Welt und der Menschen, die Erde wieder zur Wüste werden, die Künste und Wissenschaften verloren gehen, und beides Menschen und menschliche Künste von neuem wieder hervorgebracht werden und zunehmen [62]).

Wer sieht nicht, daß dieses lauter willkührliche Bedingungen sind, die weder Geschichte, noch Erfahrung, noch Vernunft vor sich haben, und doch zum Zwecke nicht einmahl hinreichen? Gesetzt, die gantze Welt, oder der Erdboden, wäre dergleichen großen Veränderungen unterworfen: so würde dadurch weder die Welt, noch das menschliche Geschlecht, ewig gemacht. Denn diese auf einander folgenden einzelnen Verwüstungen würden eine zählbare Reihe ausmachen. Aber keine Zahl ist

unend=

unendlich. Die Verwüstungen würden, nach der Hypothese, wieder kommen, und also vermehrt werden. Nichts aber, was sich vermehren läßt, ist unendlich. Die Anzahl der Verwüstungen würde auch nothwendig kleiner seyn, als die Anzahl der Menschen und ihrer Geburten, die zwischen her gelebet. Es kann aber ein Unendliches nicht kleiner seyn, als das andere [63]. So ließe sich demnach durch eine endliche Zahl die Ewigkeit doch nicht erreichen und ausmessen. Die wahre Ursache des menschlichen Geschlechts wird dadurch nur ins Unendliche verschoben, und nimmer gegeben.

Wie eitel sind aber auch nicht diese Grillen an und für sich selbst? In welchem Gesetze der Natur ist das gegründet, was die Stoiker lehrten, daß die Welt, daß die Erde zu gewissen verschiedenen Zeiten immer wieder verbrennen muß? oder welche Physik lehret, daß eben der zerstörende Brand Thiere und Pflanzen wieder hervorbringet? Die abwechselnde Verheerung des ganzen Erdbodens, durch Feuer und Wasser, ist eben so wenig natürlich; und alle Fluthen, davon die heidnische Geschichte ihnen Nachricht gab, als des Ogyges, Deucalion, und andere, betrafen nur einen kleinen Theil des Erdbodens. Worauf konnten sie denn ihre Hypothese bauen?

Ich würde diese alten Erfindungen keiner Erwähnung gewürdigt haben, wenn sie nicht von neuern Weltweisen auf eine andere Art geschmücket worden wären. Diese haben die Cometen völlig zu ihren Diensten; damit können sie Welten erbauen, Welten zerstören. Da ruft man nur einer solchen Himmelsbombe, und läßt sie an die Sonne prellen, daß die brennenden Stücke davon fliegen; und aus diesen ausgebrannten Brocken werden hernach die Planeten, und unter andern auch

unsere Erde zusammen geschmolzen. Dann richtet ein anderer wieder eine solche Bombe auf die Erdkugel, und zerbricht ihre äußere Schale damit; siehe! dann ist eine allgemeine Ueberschwemmung da; die Axe und der Lauf der Erdkugel werden geändert; es entsteht durch den Bruch eine unebene Fläche, und so sind Berge und Thäler geworden. Andere ziehen wohl nicht mit so gefährlichen Werkzeugen wider die Welt und das ganze menschliche Geschlecht zu Felde; unterdessen verheeren sie doch einen großen Theil des Erdbodens, und seiner Einwohner, so oft es ihnen beliebt, durch Fluthen, Pest, Dürre und andere Landplagen; wenigstens bekriegen sie die Künste und Wissenschaften mit Tyranney und Barbarey, und lassen die Menschen wechselsweise wieder in Sklaverey, Unwissenheit und Wildheit der Sitten verfallen.

Nun mögte man uns vielleicht aufs Künftige mit den Cometen, oder ihrem Schwanze, in abergläubische Furcht setzen können, wenn die himmlischen Bewegungen durch keine weise Vorsicht zur Ordnung und Uebereinstimmung gebracht wären. Denn in solchem Falle mögten etwa dergleichen glühende Kugeln, von einer blinden Kraft, in die weiten Himmelsgegenden, ganz wild hinein geschleudert werden, und einmal diesen oder jenen treffen. Aber, wir, die wir eine weise, gütige und mächtige Vorsehung glauben, erwarten billig von Weltweisen mathematische, und in den großen Bewegungsgesetzen nothwendig gegründete Beweise, daß dieses vorhin wirklich geschehen sey, oder künftig geschehen könne und werde; ehe wir uns von unserer Zuversicht abbringen lassen. Sind sie denn in der Theorie der Cometen so erfahren, daß sie, was damit vorgegangen ist, oder geschehen wird, rückwärts und vorwärts, wie die Sonnen- und Mondfinsternisse, berechnen können? Ich denke, sie sind noch

sehr

sehr weit davon entfernet; und wenn sie ja eine allgemeine Grundlage zur Theorie der Cometen gemacht haben, so werden sie auch solche Kräfte und Regeln der Bewegung haben annehmen müssen, wodurch die bisher an allen Cometen beobachtete ordentliche, excentrische Bahn bestimmt und erkläret werden kann, nicht aber eine Zerrüttung in der Natur gestiftet wird. Ich will dieses sagen, daß dergleichen Theorie nothwendig widrige Kräfte erfodert, davon die eine die Näherung des Cometen zu einem andern Weltkörper, besonders zu der Sonne, suchet; die andere aber denselben zu entfernen bemühet ist; damit eine Wirbelung um diesen Körper daraus erwachse. Auf diese Weise aber entsteht ein gewisses Verhältniß und Gleichgewicht beider widrigen Kräfte; und es ist vielmehr daraus zu schließen, daß der gänzliche Zusammenstoß zweener himmlischen Körper nimmer geschehen kann [63b]). Ich darf mich also in die neue Art, Planeten durch einen solchen Zusammenstoß zu erbauen, nicht einlassen; und es wird sich bald drunten zeigen, daß, wenn auch Planeten auf solche Art entstehen könnten, dennoch der Ursprung von Thieren und Pflanzen auf denselben durchaus nicht natürlich zu erklären sey.

Wollte sich jemand auf die Mosaische allgemeine Fluth berufen; so würde ich ihn fragen, warum er denn nicht auch die göttliche Schöpfung der Welt und eines ersten Paares Menschen, nebst einem Ursprunge und Anfange ihrer Künste aus dem Mose glaube? ich würde fragen, ob Moses die Fluth so beschreibe, daß sie aus natürlichen Ursachen entstanden seyn könne, daß sie natürlicher Weise öfterer wiederkommen, abermal alle Lebendige auf dem Trockenen, abermal alle menschliche Künste verschlingen werde, und folglich immer neue Welten auf den Trümmern der vorigen erbauet werden

 müssen?

müssen? Allein, da Mosis Nachricht dieser Meinung vielmehr entgegen ist: so lasset uns Mosen lieber eine Weile bey Seite setzen, und bloß bey dem bleiben, was das anschauende Erkenntniß der Oberfläche des Erdbodens lehrt. Ich gestehe es, diese zeuget von großen vormaligen Veränderungen: indem sie uns mancherley Schichten von verschiedener Erde über einander, ganze Austerbänke, weit von der See, mitten im jetzigen festen Lande, Berge und ganze Ketten von Gebirgen, mit versteinerten Seethieren und Gewächsen, die an den Orten nicht erzeuget seyn können, vor Augen legt. Wir haben noch in diesem Jahrhunderte Inseln mit einem feuerspeyenden Berge aus der See hervorsteigen gesehen, und eben das berichten uns glaubwürdige Geschichtschreiber von vielen andern Inseln. Andere Berge und Städte sind durch Erdbeben versunken: Plätze, die am Meere lagen, sind durch Anwachs von der Küste ins Land hineingerückt: Ströme haben ihren Lauf verändert. Mit einem Worte, Feuer und Wasser haben die Erdrinde ganz zerwühlt. Was wollen wir vernünftiger Weise zu diesen schweren Erscheinungen sagen? Ich antworte: die mehresten derselben beweisen nur eine jählinge oder allmälige Veränderung an besondern Oertern, welche den ganzen Erdboden und das ganze menschliche Geschlecht, oder ihre Künste und Wissenschaften, nicht treffen. Wenn aber andere darunter sind, welche einen allgemeinen Umsturz und eine Erschütterung der ganzen Oberfläche des Erdbodens anzuzeigen scheinen: so wird es doch auf alle Weise vernünftiger seyn, dieselbe vor dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts, bey dem ersten Chaos und dessen wässerichten Massa anzunehmen, zu der Zeit, da dem annoch von Landthieren entblößten Erdballe der erste Schwung um seine Axe gegeben, und dadurch aus einer Kugel eine Sphäroide geworden, folglich Wasser und Land von einander geschieden, und

auch

auch dieses wohnbar gemacht ist. Dieß, sage ich, wird allemal weit vernünftiger seyn, als unendliche ewige Reihen von solchen Zerstörungen eines völlig bewohnten Erdballes zu dichten, dabey kein Mensch oder Thier auf irgend einem Berge, und selbst Noah, in seinem Schiffe, unmöglich lebendig bleiben könnte: und da es jedesmal natürlicher Weise unauflöslich bliebe, woher auf dem verödeten Erdboden wieder neue Menschen und Thiere entstanden wären [63c].

Die übrigen Unfälle und Landplagen, als Erdbeben, Pest, Theurung u. s. w. haben keinen Einfluß in das Allgemeine, und können das ganze menschliche Geschlecht nicht wieder in eine völlige Unwissenheit versenken, noch den ganzen Erdboden in eine Wüste verwandeln. Was aber die einreißende Barbarey betrifft: so will ich aufrichtig gestehen, wenn Länder, da einmal Künste und Wissenschaften blüheten, dergleichen Persien, Chaldäa, Griechenland und Italien vor Zeiten gewesen sind, unter ein hartes geist- oder weltliches Joch verfallen, oder mit Heerzügen barbarischer Völker überschwemmt werden, daß solches die Künste und Wissenschaften sehr zurück setzen könne; zumal, wenn es bey dem Anfange geschähe, ehe sie sich weit ausgebreitet hätten. Allein, eben der Fall, wenn sich Künste und Wissenschaften nur noch bey wenigen aufhalten, wäre ein Zeichen, daß sie sowohl, als das menschliche Geschlecht, damals ihrem Anfange noch sehr nahe gewesen seyn müßten. Denn, wenn das menschliche Geschlecht ewig wäre; so würden auch die Künste und Wissenschaften so hoch gestiegen seyn, und sich so weit ausgebreitet haben, daß sie weder gänzlich auszurotten stünden, noch allerwärts verscheucht werden könnten [64]. Was nun die vorigen Zeiten betrifft; so müssen wir ja gestehen, daß die Künste, und sonderlich die Wissenschaften, damals noch, gegen jetzige Be-

schaffen-

schaffenheit, gering gewesen sind, und daß sie zu einer und derselben Zeit nicht mehr, als etwa zwey Länder und Völker, menschlich gemachet hatten. Wie nun dieses für sich einen Beweis giebt, daß auch die Menschen damals noch so lange nicht auf dem Erdboden gewohnt hatten; so wäre wohl eben so sehr nicht zu bewundern gewesen, wenn die Menschen durch Schicksale des Krieges alle gute Erfindungen nach gerade wieder verloren hätten. Dennoch aber sind die Künste und Wissenschaften nur gewandert, und von den Morgenländern nach Europa, von da wieder nach den Arabern, von da abermals nach Europa gezogen. Ja, wie der zunehmende Aberglaube, der gefährlichste Feind alles Verstandes und Witzes, unter dem Scheine der Religion, allen übrigen Samen des guten Erkenntnisses und Geschmacks auszurotten drohete: so hat sich derselbe doch noch in allen Jahrhunderten, hie und da, in verborgenen Winkeln erhalten. Nun er aber wieder zum völligen Durchbruche gekommen, und bey den meisten Völkern von Europa fest gewurzelt hat: so ist nicht mehr möglich, daß die Menschen durchgehends wieder so roh und unwissend werden können, als sie vor vier tausend Jahren gewesen sind, noch daß sie ihren vorigen Zustand gänzlich vergessen, und also die Spuren ihres Ursprunges verlieren sollten.

[61]) Macrobius in Somnium Scipionis lib. II. c. 10. *Quis facile mundum semper fuisse consentiat? cum & ipsa historiarum fides multarum rerum cultum emendationemque, vel inventionem ipsam, recentem esse fateatur: cumque rudes primum homines, & incuria silvestri non multum a ferarum asperitate dissimiles, meminerit vel fabuletur antiquitas; tradatque, nec hunc eis, quo nunc utimur, victum fuisse, sed glande prius & baccis altos, sero sperasse de sulcis alimoniam — Si enim ab initio,*

imo

imo ante initium, fuit mundus, ut philosophi volunt; cur per innumerabilium seriem saeculorum non fuerat cultus, quo nunc utimur, inventus? non literarum usus, quo solo memoriae fulcitur aeternitas? cur denique multarum rerum experientia ad aliquas gentes recenti aetate pervenit? ut, ecce, Galli vitem, vel cultum oleae, Roma jam adolescente, didicerunt, aliae vero gentes adhuc multa nesciunt, quae nobis inventa placuerunt. Haec omnia videntur aeternitati rerum repugnare, dum opinari nos faciunt, certo mundi principio paulatim singula quaeque coepisse.

Lucretius lib. V. v. 326.

Praeterea, si nulla fuit genitalis origo
Terrae et coeli, semperque aeterna fuere:
Cur supra bellum Thebanum, et funera Trojae
Non alias alii quoque res cecinere poetae?——
Verum, ut opinor, habet novitatem summa, recensque
Natura'st mundi, neque pridem exordia cepit.
Quare etiam quaedam nunc artes expoliuntur.
Nunc etiam augescunt: nunc addita navigiis sunt
Multa &c.

Plato lib. III. de Rep. init. p. 529. πῶς γὰρ ἄν, ἤγε ἔμενε τάδε οὕτω τὸν πάντα χρόνον, ὡς νῦν διακεκόσμηται, καινὸν ἀνευρίσκετό ποτε καὶ ὁτιοῦν του; ὅ τι μὲν γὰρ μυριάκις μύρια ἔτη διελάνθανεν ἄρα τοὺς τότε, χίλια δ' ἀφ' οὗ γέγονεν, ἢ δὶς τοσαῦτα ἔτη, τὰ μὲν Δαιδάλῳ καταφανῆ γέγονε, τὰ δὲ Ὀρφεῖ, τὰ δὲ Παλαμήδει, τὰ δὲ περὶ μουσικὴν, Μαρσύᾳ καὶ Ὀλύμπῳ, περὶ λύραν δὲ Ἀμφίονι, τὰ δ' ἄλλα ἄλλοις πάμπολλα, ὡς ἔπος εἰπεῖν, χθὲς καὶ πρώην γεγονότα etc.

[62]) Cicero in Somn. Scip. cap. 7. *Propter eluviones exustionesque terrarum, quas accidere tempore certo necesse est, non modo aeternam, sed ne diuturnam quidem gloriam assequi possumus.* Ueber welche Worte Macrobius

lib.

lib. II. c. 10. sich so herausläßt: *Fit, ut manente mundo, inter exsuperantis caloris humorisque vices, terrarum cultus, cum hominum genere, saepe intercidat, et reducta temperie rursus novetur. Nunquam tamen, seu eluvio, seu exustio, omnes terras aut omne hominum genus, vel omnino operit, vel penitus exurit. Aegypto certe, ut Plato in Timaeo fatetur, nunquam nimietas humoris nocuit vel caloris; unde et infinita annorum millia in solis Aegyptiorum monumentis librisque releguntur. Ceterae igitur terrarum partes, internecioni superstites, seminarium instaurando generi humano fiunt: atque ita contingit, ut non rudi mundo rudes homines et cultus inscii, cujus memoriam intercepit interitus, in terris oberrent etc.* Siehe auch Lucret. V. 340 sq. Beym Plato in Timaeo p. 475. init. edit. Gr. Basil. 1556. fol sagt der ägyptische Priester: *πολλαὶ καὶ κατὰ πολλὰ φθοραὶ γεγόνασιν ἀνθρώπων καὶ ἔσονται πυρὶ μὲν καὶ ὕδατι μέγισαι.* und lib. III. de leg. init. *ἆρ οὖν ἡμῖν οἱ παλαιοὶ λόγοι ἀλήθειαν ἔχειν τινὰ δοκοῦσιν — τὸ πολλὰς ἀνθρώπων φθορὰς γεγονέναι κατακλυσμοῖς τε καὶ νόσοις, καὶ ἄλλοις πολλοῖς, ἐν οἷς βραχύ τι τῶν ἀνθρώπων λείπεσθαι γένος — ὡς οἱ τότε περιφυγόντες τὴν φθορὰν, σχεδὸν ὄρειοί τινες ἂν εἶεν νομῆς, ἐν κορυφαῖς που σμικρὰ ζώπυρα τοῦ τῶν ἀνθρώπων γένους διασεσωσμένα — καὶ δὴ τοὺς τοιούτους γε ἀνάγκη που τῶν ἄλλων ἀπείρους εἶναι τεχνῶν, καὶ τῶν ἐν τοῖς ἄσεσι πρὸς ἀλλήλους μηχανῶν* etc. Von der Stoiker Exustione mundi hat Jac. Thomasius, Lipsiae 1676. 4. besonders gehandelt. Aristoteles aber Meteorologicorum lib. I. cap. 14. T. I. p. 770 sqq. du Vallii, redet viel von Ueberströmungen.

[63]) Siehe, was von unendlichen Reihen §. 6—9. gesagt ist, und besonders die 3. und 6. Anmerkung.

[63b]) Der vortreffliche Mathematicus unserer Zeit, Herr **Euler**, hatte in seiner Theoria motuum Planetarum et Cometarum, p. 135. muthmaaßlich geurtheilet, der Comet von 1744 könne leicht den Lauf des Mercurs merklich gestöret haben. *Ab hoc* (Mercurio, sagt er) *tam parum fuit remotus, ut, si vim attractivam pro ratione molis habuerit,*

nota-

notabilis perturbatio in motu Mercurii oriri debuisset—— Quamobrem operae pretium erit investigare, utrum Mercurius adhuc in motu suo cum tabulis astronomicis consentiat, an vero perturbationem a Cometa sit passus. Und siehe! Herr John Bevis, M. D. hat in den Philosophical Translactions n. 473. Obsservationes übergeben, welche zeigen, daß des Mercurs Bewegung von dem gedachten Cometen nicht im mindesten geändert sey. Die Obss. stehen auch im Hamb. Magazin 1. B. VI. St. p. 192 sq. Ich finde die astronomischen Beobachtungen der Cometen nirgend zuverläßiger angezeigt, als bey dem berühmten holländischen Mathematico, Nicolaas Struyk in seiner Inleiding tot de algemeene Geographie, benevens eenige Sterrekundige en andere Verhandelingen, Amst. 1740. 4. dabey ist nach der Geographie eine algemeene Kennis der Comeeten of Staartsterren, p. 1-29. und korte Beschryving van alle de Comeeten in de Geschiedenissen, p. 163—320. Eben derselbe hat auch hernach 1753. 4. zu Amsterdam herausgegeben Vervolg van de Beschryving der Staartsterren, en nader Ontdekkingen omtrent den Staat van't menschlyk Geslagt, benevens eenige Sterrekundige Aardrykskundige en andere Aanmerkingen. Darinn ist unter andern, bey p. 113. ein Cometarium in Kupfer vorgestellet, welche Maschine den Lauf von 14 Cometen zeigt. Er verwirft mit Keill des Cassini Zodiacum Cometarum, und an der Maschine ist zu sehen, daß die Cometen von allen Himmelsgegenden durch verschiedene Zeichen gestrichen sind: nämlich, wie er p. 15. bemerkt, unter 39 beobachteten Cometen, sind 9 zwischen der Sonne und dem Merkurius, 16 zwischen dem Merkurius und der Venus, 8 zwischen der Venus und der Erde, 4 zwischen der Erde und dem Mars, 2 zwischen dem Mars und Jupiter durchgegangen. So fürchterlich aber auch diese fliegenden Cometen anfangs dem Sonnensystem und besonders unserer Erde, gleichsam als mit ungefährlichen Würfen, den Untergang zu drohen scheinen; so sieht man doch nach genauer Betrachtung, daß alle ihre Bewegung, Laufbahn, Geschwindigkeit, Wiederkunft u. s. w. aufs genaueste, und auf alle künftige Fälle abgemessen und abgepaßt sey; wodurch ihnen in den leeren Zwischenräumen der großen Weltmaschine ein bestimmter unschädlicher Durchgang angewiesen ist, daß sie in einem gewissen Geleise auf ihrer Via regia bleiben müssen. Und selbst die Gesetze der

Attrac-

Attraction oder Schwere, woraus man eine kleine Aufhaltung und Abweichung in ihrem Directionskreise folgert, zeigen ein solch Verhältniß mit ihrer Schleuderkraft, dabey sie der Sonne und den Planeten ausweichen, und bald wieder in ihre freie natürliche Bahn kommen, nicht aber einige große Weltkörper treffen und zerstören können. [Herr du Sejour hat in einem besondern Werke die Gefahr des Stoßes von Cometen, nebst den Hypothesen von den Wirkungen, welche mittelst der Cometen entstanden seyn sollten, mathematisch untersucht und ungegründet befunden. Eine Nachricht davon steht in der Hist. de l'Acad. des Sc. 1774. p. 126 sqq. edit. in 8vo. S. auch **Lambert** Cosmologische Briefe].

63c) [Die genaue Betrachtung des Erdballes lehrt in der That, daß er aus einem flüßigen Zustande gebildet, und ehemals für Menschen und Thiere unbewohnbar gewesen ist].

64) Der bekannte Lord **Bolingbroke**, welcher sonst in seinen Werken (die zu **London**, 1754. 4. in fünf Bänden herausgekommen sind) im III. Bande p. 206—219. den Ursprung der Menschen aus der allgemeinen mündlichen Nachricht, oder Tradition, zu erweisen suchet, verwirft diesen Beweisgrund aus der allmäligen Erfindung der Künste, eben daselbst p. 266, unter einem sonderbaren Scheingrunde. Er spricht, es gebe noch jetzo Völker, welche von den nothwendigsten Künsten, nicht allein zu schreiben, sondern auch Kleider und Gebäude zu bereiten, nichts wüßten. Hieraus folgert er auf zweifache Art. Setzte man, daß diese Künste dem Volke allezeit unbekannt gewesen; so folge, daß die Menschen sich auch von undenklichen Zeiten und folglich auch immer ohne Künste hätten behelfen können. Setzte man aber, daß diese Künste dem Volke vormals bekannt gewesen wären; so folge, daß sie nach der Erfindung unter Menschen doch gänzlich verloren werden, ja in einer unendlichen Reihe von Zeit zum öftern wieder erfunden und wieder verloren werden könnten.

Allein, dieses widerspricht sich selbst und der Natur der Menschen, zugleich aber verräth es einen gewaltigen Sprung vom Besondern aufs Allgemeine. Wenn ein altes Volk wäre, das allezeit Kleider und Häuser so geruhig hatte entbehren können; so würde die Schneider- und Bau-Kunst für dieses

Volk

Volk nicht so höchstnöthig seyn, wie sie Lord B. will angesehen haben; ja sie würden nicht einmal zu einer sonderbaren Bequemlichkeit desselben erfordert seyn. Läßt sich aber aus solchem Falle ein Schluß auf das ganze menschliche Geschlecht und auf alle Künste machen; als ob man in allen Ländern der Kleider und Häuser immer hätte entrathen können, oder allerwärts von unendlichen Zeiten her, ohne Trieb und Bewegungsgrund zu irgend einer Kunst, welche der Nothdurft und Bequemlichkeit behülflich ist, bleiben? Woher wäre denn dieser Trieb in der menschlichen Natur, nach einer unendlichen Zeit, neuerlich entstanden? Sind aber diese und jene Künste den Menschen, wenigstens an den meisten Orten, höchst nöthig oder bequem: so wird auch ein jeder entweder selbst auf deren Erfindung gedacht, oder sie wenigstens von seinen Nachbarn gern angenommen haben. Und wenn die Menschen es darinn noch nicht weit gebracht, so ist es allemal ein Zeichen, daß ein solches rohes Volk noch nicht alt seyn könne. Denn es folget eins aus dem andern: Daß sich ein Volk, wenn es alt wird, sehr mehret, und durch die Vermehrung aus der Wildheit zur bürgerlichen Gesellschaft und zum bequemern Leben in Flecken, Städten, Reichen, zum Umgange, Handel und Wandel mit andern Völkern, und zu Künsten und Wissenschaften getrieben findet. Daraus fällt denn der andere Einwurf von selbst weg, als ob die höchstnöthigen oder zum großen Vortheile gereichenden Künste und Wissenschaften, wenn sie einmal erfunden und ausgebreitet sind, wiederum in dem ganzen menschlichen Geschlechte gänzlich und öfters verloren gehen könnten. Eben der natürliche Trieb und Bewegungsgrund, welcher Künste und Wissenschaften unter den Menschen zuerst mit so vielem Bemühen hervorgebracht, wird sie auch beständig unter ihnen erhalten; und kein zufällig Hinderniß kann so groß oder so allgemein seyn, daß es die Natur des menschlichen Geschlechts ändere und ersticke.

Die zweyte Abhandlung.

Daß Menschen und Thiere ihren Ursprung nicht von der Welt, oder der Natur haben.

§. 1.

Die Folgerungen, welche wir in der vorigen Abhandlung aus dem Tode aller unserer Voraltern, und aus der Geschichte des Erdbodens, der Sprachen und der Künste gezogen haben, sind so natürlich und überzeugend, daß es fast eben so ungereimt seyn würde, wenn die Menschen ihr ganzes Geschlecht für ewig hielten, als wenn einzelne Menschen sich träumen ließen, daß sie allezeit auf der Welt gewesen wären; da sie sich doch ihrer verstorbenen Aeltern, und ihrer eigenen Kindheit und ihres Wachsthums erinnern könnten. In der That sind auch sehr wenige unter denen, welche Welt und Natur ewig machen, die sich dabey getrauten, eine gleiche Ewigkeit von dem menschlichen Geschlechte zu bejahen. Die allermeisten gestehen zu, die Menschen hätten einen Anfang gehabt, und hätten sich nachmals erst durch die ordentliche Zeugung fortgepflanzt. Allein, da sie dennoch ihren Abgott, die Welt und Natur, gern auf den obersten Thron setzen wollen: wie werden sie doch den ersten Ursprung des menschlichen Geschlechts aus den Kräften der Welt ableiten und verständlich erklären? Die Kraft der Zeugung, wissen wir, ist bey uns und allen übrigen Thieren natürlich. Allein, welche natürliche Kraft bringt

bringt die ersten Menschen, die ersten Thiere in jeder Art hervor?

Sie helfen sich mit Erdichtungen. Sie bilden sich ein, die Sonne habe durch ihre Wärme den Schlamm des Erdbodens belebt, und dadurch vielleicht zuerst allerley ungestalte Misgeburten von Thieren hervorgebracht, welche nicht hätten bestehen, noch sich fortpflanzen können; bis endlich, nach vielen ungestalten Fehlgeburten, aus solchem ungefähren Zusammenflusse einer gährenden Materie, eine ordentliche Bildung, bald dieses, bald jenes Thieres, von beiderley Geschlechtern, sodann auch einmal der Mensch, entstanden wäre, welche sich beym Leben erhalten und vermehren können [1].

Man muß von diesen Weltweisen nicht erwarten, daß sie sich in das Wesen und die Eigenschaften der irdischen Materie, des Wassers, der Sonne, der Wärme, oder in die Kräfte dieser Dinge, und in die Gesetze der Bewegung, oder auch in den Bau der thierischen Körper und deren Erzeugung, tief einlassen werden, um uns dieses Entstehen der Thiere begreiflich zu machen. Sie würden die Natur nicht zum Abgotte gemacht haben, wenn sie ihre Regeln gekannt hätten. Man höret nur Dichter reden, denen es leicht wird, alles zu verwandeln und zu schaffen. Ihre Welt ist ein Schlaraffenland, darinn sich alles ohne Grund und Mühe, als in einem Traume, erzeuget. Die Erde, unser aller fruchtbare Mutter, durfte nur von der Sonne geschwängert werden; so gab sie aus ihrem Schooße eine Geburt nach der andern hervor. Die verborgene Natur ist dabey bald eine verständige, milde, gütige, kräftige Schöpferinn, die aller Dinge Urstoff und Samen bildet, entwickelt, nähret und erhält: bald muß sie sich wieder als blind, unverständig, neidisch, ohnmächtig und veraltet

meistern lassen. Eine eigentlichere und genauere Erklärung dieser Meinung bin ich nicht im Stande zu geben.

[1]) Daß Epicurus und Lucretius so gelehrt haben, ist ganz bekannt. Siehe Lucret. V. 420 sqq. V. 781 sqq. 819. 835 Aber, wer wird auch nicht wissen, daß de la Mettrie in seinem Systeme d'Epicure dieses verfallene Lehrgebäude unglücklicher Weise wieder aufzurichten gesucht habe?

§. 2.

Wenn wir noch in den Zeiten der Finsterniß lebten, so mögten wir vielleicht hierinn Licht zu sehen glauben. Allein, das weis ich nicht, wie heutiges Tages Menschen sich getrauen können, mit solchen willkührlichen Erdichtungen, die aus grober Unwissenheit der Natur, und aus mancherley Widerspruche und Irrthümern zusammengesetzt sind, vor dem Richterstuhle ihrer eigenen Vernunft zu bestehen. Selbst die Alten sind kaum zu entschuldigen, daß sie aus falschen Erfahrungen so unrichtig geschlossen, und ihre Vorfahren für terrigenas, αὐτόχθονας, das ist, von der Erde erzeugt, gehalten [2]). Sie hatten etwa gesehen, daß, nach der Ueberschwemmung des Niles, sich in dem nachgebliebenen Schlamme allerley Insecten, Ungeziefer, Frösche, Kröten, Schlangen, Eyderen, und dergleichen finden ließen. Da waren sie alsobald mit dem Schlusse fertig, daß diese Thiere durch die Sonnenwärme aus dem Schlamme gebrütet wären; und giengen denn mit ihren Folgerungen auch zu den größern Thieren, und selbst zu den Menschen, daß auch dieselben einst hie und da in einem feisten Erdreiche von der Sonne mögten erzeugt seyn.

Wir wissen wenigstens in neuern Zeiten, daß die Erfahrung, worauf jene sich gründeten, gänzlich falsch, und durch übereilte Schlüsse erschlichen sey. Wir haben, durch

durch die genauesten und sichersten Beobachtungen und Versuche der besten Naturkündiger, von allen Thieren und Insecten, die nur irgend so groß sind, daß sie sich deutlich betrachten lassen, wahrgenommen, daß kein lebendiges Thier von selbst aus fauler gährender Materie erwachse. Der faule Käse ist so wenig die Mutter der Maden, als die Erde der Menschen. Die beständige Ordnung der Natur, vom Kleinsten bis zum Größten, ist, daß alles, was Leben hat, von seines gleichen erzeugt werde. Und bey den allermeisten Gattungen geschieht solches durch Vermischung der Aeltern von zweyerley Geschlechte. Die Schmeißfliegen, Mücken, Schlupfwespen, Schmetterlinge, Flöhe, Käfer, und wie sie weiter heißen, gatten sich sowohl, als größere Thiere, und schieben ihre Eyer da hinein, wo die Brut ihre Nahrung bereit findet. Kein Käse, Fleisch, Frucht, Blatt, Holz, oder andere Materie, wenn jedes nur für das Geschmeiß bewahret werden kann, wird das geringste lebendige Thier aus sich hervorbringen.

Wenn auch die Natur gleich von dem Vollkommenern stufenweise zu den Pflanzen herunter steigt; daß es Thierchen giebt, die Hermaphroditen oder beyderley Geschlechts sind, oder die sich selbst befruchten, wie man meinet, oder da, als aus einer Mutterpflanze, andere Thiere ihres gleichen hervorwachsen, wie bey den Polypen und Corallen, d. i. Zoophytis und Lithophytis, geschieht [2b]: so weis man doch, daß auch in dem Pflanzenreiche eine Art von Befruchtung der weiblichen Pflanze durch den Samen der männlichen Statt finde; wenigstens, daß überhaupt keine einzige Pflanze anders, als aus einem solchen Samen und Knospen, erwachse, worinn schon der Entwurf von jeder Pflanze, nach ihrer Art, gebildet und eingewickelt liegt. Wenn demnach nicht schon eine Pflanze, ein Polyp, ein Thier, als wirklich

gesetzt wird, welches das erste sey, und welches diese Knospen und diesen Samen hervorbringt und nähret; so ist, natürlicher Weise, an keine Erzeugung von irgend einer Pflanze oder einem Thiere, oder deren Fortpflanzung, zu gedenken [2c]).

[2]) Siehe die 1. Abhandlung, 8. Anm. p. 25.

[2b]) Es ist eine besondere und ganz wunderbare Fortpflanzung an den Blattläusen entdeckt worden, daß sie ohne Paarung lebendige Jungen erzeugen, und diese wiederum andere lebendige Jungen, bis zu vielen folgenden Geschlechtern. S. Mr. Charles Bonnet Insectologie. Paris 1745. 8. P. I. Und dennoch kömmt zuletzt ein geflügeltes Männchen, welches sich mit der Blattlaus begattet, und sie mit einmal auf viele folgende Generationen befruchtet. Herr Lyonnet hat die Paarung genau beobachtet, und beschreibt sie in einer Anmerkung zu Lessers Theologie des Insectes P. I. p. 50 sqq., wo er auch von der Fortpflanzung der Muscheln in Steinen, und des Bandwurms, le Solitaire, handelt, und überhaupt beschließt, es sey noch nicht ausgemacht, daß sich einige Insecten ohne männliche Befruchtung fortpflanzen. Die Paarung der Blattläuse hat auch Hr. de Geer beobachtet und beschrieben in dem II. Th. der Memoires de Mathematique et de Physique présentés à l Acad. Roy. des Sciences p. 469. [und in seiner Rede von Erzeugung der Insecten: in der deutschen Ausgabe von de Geers Abhandlungen II. B. I. Th. p. 28. — Nämlich: im Frühlinge und Sommer finden sich lauter Weibchen, die sich ohne Begattung vermehren und lebendige Junge gebären. Bey Annäherung des Winters aber erscheinen unter allen Blattläuse-Familien Männchen, und begatten sich mit besondern Weibchen, die sodann Eyer legen, welche sie an den Zweigen fest kleben, und aus denen im Frühjahre die jungen den vorigen ähnlichen Weibchen hervor kommen, dadurch die Art von Jahr zu Jahr erhalten wird.] Herr Baster scheint auch dahin geneigt, daß es unter den Muscheln männliche und weibliche gebe, und daß der zugespühlte männliche Same die weiblichen befruchte. S. seine Naturkundige Uitspanningen. I. Deel. III. Stukje, p. 122 sqq. Und die Hypothese hat eine ziemliche Aehnlichkeit mit dem Samenstaube der Pflanzen, welcher den weiblichen Blumen zugewehet, oder von flie-

gen-

genden Insecten zugetragen wird. Die Materie von den verschiedenen Arten der Fortpflanzung im Thier- und Pflanzenreiche ist für diese Stelle zur Ausführung viel zu weitläuftig; aber würdig, daß sie von so geschickten Naturforschern, als ich bereits genannt habe, immer weiter untersucht werde. Denn man hat schon die Vertheidiger der Generationis æquivocæ, durch unläugbare Beobachtungen, so weit in die Enge getrieben, daß sie nun keine andere Zuflucht mehr haben, als zu den unsichtbaren mikroskopischen Thierchen.

2c) [daß auch die Pflanzenthiere sich durch Eier fortpflanzen, hat Cavolini in seinen Memorie per servire alla Storia de polipi marini in Napoli 1785. 4. gezeigt, und die Befruchtung der scheinbar blüthenlosen Gewächse hat Hedwig gelehrt.]

§. 3.

Ich sollte nicht meynen, daß jemand gegen diese ganz ausgemachte Wahrheit einen Einwurf von denjenigen unglaublich kleinen Thierchen nehmen könnte, welche **Hamm**, **Hartsoeker** und **Leeuwenhoek** in dem Samen vieler Thiere, andere im Essige und Pfefferwasser, u. s. w. **Büffon** und **Needham** auch in vielen andern gallerthaftigen Säften von gekochtem und gebratenem Fleische, und von Pflanzen, insonderheit vom brandigen Korne, durch starke Vergrößerungsgläser gesehen haben; wiewohl Herr **Büffon** die Samenthiere nicht sowohl für Thiere, als für lebendige Theile eines Thieres, hält, welche durch ein inneres Modell organisiret worden.

Wenn man gleich alle diese Erfahrungen, so wie sie angegeben werden, als ungezweifelt zugesteht: so heben sie doch die Gewißheit der beständigen Ordnung der Natur in allen übrigen Thieren, welche diesen Namen eigentlich verdienen, nicht auf. Denn hier kann man nicht betrogen werden. Die Thiere sind so groß, daß man den künstlichen Bau ihres Körpers, die Werkzeuge des

Lebens, der Sinne, Bewegung, Zeugung, und die Art ihrer Fortpflanzung mit bloßen Augen klar und deutlich beobachten kann. Und so verhält es sich auch mit den Pflanzen, deren Erzeugung aus Samen, Zwiebeln, Wurzeln oder Knospen anderer Mutterpflanzen, ganz offenbar dargethan ist. Wir haben dabey Vernunft und Erfahrung vor uns, daß die Natur sich selbst zu allen Zeiten ähnlich sey, und anders, als sie einmal handelt, nicht handeln könne; folglich auch nimmer eine Zeit gewesen sey, da diese Thiere und Pflanzen zuerst auf eine andere Weise, nämlich durch Gährung einer verfaulten Materie, hervorgekommen wären. Wenn also der Natur gleich das Vermögen gegeben wäre, die niedrigste, einfachste und kleinste Art der Lebendigen, welche fast nur aus einem Gallert oder einer belebten Haut bestehen, ohne Voráltern, unmittelbar aus roher Materie zu bilden; nämlich, wie Needham meinet, durch eine bloße anziehende und ausdehnende Kraft: so folgte doch daraus im geringsten nicht, daß die unendlich weise Zusammenfügung so vieler tausend organischen Körper, aus einem ganz ungeschickten Klumpen, jemals durch ihre blinden Kräfte hätte bewirkt werden können; zumal, da wir wissen, daß deren Bildung, nach der Ordnung der Natur, allezeit organisirte Körper der Aeltern voraussetzt. Die Natur kann wohl die einfachen Salze, Krystalle, Steine, Metalle, ohne Urbild zusammen fügen; aber wenn wir in den Steinen einen genauen Abdruck von Thieren, Fischen und Pflanzen, mit allen Theilen und Werkzeugen, finden, so glaubt doch kein vernünftiger Mensch, daß dieses ein Spielwerk der Natur sey, und daß die bloße versteinernde Kraft solche Abrisse ohne Urbild hervorbringe. Dennoch stellen diese nur die äußerliche Form solcher organischen Körper vor Augen. Wie viel weniger ist die Natur fähig, das Innerste dieser künstlichen Maschinen,

nen,

nen, so zu reden, aus eigenem Gehirne zu erfinden, und ohne vorgebildeten Entwurf auszuarbeiten!

Der Herr von Haller hat demnach, in der Vorrede zum zweiten Theile der deutschen Uebersetzung von Büffons Historie der Natur, ganz richtig geurtheilt, und erwiesen, daß die Religion für diese Erfahrungen auf alle Weise in guter Sicherheit sey. Und man muß dem Herrn **Needham** selbst die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er dieses eingesehen und erinnert hat. Er erkennet, daß seine Thierchen nur eine ganz einfache Zusammensetzung haben; daß sie leicht, ohne vorhergehende Bereitung eines Samens in einem organischen Körper, durch das bloße Ausdehnen und Zusammenziehen der kleinsten Theile, entstehen, vergehen, und wieder erneuert werden könnten; und daß sie nur im weitläuftigen Verstande Lebendige und Thiere zu nennen wären, weil sie den Pflanzen und Maschinen näher kämen. **Man hat also vernünftiger Weise nicht zu fürchten,** sagt er p. 248 sqq., **daß mein Lehrgebäude zu einer Erzeugung der Thiere aus roher Materie führe. Die Bildung des Samens setzt nothwendig einen organischen Leib, oder in manchen Arten eine gewisse Bärmutter, voraus; und dieses in einer Reihe der Voraltern, die bis zum Ursprunge der ganzen sichtbaren Welt, und derer Geschöpfe, die unmittelbar aus Gottes Hand gekommen sind, hinaufsteigt. Ich sage unmittelbar: denn eine unendliche Reihe solcher erzeugten Dinge würde nichts anders seyn, als eine unendliche Zahl von Wirkungen, ohne eine erste Ursache; eine Kette, deren Schwere mit der unendlichen Zahl ihrer Glieder nur unendlich zunehmen würde, ohne daß eine Kraft wäre, welche sie**

halten könnte; welches in der That nichts als unendliche Ungereimtheit giebt. Es wäre eben so gedacht, als wenn einer eine unermeßliche Reihe blinder Menschen gerades Weges, und ohne sich zu verirren, hinter einander gehen sähe; und wenn er ihren sehenden Führer mit Augen nicht erreichen könnte, sich die Reihe unendlich vorstellete; gleich als ob ihnen der Mangel des Gesichtes dadurch ersetzt würde, daß man die Blindheit ins Unendliche vermehret.

§. 4.

Allein, wenn gleich von den kleinsten mikroskopischen Thierlein und deren Erzeugung keine Folge auf die grössern Thiere zu machen wäre; so ist doch erstlich, zur Benehmung aller Einwendung, zu merken, daß die Beobachtungen, welche Herr Büffon und Needham in dieser kleinen Welt gemacht haben wollen, an sich selbst und in facto verdächtig oder vielmehr falsch sind [3].

Wenn man nämlich ihre Beschreibung davon genau untersucht: so wird man nicht einmal überzeugt, daß es wirklich lebendige Thiere oder organa animalium gewesen sind, was sie gesehen haben. Alle übrige Beobachter bilden uns die Samenthierchen in Gestalt der Fröschlein, mit breiten nach und nach spitzig zulaufenden Schwänzen, ab; in andern Säften und Flüßigkeiten auch wohl als Schlänglein und Aelchen; zuweilen auch als Insecten mit mancherley organischen Theilen; so, daß man deren bey acht sichtbarlich zu unterscheidende Arten zählt. Diese Herren geben ihnen aber eine kugelrunde oder eyförmige Figur; und wenn ja ein hervorstehender Theil daran zu sehen ist, so ist es ein gantz dünner Faden,

der

der nicht natürlich zu dem Körper gehört, sondern ihm nur zufälliger Weise von der klebrichten Materie anhängt, und daher auch abgerissen wird. Alle übrige Beobachter sehen die Körperchen, welche sie für Thierlein gehalten, vom Anfange in ihrer vollkommenen Gestalt schwimmen. Bey diesen Herren aber entstehen in den aufgelöseten Säften erst knotichte Aeste, als Perlenschnüre, welche nachmals zerreissen und sich in Kügelchen oder Eierchen theilen, die entweder reihenweise einträchtig hinter einander herziehen, oder einzeln abgesondert werden: und sich nur von einem noch anhängenden klebrichten Faden, durch Schwanken, los zu machen suchen, auch endlich davon los kommen. Alle übrige Beobachter bemerken das Leben ihrer Thierchen an allen Arten der willkührlichen Bewegung, daß sie bald ihre Schwänzchen frey bewegen, bald durch einander schwärmen, bald ihre Richtung rechts und links verändern, bald sich einander ausweichen oder umkehren. Bey diesen Herren aber sieht man die einzelnen Kügelchen, bloß durch einen klebrichten Faden, angeheftet, hin und her schwanken, oder sich haufenweise mit einmal absondern, und als Heerschaaren, in vielen Reihen hinter einander, nach einer Richtung, ziehen. Andere Beobachter sehen die Samenthierchen im frischen Samen alsobald, und etwa nur 2, 3 bis 4 Stunden lang, hernach ist nichts lebendiges mehr in dem Samen, sondern alles todt und ruhig. Diese Herren aber sehen im Anfange nichts; sondern nach einigen Stunden oder Tagen, wenn die Materie gähret und faulet, so erblicken sie erst Thierchen oder organische Theile derselben. Kann man glauben, daß sie eben das, was andere, daß sie das Rechte und Wahre, daß sie es klar und deutlich gesehen haben?

Es ist zweitens sehr wahrscheinlich, was der Herr **Ledermüller** sagt: daß sie nicht das beste Mikrosko-

pium gehabt haben müssen, und daß die Vergrößerung des büffonischen sich gegen das ledermüllersche nur wie 1 gegen 86 verhalte †). Es läßt sich nämlich aus den büffonischen Abbildungen erkennen, daß er nichts klar und deutlich gesehen. Denn er liefert uns bloße Umstriche von Kügelchen oder Eierchen, daran nicht Kopf oder Schwanz, nicht Glieder oder Füße, wahrzunehmen sind. Und da Herr **Needham** mit Herrn **Büffon** zugleich, durch einerley Mikroskopium, einerley Gegenstand betrachtet, so sind sie doch nicht eins, was dasjenige gewesen, welches beide gesehen haben; indem es **Needham** für völlige lebendige Thiere, **Büffon** nur für organische Theile eines Thieres angesehen. Ein Zeichen, daß keiner von beiden das Vorgestellte klar und deutlich gesehen, und ein jeder bloß seine eigene Einbildung und willkührliche Hypothese in die Stelle der Erfahrung gesetzt habe. Eben so wenig enthält ihre beobachtete Bewegung klare oder deutliche Merkmale einer willkührlichen thierischen Bewegung. Denn das Schwanken eines kugelförmigen Körpers, der in einem flüßigen Wesen durch einen dünnen Faden an anderer Materie hängt, war ja wohl mechanisch, und von dem Schwanken der Flüßigkeit, worinn er schwebte, entstanden. Daß in dem flüßigen Wesen viele Kügelchen in ordentlichen Reihen, einträchtig nach einer Richtung, einherzogen, war vielmehr einer willkührlichen Bewegung entgegen, und kam bloß von dem Aufschwellen der zähen Materie, welche die vordersten aufgelösten und zertrennten Theilchen von sich schob. Wenn auch diese Herren ihre Kügelchen zuweilen unordentlich durch einander schwärmend gesehen: so weis man doch auch, daß in den Flüßigkeiten eine stete wimmelnde Beweguug sey, die von mancherley innern und äußern Ursachen leicht entstehen und verändert werden, und den festern Theilen allerley Drehungen geben kann. Man sehe nur, was die

die Sonnenstäubchen in einem Sonnenstrale, die kleinern Fettaugen auf einer warmen Fleischbrühe, die Bläschen eines feinen Schaumes, die Theilchen eines süßen Weines, der zum Sauren geschüttet ist, u. s. w. für seltsame Bewegungen machen: so wird man wohl erkennen, daß ein kläreres und mehr entscheidendes Merkmal der willkührlichen Bewegung bey solchen überaus kleinen Körperchen erfordert werde, als was diese Herren angeben. Wie denn auch Herr **Needham** selbst gesteht, daß die Bewegung überhaupt nur ein zweideutiges Kennzeichen sey, wenn man daraus das Daseyn eines lebendigen Dinges schließen will, dessen rege Kraft die Wirkungen eines natürlichen Mechanismi überstiege *). Und wir haben in den Philosophical Transactions ein Beyspiel von dem Herrn **Henry Miles**, wie leicht man sich in solchen Wahrnehmungen von Kleinigkeiten betrügen könne, wenn ihnen die erfoderliche Klarheit und Deutlichkeit fehlet †).

Man halte die Beobachtungen eines **Leeuwenhoeks**, eines **Ledermüllers**, und anderer, dagegen: so wird man vollends überführt, daß Hr. **Büffon** und **Needham**, und mit ihnen vielleicht viele andere, nicht diejenigen sind, deren mikroskopischen Wahrnehmungen man sicher trauen könne. **Leeuwenhoek** hatte nichts als einfache Mikroskopia; aber ich erinnere mich selbst einige Kleinigkeiten bey ihm dadurch in solcher Klarheit und Deutlichkeit gesehen zu haben, daß das bloße Auge in großen und nahen Körpern nichts klärers und deutlichers wünschen kann. Und in der That sind an sich die einfachen Mikroskopia weit besser, bequemer und reiner, als alle zusammengesetzte; wenigstens thut die Stärke der Vergrößerung nichts zur Sache, wenn sie der Klarheit und Deutlichkeit etwas benimmt. Die Leeuwenhoekischen Figuren der Samenthierchen scheinen unter-

unterdessen doch mehr als zu groß zu seyn, so, daß sie dem Herrn Büffon, der **Leeuwenhoeks** Abbildungen als Einbildungen ansieht, auch wegen der Größe verdächtig geschienen: und Herr **Ledermüller**, als ein eifriger Vertheidiger des **Leeuwenhoek**, weis ihm nicht anders zu helfen, als daß er muthmaaßet, derselbe müsse schon ein Sonnenmikroskop gehabt, und die Größe der Thierchen darnach gebildet haben *). Aber in dem Stücke widerspricht ihm Herr **Lulofs** so wohl in seinen Briefen an mich, als in den Anmerkungen, womit derselbe dieses Werkchen in der holländischen Uebersetzung beehret hat †); theils weil man in ganz Holland, und in England, wohin er seine Mikroskopia vermacht, nichts davon weis, theils weil die Erfindung der Sonnenmikroskope später ist. Er erkläret die Größe der mikroskopischen Figuren wahrscheinlicher von der verschiedenen Beschaffenheit der Augen, und von einem stillschweigenden Vorurtheile des Wahrnehmers, in welchem Abstande er die Dinge zu sehen glaube. An den Ledermüllerschen Wahrnehmungen ist so wenig, was die Vergrößerung, als was die Klarheit und Deutlichkeit betrifft, etwas auszusetzen. Er bediente sich des besten Cuffischen Mikroskopii, welches einen Durchmesser auf 180 Mal vergrößert, und hat eine besondere Stellung desselben erfunden, welche den Gegenständen eine solche Klarheit und Deutlichkeit giebt, daß er in den Schlänglein des Kleisters und Eßigs lebendige Jungen mit ihrer Bewegung, und viele Eyer und Embryones wahrnahm, und da er ein solches Schlänglein zerschnitt, so sah er 3 junge lebendige Schlänglein und 12 Embryones aus dem Leibe kommen *). Durch solche vortheilhafte Stellung des allerbesten heutigen Mikroskopii hat Herr **Ledermüller** dennoch die knotigen Aeste und Perlenschnüre in dem thierischen Samen nimmer wahrnehmen können. Und daher hat es alle Wahrscheinlichkeit, daß solche Erschei-

Erscheinungen des Herrn Büffon und Needham trüglich gewesen. Ferner hat derselbe den Schwanz der Samenthierchen, nahe am Leibe, nach Proportion, so breit, wie bey den Laichfröschen, und hat ihn bey allen und jeden Samenthierchen, und in einer schlängelnden Bewegung, gesehen. Folglich ist dieser Schwanz ein natürlicher Theil des Thierchens, und es ist unrichtig, was Hr. Büffon sagt, daß es nur ein allerwärts gleich dünner Faden sey, der ihnen von einer fremden klebrichten Materie anhänge, und endlich abfalle. Herr L. sagt, daß die Thierchen ja wohl zuweilen mit ihrem Schwanze irgend wo bekleben bleiben; allein das entstehe bloß, wenn die Samenmaterie ausgedunstet und zähe geworden war; sobald er aber etwas Wasser dazu gemischet, hätten sie ihren Schwanz bald los gemacht, und wären damit frey herumgeschwommen. Was aber das vornehmste ist, so hat Herr L. die Samenthierchen in frischem Samen alsobald, aber nicht länger, als etwa zwey Stunden, sehen können; hernach wurden es todte Globuli, so wie im Geblüte sind, und wie sie Herr Büffon nach vielen Stunden ja Tagen gesehen hätte†). Es hat also Herr Büffon die wahren lebendigen Samenthiere gar nicht gesehen noch sehen können. Und daher fällt auch die Hauptsache weg, als ob er nebst Herrn Needham ihre Erzeugung aus einer rohen Materie beobachtet habe.

³) S. Herrn Büffons allgemeine Historie der Natur, des I. Th. II. Band, das 7. und 8. Capitel nach der deutschen Uebersetzung p. 131. und Herrn Needhams Nouvelles Observations microscopiques, avec des decouvertes interessantes sur la Composition et la Decomposition des Corps organisés, Paris 1750. 12.

†) M. F. L. (Martin Frobenius Ledermüller) in den physikalischen Beobachtungen der Samenthierchen durch die aller-

allerbesten Vergrößerungsgläser und bequemlichsten Mikroskope betrachtet, mit einer unparteiischen Untersuchung und Gegeneinanderhaltung der Buffonischen und Leeuwenhoekischen Experimente. Nürnb. 1756. 4. p. 10. 12. 25. 27.

*) Needham l. c. p. 187. *Le mouvement en general n'étant qu'un argument équivoque qui ne demontre pas l'existence d'un principe de vie superieur au mecanisme naturel.* Ein neuer Autor (Wrisberg) schreibt: *Nimis omnino faciles sumus, cuilibet particulae, quae movetur, vitam omniaque animalium attributa adscribendi. Multi sane dantur in natura motus, ubi ne minimum quidem animalium vestigium est; fere in uniuscujuscunque aquae purissimae guttulae superficie, magisque autem, ubi saponis quicquam admixtum est, particularum exilissimarum observamus motum, quamvis rationem illius vix reddere possimus: animalculorum certe nulla oriri poterit suspicio.*

†) Henry Miles hatte in den Phil. Trans. Vol. XLII. n. 469. p. 118 sq., seiner Meinung nach, ein besonderes unbekanntes Wasserinsect gesehen und abgebildet; aber Vol. XLIII. num. 476. fin. p. 480 wiederruft er es, auf die Erinnerung des Herrn Hill. *He thinks proper to rectify a Mistake he then made, in supposing certain Bodies to have been animal substances, from their seeming to have a spontaneous Motion in Water: it having since appear'd to him, that they were only the Seeds of the Bidens foliis tripartito divisis Caesalp. 488. Tournef p. 462. Tab. 262. that had fallen into the Water, and were possibly possess'd by some Insects, which might give them that Motion.* Vid. Hill's Review of the Works of the Roy. Society of London. p. 79 sqq.

*) Ledermüller l. c. p. 20.

†) p. 92. (d) *Zekerlyk heeft Leeuwenhoek geen zonnestelsels gebruikt; deeze zyn van latere uitvindinge; maar de zigtbare Groote der Voorwerpen hangt veel af*

van

van de gesteltheit der oogen, en van een stillzwygend Vooroordeel in den waarneemek omtrent den afstand, waarin de voorwerpen gezien worden, gelyk ik duizend maalen in my zelven heb ondervonden,] niet alleen onder het zien door vergrootglasen, maar ook door lange of sterk vergrootende verrekykers.

*) S. denselben p. 10. 11. 14. 15. 26. sq.

†) Wollte man dem Herrn Ledermüller allein darinn nicht trauen, so kann ich mich auf die völlig einstimmige Erfahrung des jüngern Herrn Alexander Monro berufen, die in dessen Diss. inaugurali de testibus et semine in variis animalibus, Edimb. 1755. 8. p. 60. not. mit diesen Worten beschrieben wird. *Corpuscula hæc, (quæ ex motu vario, nunc tardiore, nunc citatiore, nunc antrorsum, nunc ad latera, nunc retrorsum, ex concursus vitatione, ex caudæ actione, quam instar gyrinorum vibrant, animalcula non dubie dixerim), intra paucissima saltem minuta secunda, si non illico, visuntur, et corporis figura — gyrinos non parum referunt — Sub vitæ aut motus exitum dum multum languent, caudis liquori lento vel exsiccato fere affixis, motu quidem oscillatorio, ob virium defectum, corpora agitantur. Post 4 horas emortua nostris experimentis reperiuntur. Et hominis 24 horis emortui vesiculis seminalibus semen extractum nulla animalcula exhibuit: nec adhuc corpuscula variis formis et figuris, majora et minora, bipartita, alia minora e primis mortuis resuscitata, unquam mihi observabantur; et semen putredine solutum nulla animalcula exhibet.*

§. 5.

Allein, dies sey genug von der Herren Büffon und Needham ihren unrichtigen Wahrnehmungen und darauf gebauten Hypothesen. Die Sache selbst ist jedoch dadurch noch nicht entschieden. Es fragt sich: sind denn

wirklich lebendige Thierlein in dem Samen der Thiere, in dem Schleime an unsern Zähnen, in dem faulenden Blute, und in andern Säften von Fleische oder Pflanzen? und wenn dergleichen sind, woher entstehen sie?

Es ist kein Wunder, da dergleichen mikroskopische Thierchen zuerst durch **Leeuwenhoeks** Briefe bekannt gemachet wurden, daß manche sonst vortreffliche Naturkündiger seinen Wahrnehmungen nicht trauen wollten, und ihnen so gar aus ihren eigenen mikroskopischen Wahrnehmungen widersprachen. Denn es hatte fast niemand so gute Mikroskopien, als **Leeuwenhoek**, und man läugnete daher, was man durch die vorräthigen Vergrößerungsgläser nicht sehen konnte; zumal, da die Sache an sich paradox schien, und eine ganz neue unsichtbare Welt einführte. Wenn auch gleich seitdem die mikroskopischen Werkzeuge sehr verbessert, und zum gemeinen Gebrauche gekommen waren; so erfoderte es doch Kunst, Anweisung, und viele Uebung, sich derselben vortheilhaft zu bedienen. Und ich kann daher noch jetztlebende berühmte Männer anführen, welche dergleichen Thierchen mit einem lieberkühnischen und kampischen Mikroskopio vergeblich gesucht, und also für ein Blendwerk erklärt haben *). Ich will auch wohl gestehen, das im Gegentheil einige von denjenigen, die sehr gut mit Mikroskopiis umzugehen gewußt, zuweilen solche Wahrnehmungen mit einstreuen, welche den Verdacht erwecken, daß sie durch ihre schöpferische Einbildungskraft manches, was sie nicht klar und deutlich genug sahen, ausgebildet haben mögten. Dergleichen scheinen auch in des Herrn **Joblot** und **Hill** ihren sonst vortrefflichen mikroskopischen Wahrnehmungen mit unterzulaufen; die wohl in den besondern Fällen ein Mistrauen erwecken können †). Allein, diese geschickten mikroskopischen Beobachter der kleinen Welt stimmen, nebst vielen andern, doch überhaupt

haupt an allen Orten, darinn vollkommen überein, daß sich in den Säften der Thiere, besonders des männlichen Samens, in den Säften des thierischen Fleisches und der Pflanzen, in dem Kleister, dem Heuwasser, Pfefferwasser, u. s. w. eine Menge verschiedener wirklich lebendiger und sich willkührlich bewegender Thierchen aufhalte. Und so viele einstimmige Zeugnisse geübter Männer, an verschiedenen Orten, von einer und derselben Sache, müssen auch für diejenigen, welche selbst bisher keine Augenzeugen davon werden können, höchst glaubwürdig seyn. Und überhaupt giebt das argumentum negans, ceteris paribus, in der Erfahrung, besonders der Kunsterfahrung, wenig wider ein argumentum affirmans. Wer sagt, ich habe es gesehen, erfahren, und mit Fleiß auf diese Weise beobachtet, verdient mehr Glauben, als wer blos sagt, ich habe es nicht gesehen, erfahren oder beobachtet.

Wenn wir denn die Wahrheit der mikroskopischen Thierchen billig voraussetzen: woher sollten doch dieselben wohl entstanden seyn? Wir mögen die Augen noch so sehr schärfen und stärken: so wird die Frage doch durch eine bloße Erfahrung nicht zu beantworten seyn, sondern es wird auf Schlüsse aus den gesehenen Umständen ankommen. Denn selbst die geschicktesten Beobachter mikroskopischer Thierchen, welche in ihren Wahrnehmungen vollkommen übereinstimmen, geben uns ganz verschiedene und wider einander laufende Erklärungen ihres Entstehens. Herr **Büffon** sah eben das nur für organische Theile eines Thieres an, was **Needham** für völlige Thierchen ansah. Beyde, nebst **Bonanni**, **Hill** und **Wrisberg** deuten das gesehene als eine generationem spontaneam aus, was **Joblot**, **Bonnet** und andere für eine Entwickelung der Eyerchen halten. Ein Zeichen, daß ihre Erklärung keine reine Erfahrung,

sondern eine Schlußfolgerung, sey. Und wie wollte auch irgend ein Mensch die Kräfte der Dinge, welche an sich was Geistiges sind, und zumal Kräfte, welche in den kleinsten Urstoffen, Atomen oder Monaden stecken, und deren unmittelbare Art zu wirken, oder die erste Zusammenfügung der allerkleinsten Körperchen, mit Mikroskopiis sehen können? Das ist noch alles viel zu grob, was wir durch Mikroskopia sehen. Lasset uns aufrichtig handeln: wir schließen bloß aus den gesehenen Umständen. Welche sind denn aber die Umstände? Ich will sie aus den allerneusten Wahrnehmungen des Göttingischen Herrn Professors Henr. August Wrisberg entlehnen *), ungeachtet derselbe, bey solchen kleinen Thierchen, der Erzeugung aus einer faulenden Materie geneigt zu seyn scheint. Er gesteht Sect. III. in seiner Epicrisi, daß zur Erzeugung dieser Thierchen Luft, eine mäßige Wärme und Wasser, oder vielmehr vegetabilische und animalische Theile in dem Wasser, schlechterdings nöthig sind: und führt den Bonanni an, welcher schreibt, daß, ohne Luft eine ursprüngliche Erzeugung von Thierchen setzen, unmöglich sey, und daß er einen Versuch mit Kalbfleische in einem hermetisch sigillirten Gefäße gemacht, da es zwar nach Monaten in eine weiche Päppe zergangen, aber keine Spur von einem lebendigen Thierchen darinn anzutreffen gewesen: ja daß nicht einmal eine jede Luft, sondern ein aër debitus aptusque ad nascendum, vegetandum, et conservandum, dazu erfodert werde; welches ich nicht anders verstehen kann, als daß die Luft mit fremden Partikeln müsse geschwängert seyn: so wie eben derselbe mit dem reinen Quellwasser gar keine Thierchen, aber mit dem Regenwasser die Menge Thierchen hervorbringen konnte. Und Joblot (T. I. P. II. p. 3) schreibt gleichfalls, daß er aus einem wohlverwahrteu Gefäße mit dem reinsten Weineßige kein einziges Schlänglein bekommen habe.

Und

Und so ist mir auch von dem vortrefflichen **Muschenbroek** berichtet worden, daß er seine Versuche wegen der Infusionsthierchen gar behutsam so angestellet, daß er die Materie zuvor mit siedendem Wasser präparirt, das Glas wohl mit Stöpsel und Kütte verschlossen, dann nach geraumer Zeit bey der Eröffnung in der faulen Materie alles leblos gefunden habe; aber eben darum habe er die übrige faule Materie in dem eröffneten Glase, nachdem er einen Theil davon besichtigt, sogleich weggeschüttet, damit nichts fremdes unvermerkt hineingetragen werden könnte. Fast eben dieselbe Erscheinung hat auch Herr **Wrisberg** selbst gehabt, da er über das Regenwasser, welches sonst so leicht Thierchen erzeugt, eine Linie hoch Olivenöl gegossen, und es damit achtzehn Tage im Sommer stehen lassen, und dennoch nach der Zeit weder Fäulung noch Thierchen darinn wahrgenommen; hergegen habe er, mit einem sparsamer zugegossenen Mandelöle, das nur einige abgesonderte Augen auf der Oberfläche setzte, die gewohnte Fäulung und Thierchen in dem Wasser gefunden. Unterdessen, da dieser erfahrne Mann dennoch in andern Materien eine Fäulung bey abgeschlossener Luft zugesteht, worinn jedoch hernach gar keine Thierchen befindlich sind; sollten wir denn nicht vielmehr schließen, daß die Fäulung an sich keine Ursache der Erzeugung der Thierchen seyn könne, woferne nicht schon vorher die organischen Entwürfe eines Thierchens in der Feuchtigkeit sind, oder nachmals mit der Luft hineingetragen werden, daß sie sich in der gährenden Materie entwickeln können? Er beruft sich fleißig auf Hrn. **Büffons** und **Needhams** Wahrnehmungen, wie die ersten Entwürfe der Thierchen nach und nach durch die Gährung und Fäulung entstünden. Ich möchte aber wünschen, daß er auch den Herrn **Ledermüller** dabey gezogen hätte, was der von dieser Herren ihren mikroskopischen Beobachtungen urtheilt: oder

daß er Herrn **Eulofs** Urtheil zu der Uebersetzung dieser Wahrheiten p. 86. (b) gelesen hätte, da er sagt, er sey durch die einfachen Mikroskopia überzeugt worden, daß **Leeuwenhoek** die Samenthierchen ganz recht gesehen habe, Herr **Büffon** aber sehr verkehrt. Herrn **Wrisbergs** eigene Abbildungen stellen uns nur Entwickelungen von Polypen vor, welche doch bekanntermaaßen von andern Polypen oder deren belebten Theilen entstehen. Ich zweifele aber, daß sich alle Arten der Infusionsthierchen zu den Polypen reduciren lassen, und daß sich überhaupt der erste organische Bau eines Thieres durch ein bloßes Principium assimilationis philosophisch erklären lasse. Daher wird auch wohl die Anschießung der Salze in einerley determinirten Figuren hier keine Genüge thun. Daß Pflanzen verschiedener Art jede ihren dienlichen Nahrungssaft an sich ziehen, geschieht, so wie bey Thieren, vermittelst des organischen Baues, der schon da ist; und folglich erläutert es unsere Frage gar nicht. Wenn der Schimmel, ohne Samen und Mutter, zu einer Pflanze gediehe: so würde derselbe näher zur Sache kommen; aber ich weis nicht, ob Herr **Linnäus**, **Gleditsch** und andere Botanici damit einig seyn mögten, welche desselben organische Pflanzenstruktur und wirkliche Besamung darlegen. Und eben dieses Beyspiel aus dem Pflanzenreiche ist wider die generationem spontaneam im Thierreiche. Können unsichtbare Samen von Schimmelpflanzen durch die Luft allenthalben ausgestreuet werden, und sich in einer dienlichen Materie geschwind entwickeln: warum können nicht auch eben so kleine unsichtbare Thierchen seyn, deren Eyer die Luft, wie einen Samenstaub, allerwärts hinträgt? Es wäre im Pflanzenreiche (wider die allgemeine Regel und Ordnung der Natur, daß alles aus dem Samen entsprießt), unrichtig geschlossen: ich sehe nicht, ich begreife nicht, wie hier ein Schimmelsamen hätte herkommen können; also giebt es

doch

doch auch zuweilen Pflanzen, die ohne Mutter und Samen entstehen. Eben so würde aber auch zu voreilig geschlossen: ich sehe, ich begreife nicht, wie ein Thierey in der Luft hat herumfliegen, und in diese Materie kommen können; also giebt es doch auch einige Thierchen, welche wider die allgemeine Ordnung, ohne Mutter und Samen, durch bloße Fäulung aus roher Materie gebildet werden. Herr **Wrisberg** sieht dieses gar wohl ein; aber dieß setzt ihn in die Nothwendigkeit, wider die allgemeine Regel und Ordnung der Natur, Omnia esse ex ovo, Zweifel zu machen. Er nimmt sie 1) von eben diesen infusoriis corpusculis her, davon die Frage ist, 2) von den vegetabilibus, als mucore, muscis, fungis, davon ich schon gesagt habe, und 3) gar von größeren vierfüßigen und andern Thieren und Fischen. Ich bin aber völlig versichert, daß Herr **W.** nach seiner scharfen Einsicht, wenn er eine Weile auf die Antworten eines Gegners denken wollte, sich selbst leicht eine zureichende Antwort auf diese Zweifel geben könnte *). Summa, es ist von Niemanden bisher weder gewiß noch wahrscheinlich, weder aus der Erfahrung, noch aus principiis physicometaphysicis erwiesen, daß in der ganzen Natur, im Pflanzen- oder Thierreiche, im Großen oder Kleinen, eine ursprüngliche Erzeugung neuer einzelnen Pflanzen oder Thiere oder wieder Arten davon, aus einer rohen Materie, durch eine Fäulung und Gährung, geschehe oder geschehen könne; sondern Erfahrung, Analogie und Vernunft sind dagegen, und aller Schein des Gegentheils bezieht sich auf unsichtbare Kleinigkeiten, die aber entweder an sich unrichtig beobachtet sind, oder daraus unrichtig ex argumento ignorantiæ geschlossen wird; so wie man vor Zeiten auch von größeren Thieren, die den bloßen Augen sichtbar sind, aus Mangel richtiger Erfahrungen und Schlüsse, eine generationem aequivocom glaubte. Warum

zeigt die Natur, wenn sie Millionen neue Thiere hervorbringen kann, ihre ungeheure Fruchtbarkeit nicht sichtbarlich in der Schöpfung eines einzigen neuen größeren Insekts, oder vierfüßigen Thieres?

*) Es hat noch im Jahre 1756 Herr Petrus Ern. Asch aus Petersburg eine Diss. zu Göttingen edirt, de natura spermatis observationibus microscopicis indagata, worinn er seine Wahrnehmungen vermittelst eines kampischen Mikroskops an dem Samen der Menschen, Hunde, Katzen, Kaninichen, Hähne, Fische, und an den Säften der thierischen Theile und Pflanzen beschreibt, und dadurch allerwärts nichts beobachtet hat, als einerley Kügelchen ohne Schwanz, welche keine andere Bewegung geäußert, als die vom beigemischten Wasser und dessen Erschütterung, oder von der Luft, Sonne, Fäulniß und Schärfe entstanden seyn konnte. S. Göttingische Anzeigen 1756. p. 417 sq. Es hat auch Herr Joh. Gustav Wahlbom, oder vielmehr sein Präses, der Herr Archiater von Linné, ein wahrhaftig großer Mann in der Naturgeschichte, in der Disp. de Sponsalibus plantarum §. 13. (Amoenitt. Academ. T. I. p. 79 sq. nach der Leidenschen Ausgabe) diese Thierchen mit einem Lieberkühnischen Mikroskopio nicht entdecken können, und hält daher das, was Leeuwenhoeck für Thiere angesehen, für nichts anders, als für ölichte Theilchen, welche auf dem warmen Samen einher geschwommen. Ja er sagt ganz dreist in dem II. Vol. Amoenitatum p. 434. (collato Vol. VI. p. 4 sq.) *Verbo dicam: Vermiculi dicti in genitura à Leeuwenhoekio detecti et pro animalculis motu proprio gaudentibus salutati, mera commenta sunt. Corpuscula enim hæc motu proprio destituuntur, carentque attributis vitæ propriis.* Man sehe aber, was in dem allgemeinen Magazin IV. Th. p 195 sq. in der Anmerkung, dagegen erinnert wird: unter andern, daß Lieberkühn selbst, nach dem Briefe, welchen Hamberger seiner Physiologie eingerückt hat, die Leeuwenhoekischen Thierchen allezeit für wahre Thiere gehalten habe. Das ist ein lehrreiches Beyspiel, wie behutsam man seyn müsse, aus dem Mangel seiner eigenen Erfahrung einen solchen Schluß zu ziehen, daß des andern seine Erfahrung falsch sey.

†) Herr

†) Herr Joblot hat ein schönes Werk herausgegeben: Observations d'Histoire naturelle faites avec le Microscope sur un grand nombre d'Insectes, et sur les Animalcules qui se trouvent dans les liqueurs préparées, et dans celles qui ne le sont pas. Paris 1754. 4. II. Tomes. So viel gutes und wahres aber auch in dem Buche enthalten ist, so hat er doch hin und wieder seiner malerischen Ausbildung zu viel nachgegeben. Davon ist dasjenige Thierchen (T. I. P. II. p. 57. sq. Tab. VI. n. 12.) ein ausnehmender Beweis, auf dessen Rückenschilde ein fürchterliches Schnurbartsgesicht so deutlich abgebildet ist, als ob es nach dem Leben eines Menschen geschildert wäre. Ich gestehe auch gern, daß es meinen Begriff übersteigt, was Herr Jo. Hill in seinem sechsten mikroskopischen Versuche (Hamb. Mag. XII. B. p. 377 sq.) unter andern mikroskopischen Thierchen, (deren er 8 verschiedene Arten beobachtet,) an einem Thierchen einer Infusion gesehen haben will. Er hat daran alle Theilchen haarklein entdeckt, und wahrgenommen, wie es mit seiner sägenförmigen Krebsscheere etwas von einem Samentheilchen der Pflanze ordentlich abgesäget, solches abfallende Stück mit der Scheere ergriffen und es auf die flache Seite des andern Gelenkes der gegenseitigen Klaue gelegt, und da mit Ueberschlagung der ersten Klaue, als einer Feile zerrieben und gemahlen, endlich aber mit den zusammengefaltenen Gelenken in den Mund geschoben habe. Das heiße ich genau sehen können! Der Kunsttrieb an sich ist mir nicht zu wunderbar: aber ich sage noch, es sey mir zu unwahrscheinlich, daß einer dergleichen Werkzeuge und verschiedene Handlungen an einem so kleinem Infusionsthierchen sollte so genau unterscheiden können, und ich weis mich nicht zu entsinnen, daß Leeuwenhoek irgendwo dergleichen subtile Wahrnehmungen von sich gerühmt hätte.

*) Henr. Aug. Wrisberg D. Med. Anat. atque Artis obstetriciæ Prof. regii Observationum de Animalculis infusoriis Satura (eine Preisschrift). Gött. 1765. 8.

*) Der Herr Abt Spallanzani hat in seinen Opuscoli di fisica animale e vegetabile die Needhamsche und Büffonsche Meynung ausführlich widerlegt, und die wahre Bewandniß mit diesen Thierchen, ihrem Fortkommen, Ausdauren in Hitze nnd Kälte, u. s. w. mit den genauesten Beobachtungen

dargethan. S. auch Halleri Elementa Physiol. ed. in 4. T. VIII. p. 106. 112. u. s. f.]

§. 6.

Es ist also wenigstens von allen organisch gebildeten Thieren in der That und Erfahrung grundfalsch, daß jemals aus faulender roher Materie, durch Gährung, ein organischer Körper und ein lebendiges Thier entstanden wäre; oder daß ein Vermögen und eine Kraft zu solcher Erzeugung in der ganzen Welt und deren Natur zu finden sey. Wenn die Natur solches jemals fähig und bemühet gewesen wäre, zu thun, und wirklich gethan hätte: so würden wir auch noch jetzt, hie und da, im fetten Schlamme, an der Sonnenhitze, halb oder ganz gebildete, gestaltete oder ungestaltete, neue und unbekannte oder alte und bekannte Thiere antreffen. Denn die Natur ist sich selbst allezeit ähnlich, und von gleichen Kräften, Laufe und Ordnung. Es ist dieselbe Erde, davon sich nicht das geringste Stäubchen entfernet hat; und sie wird von eben der Sonne, mit gleicher Wärme, in einerley Abwechselung beschienen, wie vorhin. Wenn also ihre Natur eine solche Zeugung der Thiere mit sich brächte; so müßte sie auch noch geschehen. Hergegen können wir sicher schließen: wenn ihre Natur dergleichen Zeugung jetzt nirgend wirket oder leidet, so hat sie es auch zu keiner Zeit gethan. Wo ist aber das Land, der Morast, der Schlamm, wo auch nur Misgeburten von Menschen, Elephanten, Kameelen, oder von Pegasen, Sphyngen und Hippocentauren, ja wo kleinere Thiere und Insekten aus dem Kothe gebrütet würden? Keiner wird heutiges Tages so unverschämt, oder so dumm seyn, daß er dergleichen, zumal von größern Thieren, wirklich gesehen zu haben, vorgeben

sollte.

sollte. Demnach kann es auch nimmer in der Welt durch die Natur geschehen seyn.

Was bleibt denn noch weiter für eine Ausflucht übrig? Keine, als diese, welche, zu aller vernünftigen Leute Erstaunen, ein neuer **Demetrius** aus dem rohen Alterthume wieder entlehnt, und aus seiner Feder fliessen lassen: Die Natur sey nunmehr alt, sie habe an Kräften abgenommen, sie habe einmal aufgehöret, zu gebähren [4]). Wie? ist denn der darinn liegende Widerspruch nicht offenbar? Die Welt, die Natur, soll das erste selbständige, nothwendige, ewige Wesen seyn: und doch soll sie veränderlich seyn, abnehmen, ihre Kraft verlieren, unvollkommen werden? Dieses letztere hebt das erstere auf. Ein Ding, das sich verändert, kann nicht nothwendig, das abnimmt und aufhöret, nicht ewig, und, vermöge beides, nicht selbständig seyn. Und wie kann man sich in dem Ewigen eine Jugend und ein Alter gedenken? Es kömmt noch dazu, daß diese Ausflucht selbst wider alle Erfahrung ist: indem keine körperliche Kraft in der ganzen Natur, so weit menschliche Nachricht in die vorigen Zeiten reichet, im geringsten abgenommen; alles sich jetzo in derselben Art und Stärke reget und fortpflanzet, wie sonst geschehen ist. Wenn auch dieses möglich wäre: so würde die Welt, von ewigen Jahrhunderten her, längst in ein wüstes Chaos, oder in einen trägen Klumpen verfallen seyn.

[4]) De la Mettrie Systeme d'Epicure §. 10. *Mais la Terre n'est plus le berceau de l'Humanité! on ne la voit point produire d'Hommes! Ne lui reprochons point sa sterilité actuelle; elle a fait sa portée de ce coté là. Une vieille Poule ne pond plus: une vieille femme ne fait plus d'enfans.*

Lucre-

Lucretius II, 1150.

Jamque adeo affecta est aetas, effoetaque tellus.
Vix animalia parva creat, quae cuncta creavit
Saecla, deditque ferarum ingentia corpora partu.

V. 824.

Sed quia finem aliquem pariendi debet habere,
Destitit, ut mulier spatio defessa vetusto etc.

§. 7.

Es ist aber noch eine andere Ungereimtheit in dieser Meinung, welche ich nicht mit Stillschweigen übergehen kann. Man hat nicht genug, der Natur voriger Welt, wider alle Erfahrung und Vernunft, eine jetzt veraltete Zeugungskraft anzudichten; sondern eben dieselbe Zeugungskraft soll auch ohne Regeln der Ordnung, blindlings, und auf ein Ungefähr gewirket haben. Eine bloße Bewegungskraft, die ohne Leben, ohne Verstand und Absicht handelt, die in ihrer wesentlichen Beschaffenheit keinen Grund der Ordnung und Uebereinstimmung eines thierischen Körpers enthält, soll erst, durch eine wüste Gährung, millionenmal ungestalte Misgeburten erzeuget haben, bis es einmal durch einen ungefähren Zusammenfluß der Umstände gelungen, daß ein gesundes wohlgebildetes Thier herausgekommen: welcher Fall, wie sie meinen, unter so vielen unnützen Verbindungen, die der ungefähre Zufall enthält, doch auch eine Möglichkeit habe, und in so vielen tausend Jahren auch einmal zur Wirklichkeit habe kommen können [5].

Die Leute müssen ja wohl durchaus allem dem, was Verstand ist und heißt, gram seyn, weil sie lieber alles wüste und wilde in der Welt, als eine verständige Kraft, leiden können, und auch das ordentlichste lieber aus der

Un-

Unordnung, als aus Absichten erklären [6]). Die mehresten der Alten waren doch in dem Stücke klüger, daß sie noch einen Verstand, der sich durch die ganze Natur erstrecket, (Mentem per rerum naturam intentam) zuließen. Auch die, welche eine Seele der Welt gesetzt, die ihren Körper in vielerley Gestalten verändere und bilde, scheinen doch alle Wege erträglicher zu seyn. Warum soll aber die erste Kraft fühl- und leblos, unverständig, blind, und ohne Regeln der Ordnung seyn? da doch lebendige, empfindende und verständige Geschöpfe, die mit einem künstlich gebauten Leibe begabet sind, ja, da alle Ordnung und Uebereinstimmung in der ganzen Welt, von ihr erzeuget, auch bis jetzo noch erhalten worden?

[5]) Lucretius V. 835 sqq.

[6]) De la Mettrie Systeme d'Epicure §. 4. *Comment prendre la Nature sur le fait? Elle ne s'y est jamais prise el'e-même. Denuée de connoissance et de sentiment, elle fait de la soye, comme le Bourgeois - Gentilhomme fait de la Prose, sans le savoir: aussi aveugle, lorsqu'elle donne la vie, qu'innocente, lorsqu'elle la détruit.* §. 18. *La Nature n'a pas plus songé à faire l'oeil pour voir, que l'eau pour servir de miroir à la simple Bergére.* §. 19. *N'y a-t-il pas eu un Peintre, qui ne pouvant représenter à son gré un cheval écumant, réussit admirablement, fit la plus belle écume en jettant de dépit son pinceau sur la toile? le hazard va souvent plus loin que la prudence.* §. 24. *Un arrangement fortuit donnant les mêmes privileges qu'un arrangement fait exprès avec toute l'industrie possible, a valu à cette commune mère en honneur que meritent les seules loix du mouvement etc.*

§. 8.

§. 8.

Es haben sich vernünftige Männer Mühe gegeben, die Ungereimtheit solcher ungefähren Erzeugung der thierischen oder auch größern Weltkörper aus dem wilden Zusammenlaufe der Urstoffe auf mathematische Weise zu berechnen; davon der Schluß etwa dieser ist, daß der eine Fall einer ordentlichen Zusammenfügung, der durch das Ungefähr möglich seyn soll, gegen die Vielheit der unordentlichen Zusammenfügungen sich wie ein unendlich kleiner Theil (pars infinitesima) gegen eine unendlich große Zahl verhalte, und daher als gar nichts zu achten sey [7]). Und dieses ist so ferne zureichend, den Unverstand zu zeigen, wenn einer dennoch lieber einen blinden Zufall, als Weisheit und Absicht, zur Ursache der Ordnung annimmt; da jenes unendlich weniger möglich ist, als dieses. Es beweist vollkommen, daß wir, die wir Weisheit und Absichten zur Ursache der Ordnung angeben, nur um ein einziges unendlich kleines Theilchen (partem infinitesimam) von der allergrößten Gewißheit, daß dieses wahr, und das Gegentheil falsch sey, entfernt sind.

Wir setzen nämlich als bekannt voraus, daß in einem thierischen Körper Millionen Theile, verschiedener Art, zu solcher Uebereinstimmung gebracht sind, welche aller Menschen Erfindung, Witz, Verstand und Weisheit unendlich weit übersteigt, wenn sie auch die Absicht gehabt hätten, einen thierischen Körper zu entwerfen und zu bilden. Daß es nun höchst ungereimt sey, diese Uebereinstimmung in einer solchen Menge von Theilen aus einem ungefähren Zufalle abzuleiten, das mag uns ein bekanntes Gedicht des Virgils, Aeneis genannt, erklären. Es ist zwar viel zu wenig, wenn wir die Buchstaben in Virgils Aeneis, mit der Menge der kör-

körperlichen Theile eines Thieres, und den Verstand, den ein virgilisches Gedicht zu verfertigen erfordert, mit der Weisheit, welche zur Bildung eines thierischen Körpers gehört, in Vergleichung stellen. Unterdessen mag fürs erste eines in die Stelle des andern treten, und wir wollen eine Weile zugestehen, daß durch ein Ungefähr, in beiden Fällen, unter unendlich vielen verkehrten Verbindungen der Buchstaben und Theile, doch auch eine übereinstimmende möglich wäre. Würde es nicht dennoch höchst ungereimt seyn, wenn einer gefraget würde, wie das virgilische Gedicht entstanden wäre, daß er lieber einen ungefähren Wurf der Buchstaben, als einen Verstand, zur Ursache annähme? Ich dächte, man würde denjenigen, der das sagte, für unsinnig halten, weil der einzige mögliche Fall in dem Ungefähr, gegen so unendlich viele unmögliche, von keinem vernünftigen Menschen in Betrachtung zu ziehen, vielweniger der andern offenbaren und beinahe einzig nothwendigen Ursache vorzuziehen wäre.

Man rechnet, daß 24 Buchstaben über tausend Quinquillionen mal versetzet werden können. Da nun die Aeneis ungefähr 363,780 Buchstaben enthält, so sind darinn die möglichen Versetzungen, gegen die Versetzungen von 24 Buchstaben, fast für unendlich wenig, und die einzige unter denselben, welche sich wirklich in der virgilischen Aeneis befindet, als eine pars infinitesima, oder ein unendlich kleiner Theil der unendlich vielen möglichen Verbindungen zu halten. Wenn man nun einen Schriftkasten nähme, darinn eben dieselben, und eben so viel Buchstaben, als in der Aeneis vorkommen, enthalten wären; man schüttete aber diese Buchstaben in einen Sack durch einander, und griffe sie blindlings nach einander heraus; so wäre der einzige Fall, da die virgilische Ordnung von ungefähr durchaus getroffen werden

werden sollte, gegen die unendlich vielen, da es unmöglich wäre, gar nicht in Betrachtung zu ziehen. Was ist aber die Zahl von 363,780 Buchstaben gegen die Vielheit der Theile im thierischen Körper, und noch vielmehr gegen die Vielheit der Theile in der ganzen Welt? Wie viel unendlicher ist demnach ihre mögliche Versetzung! Wie viel unmöglicher, folglich, daß ein Ungefähr die einzig übereinstimmende Ordnung hervorbringen sollte*)!

7) Siehe Herrn Samuel Hollmanns überzeugenden Vortrag von Gott und der Schrift, C. I. Sect. III. §. 4. p. 106 sq.

*) Cic. de Nat. Deor. II. 37. *Mundum effici ornatissimum et pulcerrimum ex corporum concursione fortuita: hoc qui existimat fieri potuisse, non intelligo, cur non idem putet, si innumerabiles unius et viginti formæ litterarum, vel aureæ, vel quales libet, aliquo conjiciantur, posse ex his in terram excussis annales Ennii, ut deinceps legi possint, effici: quod nescio anne in uno quidem versu possit tantum valere fortuna.*

§. 9.

Allein, ich halte dafür, daß man schon zu viel einräumet, ob sollte jemals eine Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen durch ein Ungefähr möglich seyn. Denn, wenn möglich so viel heißen soll, als was wirklich werden kann: so gehöret zweierley Möglichkeit dazu, daß etwas wirklich werde, nicht allein eine innere, sondern auch eine äußere. Die innere Möglichkeit, daß nämlich etwas dem Wesen eines Dinges nicht widerspricht, ist allein nicht genug, daß es wirklich werde; sondern es muß auch eine äußere hinzukommen, die den völligen Grund der Wirklichkeit in sich halte.

Ich will es durch das Beispiel der virgilischen Aeneis erklären. Wenn in einem Schriftkasten nicht allein 363,780 Buchstaben wären, sondern auch ein jeder Buchstab des Alphabets so vielmal, als er in des Virgils Aeneis vorkömmt: so hätte es, vermöge der Buchstaben, eine innere Möglichkeit, daß dieses virgilische Gedicht ganz damit gesetzt werden, und gesetzet stehen bleiben könnte. Die äußere Möglichkeit aber müßte auch hinzu kommen, nämlich ein verständiger Setzer, der das Vermögen und den Willen hätte, solches zu verrichten: wozu denn, ausser vielen andern Umständen, auch gehörte, daß er keine Fehler im Setzen machte, oder, so er welche gemacht, dieselben alsobald verbesserte.

Wenn hergegen entweder die innere oder die äußere Möglichkeit, oder gar alle beide zugleich fehlen: so kann ich die Sache nicht möglich, sondern ich muß sie unmöglich nennen, in so ferne sie nicht zur Wirklichkeit kommen kann. Wenn also, nach dem gegebenen Beyspiele, in dem Schriftkasten ganze Buchstaben fehlten oder von manchen zu wenig, von andern zu viel wären, oder statt der Buchstaben viele Ziffern, Noten, Calenderzeichen, oder sonst etwas im Kasten läge: so hätte es keine innere Möglichkeit, die Aeneis damit auf solche Art zu setzen. Oder, wenn zwar die Buchstaben ihre Richtigkeit hätten; es fehlte aber am Setzer, oder dessen Vermögen, oder dessen Willen, oder an allen diesen: so wird keine äußere Möglichkeit da seyn; die Buchstaben werden nicht von selbst aus dem Kasten kommen, und sich in die Ordnung dahin stellen.

Deuten wir dieses auf den gegebenen Fall; so sieht man wohl, daß sich derselbe in zwo Fragen entwickelt: Einmal, ob es in Betrachtung des Schlammes eine

innere Möglichkeit habe, daß daraus ein Thier werden könne? Zweitens, ob es, in Betrachtung der Sonnenwärme, und der dazu kommenden ungefähren Gährung, eine äußere Möglichkeit habe, daß dadurch ein Thier aus dem Schlamme entstehe? Ich behaupte aber, daß keines von beiden, weder innere noch äußere Möglichkeit, da sey, daß jemals aus einem Schlamme oder fauler Materie durch Wärme und Gährung ein Thier erwachse.

§. 10.

Was die innere Möglichkeit betrifft, so müßte alles, was zum Thiere gehöret, nicht allein das Körperliche, sondern auch, was wir zu seiner Seele rechnen, im Schlamme enthalten seyn. Sollen also Fleisch, Knochen, Knorpel, Sehnen, Häute, Klauen, Haare, Federn, Blut, Galle und andere Säfte, aus einer Materie entstehen; so müssen die verschiedenen Bestandtheile derselben schon alle in der Materie vorhanden seyn; sonst werden sie auch nimmer können heraus gebracht werden. Nun enthält ja ein Schlamm und eine Erde nicht alle Bestandtheile eines thierischen Körpers, so wie er auch den Thieren, die daraus erwachsen seyn sollen, zur Nahrung untauglich ist.

Dazu sind die wenigen Theilchen, welche etwa für thierische Körper darinn stecken, durch mehrere undienliche von einander getrennet, und an sich in keinem geschickten Verhältnisse; von dem einen zu viel, von dem andern zu wenig von manchem gar nichts. Es ist ein Schriftkasten, worinn die meisten Buchstaben gar fehlen, andere im Ueberflusse, andere zu sparsam sind, viele fremde Zeichen mit unterlaufen. Gleichwie daraus die virgilische Aeneis zu setzen unmöglich ist: so ist auch aus dem Schlamme, natürlicher Weise, einen

thierischen Körper heraus zu bringen, unmöglich. Und wo stecken vollends in solchem Breie die Seelen, das Leben, die Empfindungs- und Vorstellungskräfte, die eingepflanzten Künste und Fertigkeiten der Thiere? das Gedächtniß, der Witz und Verstand, die Einbildungskraft und die Vernunft und Freiheit der Menschen?

§. 11.

Die äußere Möglichkeit einer solchen Erzeugung ist eben so wenig in der Natur vorhanden. Denn, wenn wir nach dem vorigen bedenken, daß die Bestandtheile eines thierischen Körpers, die etwa im Schlamme oder in fauler Materie stecken können, theils viel zu mangelhaft und zu wenig, theils zu überflüßig und zu viel, theils mit ganz fremden vermischt, theils in gänzlicher Unordnung sind; so ist ja wohl offenbar, daß keine Wärme oder Gährung vermögend sey, Theile des thierischen Körpers, die in dem Schlamme fehlen, von hundert entlegenen Orten in gemessenem Verhältnisse hinein zu tragen; oder die überflüßigen und fremden, welche die irdischen und schweresten sind, hinaus zu schaffen; oder auch die dienlichsten Theile in Ordnung und in die gehörige Stelle und Verbindung zu bringen; vielweniger ihnen Leben, Empfindung, Vorstellung, und andere höhere Kräfte, oder gar Künste und Fertigkeiten, einzuprägen.

Niemand wird sich ja so gröblich irren, daß er sich auf die Ausbrütung der Eier durch bloße Sonnen- oder Ofenwärme beriefe. Denn dadurch würde vorausgesetzt, als ob das Ei nur einen wüsten Klumpen roher Materie in sich hielte, und man würde so schließen: Wenn die bloße Wärme aus Eiern einen Vogel, oder eine Schlange oder Schildkröte bildete, so könne die Sonnenwärme auch aus einer andern rohen Materie wohl die übrigen Thiere

gebildet haben. Allein, das ist weit gefehlt. Ein jeder weis, daß das Weiße nebst dem Dotter, und insonderheit die Cicatricula in dem Hagel des Eies †), schon alles in sich begreife, was zu dem Thiere und dessen Nahrung gehöret; daß nichts überflüßiges und unnützes darunter sey, und daß jedes schon solche Ordnung und Lage habe, wie der ganze Bau des Körpers, nach allen verschiedenen, auch den kleinsten Theilen, und nach der künstlichen Stellung, welche es in einem solchem Raume haben muß, erfodert. Wenn denn eine gemäßigte Wärme den Funken des Lebens in dem Hauptpuncte (puncto saliente) rege gemacht: so kömmt alles in Bewegung, das zarte Urbild entwickelt sich, und gedeiet nach gerade zu einer Festigkeit, indem das Flüssige zu dessen Nahrung eingesogen wird. Schütttelt man hingegen das Ei vorher, und bringet dadurch die Theile in Unordnung: so kann keine Wärme mehr aus eben den Theilen etwas Lebendiges herausbringen. Aber in dem Schlamme verhält es sich ganz anders, als in einem schon gebildeten Eie. Da sind viele Theile nicht, welche da seyn sollten; andere sind da, welche nicht da seyn sollten; alles aber ist in der größten Unordnung.

Es sind also drey Verrichtungen, welche die Sonnenwärme in einem Mischmasche grober Theile zu leisten hätte. Sie müßte das Fehlende herbey- das Ueberflüssige wegschaffen, und dann alles in die gehörige Ordnung so vieler tausend thierischen Bildungen bringen. Wie wollte aber die Sonne das Fehlende aus hundert entferneten Orten nach einem ziehen, da sie allenthalben gleich scheint? Aber gesetzt, wir wollten ihre Verrichtungen vermindern, und annehmen, daß zuweilen alles, was zum thierischen Körper gehört, in einer Materie vorhanden seyn könnte, und daß nur das Unnütze weggeschaft, und das Uebrige in Ordnung gebracht werden

dürfte; kann sie denn dieses beides ausrichten? Das, was weggeschafft werden müßte, würde hauptsächlich die irdischen Theile betreffen; und die sind eben die schweresten, würden also bey einer Gährung vielmehr die letzten seyn, welche nachblieben. Wenn sich aber der Fall irgend gedenken ließe; so müßte es bey dem verfaulten Grase, Heue, Früchten, Wurzeln, Holze und andern Dingen seyn, woraus gewisse Thiere ihre ganze Nahrung ziehen, und also alle ihre Bestandtheile unterhalten und vermehren. So wird ja wohl einmal aus vermoderten Blättern eine Raupe, aus verfaultem Holze ein Holzwurm, aus verdorbenen Nüssen ein Eichhorn, aus überschwemmtem und verrottetem Grase und Heue ein Lamm, ein Kalb, ein Reh, oder wenigstens Milch, Butter und Käse geworden seyn, oder werden können, wenn die Sonne fein warm darauf scheint? Diese Einbildungen sind aber zu lächerlich, als daß sie einer ernsthaften Untersuchung oder Beantwortung werth wären.

†) Siehe des Marcelli Malpighii Opera, die zu London 1686. fol herausgekommen; da er Tomo I. de ovo incubato, Tomo II. de formatione pulli in ovo handelt. [Am ausführlichsten beschreibt es der Herr von Haller in Oper. anat. min. T. II. n. XXX. XXXI.]

§. 12.

Ich will es endlich aufs äußerste nehmen, und einen ganz einfachen Fall setzen, der zwar nicht ist, noch seyn kann, der aber doch wohl eben derjenige ist, welchen man sich gegenseitig allein vorstellet, ohne die oben angeregten Umstände zu bedenken. Ich setze also, es soll nicht allein alles Nöthige zum thierischen Körper an einem Orte beisammen, sondern auch nichts überflüssig seyn; die bloße Ordnung soll nur fehlen. Nun will ich einem alle blinde Bewegungskräfte in der Welt, Wärme, Gährung

Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Schütteln, Rütteln, was man will, einräumen, daß man denen das Geschäffte auftrage, daraus einen ordentlichen Bau eines thierischen Körpers zusammen zu fügen. Ich will einem so viel Millionen vergeblicher Versuche zu Gute halten, als er verlanget. Dennoch, sage ich, können diese blinden Bewegungskräfte die Ordnung eines organischen Baues nicht ein einzigmal von ungefähr treffen. Der Beweis steckt kurz darinn, weil auch der Zufall sich allemal nach Regeln richtet, und zwar nach Regeln, welche der Regel der Ordnung schnurstracks widersprechen.

Ich will es deutlich machen. In dem Mannichfaltigen haben beides, die unordentlichen Verbindungen, und die ordentlichen, eine innere Möglichkeit; wie aus dem Schriftkasten mit den Buchstaben der Aeneis zu begreifen ist. Aber, gleichwie nur eine Linie zwischen zweien Puncten gerade, hingegen unzählige krumme seyn können: so ist auch die ordentliche und übereinstimmende Verbindung im Mannichfaltigen nur einzig, hingegen sind der unordentlichen Verbindungen unzählige. Die unordentlichen sind sich alle darinn ähnlich, daß sie von der Uebereinstimmung abweichen; die ordentliche hingegen ist von allen übrigen darinn unterschieden, daß sie eine Uebereinstimmung in allen und jeden Theilen beobachtet. Nun hat beides, Ordnung und Unordnung, Uebereinstimmung und Abweichung von der Uebereinstimmung, seinen besondern Grund, seine Ursache und Regel. Da aber die Ordnung oder Uebereinstimmung einzig ist, und sich von allen unzählbaren unordentlichen Verbindungen unterscheidet: so muß auch die Regel, wornach sich die Ordnung richtet, und woraus sie entsteht, einzig seyn, und sich von allen Regeln, welche den Grund einer Unordnung in sich halten, unterscheiden.

Jene muß von nichts als Uebereinstimmung Grund in sich halten: und daher kann keine Uebereinstimmung durch Regeln entstehen, welche den Grund einer Nichtübereinstimmung in sich halten; so wie nur das einzige gerade Linial die Regel einer geraden Linie seyn kann, aber kein einziges von allen unzählbaren krummen Linialen, von ungefähr, die Regel einer geraden Linie zu werden vermag. Der Zufall, oder das Ungefähr, richtet sich nach den Regeln, welche darinn ähnlich sind, daß sie einen Grund der Unordnung oder Abweichung von der Uebereinstimmung in sich halten. Die Absicht aber ist es allein, welche die Regel der Ordnung und Uebereinstimmung in allen Stücken giebt. Folglich kann der Zufall nimmer eine Ordnung oder Uebereinstimmung des Mannichfaltigen gebähren; sondern dieser einzige Fall aus allen möglichen Verbindungen hat seine besondere von allem Zufalle unterschiedene Regel, welche die Absicht giebt.

Wer das Beyspiel von dem Schriftkasten hierbey wiederholen will, der kann sich die Sache bald lebhafter vorstellen. In den 363,780 Buchstaben der virgilischen Aeneis stecken unzählige mögliche Verbindungen; aber eine einzige unter allen möglichen stimmet nur mit des Virgils Aeneis überein. Die Regel, woraus diese einzige einstimmige Verbindung entspringt, kann keine von denen seyn, welche den Grund der Unordnung und Abweichung in sich halten; sondern sie fließt allein aus der Regel und Absicht, die Buchstaben in der Ordnung und Abtheilung zu setzen, wie sie die Wörter und Verse der virgilischen Aeneis nach einander ausdrücken. Hingegen alle zufällige oder ungefähre Verbindungen richten sich nach Regeln, welche einen Grund der Unordnung und Nichtübereinstimmung in sich halten. Eine einzige Regel des Zufalles kann uns statt aller gelten: Alle Buch-

staben unter einander in einen Sack werfen, und fleißig umschütteln, dann blindlings hinein greifen, und bey jedem Griffe den Buchstaben heraus nehmen, welcher zum ersten unter die Finger kömmt; er mag mit den vorhergehenden können ausgesprochen werden, oder nicht; er mag mit andern ein übliches und bedeutendes Wort, oder einen leeren Ton geben; er mag ein lateinisches oder fremdes Wort, zuwege bringen; das Wort mag mit andern einen Verstand und Zusammenhang haben, oder ungereimt seyn; es mag der Prosodie gemäß oder zuwider seyn; es mag mit dem Zwecke überein stimmen, oder dem entgegen laufen; Virgil mag es gedacht haben, oder nicht. Da nun diese Regel der zufälligen Verbindung den Grund der Unordnung und Nichtübereinstimmung in sich hält; und derjenigen, woraus die Uebereinstimmung entstehen kann, gänzlich widerspricht: so kann sie nimmer diejenige seyn, welche eine übereinstimmende Ordnung erzeuget. Und wenn eine ganze Armee viele Jahre mit blinden Griffen in den Schriftsack zubrächte: so bin ich daher fest versichert, daß alle solche Griffe in aller der Zeit fehl schlagen müssen, und keine einzige Reihe derselben nur den ersten verständlichen Satz der virgilischen Aeneis ununterbrochen herausbringen wird.

So unmöglich nun, als dieses ist: so unmöglich ist es auch, daß durch eine blinde Bewegungskraft in der Natur ein lebendig Thier, auch nur ein Floh, ja nur ein Fuß vom Flohe, hervorgebracht werde. Die kleinsten Thiere haben eben einen so vollkommenen Körper, als die großen, und bestehen aus eben so mannichfaltigen Theilen, deren keines umsonst ist, sondern jedes sich zu jedem, und alle endlich zu einer gewissen Art des Lebens schicken. Wenn wir diese Art des Lebens, dazu ein jedes Thier in seinem Geschlechte bestimmt ist, als die Absicht annehmen; so giebt dieselbe eine Regel, welche

den

den Grund der Uebereinstimmung in den mannichfaltigen Theilen des Thieres in sich fasset. Hergegen mögen wir nach Belieben eine oder mehrere blinde Kräffte der Bewegung in der Natur nehmen, Schwere, Ausdehnung, Anziehung, Wärme, Gährung, und wie sie sonst Namen haben; so richten sie sich alle nach Regeln, welche der Uebereinstimmung der mannichfaltigen Theile nothwendig so lange zuwider laufen müssen, als sie dem Zufalle, oder ungefähren Zusammenlaufe, überlassen sind, und von keinem Verstande nach einer Absicht geleitet werden *).

*) [Sehr bündig urtheilt Herr **Kant**, in seiner Abhandlung über den Gebrauch teleologischer Principien in der Philosophie: (im Deutsch. Merk. 1788. Febr. S. 109 und 130) „An Entbehrung teleologischer Erklärungsgründe, um sie durch physische zu ersetzen, ist bey organisirten Wesen gar nicht zu gedenken; sondern wir müssen hierin lediglich dem Princip der Zwecke folgen — Der Begrif eines organisirten Wesens ist dieser: daß es ein materielles Wesen sey, welches nur durch die Beziehung alles dessen, was in ihm enthalten ist, auf einander, als Zweck und Mittel, möglich ist, wie auch wirklich jeder Anatomiker als Physiolog von diesem Begriffe ausgeht. Eine Grundkraft, durch die eine Organisazion gewirkt wird, muß also als eine nach Zwecken wirkende Ursache gedacht werden, und zwar so, daß diese Zwecke der Möglichkeit der Wirkung zum Grunde gelegt werden. Wir kennen aber dergleichen Kräfte, ihrem Bestimmungsgrunde nach, durch Erfahrung nur in uns selbst, nämlich an unserm Verstande und Willen, deren der letztere, so fern er durch den erstern bestimmt wird, ein Vermögen ist, etwas gemäß einer Idee, die Zweck genannt wird, hervorzubringen.“]

§. 13.

Es erkennen auch wohl die meisten heutiges Tages, daß sie mit dem ungefähren Zusammenflusse einer rohen Materie nicht fortkommen werden, da derselbe so offen-

bar gegen alle Erfahrung und Vernunft streitet. Sie haben aber statt dessen eine feinere und künstlichere Erfindung, welche ich noch mit wenigem berühren muß. Sie setzen keine rohe Materie, woraus die ersten Thiere durch ein Ungefähr entstanden wären; sondern Sameneier aller Thiere, welche von Ewigkeit in der Welt verstreuet, und in welchen die ganze Bildung der Thiere schon enthalten gewesen. Da hätte sichs einst fügen müssen, daß jedes jetzigen Thieres Samenei von ungefähr an seine rechte Stelle gerathen wäre, wo es Wärme und Nahrung gefunden, und zu dem Wachsthume eines lebendigen Thieres gediehen sey.

Allein auch diese Künsteley will der Sache nicht besser helfen. Wer hat sie befugt, Sameneier, worinn das ganze Thier schon im Kleinen gebildet, und sorgfältig in dem Behältnisse einer Hülse zusammen geleget war, als ewig anzunehmen? Sind wir dadurch von dem Ursprunge der Thiere besser unterrichtet, daß wir sie ins Kleine bringen? Wo sind denn die Eier her? Oder sind sie an und für sich selbst nothwendig, und selbständig? oder konnte die Welt ohne diese Eier nicht bestehen? Muß diese künstliche Zusammenfügung, diese Einwickelung im Kleinen, nicht ja sowohl, als das Entstehen der Thiere selbst im Großen, eine zureichende Ursache haben? Und hätte man nicht noch mehreren Grund, als bey großen Thieren, zu fragen, woher denn die Urbilder der Thierchen so weislich in eine rundliche Figur zusammen gefaltet seyn, die sich doch hernach in tausenderley ganz andere Figuren mit hervorragenden Gliedmaaßen entwickeln? wer sie so sorgfältig mit einem in der Mitte enthaltenen Nahrungssafte versehen, und alles in eine zwey- oder mehrfache Hülse eingepackt habe?

Allein, gesetzt, wir wollen solche Sameneier ohne weitere Nachfrage annehmen: so wäre doch nicht zu begreifen, was sie von Ewigkeit, bis auf die Zeit ihrer Geburt, vor dem Verderben und der Fäulung geschützet? Denn, da sie aus eben der Art, und aus eben so mancherley Theilen, wie die Körper selbst im Großen zusammengesetzt waren; so hatten sie theils in sich, theils ausser sich, eben denselben Grund der Gährung und Fäulung, wie die großen Körper, und eine noch feinere Materie konnte die Verbindung der Theile durchdringen, und trennen.

Und wenn sie auch der Ewigkeit getrotzt hätten, was befruchtet jedes Ei? da es ja die Wärme allein nicht ausmacht, und auch große Hühnereier, wenn sich die Mutter mit dem Hahne nicht begattet, taub sind, und von der Wärme nur desto eher verfaulen? In welchem Erdenkloße oder Schlamme hat ferner eine bequeme Bährmutter für Thiere seyn können, da das geplatzte Samenei Wurzel schlagen, und durch seine Nabelschnur Nahrung ziehen können? Wer hat die zarte Brut hernach aus der Erde geholet? Wer hat ihr die Nabelschnur abgebunden, oder abgebissen? Wo war die Mutter, die dem ersten Kinde, das vor allen Müttern gewesen, die Milch gab, oder dem ersten Vögelchen die halb verdaute Speise aus dem Kropfe in Schnabel schüttete oder sonst zuschleppte?

Und wenn alle diese Unmöglichkeiten könnten möglich gemacht werden: warum kommen, seit so viel tausend Jahren, keine herumflatternde Sameneier irgend eines Thieres mehr an einem Orte des Erdbodens zur Reife, noch ein solches auf die Art erzeugtes Thier zum Vorscheine? warum werden sie nun alle von Aeltern durch die Zeugung in der Bährmutter empfangen und genähret?

Es

Es ist ja wohl einem jeden begreiflich und offenbar genug, daß diese gekünstelte Erfindung dem Vorgeben nicht aufhelfe, sondern es noch abgeschmackter darstelle*).

*) [Durch einstmahliges Aufeinanderwirken von Naturkräften muß freilich auch das Hervorbringen von organischen Geschöpfen, Pflanzen und Thieren geschehen seyn. Wie dieses auf der sich bildenden, anfangs unbewohnbaren Erde habe geschehen und die Thiere fortkommen können, ist uns ganz unbegreiflich. Was wir aber auch für Kräfte und Aufeinanderwirken setzen, so sind diese doch an und für sich in unzähligen Wesen zerstreuet, und könnten, wenn sie auch selbständig wären, aus eigener Kraft keine Einstimmung schaffen. Keine kennt ja das Ganze und den Bezug auf dasselbe: keine konnte also, auch wenn sie Verstand besässe, ihre Stellung und Wirkung darnach einrichten, sondern es bleibt noch immer übrig, die Grundursache der schicklichen Austheilung und Beziehung der Kräfte bey so unzählbaren abgesonderten Dingen zu suchen, und folglich ein allübersehendes, allwürkendes Wesen, von welchem alle Kräfte abhängen und bestimmt sind, als einzig nothwendig vorauszusetzen.]

§. 14.

Aus allem, was bisher vorgestellet ist, kann ein jeder deutlich sehen, daß der Ursprung der Menschen und übrigen Thiere des Erdbodens auf keine Weise natürlich erkläret werden könne; und daß alles, was zu solchem Ende erdacht ist, aus grober Unwissenheit der Alten geflossen sey, wider alle richtige Erfahrung und Grundsätze der Vernunft laufe, und, zumal in neuerer Zeit, nicht mit der geringsten Wahrscheinlichkeit, sondern bloß aus Leichtsinn, vertheidiget werden könne. Wer sich selbst auf diese Frage, woher Menschen und Thiere sind, im Ernste Genüge thun will, der wird finden, daß er, nach vielen vergeblichen Ausflüchten, dennoch genöthigt sey, seinen Abgott, die Welt, vom obersten Throne her-

herunter zu setzen, und den ersten Ursprung der entstandenen Lebendigen höher zu suchen.

Es erhellet denn besonders aus obigen, daß die Erde fälschlich unser aller Mutter genannt werde. Sie ist nichts, als unsere Säugamme, und die Sonne unsere Pflegerin. Nachdem wir erst von einer höheren Hand gebildet und auf die Erde gesetzt sind; so giebt diese uns die nöthige Nahrung, Wohnung und Kleidung, und die Sonne die erforderliche Wärme; aber die Erde hat die ersten Menschen und Thiere nicht durch Beschwängerung der Sonne empfangen und geboren.

Es erhellet ferner, daß wir, in diesem ersten Ursprunge der Menschen und Thiere, auch das Ende, oder vielmehr den Anfang der Natur und natürlichen Ursachen, absehen. Denn die einzige natürliche Ursache des Entstehens der Menschen und Thiere ist die Erzeugung von Aeltern; sonst ist keine in der Welt. Wenn nun die Reihe der Voraltern nicht ins Unendliche gehen kann; so kann auch die natürliche Erzeugung nicht ewig seyn. Wo wir also das erste Paar Menschen oder Thiere setzen, da höret die Natur oder natürliche Kraft auf, eine Ursache der Menschen und Thiere zu seyn, und nimmt selbst von einer höheren Ursache ihren Anfang.

Es erhellet weiter, daß eben dasselbe, was wir von unserm Erdboden, und der Natur in diesem Theile der Welt, geschlossen haben, von der ganzen Natur und Welt, das ist, von allen großen Weltkugeln, gelten müsse. Denn wenn in den übrigen Planeten um unsere Sonne, oder um andere Fixsterne, gleichfalls lebendige Einwohner sind, wie zum Theil die Alten schon gemuthmaaßet, und alle Vernünftige neuerer Zeit höchst wahrscheinlich gehalten haben: so wird, nach obigen Gründen, dort eben so, wie auf unserm Erdboden, folgen,

daß

daß jedes Geschlecht einen Anfang gehabt haben müsse, und daß ihr erster Ursprung dort eben so wenig, wie hier, von jedem Planeten, und dessen Sonne, oder auch beyder Natur, könne abgeleitet werden. Daher wir den allgemeinen Schluß machen, daß nichts Lebendiges in der ganzen Welt und Natur ursprünglich von der körperlichen Welt und Natur entstanden sey.

Weil denn dasjenige nicht das erste Wesen seyn kann, von welchem nicht alle entstandene Dinge ihren ersten Ursprung haben; so folget, daß die ganze körperliche Welt und ganze Natur noch nicht das erste selbständige, nothwendige, ewige Wesen seyn könne, sondern, so wie die Lebendigen selbst, von einem andern wahrhaftig ersten und selbständigen Wesen entstanden seyn müsse. Und so hat der Mensch an sich selbst, und an andern Lebendigen, ein untrüglich Merkmal, wodurch er die Welt und Natur von dem Schöpfer aller Dinge unterscheiden kann.

Ich will nur den Zusammenhang meiner Folgerung mit kurzem wiederholen. Ich schließe so:

Wenn Menschen und Thiere einen Anfang ihrer Geschlechter gehabt haben; und doch nicht ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden sind; so ist die Welt und deren Natur nicht das erste selbständige Wesen.

Denn dasjenige kann das erste selbständige Wesen nicht seyn, welches den ursprünglichen Grund entstandener Dinge nicht in sich hält. (I. Abh. §. 3.)

Nun haben alle Menschen und Thiere einen Anfang ihres Geschlechts gehabt;

weil

weil alle die, welche vor uns gelebt, keinen einzigen ausgenommen, entstanden sind, und also, vor allen entstandenen, eine andere Ursache gewesen seyn muß, die das erste Paar jedes Geschlechts hervorgebracht hat: (§. 4. 5.) und weil unendliche gewesene Reihen voriger Geburten nicht vernünftig zu denken sind, (§. 6-9.) auch alle Geschichte von dem Anfange der Menschen zeuget: (§. 10-16.)

sie sind aber doch ursprünglich nicht von der Welt oder deren Natur entstanden.

Denn die Sonnenwärme brütet keine Thiere aus dem Schlamme oder roher Materie durch Gährung: (II. Abh. §. 1-6.) und ein blindes Ungefähr kann keine künstlich gebildete Körper erzeugen; (§. 7-12.) aber ewige Sameneier aller Thiere sind eben so wenig zu setzen. (§. 13.)

Demnach ist die Welt und deren Natur nicht das erste selbständige Wesen; sondern ist, wie die Thiere selbst, von einem wahrhaftig ersten selbständigen Wesen hervorgebracht.

[Oder — Wenn in einer Reihe von eingeschränkten und veränderlichen Wesen eines jeden Zustand von andern nebenseienden und vorhergehenden abhängt, und folglich keines derselben selbständig ist; so enthält diese ganze Reihe, wenn sie gleich unendlich wäre, doch nur lauter **Wirkungen** und noch keine Grundursache. Diese muß also in einem andern nothwendigen, für sich bestehenden Wesen liegen, ohne welches alle abhängige Wirkungen, weder in endlicher, noch unendlicher Reihe möglich wären. Folglich ist, außer der veränderlichen Reihe von unzähligen eingeschränkten Dingen, welche

wir

wir unter dem Namen Welt begreifen, unfehlbar eine Selbstkraft, ein eigentliches selbständiges, nothwendiges Wesen anzunehmen, welches nicht Wirkung, nicht abhängig ist, sondern von welchem alle diese Wirkungen abhängen, und durch welches die Stellung und Gesetze der Kräfte aller dieser verschiedenen Wesen zum Bestande und zur Ordnung übereinstimmen: man mag nun der Wirkung dieser Grundursache in Ansehung unser einen Anfang geben, oder man mag sie so ewig, unendlich und unbegränzt setzen, als die Ursache selbst ist] *).

*) [Es wird nämlich andernseits vorgestellt — „Wenn eine Kraft da ist, welche eine Folge von Wirkungen hervor zu bringen strebt: dabey auch zureichend ist, dieselben hervorzubringen, und durch keinen Widerstand aufgehalten werden kann: und wenn diese Kraft nothwendig, folglich ewig existiret; so muß auch wirklich eine Reihe von Wirkungen hervorgebracht seyn, und diese Reihe kann so wenig, als die wirkende Ursache, einen Anfang haben. Eine solche Kraft aber ist Gott, und die Wirksamkeit kann von seinem Wesen nicht getrennt werden: der ganze Umfang der Wirkungen muß dem ganzen Umfange der Kraft gleich seyn: folglich sind auch seine Wirkungen unendlich, ohne Ziel und Gränzen." (*Cochius* Examen de la Question: si toute Succession doit renfermer un commencement? in den Mem. de l'Acad. de Berlin 1773. p. 325.) Beide Vorstellungen haben ihre grosse Schwierigkeit. Wir können uns nämlich durch unsere Wahrnehmung von mittelbaren Wirkungen, die in der Natur vorgehen, gar keinen Begriff von der unmittelbaren Wirkung des Urwesens machen, welche mit keiner von jenen natürlichen, oder deren Bedingungen, zu vergleichen ist. (Man sehe hierüber die scharfsinnige Abhandlung des Herrn Jacobi: Ueber die Lehre des Spinoza: 1789. 8. VIIte Beilage.) Genug: es muß ein selbständiges Urwesen da seyn, welches folglich nicht zu der Reihe der abhängigen, auch nicht als oberstes Glied, gehört, welches auch nicht blos neben allen diesen Dingen existirt und sie nur geordnet hat; sondern aus welchem auch das Daseyn der Substanzen selbst dem Wesen nachfliesset, weil mit dem Daseyn auch zugleich ihre Kräfte und Verhältnisse gegeben werden. „In dem ewi-

ewigen nothwendigen Wesen selbst aber kann keine Folge von Existenz, Bestreben und Wirken seyn, nicht Zahl, nicht Zeit, als welches nur Vorstellungen unserer Sinnlichkeit und Einschränkung sind. Alles ist eins und auf einmahl vor Gott: alle Veränderungen sind nur Verhältnisse der Dinge ausser ihm. Er besteht bey den Folgen oder Reihen der Dinge unveränderlich: er sieht das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige, als Folgen seiner Wirksamkeit, und alle Verhältnisse derselben, aus eigener innerer Kraft auf einmal, gleichsam a priori, ohne dabey eine Folge von Vorstellungen, oder eine neue noch nicht gehabte Vorstellung zu erhalten." (Cochius am angef. Orte.) Man sehe ferner, was von der Schöpfung Anfang unten III. Abh. §. 8. erwogen wird.]

Die dritte Abhandlung.

Daß die körperliche Welt an sich leblos, und daher keiner innern Vollkommenheit fähig sey; folglich auch nicht selbständig, ewig, nothwendig, sondern von einem andern, um eines andern willen hervorgebracht seyn müsse.

§. 1.

Was bisher von der Welt und deren Natur aus dem ersten Ursprunge der Menschen und Thiere geschlossen ist, das zeigt auch die Betrachtung der körperlichen Welt und ihrer Natur an und für sich selbst. Denn wenn wir die Lebendigen von der körperlichen Welt absondern, wie wir nach dem vorigen thun müssen; und wenn die übrige Materie und deren Kraft, nach der

Gegner eigenen Meinung, ohne Leben, Empfindung und Verstand ist; so bleibt nunmehro der leblosen körperlichen Welt und ihrer Natur keine innere, eigene, wesentliche Vollkommenheit mehr übrig, sondern bloß eine äußere: und ich schließe daraus, daß ihre Wirklichkeit nicht durch ihr eigen Wesen, und nothwendig von Ewigkeit bestimmt sey, sondern daß sie von einem andern, um eines andern, nämlich um der Lebendigen willen, hervorgebracht sey.

Wenn man diesen Schluß nur nach gemeiner klaren Vorstellung der Begriffe betrachtet; so fällt der Zusammenhang schon jedem in die Augen. Denn, da ein jedes Ding seine wesentliche Vollkommenheit haben muß; so ist offenbar, daß besonders dem selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesen die allergrößte Vollkommenheit eigenthümlich gebühre. Wenn dieses keine eigene innere Vollkommenheit hätte, so könnte es weder für sich selbst bestehen, noch auch den von ihm entstandenen zufälligen Dingen eine Vollkommenheit mittheilen. Nun erkennet ein jeder, daß ohne Leben, Empfindung und Verstand seyn und handeln, keine innere Vollkommenheit, sondern vielmehr eine Unvollkommenheit zu nennen sey. Eine todte, fühllose Materie, und blinde Natur, weis von sich selbst nichts, und kann ihr eigen Daseyn nicht geniessen noch empfinden, sondern es ist für sie einerley, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so oder anders ist. Wie kann man sich denn doch ein ewiges Ding vorstellen, das seiner Wirklichkeit von Ewigkeit her nicht froh geworden, noch in alle Ewigkeit werden wird? Wie kann man es als nothwendig gedenken, da es sein selbst wegen auch nicht da seyn, oder anders geartet seyn mögte? Wie kann es selbständig seyn, da in ihm selbst nichts ist, das seine Wirklichkeit erfodert oder bestimmet? So kann es ja denn auch nicht von sich selbst

oder um sein selbst willen da seyn; sondern, wenn es ist, so muß es von einem andern, um eines andern willen, hervorgebracht seyn.

Allein, ich will diesen Zusammenhang auch deutlich machen, wenn ich zuvor die beiden Sätze werde erörtert haben, welche ich voraus setze: nämlich, daß ich berechtigt sey, die körperliche Welt, ohne die lebendigen Thiere, an und für sich zu betrachten; und daß ich diese körperliche Welt nicht ohne Grund als leblos annehme.

§. 2.

Daß man die körperliche Welt, an und für sich, ohne die lebendigen Thiere, zu betrachten befugt sey, und auch so betrachten müsse, folgt nothwendig aus dem vorigen Beweise. Denn, ob zwar die Lebendigen in der Welt sind, so sind sie doch nicht allezeit darinn gewesen, noch ursprünglich von der Welt und deren natürlichen Kräften hervorgebracht, oder entstanden. Folglich schließt das Wesen der körperlichen Welt und die Natur, an und für sich, ohne Absicht betrachtet, die Lebendigen nicht in sich. Die Materie der Weltkörper, ihre Bildung, Eintheilung, Stand, Kraft, Regeln, Bewegung, Veränderung, könnte alles für sich seyn und fortdauren, ohne, daß Thiere darauf wären, oder angenommen würden. Warum könnte nicht die Erde, nebst dem Saturnus, Jupiter, Mars, Venus, Merkurius, ohne alle lebendige Einwohner, da seyn, und sich eben so gut um die Sonne herum schwingen; Sommer und Winter, Tag und Nacht, Regen und Dürre, Blumen und Früchte haben, wie jetzt, da sie mit Lebendigen besetzt sind? Wir tragen ja alle nichts zu solchen großen Veränderungen bey. Die Planeten erhalten durch unser Leben keine mehrere Bewegungskraft, und

verlieren auch mit demselben nichts von ihrer Schwere: gleichwie hergegen auch die Kräfte und Veränderungen der körperlichen Welt unser Leben nicht nothwendig in sich fassen. Wir sind so wenig ein wesentlich Stück oder Theil der körperlichen Welt, als der Einwohner von einem Hause ist, ob wir uns gleich in dem einen sowohl, als in der andern, befinden. Was hinderts also, daß man nicht die Welt so gut, als etwa ein Haus, ohne ihre Einwohner, betrachtet? Oder verlangt man ein Beispiel, das noch mehrere Aehnlichkeit hat: so mag man meinethalben den Erdboden mit einem Käse und die lebendigen Einwohner mit den Maden vergleichen. Sollte man nicht befugt seyn, den Käse an und für sich ohne Maden zu betrachten, ja solches zu thun gemüßigt seyn, wenn man die Natur und Beschaffenheit des Käses nach der Wahrheit kennen will? Warum nicht auch die Erde, und die übrigen Weltkörper, die uns eben so wenig, als der Käse die Maden, erzeugt haben, ob wir uns gleich darauf nähren?

§. 3.

Daß ich aber, zweitens, die großen Weltkörper, und die ganze übrige Natur, an und für sich, als leblos, unempfindlich, und ohne Verstand annehme; solches geschieht nach den eigenen Lehrsätzen, derer, mit welchen ich hier spreche. Daher braucht es in so ferne keines Beweises.

Zwar habe ich oben schon gesagt, daß viele der Alten in der körperlichen Welt, statt Gottes, einen Verstand oder vernünftige Seele angenommen haben, welche mit der Welt, als ihrem Körper, wesentlich verbunden wäre, und ihre Kraft durch die ganze Natur erstreckte, und also die Welt belebte, und mit Einsicht ordnete. Ich habe

habe auch schon angezeigt, daß unsere neueren Pantheisten alle Veränderungen in der Welt, nach solcher Meinung, weit erträglicher und vernünftiger erklären würden. Ich füge nur noch hinzu, daß sie es, nach ihren eigenen Grundsätzen, ungehindert thun könnten. Denn, ob sie wohl nichts, als lauter Materie, in der Welt leiden wollen; so behaupten sie doch dabey, daß auch die Materie, zumal in einem organischen Körper, leben, empfinden und denken könne, weil die Menschen sich nämlich dessen in ihrem Körper bewußt sind. Es stritte also mit ihren eigenen Lehrsätzen nicht, daß auch eine durchdringende Kraft den ganzen Körper der Welt belebte und mit Verstand regierte. Allein, es scheint, daß sie ohne alle Ursache, und wider allen Augenschein, durchaus allen Verstand, alle Absicht und Weisheit, es sey in oder außer der Welt, wollen verbannt wissen, und eine unvernünftige Freude darinn suchen, alles lieber fühllosen, dummen Kräften einer todten Materie, und mithin sich selbst einem blinden Schicksale, oder ungefähren Zufalle, zu übergeben.

Was aber die Frage selbst betrifft: ob, außer den lebendigen Thieren, alle übrige Materie der Weltkörper leb- und fühllos sey: so weis ich wohl, daß einige, ohne alle böse Absicht, Gott mit der Welt zu vermengen, außer Gott eine allgemeine Weltseele angenommen, oder sich auch die großen Weltkörper, als eben so viel beseelte, und vielleicht verständige Thiere vorgestellet haben, darauf wir kleine Thiere, wie die Läuse auf eines Menschen Kopfe, herum wanderten. Allein ich sehe dazu nicht den geringsten Grund oder Wahrscheinlichkeit. Die Weltseele, welche, neben dem höchsten Wesen, als eine natürliche Ursache der Begebenheiten in der Welt angenommen wird, erklärt doch nichts: und ist, so wie andere dergleichen Erfindungen, (von einem Archæo, Na-

tura plastica, Principio hylarchico, Ideis formatricibus &c.) eine verborgene Beschaffenheit (qualitas occulta), das ist, ein leerer Ton, und eine bloße Zuflucht der Unwissenheit. Von den großen Weltkörpern aber ist offenbar, daß sie nichts mit denen, die wir Thiere nennen, gemein haben, da sie nicht geboren werden, noch ihr Geschlecht vermehren; nicht Nahrung genießen, noch wachsen; nicht Werkzeuge der Sinne, noch Glieder zur Handlung besitzen. Aber das ist der Meinung hauptsächlich zuwider, daß hier keine willkührliche Bewegung erscheint, welche man von einem beseelten Körper erwarten müßte, sondern beständig alles, seit vielen tausend Jahren, nach einerley Regeln, Richtung, Zeitmaaße, Ordnung und Laufe, ohne alle Abwechselung und Veränderung, wie in einer leblosen Maschine, oder vielmehr, wie in einem Perpetuo Mobili, bewegt wird. Ich will nicht einmal sagen, daß wir Menschen tief genug in die Erde graben, um derselben in ihrer Haut oder Schale eine Empfindung zu erwecken, wenn sie eine hätte; und daß noch tiefer, als wir Menschen dringen können, unterirdische Feuer in ihrem Eingeweide wühlen, welche oft ausbrechen, und zuweilen ganze Inseln und Felsen aus dem tiefsten Boden der See heraustreiben. Es äußert sich aber bey allem dem nicht das geringste Zeichen eines Schmerzes, oder einer willkührlichen Bewegung.

Andere haben lieber den kleinern Theilen der Materie, insonderheit allen und jeden Pflanzen, oder wohl gar allen kleinsten Urstoffen, ein besonderes Leben zuschreiben wollen. Und anfangs mögte einem dieser Einfall groß und edel dünken, weil dadurch das Leben vervielfältigt wird und die ganze Natur belebt, und desto vollkommener zu werden scheint. Allein, wie wir uns in unserm eigenen Körper nur eines einzigen Wesens bewußt

sind,

sind, welchem Leben, Empfindung, Denken und Wollen eigentlich und allein zukömmt; alle übrige Theile unsers Körpers aber, für sich, keine innere und besondere Empfindung haben, weswegen man ihnen ein Leben zuschreiben könnte; so läßt sich solches noch vielweniger von Pflanzen und andern Körpern oder Urstoffen sagen. Die Erfahrung entdeckt uns nicht die geringste Spur davon; sondern was auch für Veränderungen in solcher Materie, selbst mit dem Feuer, erweckt werden, so zeigt sie sich dabey fühllos und gleichgültig. Wollte aber jemand eine jede rege Kraft der Materie und der Körper, wenn sie gleich unempfindlich ist, ein Leben heißen: so würden wir nur von der Bedeutung des Wortes, nicht aber von der Sache, verschiedene Meinungen haben. Das eigentliche Leben erfordert wenigstens eine Empfindung. Wenn aber die Materie gleich unempfindlich und leblos ist, so ist sie dennoch nicht umsonst noch ohne Nutzen; und demnach ist die Vollkommenheit, welche man sich in dem Leben der ganzen Natur und aller ihrer kleinsten Theile vorstellet, eben sowohl eine ungegründete Einbildung, als wenn man die vollkommenste Welt von lauterem Golde und von Edelgesteinen haben wollte.

§. 4.

Man hat also nicht die geringste Ursache, die große körperliche Welt, an und für sich selbst, ohne die Thiere betrachtet, für was anders, als eine leblose Materie, anzusehen, die bloß gewisse Bewegungskräfte hat, welche in dieser Eintheilung und Zusammenfügung, nach ihren wesentlichen Regeln, alle in der körperlichen Welt erscheinende Veränderungen hervorbringen. Wer sieht aber nicht, daß hierinn alles, und auch nichts weiter liege, als was man in einer jeden Maschine wahrnimmt? Man darf nur eine Uhr zum Beispiele nehmen. Denn

die besteht auch aus einer leblosen Materie, welche in gewisse Theile unterschieden ist, die eine Verknüpfung mit einander haben. Die bewegende Kraft (als die Schwere des Bleiloths) bringt darinn nach den Bewegungsregeln, der Verknüpfung gemäß, alle Veränderungen (der Räder, des Zeigers, der Glocken) hervor. Die körperliche Welt ist also nichts anders, als eine große Maschine. Die großen Weltkörper, Sonnen und Planeten, sind die Theile und Räder dieser Maschine. Die Stellung der Planeten, gegen ihre Sonnen, giebt die Art der Zusammenfügung. Die Veränderung in diesen zusammengefügten Theilen geschieht durch gewisse Bewegungskräfte, nach gewissen Gesetzen der Bewegung. Es geht also alles, was in der körperlichen Welt geschieht, mechanisch zu, es kann und muß aus den Bewegungskräften, und ihren Regeln, nach Beschaffenheit der Zusammenfügung in den Theilen, verständlich erklärt werden.

Von dieser großen Maschine der körperlichen leblosen Welt sage ich nun, daß sie an sich, wegen ihrer Leblosigkeit, 1) überhaupt keiner innern, sondern bloß einer äussern Vollkommenheit fähig sey; folglich 2) daß sie vielweniger selbständig, nothwendig und ewig seyn könne: sondern 3) von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse.

Man schreibt einem Dinge überhaupt eine **Vollkommenheit** zu, soferne alles, was an demselben ist, in Einem übereinstimmet. Daher hält der Begriff dreierley in sich: 1) etwas Mannichfaltiges; 2) Eins; 3) die Uebereinstimmung des Mannichfaltigen mit dem Einen. Diese Uebereinstimmung besteht aber darinn, daß jedes von dem Vielen seinen zureichenden Grund in dem Einen hat, warum es da ist, und warum es von

der

der Beschaffenheit ist. Folglich wird in aller Vollkommenheit Eins gesetzt, welches die Bestimmung des Daseyns und der Beschaffenheit von dem Vielen enthält, und worauf sich das Viele bezieht.

Man kann sich aber **dreierley Art von Vollkommenheit** gedenken: eine Metaphysische, eine Physische, und eine Moralische. Nach dem **metaphysischen** Begriffe ist ein jedes Ding, was sich nur gedenken läßt und eine innere Möglichkeit hat, vollkommen. Denn da ist das Wesen, oder die erste innere Möglichkeit, dasjenige Eins, welches den zureichenden Grund der Möglichkeit alles Uebrigen enthält, und wodurch alles Uebrige bestimmt wird, daß es da seyn und nichts anders seyn kann. Die Eigenschaften des Dinges, und die Möglichkeit der zufälligen Abänderungen, sind also das Viele oder Mannichfaltige, welches mit dem einen Wesen übereinstimmen muß, wofern das gesetzte Ding ein wahres Ding seyn, und nicht durch den innern Widerspruch ein Unding oder Nichts werden soll. So nimmt der Mathematicus in den Figuren, z. B. eines Dreyecks, einen ersten Begriff von drey sich schließenden Linien an, und bestimmt dadurch alle nothwendige Eigenschaften und zufällige mögliche Arten des Dreiecks. Aber von solcher metaphysischen Vollkommenheit ist hier nicht die Rede, in Absicht auf die körperliche Welt, welche in dem metaphysischen Verstande vollkommen seyn könnte, wenn sie gleich keine physische oder moralische Vollkommenheit enthielte, genug, wenn sie möglich wäre.

Man sieht auch gar leicht, daß hier die Rede nicht von einer **moralischen Vollkommenheit** sey. Denn in einem körperlichen leblosen Dinge, oder in einer Maschine an sich betrachtet, kann man keine moralische Vollkommenheit, oder eine Uebereinstimmung freier Handlun-

gen mit deren äußerstem Zwecke suchen. Unterdessen kann die leblose körperliche Maschine wohl eine moralische Vollkommenheit des Werkmeisters ausdrücken, wenn sie in allen Stücken, so viel möglich, zu einem weisen und gütigen Zwecke gerichtet ist. Aber diese Vollkommenheit haftet doch nicht in der Maschine selbst an sich betrachtet, sondern in dem Werkmeister. Bey denkenden und freyen Wesen aber, als wir Menschen sind, hat eine Uebereinstimmung aller willkührlichen Handlungen mit einem äußersten Zwecke, welchen uns die Natur selbst zum Ziele setzt, Statt: und die Seele wird alsdenn innerlich in ihrem Denken, in den Neigungen und Fertigkeiten, verständiger, klüger, weiser, liebreicher, tugendhafter, zufriedener.

Die Frage ist also bey einer an sich leblosen Welt bloß von der **physischen Vollkommenheit**. Durch physische Vollkommenheit versteht man die Uebereinstimmung des wirklichen Daseyns gewisser Naturkräfte und natürlicher Beschaffenheiten mit einem äußersten oder letzten Ziele. Der Begriff setzt also das Mannichfaltige 1) in den wirklichen und wirksamen Naturkräften. Dergleichen können bey den Körpern mancherley Bewegungskräfte, nach mancherley Regeln der Bewegung, und bey den Seelen mancherley Vorstellungskräfte und Neigungen seyn. 2) In den wirklichen natürlichen Beschaffenheiten. Dergleichen sind etwa bey Körpern die innere Mischung der Bestandtheile, die Textur der Fibern, die Structur oder Zusammensetzung des ganzen Körpers aus gewissen Hauptttheilen; dahin denn auch die Ordnung, Proportion, Figur und Größe gehören. Bey den Seelen sind die verschiedenen Beschaffenheiten ihrer sinnlichen und bewegenden Werkzeuge in Betrachtung zu nehmen, welche ihren eigenthümlichen Kräften der Vorstellung und Neigung dienen. Es können auch äußerliche

liche Beschaffenheiten in Betrachtung kommen, wenn die Naturkräfte ohne dieselben nicht zu ihrer Wirksamkeit gelangen können. Dergleichen sind z. B. in den Thieren das Element, die Luft, die Nahrungsmittel, und bey manchen, als bey Bienen, auch die Gesellschaft unter einer Mutterbiene. Alle diese innere und äußere Beschaffenheiten heißen darum natürliche Beschaffenheiten, weil sie mit der Natur oder den Kräften in einer solchen Verbindung stehen, daß die Naturkräfte nicht allein durch ihre innere Regeln, sondern auch durch gewisse Beschaffenheiten der Dinge, die Schranken ihrer Wirksamkeit bekommen.

Wenn man sich nun in diesem Mannichfaltigen eine physische Vollkommenheit, oder eine Uebereinstimmung mit einem gewissen Etwas gedenken will, so setzt man 1) aus mancherley möglichen Kräften und Beschaffenheiten gewisse bestimmte als wirklich. Denn man redet ja nicht von einer idealischen abstrakten Vollkommenheit, sondern von der physischen, die in wirklichen und wirksamen Kräften besteht, und nichts kann eher wirksam seyn, als es wirklich da ist, und auf eine gewisse Weise bestimmt ist. Hiernächst sieht man 2) auf ein gewisses letztes Ziel der Kräfte, welches den Grund der Bestimmung und der Uebereinstimmung aller Naturkräfte und natürlichen Beschaffenheiten in sich hält. Denn alle wirkliche Kräfte bestehen in einem Vermögen und stetem Bemühen, etwas gewisses nach ihren Regeln und Beschaffenheiten zur Wirklichkeit zu bringen: und alles Bemühen hat ein gewisses Ziel der Wirksamkeit, ohne welches gar keine Kräfte, noch deren Uebereinstimmung mit Etwas, d. i. gar keine physische Vollkommenheit, zu gedenken ist. Denn es wäre ein Widerspruch: ein Bemühen zur Wirklichmachung von Etwas gewissem setzen, und doch nichts setzen, wohin das Bemühen zielte. Dieß Ziel

muß also bestimmend seyn, daß wir daraus die physische Vollkommenheit verständlich erklären, und zureichenden Grund geben können, warum sowohl das ganze Daseyn, als diese gewissen Naturkräfte mit ihren gewissen Regeln der Wirksamkeit, und gewissen natürlichen Beschaffenheiten, sonst aber keine, mit dem Ziele übereinstimmen.

Ich nenne es mit einem allgemeinen Worte ein Ziel der Bemühungen: weil das sich nicht allein von den Kräften der Lebendigen, die mit einer Empfindung, Bewußtseyn und Absicht verknüpft sind, sondern auch von blinden Kräften, die ohne Empfindung, Bewußtseyn und Absicht handeln, sagen läßt. Denn der Magen und die Gedärme bemühen sich, ohne unser Wissen und Denken, Speisen und Getränke zu verdauen. Das Herz mit seinen Arterien bemühet sich, das Geblüt in einen Kreislauf zu bringen, ohne daß wir uns bey Tage oder bey Nacht darum bekümmern: und beide Theile verrichten das Ihrige in gesunden Körpern, ohne in sich selbst ein Gefühl von ihrer Verrichtung zu haben. Dennoch eignet man ihnen billig eine physische Vollkommenheit zu, so ferne sie ihr Ziel erreichen. Die großen Weltkörper sind im steten aber blinden und bloß mechanischen Bemühen, sich um ihre Axe und um die Sonne zu drehen, und dadurch den Wechsel von Tag und Nacht und von den Jahrszeiten zu Wege zu bringen: und die Uebereinstimmung mit diesem Ziele erkläret die physische Vollkommenheit des Weltsystems. Ich setze aber auch billig ein äußerstes oder letztes Ziel zum allgemeinen Mittelpunkte der physischen Vollkommenheit des Ganzen. Denn aus mittlern Zielen der natürlichen Bemühungen, läßt sich wohl die Uebereinstimmung einiger Theile oder einiger Kräfte und Beschaffenheiten, nicht aber aller Theile, Kräfte und Beschaffenheiten, erklären. Der Bau des Magens und der Gedärme, mit

ihrer

ihrer Verdauungskraft, könnten mit ihrem besondern Ziele der Verdauung übereinstimmen, und, der ganze Mensch könnte doch in andern Theilen, Kräften und Beschaffenheiten eine Unvollkommenheit an sich haben, die ihm Gesundheit und Leben raubte, wenn z. B. das Herz mit einem Polypo, das Auge mit einem schwarzen Staare behaftet wäre.

Nun wird denn auch begreiflich seyn, was zwischen der **innern und äußern physischen Vollkommenheit** für ein Unterschied sey. Wenn nämlich das äußerste oder letzte Ziel aller natürlichen Wirksamkeit und Beschaffenheit, woraus die physische Vollkommenheit des ganzen Dinges erklärt werden kann, in dem Dinge selbst ist; so nenne ich es eine innere Vollkommenheit der Natur. Ist dieß Ziel aber, womit alle natürliche Kräfte und Beschaffenheiten eines Dinges übereinstimmen, nicht in dem Dinge selbst, sondern in Etwas außer dem Dinge zu setzen; so nenne ich es eine äußere oder relative Vollkommenheit. Die Beispiele der innern physischen Vollkommenheit sehen wir an uns selbst und an allen Thieren. Denn in denen stimmen alle Naturkräfte und natürliche Beschaffenheiten mit jedes eigener Art des Lebens und der Glückseligkeit überein: sie haben das äußerste oder letzte Ziel aller natürlichen Bemühungen, wodurch die Uebereinstimmung ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheiten, und also ihre physische Vollkommenheit verständlich erklärt werden kann, in sich selbst; sie sind sich selbst vollkommen, und haben einen Genuß ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheit. Was hingegen eine äußere und relative Vollkommenheit sey, das läßt sich fürs erste durch die Beispiele unserer Werkzeuge, Maschinen und aller Werke der Kunst erläutern. Denn alle diese Dinge sind zwar einer Vollkommenheit fähig; aber bloß einer äußern und relativen. Das letzte Ziel,

womit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit übereinstimmt, und weswegen man sie vollkommen nennet, ist nicht in ihnen selbst, sondern in dem Nutzen und Vergnügen der Menschen. Das gilt von einem Zirkel, Quadranten, Mikroskop und Tubo, von einer Uhr, Mühle, Orgel, von einem Hause, Spiegel, Bilde, und was man sich sonst zum Beispiele vorstellen will. Alle ihre Vollkommenheit bezieht sich auf den menschlichen Gebrauch, zur Verbesserung ihres Erkenntnisses, zur Nothwendigkeit, Bequemlichkeit und Ergötzung des menschlichen Lebens. Ich bitte aber zu merken: die Vollkommenheit aller dieser Werkzeuge und Maschinen wird hier nicht darum äußerlich genannt, weil die Ursache ihrer Vollkommenheit, der Werkmeister, außer ihnen ist; sondern weil das letzte Ziel, womit alle ihre Wirksamkeit und Beschaffenheit übereinstimmt, außer ihnen ist. Und so ferne sie denn nicht als Werke der menschlichen Kunst, sondern nach der Uebereinstimmung mit einem letzten Ziele, betrachtet werden; so läßt sich eben dasselbe von den Körpern oder Werken der Natur sagen, daß sie bloß eine äußere Vollkommenheit haben, wenn das letzte Ziel der Uebereinstimmung ihrer wirklichen Kräfte und Beschaffenheiten nicht in ihnen selbst, sondern außer ihnen, ist, oder seyn kann.

§. 5.

Lasset uns denn die körperliche leblose Welt, an und für sich selbst, nach ihrem innern Wesen, nach ihren Naturkräften und natürlichen Beschaffenheiten, ohne Beziehung auf die Lebendigen ansehen: ob sodann darinn eine innere Vollkommenheit möglich sey. Es erhellt sogleich aus dem gesetzten Begriffe: Ein bloß körperlich lebloses Ding kann, wenn es wirklich ist, sein eigen Daseyn, seine natürlichen Bemühungen und natürlichen

Beschaffenheiten gar nicht empfinden. Denn wenn wir ihm eine Empfindung von sich selbst beilegen wollten; so würden wir ihm eben dadurch ein Leben zuschreiben, und folglich wieder aufheben, was zuerst gesetzt war, daß es leblos sey. Nun muß es einem Dinge, das gar keine Empfindung von seinem eigenen Daseyn, und von seiner eigenen Natur und natürlichen Beschaffenheit hat oder haben kann, vermöge seines leb- und fühllosen Wesens und seiner Natur schlechterdings einerley seyn, ob es wirklich ist oder nicht ist, ob es von gestern oder von Ewigkeit gewesen, ob es morgen aufhören wird, zu seyn, oder in Ewigkeit fortdauren wird: es ist ihm an sich, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley, ob es wirksam oder unwirksam ist, ob es diese oder jene Bewegungskraft hat, ob es sich ost- oder westwärts, in geraden oder krummen Linien, geschwind oder langsam bewegt. Es ist ihm an sich, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley, ob es diese oder jene Figur an sich trägt, ob seine Theile in einer Ordnung stehen, oder alles unordentlich ist, ob sie unter einander eine Proportion und ein Verhältniß haben, oder ungestalt und monströs sind: es ist ihm endlich ganz einerley, ob aus seinen Kräften und Beschaffenheiten einstimmige oder wider einander streitende Wirkungen erfolgen. Daraus folgt denn offenbar, daß in eines leblosen Dinges eigenem Wesen, Natur und natürlichen Beschaffenheit, an und für sich selbst, nichts Bestimmendes ist, noch seyn kann, welches den Grund in sich hielte, warum es vielmehr ist, als nicht ist, warum es vielmehr diese als jene Kräfte und Beschaffenheiten hat, warum sich seine Wirksamkeit nach diesen oder jenen Regeln richtet, diese oder jene Veränderungen hervorbringt. Wo aber in einem Dinge an sich nichts Bestimmendes ist, da kann auch das letzte Ziel seiner Uebereinstimmung nicht in ihm selbst seyn, da hat keine inne-

innere physische Vollkommenheit Statt. Die körperliche leblose Welt ist also an sich selbst, vermöge ihres eigenen Wesens, Natur und Beschaffenheit, ohne Beziehung auf die Lebendigen, keiner eigenthümlichen innern und physischen Vollkommenheit fähig.

Um dieses völlig aus einander zu setzen, muß ich noch einer Verwirrung abhelfen, welche die sinnliche Vorstellung und Einbildungskraft anzurichten pflegt. Man bemerkt in den leblosen Dingen gewisse Beschaffenheiten, die auf unsere Sinne einen angenehmen Eindruck machen, und uns Lust erwecken; nämlich weil der Eindruck, nach dem Urtheile unserer Empfindung, mit dem Tone unserer Nerven übereinstimmt. Nun sind wir gewohnt, durch unsere Vorstellung alles, was in uns geschieht, außer uns zu setzen. Daher legen wir den Dingen außer uns dasjenige bey, was doch eigentlich nur unsere Empfindung ist. Wir sagen, die Luft ist warm, der Zucker schmeckt süß, die Blume riecht balsamisch, die Violine klingt lieblich, die Farbe sieht schön aus: da doch die Empfindungen des Gefühls, Geschmacks, Geruchs, Gehörs und Gesichts in uns allein sind, und den leblosen Dingen außer uns nichts weiter beigelegt werden kann, als daß sie diese Veränderungen in uns durch ihre bewegenden Kräfte und Beschaffenheiten verursachen. Wir setzen also die süße Uebereinstimmung mit unsern Sinnen, und die Vollkommenheit, welche in uns durch den Eindruck sinnlicher Dinge entsteht, die Lust, welche von uns empfunden wird, in die äußeren Dinge selbst hinein, und legen ihnen etwas bey, das ihnen nicht zukömmt, noch zukommen kann: so wie wir die Speisen gesund heißen, welche uns gesund erhalten. So sind auch gewisse Dinge, welche ein verständiges Auge oder Ohr rühren: eine sanfte Mischung von Farben und Figuren, eine Aehnlichkeit in verschie-

denen Dingen, die zugleich sind oder auf einander folgen, welche wir Ordnung, Proportion und Harmonie nennen. Das sind alles Beschaffenheiten, die uns Menschen nach der innern Empfindung gefallen: theils weil sie die geistige Vollkommenheit des Werkmeisters, des Malers, des Bildhauers, des Baumeisters, des Componisten und Musici, oder, so man will, des Werkmeisters der Natur ausdrücken; theils, weil sie auch unsern Geist, durch die confuse Vorstellung dieser Beschaffenheiten, zu einer Uebereinstimmung seiner Verrichtungen bilden und gewöhnen, und uns folglich, der Seele nach, vollkommener machen. Solche innere Empfindung der geistigen Vollkommenheit, die uns durch sinnliche Dinge mitgetheilt wird, bessert dann unsern Geschmack der Seele. Wir würden aber sehr irren, wenn wir diese geistige Vollkommenheit, durch unsere Vorstellung, den körperlichen leblosen Dingen an sich zueigneten. Das wäre noch eine größere Verwirrung, als wenn wir die Annehmlichkeit oder Widerlichkeit unserer sinnlichen Empfindungen in die körperlichen Dinge selbst hinein stellen, und die Luft warm, das Feuer heiß, den Käse salzig, den Wermuth bitter nennen. Wie die Uebereinstimmung mit unsern Nerven nicht in den Dingen selbst ist, welche die Wirkung auf unsere Nerven machen: so ist noch vielweniger die Uebereinstimmung mit unserer innern geistigen Empfindung der Seelen in den leblosen körperlichen Dingen an sich zu suchen. Die Verschiedenheit und Mischung von Farben und Figuren, die Abwechselung des Schalles, die Aehnlichkeit in der Ordnung und Proportion der Theile, ist freilich in den Dingen selbst. Wer wird das läugnen? Aber dasjenige, womit diese Beschaffenheiten übereinstimmen, ist nicht in den leblosen körperlichen Dingen selbst, sondern in unserer geistigen Empfindung; es ist also für sie keine innere, sondern eine

äußere Vollkommenheit. Für die Dinge selbst ist jede Farbe, Mischung, Ordnung, Proportion und Wechsel von Tönen einerley: alles bezieht sich auf ein verständiges Auge und Ohr, und auf den Verstand des Werkmeisters, der es für Lebendige eingerichtet hat. Auch sind alle diese Beschaffenheiten, in Betrachtung ihrer äußern Vollkommenheit noch relativ. Der Koth ist für die Schweine eine wohlriechende und wohlschmeckende Nahrung; für uns keinesweges; und so verhält es sich mit den Farben, dem Schalle, Geruche und Gefühle verschiedener Thiere. Das Krummholz ist für den Schiffbau vollkommner, als der geradeste schönste Balken. Ein concentrisch gebackener Stein schicket sich zu einem Gewölbe besser, als die gewöhnlichen regulären. Alle Linien, Figuren, Ordnungen und Proportionen können nicht eher vollkommen heißen, als bis man sie nach den Dingen referirt, wo sie sich schicken. Der prächtigste Pallast wäre für einen Biber oder Dachs ein schlechtes Gebäude.

Ich will noch mehr sagen: Selbst die Vollkommenheit, welche wir den Körpern der Lebendigen, und allen ihren Theilen und Beschaffenheiten beilegen, ist eigentlich nicht im Körper an und für sich, ohne die Seele betrachtet. Denn, wenn wir dem Körper die Seele und mit derselben die Empfindung, nähmen, und bloße künstliche Maschinen daraus machten; so räumten wir das Ziel von allem Bemühen solcher Maschinen weg: folglich wäre auch in der Natur des Körpers, als Körpers, nichts, womit alles übereinstimmen könnte. Die Körper der Lebendigen sind bloß dadurch vollkommen, daß sie bequeme Werkzeuge sind, welche mit der Natur oder dem Bemühen jeder Seele, nach ihrer Art des Lebens, übereinstimmen. So bald man eine gewisse Art Seelen und Art des Lebens setzt; so wird

dadurch

dadurch bestimmt, wie ihre Körper, ihre Augen, ihre Ohren, ihr Magen, u. s. w. müsse beschaffen seyn. Die wunderbarsten und für uns scheuslichen Figuren und Proportionen sind ihnen in dem Elemente und für die Art ihres Lebens, eben gerecht und vollkommen, die Werkzeuge der Sinne und Bewegung schicken sich einzig für ihre Art des Lebens. Verändert aber in Gedanken ihr Element und ihre Lebensart; so ist derselbe Körper mit allen seinen Werkzeugen unvollkommen. Wie viel weniger können wir Körpern und Maschinen, die an sich ganz und gar leblos sind, eine innere, absolute und eigenthümliche Vollkommenheit beylegen.

Setzet also Fixsterne, Planeten, Cometen, Licht, Luft, Erde, Pflanzen, Gold, Silber, Edelgesteine; setzet Sehröhren, Vergrößerungsgläser, Quadranten, Zirkel, Geigen, Flöten, Orgeln, Uhren, Mühlen, Sprützen, Pumpen, was ihr wollet: aller dieser leblosen Dinge Vollkommenheit besteht bloß in dem äußerlichen Nutzen und Vergnügen, welche sie den Lebendigen geben. Wenn ich diesen Nutzen oder dieses Vergnügen der Lebendigen aufhebe; so bleibt in den großen und kleinen Weltkörpern, in den Maschinen und Werkzeugen der Menschen selbst nichts übrig, womit alles übereinstimmte. Sonne und Fixsterne sind zwar die Quellen des Lichts und der Wärme; aber sie sind sich selbst nicht hell oder warm. Die Planeten haben Tag und Nacht, Sommer und Winter; aber ihnen selbst ist aller Zustand einerley. Die Pflanzen, die Blumen zeigen uns eine geschickte Bildung, Proportion und Ordnung der Theile; aber diese ihnen selbst gleichgültige Beschaffenheiten machen ihre eigene und innere Vollkommenheit noch nicht aus, indem sie derselben, so wenig als ihres schönen Geruchs, Geschmacks und anderen Nutzens, selbst genießen. So spielet auch der

Vaukanssonsche Mann nicht seinen eigenen Ohren; die Sehröhre und Vergrößerungsgläser machen ihrem eigenen Gesichte nichts sichtbar; die besten Uhren schlagen und weisen sich selbst die Zeit nicht: sie sind alle nur für Menschenohren, Augen, und Verstand vollkommen, und mit diesem äußeren Ziele stimmt alles in denselben überein; in ihnen selbst ist nichts zu gedenken, womit alles übereinkommen könnte.

Diesen Mangel der inneren Vollkommenheit schließt die Leblosigkeit einer jeden Materie und Maschine nothwendig in sich. Denn das Leblose genießt seiner eigenen Wirklichkeit auf keine Weise, weder durch Empfindung, Vorstellung, Bewußtseyn, noch durch Lust und Glückseligkeit. Für das leblose Ding also selbst ist seine Wirklichkeit eben so gut, als ob sie nicht wäre: es ist in seiner eigenen Natur und in seinem Wesen nichts, wodurch seine Wirklichkeit vielmehr, als das Nichtseyn, gesetzt würde; auch nichts, wornach vielmehr diese Art der Wirklichkeit, als eine andere, bestimmt werden mögte. Daraus ist denn auch offenbar, daß in einem leblosen Dinge selbst nichts zu gedenken sey, womit alles, was in ihm ist, übereinstimmen könnte, das ist, daß es keiner innern Vollkommenheit fähig sey. Es würde für sich nicht unvollkommener werden, wenn es gar aufhörte, zu seyn, oder wenn es lauter übel zusammenstimmende Beschaffenheiten hätte.

Die ganze körperliche Welt ist, als leblos, für sich selbst, nichts vollkommener, als ein Sandkorn, oder als ein wüstes Chaos. Sie hat zwar allerdings eine überaus große Vollkommenheit; aber der Punkt ihrer Uebereinstimmung ist nicht in der leblosen Materie selbst, und findet auch da nicht Statt. Wir können das nicht besser erkennen, als wenn wir ihr die Leben-

digen insgesammt wegnehmen, übrigens aber ihr alle innere Einrichtung lassen: so muß sich zeigen, was sie für Vollkommenheit behalte.

Es soll demnach alles in der Welt so bleiben, wie es jetzt ist. Die Sonne, der Mond, die Sterne gehen ordentlich auf und unter; es wird Tag und Nacht, Frühling, Sommer, Herbst und Winter; es wechseln Regen und Sonnenschein, Wärme und Kälte, Wind und Stille mit einander ab; alles Gras, Kraut, Blumen, Pflanzen, Bäume, Früchte, wachsen noch reicher, als jetzt. Aber in der ungeheuren Maschine ist kein Auge, welches das sieht, betrachtet, forschet; kein Mund, der die Früchte genießt oder braucht; kein Vogel, der zwitschern, kein Ohr, dem gesungen werden kann. Vom Elephanten bis zum Mäuslein, vom Wallfische bis zum Gründlinge, von dem Drachen bis zur Miete, vom Contur bis zum Colibrit, und der allerkleinsten Fliege, ist alles aus der Welt verbannet: alles, alles, bis zu den äußersten Sternen, in der Natur ist öde, stille, todt, ohne Leben, Empfindung und Verstand, ohne Lust, Vergnügen und Glückseligkeit.

Wo ist denn die innere Vollkommenheit dieser körperlichen, fühllosen, und nunmehro fürchterlichen und scheuslichen Welt? wo dasjenige, womit die Materie, die Abtheilung in so viele große lichte und finstere Weltkörper, womit der ordentliche Lauf der Sterne, der Wechsel von Tagen, Jahren und Zeiten, die Fruchtbarkeit der Erde, alles gewaltige Regen und Bewegen der Natur übereinstimmet? Wozu alles dieses Bemühen so viele tausend Jahre herdurch: ja von Ewigkeit zu Ewigkeit? Wem ist die Welt, die Natur? wem arbeitet sie? was schafft sie?

Es wäre ja für sie einerley, ob sie wäre oder nicht; ob sie in große Kugeln vertheilt, oder ob alles ein roher vermischter Klumpen wäre; ob alles im hellen Lichte stralte, oder in ewiger Finsterniß vergraben läge; ob sie eine Bewegungskraft hätte, oder alles ruhig und still an einem Orte bliebe; ob die Planeten ihre Bahn und Zeit hielten, oder, als Bälle, durch den offenen Himmel ins Wilde geschleudert würden, und alles durch einander wühlte und tobte; ob die Planeten mit Pflanzen, Bäumen und Kräutern bedeckt wären, oder als nackte, wüste Felsbrocken um einen Mittelpunkt rolleten. Es wäre nichts in der körperlichen Welt, so ferne sie leblos ist, womit entweder das eine übereinstimmte, und dem es zu Gute käme, oder dem das andere zuwider wäre und schadete. Denn die ganze Welt und Natur fühlt, weis und genießt ihres Daseyns oder ihrer Beschaffenheit selbst nicht: und wenn es möglich wäre, daß sie sich auf einen Augenblick bewußt werden könnte, so würde sie selbst gestehen, daß es ihr ganz einerley sey, ob und wie lange sie vorher gewesen, oder ins Künftige seyn würde, und was in ihr geschehen sey, oder noch ferner geschehen werde.

§. 6.

Es ist demnach offenbar, daß in der körperlichen leblosen Welt an sich selbst, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, nichts ist, noch seyn kann, welches ihr Seyn vielmehr, als ihr Nichtseyn, und eine Beschaffenheit mehr, als die andere, bestimmte; mithin ist auch von ihr keine innere Vollkommenheit oder Uebereinstimmung alles dessen, was in ihr ist, mit einem gemeinschaftlichen innern Mittelpunkte zu gedenken. Wenn aber der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheiten nicht in ihr selbst ist, so kann sie

auch das erste selbständige Wesen nicht seyn; sondern es folgt im Gegentheil, daß der Grund ihrer Wirklichkeit, Eigenschaften und Vollkommenheit außer ihr, nämlich in dem ersten, selbständigen Wesen, zu suchen sey. Die Welt ist also von einem selbständigen Wesen, als einer wirkenden Ursache außer ihr, zur Wirklichkeit gebracht, geschaffen, oder hervorgebracht worden.

Diese Schöpfung, oder diesen Anfang der Welt, bestätigt auch ihre Dauer und fortwährende Wirklichkeit; welche in einer beständigen Folge von mancherley Zustande und Begebenheit besteht. Wenn nun eine Folge von Veränderungen eine Zeit ausmacht; so ist folglich auch die Wirklichkeit der Welt ohne Zeit nicht zu gedenken: und ihre ganze Dauer, oder das Alter der Welt, ist mit der ganzen Folge ihrer Begebenheiten einerley: eins ist dem andern gleich, eins mißt das andere aus. Weil nun offenbar ist, daß noch immer Begebenheiten in der Welt zur Wirklichkeit kommen, die vorher nicht wirklich waren, und daß ein Jahr und Jahrhundert dem andern folgt: so werden ja den Begebenheiten in der Welt, die schon wirklich waren, noch immer mehrere hinzugesetzt. Nun ist dasjenige, dem sich noch immer was hinzusetzen läßt, nicht unendlich, und kann eben darum, weil es ins Unendliche vermehrt werden kann, nimmer unendlich werden, sondern ist und bleibt immer endlich. Demnach sind die Begebenheiten in der Welt, und die Folge derselben, mithin auch die Zeit ihrer Wirklichkeit, nicht unendlich, können auch nimmer unendlich werden, wenn sie gleich ins Unendliche fortwähren, sondern sind und bleiben allewege endlich. Wir dürfen auch nur die Zeit der Wirklichkeit der Welt als eine Zahl gedenken, die aus einzelnen Jahren oder Jahrhunderten nach einander besteht: so wird klar seyn, daß sie endlich seyn oder

Schranken haben müsse, weil eine jede Zahl vermehrt werden kann, und die verflossenen wirklichen Jahre nicht einmal ins Unendliche zu dehnen sind, sondern eine bestimmte Zahl ausmachen. Es ist also vor der bestimmten Zahl ihrer wirklichen Jahre, und vor allen ihren wirklichen Begebenheiten ein Zustand zu gedenken, da sie nicht wirklich war, das ist, sie ist nicht ewig wirklich, sie hat einen Anfang ihrer Wirklichkeit: sie ist also von dem ersten selbständigen Wesen zur Wirklichkeit gebracht, oder geschaffen worden.

§. 7.

Die alten Weltweisen haben sich fast alle die Welt, wo nicht in dieser Einrichtung, jedoch nach ihren Urstoffen, als ewig vorgestellt. Denn sie konnten zwar begreifen, daß aus einer Materie, die schon da ist, etwas gebildet werden, hernach wachsen, zunehmen und sich vermehren könne; aber wie eine Materie oder Substanz, die noch gar nicht war, aus Nichts sollte hervorgebracht seyn, das schien ihnen ganz unbegreiflich und ungereimt.

Allein, so ferne der Zweifel auf bloße Unwissenheit und Mangel der Einsicht gegründet ist, so muß er gegen klare und deutliche Einsicht oder Wissenschaft nicht gehört werden. Was ist klärer und deutlicher, als der Begriff von Zahlen und von dem Zählbaren, daß keines derselben unvergrößerlich, und also unendlich, seyn könne? Was ist offenbarer, als daß eine leblose Welt keine innere Vollkommenheit, und folglich keinen Grund ihrer Wirklichkeit, in sich habe? Wohin aber würden wir gerathen, wenn man die offenbarsten Beweise damit umstoßen könnte: ich begreife nicht, wie es möglich ist, also ist es auch nicht?

Daß

Daß Pflanzen und Thiere im Samen gebildet worden, begreifen wir auch nicht anders, als weil wir vor Augen sehen, daß es wirklich geschehen sey (a posteriori). Allein, wie das zugehe, das hat noch kein Mensch aus mechanischen Kräften und deren Regel erklären können. Wenn man es also nicht in der Erfahrung gegründet fände, so würde es uns eben so unbegreiflich dünken, als daß eine Materie oder Substanz, die noch gar nicht war, zuerst hervorgebracht worden. Können wir deswegen eins oder das andere läugnen? Wir Menschen haben kein anders Vermögen, als Veränderungen in Dingen, die schon sind, zur Wirklichkeit zu bringen, indem wir sie durch unsere körperlichen Kräfte und Werkzeuge zusammen fügen oder trennen: und wir wissen auch das kaum, wie es zugeht, nämlich, wie wir unsere Gliedmaaßen bewegen, wie die Bewegung von einer Materie in die andere übergeht. Auch können wir von manchen erstaunlichen Ueberbleibseln des Alterthumes uns keinen Begriff machen, durch welche Kraft oder Kunst solche den Vorfahren aufzuführen möglich gewesen sey. Dennoch werden wir nicht in Abrede seyn, daß sie durch Menschenhände zu Stande gebracht sind. Sollen wir denn, wegen unsers Unvermögens, neue Dinge zu schaffen, und deren Schöpfung zu begreifen, läugnen, daß eine Kraft sey, welche die Dinge, die gar nicht waren, hervorzubringen fähig gewesen? Unser Geist hat wenigstens das Vermögen, Dinge die noch nicht sind, als möglich zu gedenken, und gleichsam, dem Wesen nach, in seinem Verstande zu schaffen. Warum kann nicht auch eine Kraft seyn, welche den Dingen, die möglich sind, und gedacht worden, außer sich auch die Wirklichkeit giebt?

Sagt nicht, es sey keine bloße Unwissenheit, wie die Schöpfung aus Nichts möglich sey; sondern man

könne auch die Unmöglichkeit und den Widerspruch klar und deutlich einsehen. Ihr werdet euren Widerspruch schwerlich damit beweisen können, daß ihr sprecht, aus Nichts werde Nichts. Ja! wenn einer behaupten wollte, Nichts wäre die Materie, woraus alles geschaffen worden; oder Nichts wäre die Ursache, welche alles geschaffen hätte; so würde er das Nichts zu Etwas machen, und einen Widerspruch begehen, so ferne er nämlich glaubte, ein Nichts hätte die Welt aus einer Materie, die ein Nichts war, erbauet. Aber, wer vor der Wirklichkeit der Dinge nichts Wirkliches setzt, und diesen Zustand des Nichtseyns als die Gränze und den Punkt gedenkt, von welchem die Wirklichkeit den Anfang genommen, der widerspricht sich nicht, sondern dessen Gedanken stimmen vielmehr gar genau mit einander überein. Er gedenkt sich nicht das Nichts als ein Etwas, als eine materiam ex qua, oder als eine causam efficientem, sondern vielmehr im Gegentheil, wie es ist, als Nichts, als einen Mangel der Wirklichkeit (einen terminum a quo). Und man ist eben so gut dazu berechtigt, als wenn man sich vor einer Reihe Zahlen, und vor dem Eins, womit die Reihe anfängt, eine Ziffer oder Null gedenkt.

Wenn also ein Wesen ist, das den Grund aller Wirklichkeit in sich hält, so kann, durch dessen Verstand, Willen und Macht, eben so gut etwas wirklich werden, was vorhin nicht wirklich war, als ein Mensch, der vorhin keine Zahl gedacht hat, bey Eins angefangen hat zu zählen. Es muß aber ein selbständiges Wesen seyn, und dasselbe muß den Grund der Wirklichkeit alles Entstandenen ursprünglich in sich halten. Demnach muß auch dasselbe ein Vermögen haben, die Welt, wo sie anders entstanden ist, zur Wirklichkeit zu bringen, da sie vorher nicht war. Es ist aber ganz klar, daß die Welt entstanden ist, weil ihre Wirklichkeit in einer Reihe und

Zahl von Begebenheiten besteht, welche nicht unendlich seyn kann, und mithin einen Anfang haben muß; und weil sie den Grund ihrer Wirklichkeit nicht selbst in sich enthält.

§. 8.

Ich will hiebey nicht verheelen, daß ich mich selbst lange gegen obigen Satz, vom Anfange der Welt, gesperrt habe. Denn es ist uns natürlich, daß wir alles gern begreifen wollen; und hier soll man etwas unbegreifliches gelten lassen, weil es eine andere klare Einsicht erfordert. Ich gab mir also viele Mühe, ob nicht eine ewige abhängige Schöpfung der Welt zu gedenken wäre. Denn ich sah, daß große Männer die Sache so in ihrer Vorstellung zusammengereimt hatten. Sie sprechen nämlich, es sey Gott von Ewigkeit möglich gewesen, eine Welt zu schaffen, weil er selbst ewig sey, und das Vermögen und den Willen zu schaffen von Ewigkeit gehabt habe, nicht aber erst in der Zeit habe bekommen können: es wäre also von Gott fast nicht zu gedenken, daß er die Schöpfung in einer Zeit angefangen, da er vorher nichts gethan: sie meinen, es würde dennoch ein großer Unterschied bleiben zwischen der Ewigkeit Gottes, die ohne Zeit und Veränderung sey, und von nichts äußerlichem abhienge, und zwischen der Ewigkeit der Welt, welche in einer unendlichen Zeit und steten Abhängigkeit von dem selbständigen Wesen bestünde. Und so schien mir auch eine Zeitlang alles begreiflicher zusammen zu hängen.

Allein, so oft ich auch diese Begriffe untersuchte, so fand ich, daß sie betrügerisch waren, und auf leere Töne hinaus liefen. Ich fragte mich selbst: was heißt doch das, **von Ewigkeit schaffen**? was denkst du dabey?

Ist

Ist schaffen so viel, als zur Wirklichkeit bringen, was vorher nicht wirklich war; so hebt ja das die Ewigkeit des Geschaffenen auf, und setzt vielmehr einen Anfang seiner Wirklichkeit. Und was will doch die Redensart, **von Ewigkeit**, sagen? stellest du dir nicht darinn die Ewigkeit als eine Folge der Zeit vor, die von einem Punkte ihren Anfang genommen? und wie räumt sich das mit der Ewigkeit? Wie kann denn ein Wesen etwas von Ewigkeit wirklich machen? Daß ein Ding ewig sey, ist begreiflich, wenn man sichs ohne Folge und Wechsel gedenkt; aber eine Zeit des Wirklichen, die sich von Ewigkeit angefangen, ist ja was unverständliches. Wie willst du dir auch eine **unendliche Zeit** vorstellen? kömmst du nicht abermal in den Widerspruch hinein, daß etwas unendlich sey, was doch immer größer wird und werden kann? daß eine bestimmte Zahl wirklich verflossener Jahre unbestimmt sey, und ins Unendliche gedehnt werden könne?

Ich verwarf also dieses Spielwerk leerer Worte, die mich unvermerkt in einen Labyrinth von Widersprüchen geführt hatten. Es war nur übrig, daß ich mir auf den scheinbaren Einwurf, von Gottes ewigem Vermögen und Willen, eine Welt zu schaffen, Genüge thäte. Ich verwandelte also denselben in einen deutlichen Schluß, damit ich von der Richtigkeit oder Unrichtigkeit dieser Folgerung bessere Einsicht bekäme. Ich konnte aber keinen andern Schluß herausbringen, als diesen: Wenn Gottes Vermögen und Willen, eine Welt zu schaffen, ewig ist, so ist auch die Welt ewig (oder von Ewigkeit) geschaffen. Nun ist jenes; also auch dieses. Hier sah ich nun ganz deutlich, daß, nach dem Obersatze, die Unendlichkeit der Eigenschaften Gottes, und besonders seiner unwandelbaren Dauer, durch die Schöpfung in das Geschöpf hineingebracht werde; gleich als ob dem

auch

auch die Eigenschaften des Schöpfers mit hätten anerschaffen werden können und müssen; welches grundfalsch ist, und einen offenbaren Widerspruch in sich schließt.

Ist die Welt außer Gott, und sein Werk; so muß sie dem Wesen und den Eigenschaften nach von ihm unterschieden seyn. Sie kann also eben so wenig ewig, als unerschaffen, oder ein Gott seyn. Gott selbst kann seine Eigenschaften einem Geschöpfe nicht mittheilen. Sein Verstand ist unendlich: aber werden dadurch die außer ihm möglichen Dinge, welche sein Verstand sich vorstellt, unendlich? muß er sie sich nicht vielmehr, eben darum, weil sie von ihm unterschieden sind, als endlich vorstellen? Sein Wille, oder seine Neigung zum Guten, zur Lust und Glückseligkeit, ist ohne Schranken; aber können dadurch auch die ihrem Wesen nach eingeschränkten Dinge außer ihm seiner unendlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit theilhaftig werden? Seine Kraft ist unermeßlich; müssen aber darum auch die Kräfte der Dinge außer ihm unermeßlich seyn? haben sie nicht alle ihr Maaß und ihre Zahl? Eben dieses läßt sich von der Selbständigkeit und Nothwendigkeit Gottes sagen: die können unmöglich in ein Geschöpf durch die Schöpfung übergetragen werden. Gotte kömmt auch die Freiheit, in Absicht auf die zufälligen Dinge außer ihm, absolut und nothwendig zu; darum aber bekömmt das Gewählte nicht eine absolut nothwendige Wirklichkeit. Wenn also auch gleich der ewige unwandelbare Gott ein ewiges Vermögen und einen ewigen Vorsatz hat, eine Welt zu schaffen: so wird doch durch die Ausrichtung seines Willens die Ewigkeit und Unwandelbarkeit nicht in das Geschöpf übertragen: er schafft doch allemal Dinge, die nicht ewig waren, und veränderlich sind. Die Zeit geht mit der Schöpfung an, und besteht in einer Folge von wirklichen Veränderungen endlicher Dinge. Vorher, und außer diesen, ist keine

Zeit:

Zeit: und wenn man in Gottes Dauer vor der Schöpfung auch eine Folge von Jahren und Jahrhunderten annehmen wollte, so würde man auf solche Art nimmer eine wahre Ewigkeit des selbständigen Wesens gedenken. Fragt also nicht: was hat Gott vor der Schöpfung gethan? warum ist die Welt nicht viele tausend Jahre eher geschaffen? Die Fragen haben keinen Verstand, und lassen sich nicht gedenken *).

*) [Die Dauer oder Folge von Veränderungen ist nur eine Beziehung, die sich auf die Geschöpfe, und nicht auf den Schöpfer erstreckt. Das Daseyn, oder die Ewigkeit Gottes müssen wir uns ja nicht als eine lange Dauer ausgedehnt, sondern vielmehr als alles auf einmahl begreifend, vorstellen, da nichts in demselben Veränderliches vorgehen kann. In Ihm ist also kein Vor und Nach: alles ist ihm auf einmahl gegenwärtig, und die Ausübung seiner Kraft ist nur eine Wirkung — Wo keine Reihe vor oder nebenher existirt, da wird jeder Punkt der Reihe nur durch seinen Vorgänger oder Nachfolger bestimmt. Man kann also nicht fragen — warum geschahe das nicht gestern, was heute geschiehet? denn das Heute ist nur in so ferne heute, weil es auf Gestern folgte. Wenn ich einen Punkt auf dieses Papier setze, so kann man sagen — er hätte weiter hier oder dorthin gesetzt werden können, weil der Umfang des Papiers die Grenze angiebt. Wenn aber noch kein Ding, folglich keine Grenze umher, da gewesen wäre, so macht das erste Ding auch den ersten und einzigen Punkt aus, von da an man hier oder dorthin, und der Zeit nach vor oder nachher, rechnen kann. Daß es also weiter hier oder dorthin, eher oder später, hätte seyn können, als es ist, wäre eine ungereimte Voraussetzung eines Daseyns vor dem Daseyn. — Den Satz, daß die Welt von Gott erschaffen und nicht ewig sey, hat auch Herr Professor Heydenreich, in seiner Abhandlung. Num ratio humana sua vi et sponte contingere possit notionem creationis ex nihilo? Lips. 1790 4 nach Herrn Kants Lehr-Art scharfsinnig erwogen und behauptet].

§. 9.

Es kann uns also nichts die Wahrheit verdunkeln, daß eine leblose körperliche Welt, die keine innere Vollkom-

kommenheit hat, den Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht in sich selbst enthalten, das ist, nicht selbständig noch ewig seyn könne; sondern daß sie von einem wahrhaftig selbständigen ewigen Wesen ihre Wirklichkeit, und mit derselben ihre Beschaffenheit und Vollkommenheit, in der Zeit, empfangen haben müsse; wie es die Folge ihrer Veränderungen weist, die sich ohne Anfang nicht denken läßt.

Da sie aber dennoch ist, so folgt auch ferner, daß sie um eines andern willen, und nicht um ihr selbst willen, hervorgebracht und auf diese Weise bestimmt sey. Denn, so ferne die Welt wirklich ist, so ist alles in ihr bestimmt; sie hat eine gewisse Materie, Figur, Größe Eintheilung, Zusammenfügung, Kraft und Regel der Veränderungen. Und weil sie eine Verknüpfung hat, und, alle Theile und Bestimmungen zusammengenommen, eine Welt ausmachen; so muß auch Eins seyn, welches den Grund aller Bestimmungen in sich hält, oder worinn alle Beschaffenheiten übereinstimmen. In so ferne aber das Leblose keine innere Vollkommenheit enthält noch leidet, so ist auch das Eine, womit alles in der leblosen Welt übereinstimmen kann, nicht in ihr selbst, sondern außer ihr, in einem andern zu suchen. Wenn ein Ding von einem andern hervorgebracht ist, und doch dasjenige, wornach alles in ihm bestimmt worden, außer ihm ist; so sagt man, daß es um eines andern willen hervorgebracht sey. Demnach ist offenbar, daß die leblose, körperliche Welt nicht um ihr selbst willen, sondern um eines andern willen, hervorgebracht seyn müsse. Wenn aber etwas außer der leblosen Welt seyn muß, um deswillen sie hervorgebracht, und alle ihre Beschaffenheit auf gewisse Weise bestimmt worden, wo können wir dasselbe anders suchen, als im Reiche der Lebendigen? Dem Leblosen ist ja nichts, als das

Leben-

Lebendige, entgegen zu setzen *). Die sind es demnach, welche den Grund aller Bestimmungen oder Beschaffenheiten der Welt in sich halten müssen. Denn, daß es der lebendige Gott selbst nicht sey, um dessen willen die körperliche Welt da ist, oder mit dessen Wesen sie eine nothwendige wesentliche Verbindung hätte, erhellet schon aus dem Gegensatze des nothwendigen Daseyns Gottes und der zufälligen Wirklichkeit der Welt. Es wird aber in der vierten Abhandlung, §. 4, ausführlicher dargethan werden.

Es ist oben angezeigt worden, daß die körperliche Welt an sich nichts als eine Maschine sey, und im Grossen eben das an sich habe, was menschliche Maschinen haben; nämlich, daß darinn viele Theile in einer Verbindung stehen, worinn eine bewegende Kraft, nach gewissen Regeln, und nach der Art der Verbindung, gewisse Veränderungen hervorbringt. Ja, man mag sagen, daß die Welt, ob sie gleich nur eine ganze Maschine ausmacht, dennoch wiederum aus Millionen, theils grössern, theis kleinern Maschinen zusammengesetzt sey. Woher kömmt es aber, daß wir, ohne den Nutzen und Gebrauch einer Maschine für Lebendige zu wissen, gar keinen Begriff haben, was ein jedes für eine Maschine, und welcher Art sie sey? Daher, weil in allem dem Leblosen, was an einer Maschine ist, in aller Figur, Zusammensetzung und räumlichen Bewegung, noch das Eine nicht enthalten ist, welches ihr Wesen, ihre Art und Beschaffenheit, geschweige ihre Wirklichkeit, bestimmen kann, und womit sodann alles übrige übereinstimmt. Der Nutzen für die Lebendigen kann allein den Grund der wesentlichen Beschaffenheit und Einrichtung einer leblosen Maschine bestimmen, folglich allein erklären, was und welcher Art sie sey, warum sie da ist, warum jedes in ihr so, und nicht anders, ist. Daher fließt

der Gebrauch, welchen Lebendige von der Maschine machen sollen, in den Begriff ihres Wesens, in die Erklärung oder Definition der Maschine mit hinein. Wer den Gebrauch der Maschine noch nicht weis, der weis auch nicht, was es für eine Maschine sey. Man versuche es, eine Uhr, eine Mühle, Pumpe, u. s. w. zu erklären; so wird man finden, daß es unmöglich ist, ohne einen gewissen Gebrauch für Lebendige zu nennen, einen Begriff von jeder zu haben, oder denselben einem andern beyzubringen.

Lasset einem Hottentotten den Gebrauch und Nutzen einer Uhr unbekannt seyn; weist ihm aber dennoch alles übrige, die inwendige Triebfeder, die Kette, Räder, kurz, alle Theile und deren Zusammenfügung; ich will noch mehr sagen, thut ihn bey einem Uhrmacher in die Lehre, daß er selbst mit der Zeit Uhren verfertigen kann: dennoch behaupte ich, so lange ihr ihm nicht sagt, wozu die Maschine nutzet und gebraucht wird, so weis der Hottentotte noch nicht, was seine Uhr für ein Ding sey; er kennt das Wesentliche, den Grund ihrer Wirklichkeit und aller Beschaffenheit noch nicht. Denn, wenn der Nutzen nicht vorher von dem ersten Werkmeister, als möglich, gedacht wäre; so wäre die Uhr nimmer zur Wirklichkeit gekommen, noch auf solche Art eingerichtet und bestimmt worden.

Mit den natürlichen Maschinen verhält es sich nicht anders, als mit den Kunstmaschinen. So lange wir derselben Gebrauch und Nutzen in der Verknüpfung der Dinge nicht wissen, müssen wir gestehen, daß wir nicht das Wesentliche derselben, sondern nur ihr Aeußerliches, kennen. Die alten Zergliederer wußten daher nicht, was sie aus der Leber und Milz für Dinge machen sollten, weil ihnen die Verrichtung und der Nutzen derselben

ben im menschlichen Körper unbekannt war. Und wenn unsere neuen Zergliederer in der Zerlegung von allerley Thieren auf solche Gefäße kommen, deren Gebrauch sie aus der Aehnlichkeit mit andern bekannten nicht errathen können; so gestehen sie ganz aufrichtig, sie wissen nicht, was es für ein Gefäß sey. Dagegen sind uns Augen, Ohren, Magen, Samengefäße, Bährmutter, Harnblase, imgleichen die Kiefen der Fische, die Spiegelpunkte der Insekten, u. s. w. bekannte Theile, weil wir deren Amt und nützliche Wirkung erforscht haben, und sie dadurch erklären können.

Es ist wahr, wenn wir andere Dinge in der Natur sehen, deren Nutzen und ersten Grund ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheit wir nicht erfinden können, daß wir uns, aus Noth, mit ihrer bloßen äußerlichen Gestalt begnügen, und sie darnach bezeichnen; aber es wird sich auch niemand rühmen, daß er dadurch das Wesentliche derselben kenne. Bey andern Dingen, als Pflanzen, Kräutern und Blumen, sehen wir den nächsten Nutzen ihrer Gefäße ein; jedoch nur so, daß er noch in der leblosen Natur und dem Pflanzenreiche selbst eingeschränkt bleibt. Unterdessen wird auch niemand sagen, daß diese Gewächse um ihrer selbst willen sind; oder daß er sie nun schon nach ihrer Verknüpfung mit andern Dingen in der Natur kenne. Laß also Wurzeln, Saftröhren und Rinde zur Annehmung und Umtreibung der Nahrung, diese zur Auswickelung der Knospen, Blätter und Blüthe, diese wiederum zur Ansetzung und Vergrößerung der Frucht, die Frucht abermals zur Erhaltung des Samens für eine neue Pflanze dienen; so bleiben wir doch noch in einem Zirkel, der leblosen Pflanze, das ist, wir kennen den Samen daran, daß er diese Pflanze, und wiederum die Pflanze, daß sie diesen Samen, und dieser abermal eine neue Pflanze derselben Art,

und

und so ferner eins ums andere in Ewigkeit erzeugen. Was kömmt da heraus? war die Pflanze für sich nothwendig? genießt sie ihres eigenen Daseyns und ihrer Beschaffenheit? oder kann sie der übrigen leblosen Welt zu Statten kommen? Wenn wir alle Kräuter und Pflanzen kennten, wie der Bauer Gras, Haber, Roggen, Weizen, Gersten, Erbsen, Bohnen, wie mancher Mohr und Wilde die diensamen Genesemittel für Fieber, Krebsschaden, Quetschungen, und Gift, wie die Thiere aller Art ihr Futter kennen; so wüßten wir was mehrers und wichtigers von dem Pflanzenreiche, in seiner Verknüpfung mit dem vornehmsten Theile der Natur, als unser Botanici uns durch die radices, folia, calices, corollas, stamina, pistilla, pericarpia, semina, zu erkennen geben. So wie die Natur im Thierreiche von uns Menschen durch alle mögliche Arten und Stufen, bis zu dem Geringsten herunter steigt, und jedem seine Nahrung und Nothdurft schafft: so harmoniret auch das Pflanzenreich durch alle Stufen damit, daß kein Kraut, keine Pflanze ist, welche nicht mit einer gewissen Art Thiere ihrem Geruche, Geschmacke, ihrer Nahrung und ihren Nothdurftsmitteln übereinstimmte. Und so ferne sind sie überhaupt als Maschinen anzusehen, die zum Wohl der Lebendigen hervorgebracht sind.

Selbst das Ganze, die große Weltmaschine, muß so betrachtet werden. So ferne sie an sich leblos ist, und keine innere Vollkommenheit, keinen Grund ihrer Wirklichkeit und bestimmten Beschaffenheit in sich selbst hat; so muß sie nicht allein von einem andern Wesen, sondern auch um eines andern, um der Lebendigen willen, hervorgebracht, und auf alle Weise bestimmt seyn. Und wer die Welt kennen will, was sie für ein Ding sey, der muß diesen Nutzen für die Lebendigen mit zu ihrer Erklärung und zu ihrem wesentlichen Begriffe zie-

hen, weil er den Grund aller Beschaffenheit der Welt, und selbst aller Natur und mechanischen Bewegungsgesetze in sich hält; sonst weis er noch nicht mehr von der Welt, als der Hottentotte von der Uhr.

§. 10.

Daß dieser Schluß von der Welt seine gute Richtigkeit habe, erweist der Augenschein. Man braucht dazu keine sonderbare Sternkunde und Naturwissenschaft, vielweniger eine abgesonderte metaphysische Vorstellung. Wir dürfen die Welt nur betrachten, wie sie in der That ist, und sich unsern Sinnen darbietet. Da sehen wir alsobald die ganze Anlage und Einrichtung des großen Weltbaues, welche eine sehr einfache Aehnlichkeit in allen递Haupttheilen und deren Ordnung und Bewegung in sich hält: nämlich eine unzählbare Menge lichter und zum Theile finsterer Kugeln, welche in einem unermeßlichen Aether ihre ordentliche Bewegung halten.

Daß nun diese allgemeine Einrichtung des großen Weltbaues, in allen Stücken, mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme, ist leicht zu erkennen. Der dünne, flüßige und durchsichtige Aether ist für sich geschickt, Licht und Wärme überall durch die ganze Welt zu verbreiten; und mithin, da beides den Lebendigen so nöthig ist, die ganze Welt wohnbar, lebhaft und fruchtbar zu machen; auch zugleich denen, die eines verständigen Erkenntnisses fähig sind, einen Abriß des großen und mannichfaltigen Baues aus einer erstaunlichen Ferne zu weisen, welchen sie zu vielerley höhern Nutzen anwenden können. Die leblosen Weltkörper hergegen haben an sich des Lichts zu ihren Bewegungen nicht nöthig; sie können ihren Weg im Finstern finden;

ja das Licht ist sich selbst finster und unsichtbar, das Feuer und die Wärme fühlet sich nicht.

In diesem weiten Aether liegt die grobe und festere Materie nicht in einem ungeheuren wüsten Klumpen zusammen; sondern sie ist in unzählige große Körper oder Kugeln vertheilt, welches mehr Oberfläche, und folglich mehrern Platz zur Wohnung giebt, auch zur Absonderung verschiedener möglichen Gattungen von Thieren bequem ist; die in einerley Luft, Wärme und Nahrung nicht alle bey einander auf einer Kugel seyn konnten; nun aber, nach der Verschiedenheit ihrer Natur, auch verschiedene Wohnplätze, und also alle Raum in der Welt finden. Eben der Aether macht, ungeachtet seiner Dünnigkeit, die festeste Zwischenmauer zwischen den großen Weltkörpern, daß sie nicht aus ihrem Orte weichen, und in einander fallen können; giebt aber dennoch den beweglichen Inseln, in ihrem Laufe und Drehen, eine ungehinderte Bahn. Und der Abstand der getheilten Kugeln ist so groß, daß sie sich an einander nicht stoßen, noch mit ihrem Drucke und Einflusse hindern. Alles dieses stimmt damit überein, daß es beständige Wohnungen der Lebendigen seyn und bleiben können. Das Gegentheil eines jeden Umstandes würde eine Verwirrung geben, die zwar der leblosen Welt einerley wäre; aber alle lebendige Geschöpfe, wenn sie schon sicher wohnten, wieder zerstörte und ausrottete.

Die Figur der festen Welttheile ist allenthalben, so viel man wahrnehmen kann, kugelhaft, und nicht, wie man etwa von einem ungefähren Zusammenlaufe der Urstoffen vermuthen mögte, eines dieser, das andere jener, und dabey unordentlichen Figur. Wir wissen aber von unserem Erdballe nunmehro, daß eine Kugel, vermöge der allgemeinen Schwere, auf allen Seiten

wohnbar ist; und wir können leicht nachdenken, daß eine jede andere, auch sonst regelmäßige Figur, die festen Körper der Welt, zum Bewohnen, entweder ganz, oder doch größten Theils, ungeschickt machen würde; daß folglich die Kugeln zum Bewohnen die allergeschicktesten sind, und die ganze Welt so ferne wohnbar machen.

Diese Kugeln sind theils licht, theils finster. Eine von den lichten ist unsere Sonne, und die Fixsterne sind ihr ähnlich, und für eben so viel Sonnen zu achten. Gleichwie sich aber um unsere Sonne sechs Hauptplaneten, welche finster sind, und um den Saturnus, Jupiter und die Erde noch andere Nebenplaneten oder Monden herum wälzen *): so glaubt heutiges Tages ein jeder Sternkundiger, daß alle Fixsterne am Himmel überhaupt, eben wie unsere Sonne, ihre Planeten um sich haben, welche sie herum drehen, erleuchten und wärmen. Es läßt solches die übrige Aehnlichkeit in der ganzen Anlage und Einrichtung der Welt nicht anders denken. Und warum sollte auch unsere Sonne, unter allen Fixsternen, der einzige seyn, zu dem sich alle lichtsbedürftige Körper in der ganzen Welt gesellet hätten? Wenn bey uns ein beständiger Tag wäre, so würden wir die Welt sehr klein halten, und meinen, daß sie bloß aus Sonne, Mond und Erde bestünde. Wir haben es also der Nacht und Finsterniß, die mit dem Tage wechselt, zu danken, daß wir die Welt in ihrer Größe und Mannichfaltigkeit besser kennen, und auch die übrigen Planeten um unsere Sonne und so viele tausend Sterne sehen. Hergegen macht es die Finsterniß und Ferne der Planeten um die Fixsterne, daß jene uns mehrentheils unsichtbar sind. Jedoch zeigen sich zuweilen neben den Fixsternen sonst nicht gesehene Sterne, die nach Verlaufe einiger Zeit wieder ver-

verschwinden, und also vielleicht finstere Irrsterne seyn können; die mithin auch durch Erfahrung bestätigen, daß sich gleichfalls um jene Sonnen finstere Planeten herum wälzen; zu geschweigen, daß die Cometen, welche nach ihrer Erscheinung in vielen Jahren nicht wieder zu Gesichte kommen, nichts anders sind, als finstere Weltkörper aus entfernten Himmelsgegenden, die ihren besondern Lauf haben.

Man muß sich also alle Fixsterne in der Welt als lauter Sonnen, und um jeden derselben eine Anzahl wirbelnder Erdballen oder Planeten vorstellen, welche von ihren Sonnen erleuchtet und gewärmt werden: so übersieht man den ganzen Bau der Welt, und erkennet zugleich in der erstaunlichen Menge und Mannichfaltigkeit ihrer Haupttheile die einförmige Uebereinstimmung zur Wohnbarkeit für die Lebendigen. Denn, daß ein jeder Planet eine Erde sey, und Einwohner tragen könne, daran wird heutiges Tages kein vernünftiger Mensch zweifeln. Ich weis aber auch keinen Grund, warum man die Sonne und die Fixsterne zu brennenden Schwefelpfuhlen und Todtenmeeren oder gar zu lauter Höllen macht. Ich sehe sie als electrisirende Maschinen an, welche Licht und Wärme geben können, ohne selbst zu brennen, oder ausserordentlich heiß zu seyn; wozu ich aus den natürlichen Versuchen und Beobachtungen guten Grund zu haben vermeine [1]). Und so erblicke ich auch in dieser Hälfte der Welt die allgemeine Uebereinstimmung der Natur, daß sie nicht weniger, als ihre Planeten, zum Aufenthalte gewisser Lebendigen dienen könne: und daß den Sonneneinwohnern die Planeten nicht weniger zu Statten kommen, als den Einwohnern der Planeten ihre Sonnen.

*) [Herr Herschel hat uns nun schon jenseits des Saturns den siebenten Planeten, und um diesen auch seine Monden entdeckt.]

 [1]) Ich

*) Ich will nicht untersuchen, ob die alten Griechen der Sonne eine electrische Kraft beylegen wollen, wenn sie ihr den Namen Ἠλέκτωρ gegeben. Dieses aber ist gewiß, daß schon Aristoteles de Cœlo lib. II. c 7. T. I. p. 650 D. von allen Sternen behauptet hat, ὅτι οὔτε πύρινά ἐστιν, οὔτ' ἐν πυρὶ φέρεται, daß sie weder selbst aus Feuer bestehen, noch in einem Feuer bewegt werden. Es haben aber auch neuere sehr verständige Naturkündiger dargethan, die Sonne sey kein feuriger oder brennender, sondern ein an sich kalter und finsterer Ballen, wie unsere Erde; der aber die Kraft habe, den umgebenden Aether in eine Bewegung zu setzen, welche Licht und Feuer giebt; als Nehemias Grew. in seiner Cosmologia sacra, die zu London im Jahre 1701. fol. heraus kam, aus welcher Clericus in seiner Bibliotheque Choisie T. I. p. 247 einen Auszug giebt; imgleichen Nic. Hartsoeker in seinen Conjectures Physiques, davon Clericus daselbst T. XI. p. 364 & 366. zu sehen. Mehrere Gründe und Zeugnisse siehe in Mr. Colonne Histoire Naturelle de l'Univers T. I. p. 13 — 28 — Man hat auch mittelst der Electricität eine Umwälzung um einen mittlern Körper, welche der Bewegung der Planeten um die Sonne ähnlich wäre, zeigen wollen.

[Diese Aehnlichkeit der Bewegungsursache ward jedoch damit nicht bewiesen, S. Priestley Gesch. der Elektr. I Th. 5 Per. p. 38. und VII Th. 1 Abschn. p. 367 — Sehr sinnreich aber ist Herrn Kants Gedanke, das Entstehen des Lichts und der Wärme aus der Sonne, wenn diese gleich den übrigen Weltkörpern nicht unähnlich wäre, zu erklären. „Da wir schliessen müssen, daß die Weltkörper sich aus flüßiger, anfangs dunstförmiger Materie, mittelst der Anziehung, in Kugeln gebildet haben, und da Crawfords Bemerkungen lehren, daß, wenn eine flüßige Materie verdichtet wird, Feuer oder Lichtstoff aus ihrer Masse ausgestossen werde; so müste dieses aus dem ungleich grössern mittlern Körper auch in weit grössrer Menge geschehen: folglich dieser die gröste Hitze geben und seinem Planetensysteme eine Sonne seyn". S. Berlin. Magaz. V. B. S. 209. u. f. vergl. Schröters Beobachtungen über die Sonnenfackeln und Sonnenflecken. Erf. 1789. 4.]

§. 11.

§. 11.

Von unserer Erde wissen wir besonders, daß sie durch die Bewegung um ihre Axe Tag und Nacht bekömmt, und durch die Wälzung um die Sonne in einem schrägen Kreise Jahrszeiten, Frühling, Sommer, Herbst und Winter, wie auch die Ungleichheit von Tagen und Nächten, erhält. Jene Bewegung verursacht, daß nicht die eine Halbkugel in beständiger Finsterniß und Kälte, diese beständig in Licht und Wärme bleibt, welches die ganze Kugel unwohnbar machen würde; sondern daß Licht und Schatten wechselsweise, durch solch Drehen, der ganzen Kugel und deren Einwohnern zu Statten kommen. Die andere Bewegung aber bringt der Erde, durch veränderte Witterung, die Fruchtbarkeit, und macht sie nicht nur in den heißen, sondern auch kältern Erdstrichen wohnbar. Daß aber auch diese tägliche und jährliche Bewegung, welche unserer Natur so zuträglich ist, der Bahn und Geschwindigkeit nach, beständig einerley bleibt, und so viele tausend Jahre herdurch nicht gewankt hat, das hat alle Geschlechter der Thiere, die jemals auf dem Erdboden gewesen sind, erhalten.

Die übrige Einrichtung des Erdbodens kömmt gleichfalls den Thieren alle Wege zu Statten. Der Mond leuchtet uns auch des Nachts, bringt Ebbe und Fluth zuwege, und giebt eine Richtschnur der Zeit. Der dickere Luftkreis bricht die Lichtstrahlen zum Mittelpunkte, und vermehrt die Wärme: außer, daß solche Luft durch ihre Pressung und Bewegung zur Festigkeit der Körper, zum Wachsthume der Pflanzen, und zum Leben der Thiere, und tausenderley anderm Guten, vieles beyträgt ([1b]). Das Wasser unsers Erdbodens führt und nähret an sich Millionen Arten von Thieren; es dünstet aber auch aus, schwebet in dem dicken Luft-

kreise, wird durch die Winde vertheilt, und fällt im Regen, Thau und Schnee, zur Befruchtung des Landes, und zum Getränke der Thiere, herunter. Die Berge dienen besonders, die Feuchtigkeiten aus der Luft einzusaugen, zu verwahren, zu seigen, und klare Brunnen, Bäche, Ströme und Seen zu geben, welche die ganze Erdfläche wässern, und das übrige schiffbar machen.

Wie vollkommen alles übrige auf dem Erdboden mit der Bewohnung der Lebendigen übereinstimme, erhellet daraus, daß fast nirgend auf dem Lande oder im Wasser ein Räumchen übrig geblieben ist, wo es nicht von Lebendigen, mancherley Art, wimmelte. Dieses eine will ich nur erwähnen: Da der Geschmack und die Natur so vieler und mancherley Thiere tausendfältig unterschieden ist, so findet sich doch für jedes eine Pflanze, Frucht, Wurzel oder andere Nahrung, die ihm schmeckt und bekömmt, und zwar in der Gegend, deren Luft und Wärme es vertragen kann. Ja, wenn besonders Thiere sind, die nur ein einzig Kraut essen, und lieber todt hungern, als etwas anders anbeißen; siehe, so findet sich auch da, wo solche Thiere sind, dieses Kraut, das mit ihrer Zunge und ihrem Magen übereinstimmet. Demnach ist für tausendfältige Zungen und Körper, von ganz verschiedenem Geschmacke und verschiedener Natur, auch tausendfältige, jedem angenehme und dienliche Nahrung bereit.

[1]b) [Neuere Bemerkungen haben noch gelehrt, daß in dem Dunstkreise ein gewisser besonderer Theil von Luft enthalten sey, welcher eigentlich durchs Othemholen zur Erhaltung des thierischen Lebens nöthig ist, und daher **Lebensluft** heißt, so wie eben derselbe, da er gleichfals die Flamme nährt, auch **Feuerluft** genannt wird. Daß ferner diese Lebensluft, durch Ausdünstung der Pflanzen, mittelst des Sonnenlichts, ersezt werde:

werde: (S. Jegen-Houß Schriften) und daß sie, durch Winde vertheilt, sich immer und überall auf dem Erdboden in dem dienlichen Verhältnisse, ohngefähr zum Drittheile der gemeinen Luft des Dunstkreises, erhalte. (S. Scheelens Erfahrungen, dessen Abhandl. von Luft und Feuer durch Leonhardi beygefügt S. 271. u. f.) Ein mehrers würde das Leben zu schnell verzehren und jede Flamme fürchterlich machen.]

§. 12.

Ob uns nun zwar von der besondern Einrichtung der übrigen Planeten nicht viel bekannt ist; so findet sich doch dasjenige, was bisher davon entdeckt ist, alles dem Nutzen der Lebendigen gemäß. Unser nächster Nachbar, der Mond, ist zwar nur ein Nebenplanet; allein seine Oberfläche sieht durch Ferngläser einer Landcharte ganz ähnlich, darinn das Weiße fürs Land, das Dunkele fürs Wasser zu halten; zumal, da man so gar Berge, und deren beweglichen Schatten auf dem Lande, und in den Seen Inseln bemerkt hat. Er hat seine Tage und Nächte, und seine Jahrszeiten; seinen Dunstkreis *), und folglich Thau und Regen: unsere Erde ist ihm ein großer Mond.

Die Hauptplaneten, Jupiter und Saturnus, haben ihre Monden, jener vier, dieser fünfe, und dazu einen breiten Ring um sich; welches bloß alles den Lebendigen zu Gute kommen kann, die, bey der gewaltigen Entfernung von dem Sonnenlichte, dadurch desto mehreres Licht erhalten. Man hat in der Venus, dem Mars und Jupiter, veränderliche Flecken wahrgenommen, und man muß daraus schließen, daß es Wolken sind, die in ihrem Dunstkreise aufsteigen, und in Regen wieder herunter fallen, und daß folglich Land und Wasser in diesen Planeten sey; welches auch ihre beständigen Flecken beweisen. In der Venus sind sogar Berge zu sehen. Von eben diesen Planeten weis man aus dem Umlaufe ihrer

beständ-

beständigen Flecken die Zeit, in welcher sie sich um ihre eigene Axe drehen, und folglich Tag und Nacht haben. Der Saturnus ist nur zu weit von uns, und der Mercurius der Sonne zu nahe, als daß man ihre Flecken sehen, und daraus ihren Umlauf bestimmen könnte. Jedoch ist gar nicht zu zweifeln, daß sie, eben so wie die andern Planeten, Tag und Nacht haben; da sie gewiß alle um die Sonne herum gehen, und also ihre Jahre und Jahrszeiten halten.

Alle sechs [oder sieben] Planeten, und zehn [oder, so weit man bisher entdeckt hat, vierzehn] Nebenplaneten, sind demnach lauter wohnbare Erden, und die ganze Welt enthält an festen Körpern nichts anders, als lauter unzählbare Wohnhäuser für Lebendige, darinn es ihnen an Licht, Luft, Wärme, Nahrung, Kleidung, an Wechsel von Tag und Nacht, von Frühlinge, Sommer, Herbste und Winter, an süßer Empfindung, Augenweide, Wohlschmacke, Harmonie und zärtlichen Reizungen, und so weit jedes dessen fähig ist, an Unterrichte und Ergötzung des Verstandes, an Mustern der Weisheit und Kunst, an Bewegungsgründen zur Tugend und Sittsamkeit, mit einem Worte, an Lust und Glückseligkeit, nach eines jeden Art, eben so wenig, als auf unserm Erdboden, fehlen kann.

*) Was von der Planeten, und besonders von des Mondes Aehnlichkeit mit unserer Erde in der Bewohnung gesagt ist, habe ich hier als Wahrscheinlichkeiten angenommen, die schon von den meisten Mathematicis und Physicis, ja sogar Theologis anerkannt werden, und so starke Gründe vor sich haben, daß ihnen schwerlich gleich starke werden entgegen gesetzt werden können. Wer in dergleichen Dingen, die so weit von uns entfernt sind, nichts wollte gelten lassen, als was er klar mit seinen Augen sehen könnte, und z. B. die Einwohner der Planeten bloß deswegen läugnete, weil sie ihm kein Fernrohr entdeckt, der würde dem menschlichen Erkenntniß

niß viele andere offene Wege versperren. Die Vernunft heißt uns dann dasjenige schließen, was das Auge nicht erreichen kann, und Schlüsse, welche auf die Analogie der Erfahrung, im Zusammenhange mit allgemeinen sichern Wahrheiten, gebauet sind, haben den größten Grad der Wahrscheinlichkeit. Die völlige Uebereinstimmung mit allem, was wir sonst von Gott, der Welt und besonders unserm Erdboden wissen, dechifrirt dem Verstande so gut, als ein gefundener Schlüssel zur verborgenen Schreibart, die Heimlichkeiten der Natur. Bey dem Dunstkreise des Monden mögten nun auch wohl Schlüsse nicht gänzlich zu verwerfen seyn. Denn, wenn doch, außer der übrigen Aehnlichkeit dieses finstern Körpers mit unserer Erde, nach dem Anscheine, eine Verschiedenheit der Materie, und Berge, auf dem Monde sind: wie wäre es möglich, daß die Sonne und deren Wärme die loseren und flüßigen Theile des Mondes nicht auf eine gewisse Höhe erhübe? Und wie könnten Berge und Thäler einen wahrscheinlichern Ursprung haben, als bey uns, von der Gewalt des Wassers oder Feuers? Aber man verlanget doch billig, in solcher Nähe, als der Mond gegen die Erde hat, daß die Beobachtungen der Gestalt des Monden diese Muthmaaßung bestätigen, wenigstens ihr nicht widersprechen. Und da sind bisher die Beobachter getheilt. Es ist bekannt, daß **Hugenius** in seinem Cosmotheoro p. 114 sq. dieselbe sowohl, als das Wasser, dem Monde abgesprochen. Die Herren Grand Jean de Fouchy Philos. Trans. n. 455. p. 261 und Boscovich de Atmosphæra lunari, Rom. 1753. 4. sind ihm gefolgt. Der Herr **Lulofs** sagt in den Anmerkungen bey dieser Stelle, daß er viele Bedeckungen der Fixsterne und Planeten durch den Mond mit den besten Fernröhren zu Leyden und in Gelderland beobachtet, und nimmer an den Figuren und Farben, oder an der Verweilung der Sterne am Rande, Zeichen von einem Dunstkreise wahrgenommen habe, und verweist auf seine Beobachtung der Bedeckung der Venus, die im 1. Th. der Haarlemsche Verhandelingen p. 382 sqq. steht. [Eben dieses beobachteten auch die Herren **Cassini de Thury** und **Messier** bey der Bedeckung des Saturns vom Monde den 18. Febr. 1775. Mem. de l'Ac. des Sc. 1775.] Wir haben auch von dem berühmten Mathematico, **Tobias Mayer**, der so treffliche Tabellen von dem Monde geliefert, in den kosmographischen Nachrichten und Sammlungen, Nürnb. 1750. 4. p. 397. sqq. einen Beweis,

daß

daß der Mond keinen Luftkreis habe. Diesen großen Männern will ich nicht so wohl andere große Männer, die ich nennen könnte, als vielmehr die Beobachtungen der gänzlichen Sonnenfinsternisse von 1706, und 1715, welche Derham Astrotheol. VII. B 3. C. aus den Philos. Trans. n. 306. zum Beweise anführt; und der annularis eclipsis solaris 1748. 25 Jul., woraus Herr **Euler** in der Hist. de l'Acad Roy. de Berlin im J. 1748. p. 103. die Atmosphæram lunæ schließt; imgleichen der immersionis und emersionis Saturni mit seinem annulo, ad angulos rectos lunæ, welche Herr **Sam. Dunn** in den Philosoph. Transact. Vol. LII. P II. n. 94. p. 578 sq. beschreibt und in Kupfer vorstellt, entgegen setzen. Bey allen diesen Wahrnehmungen streiten die Erscheinungen für die Atmosphæram lunæ: so ferne sie in der Sonnenfinsterniß die Strahlenbrechung und ein Nebenlicht am Rande des Monden, ja die Ausdehnung der Sonnenhörner über ihren Zirkelkreis; und in dem Ein- und Austritte der Planeten hinter dem Monde eine Veränderung der Gestalt mit einer ungebührlichen Verweilung, deutlich sehen ließen. Vielleicht haben dennoch die gegenseitigen Beobachter auch recht gesehen, und es braucht nur eine Betrachtung, sie mit einander zu vergleichen. Ein sehr geschickter holländischer Mathematicus und Observator cœli, Herr **Nicolaas Struyk** giebt uns in seiner Inleiding tot de algemeene Geographie, benevens eenige sterrekundige en andere Verhandelingen, Amst. 1740. 4. 1. Deel, 2. Afdeeling, pag. 65. — 76. een Onderzoek over de Maans Atmosphere of Dampkring, und zugleich ein Licht zur Harmonirung beiderley Beobachtungen. Er tritt denen bey, welche aus dem Aufhalten der Sterne am Rande des Monden, wenn sie schon sollten bedeckt seyn, die Atmosphæram schließen; und sagt, daß dem nicht entgegen sey, wenn sich die Sterne nicht allemal so am Rande verweilen, weil die hohen Berge im Monden, welche über dessen niedrige Atmosphæram giengen, den Stern, der etwa da einträte, ohne Verweilen bedeckten, dagegen sich der Stern zu verweilen scheine, wenn er bey einer Fläche des Monden, wo die Atmosphæra merklich ist, eintritt. Ich erinnere mich dabey, daß unser berühmter Herr Professor **Kästner**, wie er noch in Leipzig war, eine ähnliche Bemerkung bei der Bedeckung des Jupiters durch den Mond gehabt, die im Hamb. Magazin VIII. Band p. 57 sqq. steht. Er selbst hat den Jupiter nur beym Austritte

beob-

beobachtet, da er als ein unförmlicher Klumpe aussah, als wenn sich ein Berg vom Monde abgesondert hätte; je weiter er sich aber vom Monde entfernte, desto förmlicher und runder ward er, bis man endlich auch drey seiner Trabanten sehen konnte. Der Herr Baumann hingegen hatte eben auch in Leipzig bloß den Eintritt gesehen, da Jupiter völlig und scharf rund, auch von Farben befreyt gewesen. Indem sie beiderseits über die widrige Erscheinung bestürtzt sind, kömmt Herr Gärtner, ein fleißiger Beobachter des Himmels, dazu, und erzählt ihnen, ohne von ihren Beobachtungen zu wissen, daß er den Eintritt, wie Herr Baumann, den Austritt, wie Herr Kästner, gesehen. Es ist nur der Unterschied zwischen Herrn Struyks und Kästners Erklärung, daß dieser es aus den Dünsten, welche damals zufällig im Monde, an der Seite des Austrittes vom Jupiter, aufgestiegen seyn müßten, herleitet. Wir sehen denn doch einen Weg vor uns, da wir die Wahrheit nicht aus den Augen verlieren können, und uns durch die widrigen Erscheinungen auf der andern Seite nicht irre machen lassen dürfen. Der Dunstkreis des Monden hat also auch in der Erfahrung seinen guten Grund; und die übrige vielfache Aehnlichkeit mit unserm Erdboden, da er Berge und Thäler, Länder und Meere enthält, und des Wechsels von Tagen und Nächten, Wärme und Kälte genießt, läßt uns kaum zweifeln, daß von seiner Oberfläche Dünste in die Höhe steigen müssen. [Auch aus den neuesten Beobachtungen der Herren Herschels und Schröters muß man einen Dunstkreis des Monden folgern, der sich nur nicht weit erstreckt — Um den Saturn hat Herschel noch den sechsten und siebenten Trabanten oder Mond entdeckt, welche dem Planeten näher als die übrigen sind. Die Beobachtungen zeigen auch, daß der Saturn sowohl als Jupiter, mit einem Dunstkreise umgeben sey. Philos. Trans. Vol. 80. p. 1. 15.]

§. 13.

So ist denn offenbar genug, daß alles, was in der körperlichen Welt ist, die Materie, deren Eintheilung, Figur, Eigenschaft, Zusammenfügung, Kräfte, Bewegungsgesetze und Veränderungen, alles mit dem Nutzen der Lebendigen übereinstimme. Die Erfahrung und der

Augenschein bewährt demnach, was ich aus dem Begriffe der Leblosigkeit geschlossen hatte, daß die Welt, als leblos, und als Maschine betrachtet, keine innere Vollkommenheit, keinen Mittelpunkt, womit alle ihre Beschaffenheit übereinstimmet, in sich selbst haben könne, mithin von einem andern Wesen, und um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn müsse. Auch sind die Begriffe, welche ich zum Grunde gelegt, nämlich von dem Lebendigen und Leblosen, der Maschine, der innern und äußern Vollkommenheit, alle von wirklichen Dingen abgesondert, und enthalten also nichts Willkührliches oder Erdichtetes, sondern bloß, was sich in den Dingen außer uns wirklich befindet.

Spinoza hingegen, der ganz anders von der Welt gedacht, setzt in seinen Gedanken willkührliche Begriffe, nach willkührlichen Bedeutungen der Wörter, zusammen; darinn dasjenige, was er sich zu beweisen vorgenommen hatte, schon verborgen liegt. Dadurch wird nicht allein das Bewiesene selbst willkührlich und unbewiesen; sondern es ist auch so beschaffen, daß es der Erfahrung und der wirklichen Welt widerstreitet.

Eine Substanz, spricht er [2]), **ist dasjenige, was in sich selbst ist, und durch sich selbst begriffen wird; das ist, dessen Begriff keinen Begriff eines andern Dinges nöthig hat, aus welchem er gefasst werden müsse.** Ferner [3]): **Durch das Wort Gott, verstehe ich dasjenige, was schlechterdings unendlich ist, das ist, eine Substanz, die aus unendlichen Eigenschaften besteht, deren jede ein ewiges unendliches Wesen ausdrücket.** Daraus schließt er: **Alles, was ist, ist in Gott, und nichts kann außer Gott seyn, oder gedacht werden.** Das heißt

heißt so viel: Die Welt ist die einzige Substanz, welche ich (zum Scheine) Gott nenne, und außer derselben ist nichts.

Beide Erklärungen sind nicht allein dunkel, zweideutig, willkührlich, und wider allen Gebrauch der Wörter, sondern auch in sich irrig, wenn man sie so versteht, wie sie verstanden werden müssen, daß der Schluß daraus folgen kann. Denn in der ersten Erklärung wird schon erschlichen, daß **Seyn, und Selbständig seyn; in sich selbst seyn, und durch sich selbst begriffen werden**, einerley, und stets mit einander verknüpft sey. In sich selbst ist jede Substanz; aber daraus folgt nicht, daß sie auch durch sich selbst begriffen werde, oder keinen Begriff eines andern Dinges nöthig habe, um zu verstehen, daß sie sey, und daß sie so, und nicht anders, sey: das ist, es folgt nicht, daß eine jede Substanz selbständig sey. In der andern Erklärung nimmt er willkührlich und irrig an, daß **unendlich seyn**, und (der Zahl nach) **unendliche Eigenschaften haben**, das ist, alle Eigenschaften alles dessen, was ist, in eins, und in sich allein haben, einerley sey: imgleichen, daß alle Eigenschaften alles dessen, was ist, ihrer Wirklichkeit nach, ewig und nothwendig seyn. Was macht der Mann denn für ein Blendwerk mit seinen mathematischen Beweisen, wenn er das, was er beweisen will, schon in seinen ersten Begriffen willkührlich zum Grunde legt?

Wenn man nun seinen wahren Schlußsatz, daß die Welt die einzige Substanz sey, nach seiner Erklärung versteht, nämlich, daß sie durch sich selbst begriffen werde, und daß kein anderer Begriff nöthig sey, um sich eine Erklärung von der Welt zu machen; so sehe man nur die wirkliche Welt nach der Erfahrung an, ob sich

das bey ihr in der That und Wahrheit finde, was Spinoza geschlossen hat. Da zeigt sich offenbar, daß der Mann in seinem Gehirne eine ganz andere Welt erbauet, als wirklich ist; und daß er, aus seinen willkührlich zusammen gesetzten Begriffen, der Welt etwas andichtet, was sich in ihr ganz anders verhält.

Der Begriff einer körperlichen Welt, die an sich leblos, aber doch so beschaffen ist, daß auf allen Kugeln Lebendige wohnen, und wohnen können, der ist es, welcher, der Erfahrung und dem Augenscheine gemäß, ächt und wahr ist. Und dieser Begriff hat allerdings eines andern Begriffes nöthig, um zu verstehen, theils daß lebendige Thiere darinn entstanden sind, theils daß die übrige leblose Welt mit der Lebendigen Aufenthalt und Wohl übereinstimme. Denn, wenn wir uns nichts anders, als die Welt selbst, vorstellen, so läßt sich nicht begreifen, woher die Thiere in derselben sind, weil sie allerdings haben entstehen müssen, und doch keine Kraft in der ganzen Welt und Natur gefunden wird, wodurch sie hätten entstehen können. Desgleichen ist in der übrigen Welt, so ferne sie leblos ist, der Grund ihrer Wirklichkeit und ihrer Beschaffenheit, Einrichtung, Natur und Uebereinstimmung nicht zu finden; vielweniger ist zu gedenken, daß sich die Thiere eine Welt, nach ihrem Sinne und ihrer Nothdurft, bereitet, und ihr die Kräfte gegeben hätten. Wenn also der Begriff eines andern Wesens außer der Welt nöthig ist, um mit Verstand und Wahrheit zu begreifen, daß die leblose Welt lebendige Thiere habe, und daß sie mit dem Nutzen dieser Thiere übereinstimme; so ist die Welt nicht das selbständige Wesen, oder, nach der Sprache des Spinoza, nicht die einzige Substanz, nicht Gott [3b]).

[2]) Ben. de Spinoza in Opp. post. Ethic. Defin. III.

[3]) Id.

³) Id. ibid. Defin. VI.

³b) [Spinoza faßte nun wohl in seinem Begriffe von der Welt, als Alleinwesen, alle mögliche Dinge, oder, wie er sich ausdrückt, alle Beschaffenheiten und Abänderungen der Substanz, folglich auch alle Arten der Lebendigen zusammen. Das vollkommene Wesen, sagt er, müsse alle mögliche Realität in sich begreifen und demnach sowohl unendlich ausgedehnt seyn, als unendliche Gedanken besitzen. Aber in der That sind doch unzählige verschiedene Wesen wirklich vorhanden, und, obgleich unter ihnen eine Zusammenstimmung herrscht, so ist doch die Einheit des Ganzen nur ein blosser Begrif von ihrem Verhältnisse. Dieses Verhältniß aber konnten die verschiedenen Theile an und für sich nicht zu Wege bringen. Die Kräuter u. s. w. enthalten weder den Grund des Daseyns der Thiere, noch diese den Grund des Daseyns der Kräuter, die ihnen dienen, u. s. f. Keines weiß etwas vom Ganzen, auch die Lebendigen nicht: keines konnte also, wenn es gleich selbständig wäre, seinen Stand und sein Verhältniß bestimmen. Es fehlt immer das Eine Wesen, welches der Grund von allem Daseyn und allen Verhältnissen ist. In dem Urwesen selbst aber, seiner Unumschränktheit halber, alle mögliche Eigenschaften abhängiger Dinge vereint zu suchen, ist eine irrige Vorstellung. Denn, das Abhängige bleibt von dem Selbständigen wesentlich verschieden, und aller Inbegrif abhängiger, d. i. mangelhafter Eigenschaften macht keine Eigenschaft des Vollkommenen, und kann demselben keinesweges zukommen.]

§. 14.

So fällt denn auch des Spinoza fatale und unbedingte Nothwendigkeit weg, welche er der Welt, ihrer Natur und ihren Begebenheiten beymißt. Denn, wenn dieses wäre, so müßte ihre Wirklichkeit und Beschaffenheit durch ihr eigen Wesen bestimmt, und das Gegentheil, vermöge ihres Wesens, unmöglich seyn. Nun ist aber der Welt, so ferne sie leblos ist, vermöge ihres Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist. Demnach ist weder das eine,

noch das andere, durch ihr Wesen bestimmt, und also ihre jetzige Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht schlechterdings nothwendig. Sie ist von einem andern Wesen zur Wirklichkeit gebracht, und ihre Beschaffenheit durch eben dasselbe bestimmt worden. Und weil beides seinen Grund, außer ihr und ihrem Werkmeister, in den Lebendigen hat, um deren willen sie hervorgebracht, und mit solchen Eigenschaften versehen ist, die mit dem Wohl der Lebendigen übereinstimmen; so ist sie auch von ihrem Werkmeister nicht aus Nothwendigkeit seines Wesens, sondern unter der äußern Bedingung geschaffen, daß sie den Lebendigen zum bequemen Wohnplatze dienen soll; da sie sonst nicht seyn, oder für andere Arten der Lebendigen anders eingerichtet seyn würde. Es verhält sich nicht anders mit ihr, als mit einer jeden Maschine, deren Daseyn und Einrichtung weder in ihr selbst, noch in ihrem Werkmeister, nothwendigen Grund hat, sondern sich bloß auf die gesuchte Uebereinstimmung mit dem Nutzen der Lebendigen gründet.

Ich weis nicht, was sich einige Leute unter einer **Nothwendigkeit** vorstellen, oder vor Zeiten vorgestellt haben. Denn sie scheinen fast ein von allen Dingen abgesondertes, und für sich bestehendes Wesen daraus zu bilden, das die Dinge durch seine allerhöchste Macht, und durch ein ewiges, fatales, unbedingtes Muß, seyn heißt, und nur auf eine einzige Weise möglich macht. Bey ihnen ist also nicht die Möglichkeit, sondern die Nothwendigkeit, das erste, welches sich von einem Dinge, oder vielmehr vor allen Dingen gedenken läßt; und nichts halten sie für möglich, als was schlechterdings nothwendig ist. Dergleichen, außer und wider das Wesen der Dinge, angenommene Nothwendigkeit ist eben sowohl ein eiteles Hirngedicht, ein leerer Schall und Abgott, als der bloße Zufall, oder eine abgeson-

derte Natur. Alle Nothwendigkeit, die nicht in den Dingen selbst oder deren Ursachen liegt, die ohne und wider die Eigenschaften und das Wesen der Dinge gedacht wird, hat keinen Grund, und ist ein Blendwerk *).

Was ist aber offenbarer, als daß die unbedingte Nothwendigkeit von der körperlichen Welt ohne und wider ihr Wesen und ihre Eigenschaften angenommen werde? Nur unter der besagten äussern Bedingung kann allein alles, was an ihr ist, nothwendig heißen. Wenn diese Bedingung nicht wäre, oder anders wäre, so könnte sie für sich, und ihrer selbst halber, entweder gar nicht, oder auch anders seyn.

Wir sind vermögend, aus einer jeden Maschine die Beschaffenheit der ganzen Welt zu beurtheilen. Die Maschine besteht aus einer gewissen **Materie**: die Welt auch. Die Materie der Maschine genießt ihres Daseyns nicht: die körperliche Welt eben so wenig. Es hätte eine andere und mancherley Materie zu der Maschine dienen können; ein jedes Stück des Metalles einer Art, und auch verschiedene Art von Metall zu dieser Uhr: so auch in der Welt. Der Regentropfen, welcher diese Pflanze wässert und nähret, ist es nicht allein, der sie hätte nähren können: ein jeder war dazu geschickt; und eine jede Materie von gleicher Schwere und Festigkeit hätte das Innere der Erde ihrenthalben ausfüllen können. Betrachten wir die **Größe** und Vielheit der Materie, daraus eine Maschine besteht; so liegt in der Materie derselben selbst kein Grund der bestimmten Größe. Denn kein Theil weis von seinem Nachbarn etwas, und eines Gegenwart schließt die andere nicht nothwendig in sich; es giebt kleine, es giebt große Uhren. Desgleichen lassen sich in der Welt Lilliputter und Brobdinjaker, eine Erde, eine Welt im

 klei-

kleinen, und auch größer gedenken, wenn nur alles dieselbe Proportion hätte; oder es könnte alles übrige in der körperlichen Welt in seinem Gange bleiben, und doch keine lebendige Seele, kein Thier darinn seyn. Die Eintheilung einer Maschine hat in ihrer Materie und ihrem Wesen keinen zureichenden Grund: eine jede Materie kann auf tausendfältige Art getrennt und getheilt werden. So ist demnach in der lichten und finstern Materie der Welt, an und für sich, nichts, das eben so viele, und nicht mehrere Sonnen und Planeten erforderte. Was bestimmt die Figur der Theile einer Maschine? Kann eine jede Materie nur einerley Figur haben? oder hat sie von selbst die Figur, welche der Maschine zukömmt? Die Figur der Welttheile ist eben so wenig durch die Materie selbst, oder nothwendig bestimmt. Hat sich doch die Figur der Erdfläche, nach aller Geständniß, geändert. Und gehen nicht unsere neuen Weltbaumeister mit ihren Cometen, als der Zimmermann mit seiner Axt, um, den großen Welttheilen eine beliebige Figur zu geben? Der Ort eines jeden Theils der Maschine ist ihm an und für sich gleich, und die Ordnung und Zusammenfügung steckt nicht in ihrer Materie und ihren Kräften; ja, nachdem die Theile schon zusammen gefügt sind, so verändern sie doch ihre Lage gegen einander, können aufgehalten oder fortgerückt, können gar wieder aus einander genommen werden. In der Naturlehre überhaupt ist es auch ein ausgemachter Satz, daß ein jedes Ding seinen Ort verändern könne, und nicht nothwendig an einem Orte sey. Ein jeder gegenwärtiger Ort eines jeden Dinges hat nicht in ihm selbst allein, sondern hauptsächlich in seinen Nachbarn Grund, das ist, in dem Verhältnisse und Gleichgewichte seiner Kräfte, zu den Kräften der benachbarten Theile; sonst wird es von einem zum andern fortgestoßen. Und fragt man, was der Ort der benach-

barten

barten wieder für Grund habe; so hängt er abermals von ihren Nachbarn ab, und dieses geht in einem fort, durch die ganze körperliche Welt, und ist folglich ein jedes nur wegen der äußern Bedingung seiner Nachbarn an dem Orte, wo es ist. Und mich verlangt zu wissen, ob man diese äußere Bedingung von einem Theile zum andern, vom andern zum dritten, vom dritten zum vierten, und so weiter ins Unendliche schieben kann. Das wäre meines Erachtens so viel, als gar keinen Grund von dem Orte geben; und dazu eine unendliche wirkliche Reihe und Zahl der körperlichen Welttheile setzen **).

*) [Könnte denn nicht (sagt man) Alles durch sich selbst bestimmt seyn und bestehen, wie es sich mit der mathematischen Nothwendigkeit verhält? — Man erwäge doch nur, was die mathematische Nothwendigkeit sagen will. Es ist ja nichts anders, als die blosse speculative Anwendung der in sich selbst gegründeten allgemeinen Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs auf vollständig deutliche Vorstellungen und Voraussetzungen. Dadurch gelangt aber keine dieser Vorstellungen, kein Zirkel oder Viereck, keine Größe oder Zahl zur Wirklichkeit. Die Gewißheit der Mathematik erstreckt sich deshalben auch nur auf abgesonderte Vorstellungen, deren vollständiger Inhalt im Verstande bestimmt ist, so daß dabey nichts mehr oder weniger im Gegenstande enthalten seyn kann, welches jene Anwendung unsicher machen würde. Will man weiter damit gehen und von Verhältnissen urtheilen, die wir nicht vollkommen einsehen oder erwägen, so fallen wir leicht in Irrthümer. Z. B. — auch bey sinnlichen räumlichen Gegenständen — Ein Kubikzoll Gold und ein Kubikzoll Silber zusammengeschmolzen machen zwey Kubikzoll. Ein Körper fällt in einer Sekunde $15\frac{1}{2}$ Fuß; folglich in zwey Sekunden 31 Fuß. Beides wird falsch befunden — Es ist also klar, daß die Nothwendigkeit mathematischer Wahrheiten und eine innere Nothwendigkeit, vermöge welcher die eingeschränkten abhängigen Wirklichkeiten bestehen sollten, in gar keine Vergleichung gesetzt werden kann. Erst muß eine wirkende Ursache, eine Kraft da seyn, welche die Linien eines Vierecks gezogen oder dargestellt hat, ehe etwas Wirkliches daraus erfolgen kann.]

 **) [Ueber

**) [Ueber den Grund der Stellung oder Verbindung aller verschiedenen Theile, welche zu ihrer bestimmten Wechselwirkung erfodert war, schleicht der Verfasser des Systeme de la Nature leise hin, da er P. 1. c. 2. p. 24 sagt „Ce mouvement est une suite necessaire des loix immuables, de l'essence et des propriétés inhérentes aux élémens divers, et aux *combinaisons* variées de ces élémens". Ja, er urtheilt gegen sich selbst, da er gleich darauf hinzusetzt: „N'est on pas encore en droit de conclure, qu'il peut y avoir une infinité d'autres combinaisons, capables de produire des mouvemens différens dans la matiere, sans qu'il soit besoin pour les expliquer de recourir à des agens plus difficiles à connoître que les effêts, qu'on leur attribue"? Denn, da doch mehrere Stellungen möglich waren, und da der Grund dieser bestimmten nicht in den Theilen selbst liegt, so muß er doch wohl in einer Ursache ausser ihnen gesucht werden, wir mögen nun die Natur derselben und die Art ihrer Wirkung begreiffen oder nicht. Aber diese combinaisons, proportions, compositions, werden immer schon vorausgesetzt, wie p. 29. u. s. f].

§. 15.

Endlich muß die liebe **Natur** eine Nothhelferinn werden. Weil alles in der ganzen körperlichen Welt natürlich zugeht, und natürlicher Weise nichts anders entstehen kann, als was wirklich geschieht; so, schließt man, sey alles schlechterdings nothwendig. Allein, es ist leicht zu sehen, daß aus dem vorausgesetzten zu viel geschlossen werde. Wenn gleich zugestanden würde, daß alles in der Welt natürlich zugeht, und, was natürlich zugeht, nicht anders seyn könne; so folgt doch keine unbedingte Nothwendigkeit, sondern nur eine bedingte mechanische Nothwendigkeit daraus. Denn, wenn ich einmal eine gewisse Maschine, mit bestimmter Zusammenfügung der Theile und Kräfte, setze, und überlasse sie denn ihr selbst, ohne von außen was darinn zu ändern; so geht auch in der Maschine alles natürlich zu, und kann, vermöge der Kräfte und ihrer Regeln in der

Verbindung der Theile, unmöglich etwas anders darinn entstehen, als wirklich entsteht. Dennoch aber ist dieses, was entsteht, nicht schlechterdings nothwendig; sondern es hängt von einem Werkmeister und dem Nutzen der Menschen ab. Ich meine aber, daß ich eben dasselbe von der ganzen leblosen Welt und Natur so offenbar erwiesen, als möglich ist. Woher will man denn das Gegentheil von der Natur erhärten?

Wenn wir die Natur in dieser Absicht besonders untersuchen wollen; so ist wohl zuvörderst nöthig, den Begriff deutlich zu bestimmen, welchen man mit diesem Worte verknüpfet. Denn es scheint, als ob man noch nicht aufhöre, unter diesem Schleier eine Isis zu verheelen, das ist, unter einem unbestimmten und schwebenden Worte ein Unding für Etwas, eine verborgene Beschaffenheit (qualitatem occultam) für eine Ursache anzugeben.

Wer klare Begriffe sucht, kann durch das Wort Natur nichts anders, als die wesentliche Kraft einer jeden wirklichen Substanz, verstehen. Diese Bedeutung ist dem Sinne der Alten, und jedes gemeinen Mannes, geschweige vernünftiger Weltweisen, gemäß †). So haben Sonne, Mond, Sterne, Mineralien, Pflanzen, Thiere, ja jedes Stäubchen in der Welt, ihre besondere Natur, oder eine jedem eigene und von andern unterschiedene Kraft zu wirken. Erfahrung und Weltweisheit lehren, daß des einen Dinges Kraft und Natur dem andern entgegen seyn, und dessen Bemühen widerstreben könne. Die ganze Welt, im Großen und Kleinen, besteht aus lauter gegen einander arbeitenden Kräften. Dieses beweist genugsam, daß wir eigentlich so viel verschiedene Naturen in der Welt, als verschiedene wirkliche Substanzen erkennen müssen,

und daß es in der That nicht eine einzelne Kraft sey, die alles in allen natürlich wirket.

Weil jedoch alle diese widrigen Kräfte in der Welt durch eine weise Verknüpfung zur Uebereinstimmung gebracht sind, und so ferne auch die ganze Welt zum Eins machen, und als ein solches erhalten; so nimmt man auch die ganze Sammlung aller besondern Kräfte in der Welt, wegen dieser Uebereinstimmung, für Eins, und nennet sie entweder schlechthin **Natur**, oder die **ganze Natur**, naturam rerum vniuersam. Diese Uebereinstimmung so vieler Kräfte hat aber weder in den einzelnen Kräften, noch in allen zusammen genommen, Grund: weil eine jede der andern Daseyn nicht in sich schließt noch erkennet; alle zusammen genommen aber ganz wild und streitend wirken würden, wenn sie eine andere Ordnung hätten. Ihre Ubereinstimmung hebt demnach den wirklichen Unterschied so vieler Millionen Kräfte eben so wenig auf, als man den Unterschied so vieler Millionen Menschen oder Soldaten aufhebt, wenn man sie alle mit den Wörtern, **der Mensch**, **der Soldat**, zusammen fasset. Ein jeder einzelne Mensch in der Welt behält doch für sich seine eigene Natur, oder sein Naturell, ob er gleich mit andern in einer Verbindung und Gesellschaft steht; und ein jeder Kerl in dem Kriegsheere hat seine Stärke für sich, ob er sie gleich, nach eines Winke, mit allen andern vereint und einstimmig anwendet.

Hieraus ist leicht zu erkennen, daß das Wort Natur sehr gemisbraucht, ja zum leeren Tone wird, wenn man darunter, ich weis nicht was für eine einzige Kraft der Welt versteht, die alles in allen wirken soll, von allen Dingen unterschieden ist, und doch weder von einer Seele der Welt, noch außer derselben, von Gott

her=

herkömmt. Was ist sie denn? wo ruhet sie? muß sie nicht auf solche Weise gar verschwinden und zum Undinge werden? Oder macht man etwa den allgemeinen Begriff der Natur, als eines Geschlechts, welcher von den einzelnen Naturen der Dinge abgesondert worden, zu einem wirklichen besondern Dinge? so ist doch solches nicht weniger ein Hirngespenst, als wenn ich mir eine allgemeine menschliche Natur als wirklich gedächte, die von allen einzelnen Naturen der Menschen unterschieden seyn, und ihren Einfluß in alle besondere Menschen wirken lassen sollte. Auf diese Weise mögte die allgemeine Natur höchstens zur fabelhaften Gottheit gedeien, wie bey den Römern (Fides, Virtus, Honor, Pavor, Pallor,) Treue, Tugend, Ehre, Furcht, Schrecken ꝛc. unter dem Bilde der Gottheiten verehrt wurden, ob es gleich nur allgemeine abgesonderte Begriffe von der Gemüthsbeschaffenheit einzelner Menschen waren. Aber man dringt wohl bey solchen Leuten, die mit dem Worte Natur spielen, vergeblich auf eine deutliche Erklärung. Sie wissen selbst nicht, was sie damit haben wollen, als daß es ihnen dienen soll, diesen leeren Ton statt des ersten zureichenden Grundes aller Dinge zu setzen *).

†) Es giebt einige Weltweise, welche das Wesen der Materie, oder wenigstens ihre vornehmste wesentliche Eigenschaft, in der vi inertiæ. d. i. in der Trägheit zur Bewegung, setzen, und daraus folgern, daß die lebendigen wirksamen Kräfte nicht von der Materie selbst herkämen, sondern unmittelbar von eines höhern geistigen Wesens Einflusse zeugten. Dieses wäre eine kurze Art, einen Materialisten und Atheisten zu widerlegen, wen sie bestehen könnte. Allein, heißt dieses nicht die Natur gänzlich aufheben, und Gott alles in allen allein und unmittelbar wirken lassen? Wird ein Materialist den Grundsatz einräumen? Läßt sich die Trägheit der Materie nicht als zufällig betrachten, wenn sie bloß von dem gleichen Widerstande lebendiger Kräfte entstünde, welche an sich allezeit, und alsobald wirksam seyn würden, wenn nur kein Widerstand vorhanden wäre?

*) [Der Verfasser des berüchtigten Systeme de la Nature merkt selbst, daß er sich diesem Vorwurffe aussetze, ein bloßes Wort, oder einen abgezogenen Begriff für ein eigenes wirksames Wesen anzunehmen. Er wollte es zwar von sich ablehnen, da er P. I. c. I. p. II. sagt: „Je ne prétends point personnifier cette Nature, qui est un être abstrait: mais j'entends, que l'effet, dont je parle, est le résultat nécessaire des propriétés de chaqu'un des êtres, qui composent le grand ensemble, que nous voyons„. Aber man siehet leicht, daß er sich in der That nicht entschuldigen kann, sondern nur ein Wort für das andere in die Stelle setzt. So finden wir es überall in diesem wortreichen Werke; Z. B. p. 10. Le résultat de l'assemblage des différentes matieres — la somme totale — le grand tout — le systeme general, u. s. f. — Im 5 Cap. sagt er — „Nous ne pouvons douter, que la Nature ne soit très-puissante et trés-industrieuse", und *Voltaire* (Dict philos. Art. Causes finales) antwortet sehr wohl, „Je m'entiens là. Celui, qui est assez puissant et industrieux pour former l'homme et le monde est Dieu. Vous admettez Dieu malgré vous."]

§. 16.

Wenn wir nun die Kräfte der Dinge in der Welt, es sey einzeln oder vereint und zusammen genommen, betrachten; so kann ihnen, und also der Natur, aus vielen Ursachen, keine andere, als eine bedingte Nothwendigkeit zukommen. Denn erstlich sind diese Kräfte der Materie, als deren wesentliche Eigenschaft, wie die Materie selbst, leblos. Wenn nun die leblose Materie selbst nicht nothwendig wirklich ist, sondern von einem andern, um eines andern willen hervorgebracht seyn muß; so sind auch derselben Kräfte oder Natur, zugleich in und mit der Materie auf gleiche Weise, um der Lebendigen willen hervorgebracht. Was kann eine leblose blinde Kraft, die sich ihres Bemühens nicht bewußt ist, sondern der alle Wirkung ihres Bemühens gänzlich einerley wäre, für sich schlechterdings nothwendig machen?

Warum müßte sie die erste, ewige, selbständige und vollkommenste Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen, und ein Nichts bliebe, und nichts zu ihrer eigenen Vollkommenheit wirkte, auch von den Wirkungen außer sich nichts empfände?

Zweitens, sind die Kräfte jedes Dinges, in den kleinen sowohl als großen Welttheilen, von dem Verhältnisse der Kräfte ihrer Nachbarn abhängig. Wenn nun diese Abhängigkeit ohn Ende in einem fortgehen sollte, so wäre eine äußere Abhängigkeit der ganzen Natur da, die doch von Nichts außer der Natur abhienge, und sich auf Nichts gründete. Es muß also eine höhere Kraft außer der Welt und Natur seyn, von welcher sie abhängt: und so ist sie nicht schlechterdings nothwendig.

Drittens, stehen die Kräfte der ganzen Welt in einer Verbindung und Einstimmung mit einander. Diese Uebereinstimmung aber steckt nicht in den Kräften an und für sich. Denn, betrachtet man sie einzeln; so enthält keine derselben das Daseyn oder die Beschaffenheit der andern; keine weis von der andern, oder von deren Vorhaben. Nehmen wir sie aber alle zusammen gefaßt schon als wirklich an; so folgt auch noch nicht daraus, daß sie zusammen übereinstimmen müssen; sondern eben dieselben Kräfte könnten auch wider einander streiten, wenn nur ein anderer Ort eines jeden Dinges, oder eine andere Ordnung unter allen gesetzt würde; welches man, vermöge der Naturgesetze selbst, als möglich annehmen muß. Dann würde eben diese Natur der Dinge auch wider sich selbst wüten, und alles in ein wüstes Chaos verwandeln können. Folglich zeigt die Natur, so ferne sie eine Uebereinstimmung mit sich selbst hat, die nicht in ihr selbst gegründet ist, daß sie nicht

nicht schlechterdings nothwendig sey, sondern von einem andern Wesen außer sich diese Uebereinstimmung erhalten habe.

Viertens, weil jede Wirkung der Kraft, die in jedem Theile der Welt ist, von seinen benachbarten abhängt; so setzt die ganze Natur eine gewisse Stellung und Ordnung der Theile voraus, welche eher gedacht werden, und wirklich seyn mußte, ehe eins ins andere, und so wie jetzt, wirken konnte. Da also die Natur von etwas abhängt, welches eher, als sie selbst, zu setzen ist, und welches in sich selbst nicht einmal nothwendig ist; so kann die Natur nicht schlechterdings nothwendig seyn.

Fünftens, setzen auch alle Regeln der Kräfte, wornach die Natur, es sey in Körpern oder Seelen, wirket, eine Bedingung voraus; keine ist in sich und schlechterdings nothwendig; keine läßt sich geometrisch beweisen. Man nehme in den Körpern die Regeln einer anziehenden oder ausdehnenden Kraft, oder alle beide, oder was man sonst für Gesetze der Bewegung in der Erfahrung gegründet sieht, woraus alle Begebenheiten in der Natur herzuleiten sind: es sind doch keine solche ewige und in sich selbst nothwendige Wahrheiten, als daß zweymal zwey viere sey, oder daß ein Dreyeck drey Winkel habe, welche zwey rechten gleich sind. Man muß außer den Regeln der Naturkräfte, ja außer der Materie selbst, immer etwas annehmen, woraus man versteht, warum die Regeln so, und nicht anders sind †). Sie leiden daher auch nur eine äußere Uebereinstimmung und äußere Vollkommenheit, und können bloß um der Lebendigen willen, folglich unter einer Bedingung, nothwendig seyn. Selbst die Regeln, wornach sich so manche Seelen ganz verschiedener Art richten, sind

nicht

nicht anders nothwendig, als in so ferne sie eine gewisse Art des Lebens und der Glückseligkeit zum Ziele haben. Wenn wir aber setzen, daß diese, daß jene mögliche Art des Lebens und der Glückseligkeit hat sollen zur Wirklichkeit kommen; so verstehen wir erst, warum ein jedes Thier solche Natur bekommen hat, und sich in seinen Handlungen nach diesen Regeln richtet; warum die Spinne ein Netz webet, warum der Vogel ein Nest bauet, warum die Schildkröte sich gegen den Winter vergräbt u. s. w. Unter der Bedingung einer gewissen Lebensart waren jedem die Regeln und Fertigkeiten seiner Natur, so und nicht anders zu handeln, nöthig; in sich selbst und schlechterdings sind sie nicht nothwendig.

Sechstens, die Misgeburten, welche zwar selten, aber jedoch zuweilen in der Welt wirklich entstehen, nebst andern größern Unfällen, von Ueberströmungen, Erdbeben, Orcanen, Unfruchtbarkeit, Menschen- und Viehsterben, lehren uns, daß alles dieses natürlicher Weise möglich ist. Wenn nun dieses allerdings nach den Regeln der Kräfte in der Zusammenfügung der Welt geschieht; so folget, daß auch eine Ordnung und Regel in der Natur möglich sey, wodurch mehrmals, ja allezeit, dergleichen Unfälle zur Wirklichkeit gebracht würden; folglich sind die gegenwärtigen Regeln und Ordnung der Natur nicht schlechterdings nothwendig.

[a]) Leibniz Essais de Theodicée, §. 345. *J'ay découvert en même temps, que les loix du mouvement, qui se trouvent effectivement dans la nature, et sont verifiées par les experiences, ne sont pas à la verité absolument demonstrables, comme seroit une proposition Geometrique, mais il ne faut pas aussi, qu'elles le soient. Elles ne naissent pas entierement du principe de la necessité, mais elles naissent du principe de la perfection et de l'ordre;*

elles

elles sont un effet du choix et de la sagesse de Dieu. Je puis demontrer ces loix de plusieurs manieres mais il faut toûjours supposer quelque chose, qui n'est pas d'une necessité absolument Geometrique. De sorte que ces belles loix sont une preuve merveilleuse d'un Etre intelligent et libre, contre le systeme de la necessité absolue et brute de Strabon ou de Spinoza.

§. 17.

Inzwischen zeigt die Erfahrung, daß die jetzt angeregten Unfälle nur sehr selten entstehen, und also bloße unumgängliche Abfälle von Regeln seyn müssen, welche sonst durchgehends zu der Lebendigen Besten übereintreffen. Alle Kräfte der körperlichen Welt und alle Regeln der Bewegung sind, vermöge unläugbarer Erfahrung, wirksame Ursachen von dem Wohl der Lebendigen. Die ganze körperliche Natur ist, ohne ihr eigen Wissen, ohne ihre Empfindung oder ihr Vergnügen, zu unserm Nutzen stets geschäfftig und arbeitsam, und sie hätte sich, wenn sie den größten Verstand hätte, keine bessere Maaßregeln dazu nehmen können.

Die Meßkünstler und Naturkündiger neuerer Zeit haben ein Großes gethan, daß sie die Gesetze der Bewegung, welche die Natur am Himmel und auf der Erde beobachtet, theils schon entdeckt, theils weiter zu erforschen auf der Spur sind. Allein, man wird aus allem, was entdeckt ist, leicht einsehen, daß der Grund aller der Gesetze in dem Wohl der Lebendigen enthalten sey. Die Gesetze, welche **Kepler, Newton, Leibnitz,** in den Bewegungen der Planeten beobachtet, sind eben diejenigen, welche uns Tag und Nacht, Sommer und Winter, Licht, Wärme und Fruchtbarkeit gewähren. Das Gesetz der Schwere giebt unserer Erdkugel die Festigkeit, und macht sie auf allen

Seiten

Seiten wohnbar. Und die Wasserwagsregeln ergießen uns die Ströme und Seen über den ganzen Erdboden, und machen ihn schiffbar. Die Spannung und übrige Beschaffenheit der Lufttheilchen ist das Mittel zur geschwinden Fortpflanzung des Lichts und Schalles, des Wachsthums der Pflanzen und des Lebens der Thiere. Der Bruch der Lichtstralen und ihre Zurückprellung, nebst allen optischen Regeln, geben uns tausend Vortheile im Sehen. Es wäre aber der Mühe werth, daß ein verständiger Mann alle die Gesetze der Natur, welche uns die Meßkunst und Naturlehre an die Hand giebt, auf die Weise deutlich und umständlich erklärte, daß ein jeder den vielfachen Nutzen, welcher dadurch den Lebendigen geschafft wird, und den Schaden, welchen eben dieselben haben würden, wenn die Regeln anders wären, begreiflich erkennen könnte.

Diese Betrachtung füllet die große Lücke, welche wir noch in der Weltweisheit haben, und verknüpft nicht allein die Meßkunst mit der Naturlehre, sondern auch die Naturlehre mit der Metaphysik, die wirkenden Ursachen mit den Endursachen; und zeigt den ganzen Zusammenhang der Dinge aus einer Quelle der Vollkommenheit und Weisheit. Es ist allerdings vernünftig, daß man die Wirkungen selbst aus sichern Erfahrungen lerne; und daß man den nächsten Grund der Wirkungen in den wirkenden Ursachen und deren Kräften und Regeln suche: allein, es ist auch nicht weniger vernünftig, wenn die wirkenden Ursachen und deren Regeln nicht in sich und schlechterdings nothwendig, und nicht durch sich selbst verständlich sind, sondern eine Bedingung voraus setzen, warum sie so wirken, daß man darnach forsche; weil sonst unserm Verstande kein Genüge geschieht, so lange er keinen zureichenden Grund findet.

Dasjenige, um deswillen ein Ding ist oder geschieht, nennet man eine Endursache oder Absicht. Da nun die körperliche Welt und ihre Natur keine innere Nothwendigkeit ihres Seyns und ihrer Beschaffenheit hat, sondern von einem andern, um eines andern, nämlich der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn muß; so müssen wir nicht allein eine wirkende Ursache, von welcher die Welt hervorgebracht ist, sondern auch eine Endursache oder Absicht dieser Wirkung annehmen, und dieselbe in dem Wohl der Lebendigen suchen, wo wir anders unserm Verstande durch zureichenden Grund Genüge thun wollen *).

*) [Giebt es denn allgemeine Wahrheiten? Können wir mit unserm Verstande allgemeine Wahrheiten einsehen? — Können wir damit weiter reichen als die Erfahrung anweiset? — Allgemeine **Wahrheiten** sind die in sich selbst gegründet sind und sich also auf jeden Gegenstand erstrecken müssen — Seyn und **Nicht** seyn, So und anders seyn sind Fälle, die sich einander, und also alle Wirklichkeit aufheben, oder in Nichts zerfallen — Der Satz der **Einstimmung.** — Ein Ding ist das was es ist, enthält, was es enthält, und was zusammen bestehen soll muß zusammenstimmen oder des **Widerspruchs** — Seyn und Nicht seyn, so seyn und nicht so seyn, kann unter einerley Bedingung nicht Statt finden — sind also nothwendige Wahrheiten, nicht allein in Ansehung unsers Verstandes, sondern in Ansehung selbst der Natur aller möglichen Dinge. Sie werden nicht erst durch unsern Verstand bestimmt, sondern dieser muß sich nach ihnen richten, weil seine Kraft ihnen angemessen ist, so wie das Auge nach den Regeln des Lichts eingerichtet seyn muß, wenn es sehen soll; nicht aber verschiedene Augen auch verschiedene Gesetze des Lichts zu Stande bringen könnten. Daß wir sie also einsehen, entspringt unmittelbar aus der Natur unserer Vernunft, als welche auf dem Vermögen des **Vergleichens** beruhet. Das Vergleichen aber erstreckt sich ja über alles, was ist, seyn kann, oder nur vorausgesetzt wird. Es müssen also diese Sätze für jeden Verstand gelten, d. i. für jedes Vermögen das, was man wahrnimt oder denkt, zu unterscheiden. Man kann demnach auch

nicht sagen, daß wir diese Einsicht der Gesetze des Denkens nur aus der Erfahrung abziehen. Man betrachte nur den Unterschied der Erfahrungssätze, z. B. der Gesetze der Mechanik, oder der Naturkräfte. Hundert und hundert Erfahrungen geben keine Gewißheit des Allgemeingültigen. Z. B. Die Anziehung wirkt nach Verhältniß der Massen: dennoch zieht ein kleiner Magnet stärker an als die ganze Erdkugel. Schwere Körper sinken in leichtern flüßigen: doch siehe! das Gold kann in einer leichten Flüßigkeit schwimmen. Von jenen allgemeinen Wahrheiten aber wissen wir zuversichtlich a priori, daß sie ohne Ausnahme gelten müssen, und nur deswegen weil sie sich in allen Gegenständen, darüber wir urtheilen, d. i. die wir vergleichen, unmittelbar darbieten müssen, lässt sich das Gegentheil davon nicht gedenken. Eben deswegen können wir sie auch weiter als die Erfahrung reicht anwenden, ohne leere Hirngespinste zu machen, indem wir urtheilen, was mit dem wirklich wahrgenommenen zusammenstimme oder nicht, und also sich so oder anders verhalten müsse. Die Gewißheit der Mathematik beruhet auch nur auf diesen nothwendigen und allgemeinen Wahrheiten. Der Mathematiker muß sie bey allen seinen Beweisen und Schlüssen zum Grunde legen, die alle auf nichts hinaus lieffen, wenn nicht nothwendig Einstimmung wahr, und Widerspruch falsch seyn müste. Mittelst jener Grundsätze aber kann er eben so sicher von seinen Voraussetzungen urtheilen, als von dem was er vor Augen siehet, und kann mehr daraus folgern, da jede Wahrnehmung doch nur einen besondern Fall, und keinen allgemeingeltenden Satz geben würde. Ja, wir können sagen, daß der Mathematiker auch den Satz des zureichenden Grundes, oder des bestimmten Verhältnisses von Ursache und Wirkung, annehmen müsse. Denn, wenn etwas ohne Grund so oder anders ausfallen könnte, so mögte auch wohl die Figur, die mit demselben Halbmesser um einen Punkt gezogen wird, nicht allemahl Zirkelrund werden — Der Satz des zureichenden Grundes, oder der Causalität, hängt, wenn wir ihn entwickeln, in der That mit dem des Widerspruchs zusammen. Wir verstehen nämlich darunter, daß alles was nicht selbständig ist, nothwendig auch nur unter einer gewissen Bedingung existiren, oder davon abhangen müsse. Setzt man, daß etwas nicht selbständiges ohne zureichenden Grund oder Ursache existiren könne; so sagt man, daß unter einerley Bedingung ein

Ding seyn oder nicht seyn, so oder anders seyn, oder, daß bey derselben Bedingung verschiedene Verhältnisse Statt finden könnten, welches einen Widerspruch enthält. **Ursache** und **Wirkung**, davon wir zwar die innere Beschaffenheit nicht einsehen, deuten doch auf eine gewisse Abhängigkeit eines Dinges von dem andern. Gegen unsere innere Empfindung und Ueberzeugung will man uns die Erklärung von Grund oder Ursache, und von der daraus entspringenden Wirkung, aufdringen, daß nur die stets beobachtete Folge zweier Erscheinungen dadurch angezeigt werde. Dies ist aber nicht allein zum innern Verhältnisse der Dinge, sondern auch zu unserm Urtheile davon keinesweges zureichend. Wenn z. B. zwey Uhren immer eine nach der andern schlagen, oder wenn in einer Uhr der Stundenschlag auf den Viertelstundenschlag folgt, so halten wir doch deswegen die eine Erscheinung nicht für die Ursache der andern, sondern wir urtheilen, daß es auch entweder aus zwey zusammenwirkenden Ursachen, oder aus einer gemeinschaftlichen Ursache entstehen könne. Wir erkennen also immer, nicht die blosse Folge, sondern eine **Kraft**, welche hervorbringt, für Ursache, und, was vermöge derselben entsteht, für Wirkung. Worin eigentlich eine Kraft bestehe, können wir zwar nicht begreiffen: wir haben aber doch eine Deutung darauf in uns selbst an unserm Willen. Denn, was in uns als Wille erscheint, äussert sich auf andere Wesen als Kraft, als Streben, aus welchem, wenn es nicht gehindert wird, Wirkung entsteht. Wenn wir auch etwas in die Sinne fallendes Ursache einer Folge nennen, so denken wir uns doch dabey eine gewisse innere Kraft, aus welcher eigentlich die Wirkung entspringet].

Die

Die vierte Abhandlung.

Von Gott und göttlichen Absichten in der Welt.

§. 1.

Wir können also, vernünftiger Weise, mit unserm Forschen nach der ersten Ursache, bey der Welt und deren Natur nicht stehen bleiben. Sie kann weder die Lebendigen ursprünglich erzeugt haben, noch an sich selbst begriffen werden, ohne einen Werkmeister zu setzen, der diese leblose Maschine um der Lebendigen willen hervorgebracht hat. Die Welt und Natur ist folglich nicht das erste, selbständige, ewige, nothwendige Wesen; sondern solches muß außer der Welt seyn *), und die Welt in Absicht auf die Lebendigen hervorgebracht haben.

Dieses selbständige, ewige, nothwendige Wesen, welches die ganze Welt, und darinn die leblosen Dinge um der Lebendigen willen, geschaffen hat, ist es, was wir mit dem Worte, Gott, andeuten. Es ist also ein Gott, und wir können unserer gesunden Vernunft, ohne den Begriff von einem solchen Wesen, nicht einmal in den gemeinsten Erfahrungen, von unserm Ursprunge, und der körperlichen leblosen Welt außer uns, Genüge thun.

Wollen wir nun die Eigenschaften dieses erhabenen Wesens, von dem die ganze Welt, und wir selbst mit allen Lebendigen abhängen, weiter erforschen; so stehen

uns nur zween Wege offen. Wir können versuchen, was aus dem ersten Begriffe von Gott durch genaue Vernunftschlüsse zu erkennen ist; wir können auch seine Vollkommenheiten in seinem Werke, als einem sinnlichen Spiegel der göttlichen Kräfte und Eigenschaften, wahrnehmen. Wenn beides seine zureichende Klarheit und Deutlichkeit hat, und mit einander übereinstimmt; so werden wir desto sicherer seyn können, daß wir uns von einem so unermeßlichen Wesen, mit unserer schwachen Vernunft, wenigstens keine falsche Vorstellung gemacht haben, wenn sie gleich sehr unvollkommen seyn wird.

Es bleibt zwar unserm Verstande, zumal in Dingen, die so erhaben und von dem Sinnlichen so entfernt sind, vieles verborgen, wie und auf was Weise dieses und jenes beschaffen oder möglich sey: allein ein Zweifel, **der bloß auf Mangel der Einsicht und auf Unwissenheit gegründet ist, hat gegen klare und deutliche Einsicht der Einstimmung oder des Widerspruchs keine Statt.** Wenn wir so folgern wollten: ich begreife nicht, wie es zugeht, also ist es nicht; so würden wir die offenbarsten Dinge, selbst in der Natur, als Licht, Bewegung, Fortpflanzung, thierische Fertigkeiten, ja unsere eigenen Handlungen verläugnen müssen. Und gewiß, wer die Naturlehre mit der Lehre von Gott unpartheyisch vergleicht, der wird in jener eben so viel unerforschliches für seinen Verstand, als in dieser, finden. Man muß daher stets die Gränzen der menschlichen Vernunft, welche uns die klare und deutliche Einsicht des Zusammenhangs der Dinge bezeichnet, wohl bemerken; und das, was man im hellen Lichte sieht, darum nicht verläugnen, weil noch eins und anderes übrig bleibt, das man nicht so klar und deutlich erkennen kann.

*) [Die Ausdrücke — ausserweltlich, hyperphysisch, — täuschen nur durch einen Doppelsinn. Denn: einmahl versteht man unter der Welt nur das Sichtbare und Fühlbare, oder die Reihe dessen, was in die Sinne fällt. So sagt man mit Recht — Gott ist von der Welt verschieden: aber nicht, daß er keinen Einfluß auf dieselbe habe. — Nimt man aber die Welt, oder die Natur, für den Zusammenhang von allem was da ist; so gehören allerdings auch die Kräfte, d.i. die kraftbesitzende Wesen, durch welche die sinnlichen Erscheinungen hervorgebracht werden, und selbst die Urkraft, aus welcher alles entspringet, mit zur Welt, oder zum Ganzen. Alles, Kraft und Wirkung, Selbständiges und Abhängiges, ist unzertrennlich und nothwendig mit einander verbunden — Wenn man also sagt — Die Gottheit sey ausserweltlich, so heißt dies nur, daß sie nicht mit zur Reihe der Erscheinungen gehöre. So kann ich sagen — die Feder der Uhr, als ein besonderes kraftäusserndes Ding, ist vom gehenden Werke wesentlich verschieden, oder gehört nicht zur Reihe des Räderwerks: aber zum Ganzen der Uhr gehört sie doch allerdings — Von einem Orte der Gottheit, in oder auser der Welt, sollte gar nicht die Rede seyn. Denn ein Ort bezieht sich nur auf die Erscheinung der Ausdehnung, und diese nur auf die Form unserer Sinnlichkeit. Es wird nämlich damit nur das Verhältniß verschiedener Gegenstände nach deren Beziehung auf unser Gefühl oder Gesicht, nicht aber das Verhältniß der Dinge an sich selbst angezeigt. Ohne Voraussetzung jener Sinne fände keine Vorstellung vom Raume Statt: Denn das reine Wahrnehmen der Verschiedenheit von Gegenständen bringt die Vorstellung des Aussereinanderseyns nicht mit sich. Auch dem Gehöre kommt sie eigentlich nicht zu. Die zugleich erregten Töne in einer Harmonie erkennt ein geübtes Ohr als verschiedene Empfindungen, ohne darin etwas räumliches darzustellen, welches aber ein Blindgebohrner, der alles auf die Bewegung seiner Finger bezieht, hineinmischen würde. Denkende Wesen mit andern Werkzeugen müßten sich demnach dasselbe Verhältniß von Gegenständen ganz anders vorstellen — Wenn wir also sagen — Gott ist allgegenwärtig, so heißt dies nur — Er wirkt auf Alles. Um aber nicht bey Unkundigen den Begriff von einer Ausdehnung damit zu vermischen, mögte man lieber sagen — Alles ist Ihm gegenwärtig].

§. 2.

Gott ist, vermöge des ersten Begriffes, selbständig, ewig, und schlechterdings nothwendig [1]). Daher aber kann man ihn auch nicht anders, als unveränderlich, gedenken. Denn, wäre er so beschaffen, daß etwas in ihm entstünde, was vormals in ihm noch nicht wirklich war; so ließe sich nicht sagen, daß er in seiner wirklichen Beschaffenheit schlechterdings nothwendig sey; sondern er könnte sich auch anders verhalten, er würde bald in diesem, bald in jenem Zustande seyn. Solcher verschiedene auf einander folgende Zustand würde auch sein Daseyn der Zeit unterwerfen; welches seine Ewigkeit aufhebt. Eine Reihe von Jahren und Jahrhunderten bringt nimmer eine Ewigkeit heraus, wenn man sie auch noch so sehr vermehret [2]). Und wie könnte er denn selbständig seyn? das ist, wie könnte alle seine Wirklichkeit in seinem eigenen Wesen allein völligen Grund haben? Das Wesen ist unveränderlich: so muß auch eine Wirklichkeit, die darinn völligen Grund hat, zugleich mit dem Wesen da, und unveränderlich seyn. Gott ist demnach unveränderlich, ohne Zeit und Wechsel, stets derselbe, und sich vollkommen ähnlich.

Aus dieser Eigenschaft fließt weiter, daß er in allem, was sein Wesen in sich schließt, unendlich, oder ohne Schranken sey. Denn, was Schranken hat, in dem ist ein mehrers, oder etwas anders möglich, als es schon wirklich an sich hat. So hat unser Verstand Schranken, weil noch ein mehrers oder anders gedacht werden kann, als wir jetzt wissen und verstehen. Unsere Stärke hat Schranken, weil noch ein mehrers oder anders ausgerichtet werden kann, als wir durch unsere Stärke auszurichten vermögend sind. Wenn nun das, was in einem eingeschränkten Dinge über das Wirkliche möglich ist, entsteht; so geschieht eine Veränderung in demselben.

Daher ist wechselsweise wahr: Alles was Schranken hat, ist veränderlich; und alles, was veränderlich ist, hat Schranken. So ist denn auch im Gegentheile alles Unendliche unveränderlich, und alles Unveränderliche unendlich. Gott ist also unendlich, so ferne alles, was in ihm möglich ist, zugleich, und auf einmal da ist.

Ich folgere auch daraus, daß er **einzig** sey, oder daß nicht mehrere Götter seyn können. Denn, wenn mehrere Götter wären, so müßten sie außer einander und von einander unterschieden seyn. Weil nun nichts von dem andern unterschieden seyn kann, wenn nicht etwas ist, worinn sie unterschieden sind; so müßte auch etwas seyn, worinn zween oder mehrere Götter von einander unterschieden wären; der eine müßte etwas an sich haben, was der andere nicht an sich hätte: der eine würde etwa was denken, wollen, können, was der andere nicht gedächte, wollte oder könnte. So wäre außer dem, was der eine gedächte, wollte oder könnte, noch ein mehrers zu gedenken, zu beschließen und auszurichten möglich. Wie würde man also sagen können, daß dieses letzteren Gottes Verstand, Wille und Vermögen unendlich sey? Das ist, er wäre kein Gott. Es ist daher ein sicherer Schluß: alles, wovon viele und verschiedene einzelne Dinge, Arten, Gattungen und Stufen möglich sind, das ist endlich und eingeschränkt; weil außer dem, was einem jeden wirklich zukömmt, noch ein anders und mehrers der Art möglich ist. Hergegen ist das Unendliche nicht nur eins, sondern schlechterdings einzig, so daß unmöglich mehrere und andere unendliche Dinge seyn können. Eben diese Eigenschaft Gottes kann auch aus seiner Nothwendigkeit hergeleitet werden. Denn eins ist nothwendig; ein selbständig Wesen muß seyn. So bald ich aber von der Einheit abgehe, so ist kein zureichender Grund, warum eben

zwey, drey, vier und nicht hundert, nicht tausend, und immer mehr gesetzt würden; wie auch die Vielgötterey der Heiden weist, die ihre Zahl der Götter immer vermehrt haben, und nimmer recht bestimmen können oder wollen [3]).

[1]) Siehe die I. Abh. §. 1. 2.

[2]) Siehe die I Abh. §. 8. und die III. Abh. §. 6 sq.

[3]) Von dieser Betrachtung, und allem was dahin gehöret, will man uns zwar gänzlich zurück weisen, da man sagt — „von übersinnlichen Wesen, dazu vornehmlich die Gottheit zu rechnen ist, könnten wir gar nicht urtheilen oder etwas behaupten.“ — Der Ausspruch ist indessen erst wohl zu untersuchen. Daß wir die Natur und innere Beschaffenheit übersinnlicher Wesen, auch der eingeschränkten, abhängigen, und vielmehr des Selbständigen, nicht zu erkennen vermögen, hat seine vollkommene Richtigkeit. Fürs erste aber wollen wir nur vom Daseyn derselben urtheilen, und dieses aus den Wirkungen, die wir empfinden. Auf andere Weise können wir von keinem Dinge urtheilen oder etwas wissen. Sollen wir aber diesen Schritt über die sinnlichen Erscheinungen nicht thun; so bleibt nichts übrig als eine Welt leerer Einbildungen. Denn, keinen Gegenstand an sich selbst erkennen wir durch die Sinne, sondern nur die daher erregten Veränderungen in uns selbst. Halten wir dieses für Wahrnehmung des eigentlichen Gegenstandes; so ist es eine Täuschung. Die Vernunft gebeut uns also Wesen anzunehmen, in welchen der Grund jener Erscheinungen zu suchen ist und ihnen Kräfte zuzuschreiben, aus welchen die Veränderungen der Sinnenwelt entspringen, obwohl wir nie diese Wesen selbst, oder das, worin ihre Kraft bestehet, weder durch die Sinne noch durch den Verstand einzusehen vermögen. Alle diese wahren kraftäussernden Wesen sind demnach an und für sich selbst übersinnlich, und ohne diesen vorauszusetzen wären alle Erscheinungen nur ein leerer Traum in uns. Dies wollen doch selbst diejenigen nicht sagen, welche einen Idealismus lehren, und welche nach derselben Denkungsart eigentlich Egoisten seyn, d. i. nichts ausser sich selbst zugestehen müßen — Wir können also nicht umhin von Wirkungen überall auf Grund und Ursache zu schliessen. Auch unsere Sinnenwerkzeuge sind schon so eingerichtet, daß wir uns

unmittelbar, ohne nachzudenken, zwar nicht die eigentliche Kraft, aber doch etwas ausser uns auf uns wirkendes vorstellen. Durchs Gesicht stellen wir uns ja die Bilder nicht in unsern Augen, sondern ausser uns vor. Dies that auch der Blindgebohrne beym ersten Sehen, obwohl nur als Gemählde, ohne die Entfernungen zu unterscheiden. Daher komt es, daß wir nicht zwey Bilder in unserm Körper, sondern das eine, von welchem die Stralen herkommen, sehen: denn, dies könnte die blosse Aehnlichkeit der Bilder, die nicht einmahl vollkommen ist, nicht bewirken. Wir hören auch nicht im Kopfe. Das Kind, sobald es seine Muskeln zu brauchen weiß, drehet den Kopf nach dem Gegenstande, welcher den Schall verursachte, und mancher, der in dem einen Ohre das Gehör verloren hat, erfährt es erst, wenn er einmahl das andere zuhält. Selbst bey Thieren findet sich diese dunkele Vorstellung eines äussern Gegenstandes, und ohne Zweifel führt sie auch eben dahin bey denen, die mehrere Augen haben, wie auch bey denen, deren Augennerven sich nicht vereinigen. Ja, das eben ausgeschlüpfte Küchlein weiß sogar die Entfernung zu treffen und das vorgeworffene Korn mit dem Schnabel zu finden: eine merkwürdige Fertigkeit, die wir Menschen nicht mitbringen und davon wir die Art und Weise nicht einsehen — Die blosse Folge von Erscheinungen verbinden also auch die Thiere, und, wie es scheint, noch unmittelbarer als wir: der menschliche Verstand aber zeichnet sich darin vor den Trieben der Thiere aus, daß er weiter nachzuspüren ein Bedürfniß fühlt, und sich durch deutliche Urtheile Rechenschaft zu geben sucht. Also: zu sagen — „wir sollten nur bey der Folge von Wirkungen, oder der Reihe von Erscheinungen stehen bleiben, ohne ausser denselben ein wirkendes Wesen aufzusuchen" — hiesse einem, der ein Schattenspiel an der Wand beobachtet, verbieten sich umzusehen, woher es entspringe. — „Wie sollen wir aber zu weitern Erkenntnisse gelangen? Die Vernunft an sich selbst, oder die reine Vernunft, kann doch nicht das Daseyn eines Dinges darthun, demonstriren, oder aus sich selbst reale Erkenntniß hervorbringen" — Das soll sie auch nicht. Ohne Erfahrung von Wirkungen wollen wir ja nicht auf Wirkendes schliessen, welches freilich leere Einbildung wäre — „Die Vernunft-Erkenntniß betrifft aber nur **Verhältnisse**: sie kann folglich von nichts etwas weiter lehren, als was wir in der Erfahrung wahrnehmen" — Das folgt nicht: denn 1) finden Verhältnisse

doch

doch nicht blos unter dem Empfundenen oder Wahrgenommenen Statt; sondern auch unter diesem und dem was damit zusammenhängt, oder was ihm widerspricht. So können wir also aus dem Wahrgenommenen mit Grunde urtheilen, was dem zufolge weiter seyn, oder nicht seyn muß. 2) Können wir auch Voraussetzungen von Gegensätzen machen, und darnach urtheilen, daß dieses nicht seyn kann; folglich jenes seyn muß. So schließt auch der Mathematiker auf Verhältnisse, die er nicht in der Erfahrung vor sich hatte. Daß es **mögliche Erfahrungen** sind, kann nicht den Grund zu allgemeingültigen Folgerungen geben, sondern blos die in sich gegründeten Sätze der Einstimmung und des Widerspruchs, die nicht erst durch Erfahrung Wahrheit werden und auch ausser aller Erfahrung sicher bleiben — So schliessen wir also auch, nach den eingeprägten Gesetzen unserer Vernunft, aus allen Wirkungen, die wir in der erscheinenden Welt, sowohl in uns selbst als ausser uns wahrnehmen, auf einen ersten Grund der Ordnung, welcher nicht in den Kräften der einzelnen Wesen enthalten seyn kann, nämlich auf das Daseyn eines selbständigen Wesens, das nicht Wirkung, nicht abhängig, sondern die Quelle von Allem ist. Diese Folgerung ist demnach keine blosse Voraussetzung eines Zusammenhanges in Gedanken, sondern sie muß auf ein **wirkliches** thätiges Wesen treffen, da aus dessen Kraft Wirkung fliesset. Freilich können wir von der innern Natur und den Eigenschaften dieses Wesens nichts begreiffen, sondern nur von Verhältnissen urtheilen. Das ursprüngliche Wissen und selbständige Wirken der Gottheit hat auch mit unserm mittelbaren, abbildlichen, succeßiven Denken, und unserm abhängigen Wollen und Wirken gewiß keine innere Aehnlichkeit. Wenn wir also von Eigenschaften Gottes reden, so bedeutet es nur, daß sich seine Aeusserungen zu dem, was wir wahrnehmen und folgern können, so verhalten, als was wir Verstand, Weisheit, Macht, Güte, Vorsicht nennen, obgleich wir eingestehen, daß diese menschliche Eigenschaften nicht allein dem **Grade** nach, sondern auch in Ansehung ihrer innern Beschaffenheit und ihres Grundes, gänzlich von der allumfassenden selbständigen Kraft der Gottheit verschieden seyn müssen].

§. 3.

Wenn nun alles, was in Gott ist und seyn kann, in seinem einzigen selbständigen Wesen nothwendigen

Grund hat; so stimmt alles, was in ihm ist, mit seinem eigenen Wesen überein. Diese Uebereinstimmung alles göttlichen, mit seinem eigenen Wesen, ist seine innere selbständige **Vollkommenheit**, welche mithin auch ewig, nothwendig, unendlich und einzig ist. Ein körperlich lebloses Ding kann weder selbständig seyn, noch innere Vollkommenheit haben. Es ist nichts in ihm selbst, welches sein Daseyn und seine Beschaffenheit bestimmt, oder womit alles in seinem Wesen übereinstimmen könnte*). Gott kann also nicht körperlich noch leblos seyn; sondern er muß ein unkörperlich Leben haben, das seinen übrigen Eigenschaften gemäß, folglich selbständig, nothwendig, ewig, unveränderlich, unendlich, einzig, und schlechterdings das allervollkommenste ist.

Ein jedes Leben begreift eine wirksame Kraft. Da nun Gottes Leben selbständig ist; so muß in demselben der erste Grund alles dessen gesucht werden, was in und außer ihm durch Kräfte zur Wirklichkeit kömmt, und möglich ist*). Weil es aber eine unkörperliche Lebenskraft ist, so können wir sie innerlich nicht anders, als durch **Verstand** und **Willen**, wirksam gedenken; gleichwie auch die äusserliche Schöpfung, dadurch die Welt um der Lebendigen willen, das ist, nach Absicht hervorgebracht ist, zeigt. Wenn nun ein Wesen Verstand und Willen hat, so rechnen wir es zu der Zahl der Geister. Gott ist also ein **Geist**; und weil er unendlich ist, so stellet sich sein Verstand alles Mögliche auf einmal in der größten Deutlichkeit vor; und sein Wille hat auf einmal gewollt und beschlossen, was er für gut finden kann*).

Alles Lebens inneres Ziel und Mittelpunkt, womit alle dessen Bemühungen übereinstimmen, besteht in der **Lust** und **Glückseligkeit**. Da nun die Lust nichts

anders

anders ist, als ein anschauendes Erkenntniß der Vollkommenheit; Gott aber, nach seinem unendlichen Verstande, sich unter allem Möglichen auch seine eigene Vollkommenheiten aufs deutlichste vorstellet: so genießt er, durch solch deutliches Bewußtseyn, seines eigenen Daseyns, seiner Eigenschaften, Kraft, Wirkung, und deren Uebereinstimmung, aufs vollkommenste, und lebt also für sich in ewiger, unendlicher, unveränderlicher Lust und Glückseligkeit.

*) Siehe die III. Abh. §. 4. sqq.

*) Siehe die I. Abh. §. 3.

4) [Wie kann aber (sagt man) Gott als ein Geist, oder übersinnliches Wesen, auf Materie, oder Körper, wirken? — Die Vorstellungen, welche wir uns von Materie oder Körpern machen, als ausgedehnt, undurchdringlich, u. s. f. sind ja nicht die Eigenschaften der Dinge an sich selbst, sondern nur Erscheinungen der Wirkung auf unsere Vorstellungskraft, mittelst des jetzigen Verhältnisses unserer Sinne. Diese Wirkungen nun müssen von Kräften, d. i. kraftbesitzenden Wesen herrühren, und, wenn wir es recht betrachten, so finden wir, daß diese eigentlichen Wesen (Substanzen), aus welchen die Wirkung oder Erscheinung entspringt, nicht in die Sinne fallen. Z. B. die elektrische und die magnetische Kraft an sich selbst bleibt übersinnlich. Wir empfinden nur ihre Wirkungen, welche doch durch alle dabey sichtbare Handgriffe, oder Erscheinungen, ohne diese verborgene Kraft, nicht entstehen könnten. So ist es in der That mit jeder Kraft beschaffen: eine blosse Erscheinung an sich kann nicht der Grund einer andern seyn. — In der Welt sind nun verschiedene Kräfte einander untergeordnet: am Ende aber müssen alle eingeschränkte Kräfte von einer ursprünglichen selbständigen abhängig seyn. Warum sollte dann nicht die selbständige Kraft auf die abhängigen wirken, ja noch unendlich vollkommener als diese auf einander, wirken können? — Was Wirken sey, worin es bestehe, wie eine Kraft wirke, begreiffen wir auch bey dem Wirken unsers eigenen Willens nicht: vielweniger können wir es von der ursprünglichen Kraft erklären. Jede Kraftäusserung aber erfodert einen Gegenstand: die Welt ist

also der Gegenstand göttliches Wirkens. Dies ist jedoch gänzlich verschieden von der Beziehung, welche sich bey unsern Wirken auf äussere Gegenstände findet. Denn diese sind uns ohne unser Zuthun gegeben: die Welt aber bestehet nur durch Gott und ist durchaus abhängig von seinem selbständigen Wesen — „Zwischen Endlichem und Unendlichem (sagt man) ist kein Verhältniß". — Wohl: aber man muß nicht die göttliche Kraftäusserung als auf einzelne Gegenstände angewandt ansehen; sondern den ganzen Umfang seiner Wirkung, die nicht in Zeit oder Raum vertheilt ist, bedenken. Wenn diese nun, wie wir voraussetzen müssen, alles mögliche befaßt, so ist auch die Kraftäusserung der Gottheit unendlich, uneingeschränkt, oder vollkommen, d. i. seinem Wesen angemessen].

§. 4.

Es sind aber auch außer Gott, durch seine Kraft, endliche und veränderliche Dinge, mit einer endlichen Vollkommenheit möglich, und, wie die Erfahrung lehrt, in der Welt wirklich geworden. Da nun die Welt entstanden ist, und in Gottes lebendiger Kraft der erste Grund alles dessen zu suchen ist, was entsteht und wirklich wird; so muß auch in der göttlichen Kraft etwas seyn, woraus sich die Wirklichkeit und Beschaffenheit der Welt verstehen läßt.

Nun sieht man alsobald: weil zur Hervorbringung eines wirklichen Dinges außer sich eine Macht, oder ein Vermögen, etwas wirklich zu machen, gehört, daß man Gott eine solche **Macht** beylegen müsse, welche wenigstens ihrer Wirkung, oder der Größe der Welt, gleich ist. Allein, da auch sonst kein zufällig Ding überhaupt möglich ist, welches nicht ursprünglich von Gott, als dem ersten Wesen, entstünde; so muß in Gott eine Macht seyn, die alles Mögliche in sich fasset. Und das nennen wir eine **Allmacht**. Eben dieses erhellet auch aus der Unendlichkeit Gottes. Denn, wäre seine Macht keine Allmacht, so würde ja außer

ver-

derselben noch etwas möglich seyn, das sie nicht ausrichten könnte, und sie würde folglich Schranken haben. Da aber die Welt, welche durch Gottes Allmacht wirklich geworden, nicht ewig ist, noch seyn kann; so folget, daß sie von Gott aus Nichts hervorgebracht sey. Ich habe schon oben gezeigt, daß dieser Begriff nichts widersprechendes in sich halte, und daher nichts unmögliches vorstelle. Aber wir Menschen haben freylich kein Vermögen, daß diesem ähnlich wäre; können also auch die Art und Weise, wie solches möglich ist, nicht begreifen, noch aus solchem Mangel der Einsicht einen Zweifel wider die Sache selbst ziehen [5]).

Daß er aber seine Macht zur Hervorbringung einer Welt, die er sich gedacht hatte, anwenden wollen; solches kann man keiner innern unbedingten Nothwendigkeit seiner Natur und seines Wesens beymessen. Sonst würde die Welt mit Gottes Wesen eine unzertrennliche Verknüpfung haben, und, so zu reden eine Person mit ihm ausmachen: so würde alles, was in der Welt ist und geschieht, in Gott selbst seyn und geschehen: mit einem Worte, die Welt wäre sein Körper, und er die Seele der Welt. Das kann aber nicht seyn. Die Welt ist veränderlich; demnach würde auch Gott durch die Welt veränderlich werden, weil sie ein wesentlicher Theil von ihm wäre. Die Welt und alles, was in der Welt ist, hat Schrancken; demnach würde auch Gottes Wesen so ferne eingeschränkt und endlich seyn. Die Dauer der Welt besteht in einer Zeit, und sie kann nicht ewig seyn; demnach würde auch Gott der Zeit unterworfen und so ferne nicht ewig seyn. Die Welt ist größtentheils körperlich; demnach würde sich auch Gott in diesem Körper bewußt seyn, das ist, sinnlich fühlen, und vom Körper abhängen; folglich nicht das allervollkommenste Leben, und die allervollkommenste

Glück-

Glückseligkeit besitzen. Die Welt enthält Lebendige, die wegen ihrer Schranken, bloß einer niedrigern Lust fähig sind, welche dazu noch durch Schmerz und Unlust gestöret wird, und oft aus der Unvollkommenheit eine betrügliche Nahrung suchet; demnach würde Gott, wenn er in den Lebendigen dieser Welt lebte, sich durch ihre Schöpfung unvollkommener und unglückseliger gemacht haben. Dieses alles widerspricht den göttlichen Eigenschaften, und folglich seinem Wesen. Demnach widerspricht es seinem Wesen und seinen Eigenschaften, daß er die Welt aus innerer unbedingten Nothwendigkeit seiner eigenen Natur hervorgebracht hätte [5b]).

Es bleibt also nichts übrig, als daß die Vorstellung der äußern möglichen Dinge, in seinem unendlichen Verstande, seinem Willen einen Bewegungsgrund zur Schöpfung gegeben, und daß die Zufälligkeit und Mannichfaltigkeit möglicher Dinge ihm eine freie Wahl verstattet habe, welche jedoch mit seinen nothwendigen Eigenschaften übereinstimmte. Gott hat nämlich, vermöge seiner Natur, an seinen eigenen Vollkommenheiten Lust. Er stellt sich aber, nach dem Verstande, nicht allein sich selbst, sondern auch alle außer ihm mögliche Dinge, mit ihrer verschiedenen Vollkommenheit vor. Nun wissen wir Menschen aus unserer eigenen Empfindung, daß ein Geist nicht allein an seiner eigenen, sondern auch an anderer Vollkommenheit und Glückseligkeit Lust haben kann. Demnach läßt sich auch begreifen, daß dieses gleichfalls dem größten Geiste ein Bewegungsgrund des Willens zur Schöpfung, die in seiner Macht war, hat werden können.

Wenn wir Menschen an der Vollkommenheit eines andern Lust haben: so ist doch allezeit bey uns eine Begierde nach unserer eigenen mehrern Vollkommenheit und Glückseligkeit, und also ein Mangel mit zum

Grunde zu legen. Das läßt sich aber von Gott nicht sagen, als dessen Vollkommenheit und Glückseligkeit nichts kann hinzugesetzt werden, weil sie unendlich ist. Gott kann also die Welt, in dem Verstande, nicht um sein selbst willen geschaffen haben. Allein, auch die körperliche Welt ist, als leblos, keiner innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig, und kann ihres eignen Daseyns nicht genießen; sondern kann nur in so weit vollkommen genannt werden, als ihr Daseyn und ihre Beschaffenheit mit dem Wohl der Lebendigen übereinstimmt Demnach kann Gott auch die körperliche Welt nicht um ihrer selbst willen, sondern um der Lebendigen willen geschaffen haben. Die Lebendigen aller Arten sind es demnach nur eigentlich, von welchen Gott den Bewegungsgrund zur Schöpfung genommen hat; weil sie einer innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit fähig waren, und weil Gott sich ein Vergnügen daraus machte, aus seiner unendlichen Fülle den außer ihm möglichen Lebendigen die Wirklichkeit zu geben, und so viel Vollkommenheit und Glückseligkeit mitzutheilen, als jedes Art, in der Verknüpfung der Dinge, litte.

Dasjenige, um deswillen ein verständiges Wesen etwas zur Wirklichkeit bringt, wird seine Absicht oder sein Zweck genannt. Gott handelt also in der Welt mit **Absicht**, und diese ist auf das Wohl der Lebendigen gerichtet; alles aber in der Welt, was diese Absicht zur Wirklichkeit bringen kann, ist unter die Mittel der göttlichen Absicht zu zählen. Da nun alles in der Welt, durch die Kräfte der Dinge, das ist, durch die Natur, ihrem Wesen gemäß, zur Wirklichkeit kömmt, so ist das Wesen und die Natur der Dinge das Mittel göttlicher Absichten.

Ein unendlicher Verstand, der aller möglichen Dinge Vollkommenheit aufs deutlichste einsieht, weis

seine Absichten und deren Mittel zu der völligsten Uebereinstimmung zu bringen: und das ist die größte Weisheit. Ein Wille, der an aller möglichen Lust und Glückseligkeit der Lebendigen Gefallen hat, wird auch geneigt seyn, dieselbe zu bewirken: und das ist die größte Güte. Wir können also von Gottes Schöpfung und deren Absichten nicht anders denken, als daß sie eine unendliche Weisheit und Güte zu Tage legen werden; gleichwie sie durch seine unendliche Macht wirklich geworden sind.

[5]) Siehe die III. Abh. §. 6 sqq.

[5b]) [Es läuft hier eigentlich wohl auf einen Wortstreit hinaus. Denn alles, was Gott wirket, mußte doch, wie der Verfasser nachmals sagt, mit seinen nothwendigen Eigenschaften übereinstimmen, oder vielmehr aus diesen nothwendigen Eigenschaften erfolgen. Den Gegenstand seiner Wirkungen stellt er sich freylich außer sich vor, und so ist auch der objective Bewegungsgrund zur Wirkung, nämlich die Hervorbringung aller Stufen der Vollkommenheit aller möglichen eingeschränkten Wesen, und darunter insbesondere die Glückseligkeit der Lebendigen, in so ferne es wirklicher Gegenstand ist, außer Gott. Aber der innere Grund dessen, was wir die Bestimmung seines Willens nennen, bleibt doch in ihm selbst, folglich so **nothwendig**, als sein Wesen. Ohne Wirkung wäre Gott nicht vollkommen, nicht Gott: und so auch nicht ohne die möglichst vollkommenste Wirkung. Daß wir Menschen hier in einer gewissen **Freiheit** einen Vorzug setzen, ist nur eine irrige Vorstellung: denn was wäre eine Freiheit, die etwas Wenigers oder Schlechters auszuführen fähig seyn sollte, als was der göttlichen Kraft möglich war? Eben das ist die vollkommenste Freiheit Gottes, daß kein Grund in ihm oder außer ihm ihn abhalten **konnte** das Vollkommenste zu wirken. Wenn wir in unsern Entschlüssen schwanken, und zuvor erwägen und wählen müssen, so rührt dieß ja nur von unserer begränzten Einsicht her. Sähen wir das Beste mit einem Blick, so würden wir es auch nothwendig ohne Bedenken wählen, und wären gewiß desto vollkommenere Wesen. Indessen ist die **Nothwendigkeit** der Wirkung Gottes keines-

weges eine absolute, physische oder blinde Nothwendigkeit, sondern sie ist moralisch. Nämlich, nur unter der Voraussetzung, daß Gott das Beste und zum Glück der Lebendigen dienlichste würken muste, war es auch nothwendig, so und nicht anders zu wirken. Da dieses also nur die Bedingung ist, so spricht man auch mit Recht dem Daseyn und der Beschaffenheit der Welt eine absolute in sich gegründete Nothwendigkeit ab, und kann ihr nur eine bedingte, in Gottes Eigenschaften gegründete, zuschreiben. — Ferner: die Wirkungen Gottes, da sie aus seiner Vorstellungskraft entspringen und immer nur durch diese Kraft ihr Daseyn haben, sind doch auch nicht so von seinem Wesen abgesondert, als die Gegenstände menschlicher Wirkungen, deren Daseyn nicht von uns abhängt, sondern mit denen wir nur in einer wechselseitigen Beziehung stehen. — Was endlich die Einwürfe von den Unvollkommenheiten oder Einschränkungen der Geschöpfe betrifft, als ob selbige sich auf den Schöpfer mit bezögen; so fallen diese weg, wenn wir nicht die Theile, sondern das Ganze, betrachten, welches in der Vorstellung Gottes da ist, und wenn wir diese Schöpfung in allem Umfange, wie die Kraft des Schöpfers, unendlich setzen. Hier ist keine veränderliche Folge, sondern eine Ueberschauung von allem, und alle mögliche eingeschränkte Wirkungen zusammen machen eine uneingeschränkte aus. Die Vorstellungen von Zeit, Raum, Körper, und was davon abhängt, sind nur Erscheinungen der Beziehung auf unsere begränzte Vorstellungskraft, und so stellen wir uns auch die Eigenschaften oder Wirkungen Gottes als verschieden oder neben einander bestehend vor: er aber stellt sich die Wesen vor, wie sie durch seine Kraft wirklich sind, und diese Kraft, diese Wirkung, ist unzertrennlich. So scheinen also uns auch nur Unvollkommenheiten in der Schöpfung zu seyn, weil wir die Dinge außer dem Zusammenhange betrachten: im Ganzen aber ist alles Uebereinstimmung. S. X. Abh. §. 2.]

§. 5.

Wie uns nun dieser Weg des Erkenntnisses Gottes von den ersten Begriffen seiner Selbständigkeit, Nothwendigkeit und Ewigkeit, zu seinen weisen und gütigen

Absich-

Absichten in der Schöpfung der Welt geführet hat: so werden wir rückwärts durch die Betrachtung der Welt, vermittelst der darinn liegenden Absichten, zu eben dem Erkenntnisse des Daseyns Gottes und seiner Eigenschaften und Wirkungen gebracht.

Aus der Betrachtung der Welt sahen wir, da das Lebendige in der Welt einen Ursprung, und doch nicht von dem Leblosen gehabt, das Leblose aber auch den Grund seines Daseyns und seiner Beschaffenheit nicht in sich selbst haben, das ist, nicht selbständig, nothwendig und ewig seyn kann, daß die ganze Welt von einem wahrhaftig selbständigen, nothwendigen, ewigen Werkmeister, und zwar das Leblose um der Lebendigen willen, das ist, mit Absicht auf die Lebendigen und deren Wohl, hervorgebracht seyn müsse. Hierinn liegt unmittelbar seine **Macht**, welche die Welt mit allem dem, was darinn ist, zur Wirklichkeit gebracht: hernach seine **Güte**, welche die Lust und Glückseligkeit der möglichen Lebendigen zum Zwecke gehabt: und seine **Weisheit**, welche zu diesem gütigen Zwecke die Natur sowohl der leblosen Dinge, als der lebendigen selbst, nach einstimmigen Regeln, als das kürzeste Mittel, erwählt hat. Und diese drey Eigenschaften des Schöpfers müssen der Wirkung gleich, das ist, **unermeßlich**, und nach der Art zu wirken **unendlich** seyn. Denn, wir mögen die Welt, und was darinn ist, nach ihrer Größe und Mannichfaltigkeit, oder nach ihrer Uebereinstimmung und Vollkommenheit betrachten; so übersteigt sie in allen Stücken alles Maaß, was wir erdenken können. In so ferne aber zwischen dem Seyn und Nichtseyn ein unendlicher Abstand ist, so setzt die Welt, welche das Seyn durch des Schöpfers Macht, Güte und Weisheit erhalten hat, da sie vorher nicht war, unendliche Eigenschaften und Vollkommenheiten voraus.

Ein solcher Schöpfer nun muß nicht allein eine unendliche **Kraft**, sondern auch, so ferne er dieselbe nach unendlicher Güte und Weisheit äußert, den vollkommensten **Verstand** und **Willen** haben: folglich der größte **Geist** seyn, der ein ihm gemäßes **Leben** und innere **Vollkommenheit**, **Lust** und **Glückseligkeit** besitzt. Weil nun die Welt durch die Verknüpfung der wirkenden und Endursachen ein einziges Ganzes ausmacht: und hergegen in einem einzigen Wesen, das den vollkommensten Verstand und Willen, und eine unendliche Kraft besitzt, völliger Grund des Daseyns der Welt zu finden ist: so würden mehrere Schöpfer ohne zureichenden Grund und umsonst erdacht *). Er ist also **einzig**, und vermöge seiner Unendlichkeit können auch nicht mehrere seyn: mithin ist er auch das **nothwendige**, **ewige**, **selbständige**, **erste** Wesen, wovon alle Wirklichkeit anderer Dinge abhängt, und was wir Gott nennen.

*) [**Garve** sagt (Anmerk. zu **Ferguson** p. 365.): „In der Welt hängt alles zusammen: jeder Theil der Materie wird durch alle übrigen bewegt. Der Geist, welcher einen menschlichen Körper bauen sollte, mußte die ganze materielle Welt in seiner Gewalt haben. Der Geist, welcher einem Atom seine Richtung geben wollte, mußte zugleich die Richtung aller übrigen Atomen dem ersten gemäß anordnen. Ich kann mir also nur Eine einzige, thätige, geistige Kraft vorstellen, welche der Grund alles Lebens der einzelnen Wesen, und der Grund aller der Ordnung in der Materie ist, die zur Unterstützung und Aeußerung des Lebens gehöret. Diese Kraft ist es, die wir Gott nennen.“ (und p. 369): „Die Menschen erkannten nur einen Gott, sobald sie einsahen, daß es nur eine Welt gäbe“].

§. 6.

Beide Wege des Erkenntnisses legen nichts zum Grunde, als was ein jeder Atheist zugestehen muß: näm-

nämlich auf der einen Seite, daß etwas selbständiges, nothwendiges, ewiges seyn müsse; auf der andern aber, daß die Welt aus lebendigen und leblosen Dingen bestehe. Beide aber führen uns dennoch zu einerley Eigenschaften des ersten Wesens; wodurch die Wahrheit desto mehr bestärkt wird. Besonders aber treffen sie in den Absichten, als einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte, zusammen. Denn, fangen wir von den ersten Begriffen eines selbständigen, nothwendigen, ewigen Wesens an; so läßt sich dasselbe nicht anders, als lebendig, und wenn es außer sich wirksam ist, als um der Lebendigen willen, das ist, mit Absicht auf die Lebendigen, wirksam gedenken. Betrachten wir aber die Welt zuerst, so ferne sie aus lebendigen und leblosen Dingen besteht, die beide den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich haben; so finden wir, daß das Leblose nicht um sein selbst willen, sondern um der Lebendigen willen, also aus Absicht auf dieselben, hervorgebracht seyn müsse. Demnach wird auch besonders die Lehre von den Absichten in der Natur, durch diese Uebereinstimmung, bestärkt; wiewohl dieselbe schon für sich fest steht, ehe man noch zu den Eigenschaften des ersten Wesens hinauf gestiegen ist, weil sie allein auf der Leblosigkeit der körperlichen Welt gegründet bleibt.

Dieser allgemeine Beweis der Absichten fließt demnach nicht aus der äußerlichen Einrichtung der Welt, sondern aus einer innern Beschaffenheit der Materie. Er gründet sich nicht auf ein tiefes oder weitläuftiges Erkenntniß der Natur, sondern auf etwas einfaches, das jedem in die Augen leuchtet; nicht auf etwas willkührliches und zweideutiges, sondern auf etwas wesentliches. Er läßt auch keine Ausflucht übrig, daß etwa die vermeinte Absicht einem Ungefähr oder einer blinden Nothwendigkeit zuzuschreiben sey, sondern eben dieselbe Beschaffenheit der Materie, woraus die Absichten fließen,

hebt zugleich Nothwendigkeit und Zufall auf. Es hat mir um so viel nöthiger gedünkt, auf solchen Beweis zu denken, weil derjenige, den man bisher schlechthin aus der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge geführt hat, noch nicht hat verhindern können, daß nicht Leute, die gern eine jede Gelegenheit zu Ausflüchten ergreifen, alle die herrliche Ordnung und Einrichtung der Welt lieber einem Ungefähr, die meisten einer blinden Nothwendigkeit zugeschrieben hätten.

Es sey ferne von mir, daß ich den Beweis von der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge verachten, oder für schwach halten sollte. Ich sehe ihn vielmehr für sehr gut und stark an: aber ich glaube auch, daß er bisher mehr dazu eingerichtet worden, daß er durch große Klarheit, als daß er durch Deutlichkeit, überzeugen sollte. Allerdings ist es einem jeden, der nicht frevention spitzfindig seyn will, offenbar, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen gemacht sey, und daß überhaupt alle und jede Einrichtung in der Welt, vom größten bis zum kleinsten, Weisheit und Absicht zeige, die einer gleichsam mit Händen greifen kann; so daß einer entweder die Natur nicht kennen, oder schamroth werden muß, wenn er sich und andere überreden will, daß solche Uebereinstimmung mit dem Nutzen der Lebendigen entweder von einem wüsten Zufalle, oder von einer blinden Nothwendigkeit, herrühre. Unterdessen fehlte es doch bisher, bey dieser Folgerung von der Uebereinstimmung in der Welt auf die Absichten, an einem allgemeinen und deutlichen Beweise, daß solche Uebereinstimmung nothwendig von einer Absicht eines Werkmeisters herrühren müsse, und sonst keinen Grund haben könne. Nun aber ist hier ein allgemeiner deutlicher Grund gegeben, warum eine körperliche leblose Welt sowohl von einem Werkmeister,

als um der Lebendigen willen, und also aus Absicht, hervorgebracht seyn muß: und der ist leicht zu überdenken, und so ins Kurze zu fassen.

1. Die körperliche Welt ist an sich und ihrer Natur nach leblos,

2. Was an sich und seiner Natur nach leblos ist, das hat, vermöge seines Wesens und seiner Natur, keine Empfindung oder Bewußtseyn von seinem wirklichen Daseyn und von seinen wirklichen Beschaffenheiten, Kräften und Wirkungen.

3. Was, vermöge seines Wesens und seiner Natur, von seinem eigenen wirklichen Daseyn und von seinem wirklichen Beschaffenheiten, Kräften und Wirkungen, keine Empfindung und kein Bewußtseyn hat, dem ist es, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley, ob es ist oder nicht ist, ob es so oder anders ist, ob es wirksam ist oder nicht.

4. Wem es, vermöge seines Wesens und seiner Natur, einerley ist, ob es ist oder nicht ist, ob es so oder anders ist, ob es wirksam ist oder nicht; dessen wirkliches Daseyn, Beschaffenheit und Wirksamkeit, hat in ihm selbst, d. i. in seinem Wesen und in seiner Natur, keinen zureichenden Grund der Wirklichkeit, und kann auch seinem eigenen Wesen und seiner Natur nicht gemäß bestimmt seyn.

5. Dasjenige, was den Grund seines wirklichen Daseyns, seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit nicht in sich selbst hat, noch seinem eigenen Wesen und seiner Natur gemäß bestimmt seyn kann, das muß den Grund seines wirklichen Daseyns und seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit in einem andern Dinge außer sich haben, und nach eines andern Dinges Wesen und Natur bestimmt seyn.

6. Dasjenige, was den Grund seines wirklichen Daseyns, seiner Beschaffenheit und Wirksamkeit in einem andern Dinge außer sich hat, ist von einer wirkenden Ursache hervorgebracht: und da es von derselben nach eines andern Dinges Wesen und Natur bestimmt worden, so muß es um deswillen, und also aus Absicht, seyn hervorgebracht worden.

7. Demnach muß die körperliche leblose Welt von einem Werkmeister, aus Absicht auf andere als leblose Dinge, und also nach Uebereinstimmung mit dem Wesen und der Natur der Lebendigen, hervorgebracht seyn.

Demnach muß auch alle Uebereinstimmung der körperlichen Welt mit dem Wesen der Lebendigen eine Absicht ihres Werkmeisters seyn. Steht nun dieses, als ein allgemeiner Obersatz, fest und unbeweglich, wie erwiesen; so können alle wunderwürdige Uebereinstimmungen der Dinge in der Welt, welche uns die Kenner der Natur und ihres Urhebers vorstellen, als lauter Untersätze aus einer klaren Erfahrung, oder als Beispiele angesehen werden, welche nunmehro, vermöge des Obersatzes, einen sicheren Schluß gewähren, und so ferne allen Einwürfen Trotz bieten.

§. 7.

Man darf sich nicht wundern, daß Leute, die sich der Religion entreißen wollen, mit aller Macht gegen die Absichten in der Natur streiten. Man sollte aber kaum denken, daß andere, die in der That Religion haben, in dem Stücke jenen gefolgt wären. Allein, anstatt daß es leicht gewesen wäre, den klaren Mittelbegriff des Schlusses in einen deutlichen zu verwandeln, und den Beweis dadurch zu schärfen; so haben sich einige vielmehr bemühet, den Begriff zu verdunkeln, mithin auch

auch die Folgerung als schwach und unzulänglich zu verwerfen. Ihre Gründe sind zum Theil auch so beschaffen, daß sie ebenfalls einem Atheisten gerecht seyn können, wenn sie gleich, nach der Urheber Meinung, dazu nicht angewandt werden sollten. Es giebt noch andere, welche die Betrachtung der Absichten von der Naturlehre, die Endursache von den wirkenden, abgesondert wissen wollen. Und das hat mehrern Schein. Jedoch gehen sie darinn wohl zu weit, wenn sie keine Verknüpfung unter beiden erkennen, allen Einfluß der Endursachen in das Erkenntniß der Natur läugnen, oder wohl gar von den Endursachen an sich verächtlich sprechen.

§. 8.

Was haben aber erstlich die großen Weltweisen, welche gar alle Absichten in der Natur verläugnen, für einen scheinbaren Einwurf dagegen? Den wüsten Zufall, und die blinde Nothwendigkeit der Natur habe ich ihnen schon benommen, und will das Gesagte hier nicht wiederholen. Können sie aber sonst beweisen, daß eine körperliche Welt, vermöge ihrer Natur und ihres Wesens, keine Einrichtung nach gewissen Absichten leide? Ich dächte, das wüßten sie aus menschlichen Maschinen besser. Deren Materie ist doch aus der Natur genommen, und also überhaupt einer Art mit der Materie der Welt. Nun war diese Materie der Maschine vorhin noch keine Maschine, war also nicht nothwendig, was sie werden kann; litte aber doch, daß sie, nach kluger Absicht, zum Nutzen der Menschen, in die Verknüpfung einer Maschine gebracht ward, und würde ohne solche Absicht nimmer eine solche Maschine geworden seyn. Ist aber die ganze körperliche Welt, an sich, was anders, als eine Maschine? Bewegen sich nicht ihre Theile durch gewisse Kräfte, nach gewissen Regeln, der Verknüpfung gemäß, und zwar zum Besten der Menschen und aller Leben=

Lebendigen? Woher sollte denn hier eine Absicht unmöglich Statt finden, und dem Wesen und der Beschaffenheit der Welt widersprechen? Sie können auch nicht sagen, daß die Absichten ohne Noth, Grund und Ursache in die Natur eingeführt würden, und daß das, was natürlich zugeht, keines Verstandes und keiner Absichten bedürfe. Ich habe vielmehr überhaupt bewiesen, daß es eine leblose Materie mit ihrer Wirklichkeit, Einrichtung und blinden Naturkraft, ohne Werkmeister, und ohne Absicht eines Werkmeisters, was unmögliches und unverständliches sey. Was kann denn für ein Einwurf übrig bleiben?

Ich will noch mehr sagen: daß sich die Leute, welche allen Verstand und alle Absicht in der Natur aufzuheben suchen, durch ihre eigene Empfindung und Denkungsart widerlegt finden. Denn ich traue ihnen erstlich zu, daß sie in der Betrachtung und Forschung der Natur ein Vergnügen des Verstandes finden. Und wer könnte so viehisch seyn, daß er davon keine Empfindung hätte, wenn er die Natur einmal der Betrachtung gewürdigt hat? Nun kann bey Menschen zwar wohl eine sinnliche Lust durch den Kützel unserer Nerven entstehen, ohne daß man selber Verstand dabey braucht, oder in den körperlichen Dingen einen Verstand wahrnimmt: aber es kann kein Vergnügen des Verstandes an körperlichen Dingen entstehen, als aus der Einsicht desjenigen Verstandes, der sich in den Körpern zeigt, und der unsern Verstand selbst bildet und vollkommener macht. Das Auge wird zwar durchs Licht, das Ohr durch die Harmonie, die Zunge durch den süßen Geschmack gekützelt; aber der Verstand ist allein für Verstand, und was daraus fließt, empfindlich. Was also Menschen in der Proportion, Schönheit, Ordnung und Uebereinstimmung der Natur für Vergnügen des Verstandes finden, das beruhet lediglich darauf, daß sie Verstand, Absicht,

Kunst

Kunst und Weisheit, wenigstens undeutlich, in den Dingen erblicken, und von dieser Einsicht den angenehmsten Eindruck in ihrem Verstande bekommen. Ohne solche Einsicht des in der Natur herrschenden Verstandes würde uns kein Vergnügen, als was von einem sinnlichen Kützel entsteht, übrig bleiben. Diejenigen widerlegen und verläugnen sich also selbst, die ein vernünftiges Vergnügen an der Betrachtung der Natur zu finden gestehen, und doch keinen Verstand in der Natur zu sehen vorgeben.

Wie aber? dünken sie sich nicht auch wegen des Kenntnisses der Natur, wegen ihrer Wissenschaften und Künste, die sie erlernt oder erweitert haben, verständig, weise, klug und gelehrt zu seyn? Und allerdings ist es eine große Vollkommenheit des Verstandes, wenn ein Mensch den Bau der Welt, den Lauf der Sterne, die Regeln der Bewegung, die Meßkunst, die Mechanik, die Hydrostatik, die Optik weis; wenn er die Ursachen der Veränderungen am Himmel, im Luftkreise, in den Mineralien, Pflanzen und Thieren einsieht; wenn er insonderheit auch sich selbst kennet, und, wie sein Verstand und Wille zu bessern, sein Thun zur Glückseligkeit einzurichten sey, versteht. Aber was ist alles dieses Wissen, und die daraus erfundene Kunst, was alle unsere Vollkommenheit des Verstandes anders, als ein sehr schwacher Abdruck desjenigen Verstandes, der Regeln, Wissenschaft, Kunst, Weisheit und Absichten, welche in der Natur herrschen? Da, da, in der Natur, ist die wirkliche Baukunst, die wirkliche Astronomie, Geometrie, Mechanik, Hydrostatik, Optik, Physik, da sind die wirklichen Regeln und Gesetze der Bewegung, der Wahrheit, der Pflichten und Glückseligkeit, wovon wir etwas weniges durch Denkbilder gefasst haben. Ist denn nun die unvollkommene Abbildung des Wirklichen

chen ein Verstand und eine Weisheit; und in dem vollkommensten Urbilde sollte es keine seyn? Sie mögen sich also selber Antwort geben, warum sie sich Verstand und Weisheit zueignen, und diese dennoch ihrem einzigen Lehrmeister absprechen?

Ich mögte ferner wissen, ob sie nicht tausendfältige Vollkommenheiten in den Dingen der Welt wahrnehmen, und daran einen inniglichen Gefallen haben, wenn sie gleich, für ihre einzelne Person, keinen Nutzen davon schöpfen? Heben sie aber die Absichten in der Welt auf; so fällt alle Vollkommenheit der Dinge weg, und das Vergnügen an denselben hat keinen Grund. Denn, innere Vollkommenheit hat für sich in der leblosen Materie keine Statt. Was hätte man denn an einer Mühle oder Maschine für Gefallen, die sich für sich ewig rund drehete, oder andere dergleichen erzeugte, ohne daß sie selbst oder ihre Nachkommen Empfindung oder Nutzen davon hätten? Die äußere Vollkommenheit aber verschwindet, so bald die Uebereinstimmung mit dem Wohl der Lebendigen nicht nach Absicht bestimmt ist. Denn so ist jedes Ding, das zu meinem Nutzen dienet, nur wie ein gefundener Stein, der eben in die Lücke meines Gebäudes passet; dabey ich mich zwar über deßen Nutzen freuen, aber nicht über die Vollkommenheit des Steins selbst vergnügen kann. Ich überlasse es also den absichtsfreien Herren, unpartheyisch zu untersuchen, woher ihr Vergnügen an der Vollkommenheit der Dinge entsteht, oder worinn dieser ihre Vollkommenheit selbst bestehen soll, wenn sie weder innerlich noch äußerlich ist.

Allein, ich darf mich auch auf ihre eigenen Urtheile berufen, die sie aus keinem andern Grunde, als aus den Absichten, folgern können. Wenn sie eine Pflanze sehen, die mit gewundenen Klammern ausgerüstet ist; so schließen sie, es sey ein Gewächs, das sich an andre

halten

halten muß. Wäre keine Absicht in der Natur; so könnte das eben so gut unnöthig, als zu einem Nutzen seyn. Wenn sie einen unbekannten Vogel sehen, dessen Zehen mit einer Haut zusammen geheftet sind; so werden sie alsobald sagen, das sey ein Wasservogel. Gewiß, aus keinem andern Grunde, als aus dem Verhältnisse des Mittels zur Absicht. Ueberhaupt zweifeln sie ja wohl nicht, daß die Thiere eine Seele, oder Leben und Empfindung haben. Woher wissen sie doch das? Sie schliessen es ex argumento analogiæ, aus der Aehnlichkeit. Aber dieser Schluß kann keine Festigkeit haben, wenn sich die Aehnlichkeit nicht auf eine und dieselbe allgemeine Absicht gründet. Nämlich, weil die Werkzeuge der Sinne um der Empfindung willen sind; so haben auch die Thiere eine Empfindung, und folglich eine Seele. Ich werde ihnen auch zum Theil nicht Unrecht thun, wenn ich sage, daß sie lebendige Einwohner in den Planeten erkennen. Woher sind sie aber anders auf die Gedanken gekommen, als aus der Absicht dessen, was sie in den Planeten beobachten? Denn, weil bey uns Land und Wasser, Berge und Thäler, Regen und Sonnenschein, Tag und Nacht, Sommer und Winter, um der Lebendigen willen sind, und dieselben Dinge sich auch auf den Planeten befinden; so müssen diese Dinge auch in den Planeten um der Lebendigen willen seyn. Ist dieses nicht der Grund ihrer Meinung; so haben sie gar keinen. Denn bey allen diesen Beispielen läßt sich nicht sagen, daß die Folgerung aus wirkenden Ursachen entstehe. Keines hält den Grund der Wirklichkeit dessen, was daraus geschlossen wird, nothwendig in sich; sondern jedes könnte auch ohne den Nutzen für sich seyn. Es kann also die Folgerung bloß nach den Endursachen gültig seyn. Woher verwerfen sie denn die Endursachen, wenn sie sich derselben täglich in Schlüssen von natürlichen Dingen bedienen? Sie machen es wie diejenigen, welche

welche den Satz des zureichenden Grundes anfechten, und ihn doch selbst allerwärts brauchen; oder eben da, wo sie ihn anfechten, in den Regeln des Verstandes und der Dinge selbst zureichenden Grund suchen, woraus man verstehen soll, daß der Satz des zureichenden Grundes nicht gültig sey. Das zeigt eine starcke Unwissenheit der Regeln an, wornach man selber denkt, und ein gewaltiges Vorurtheil, welches durch dunkele und verworrene Vorstellung unterstützt wird *).

*) [Auch Hume sagt nicht allein in der Person des Cleanthes, welcher die natürliche Religion behauptet, (S. 43.) sondern selbst aus dem Munde seines Zweiflers — daß man sich eigentlich Gewalt anthun müsse, um nicht aus der sichtbaren Ordnung und den Verhältnissen in der Welt die Absicht des Schöpfers zu erkennen. (Dialogues concerning natural religion p. 111-131.) So auch Voltaire im Dict. phil. art. Causes finales, Sect. 2. 3.]

§. 9.

Für diejenigen, welche zwar vom Daseyn Gottes aus andern Gründen überführt sind, aber den Beweis aus der Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge, und aus den Absichten, für schwach und unzulänglich erklären, will ich den berühmten Herrn von **Maupertuis** sprechen lassen. Denn er hat unlängst alle Einwürfe, welche dagegen zu machen sind, gesammlet, und nach seiner Scharfsinnigkeit ziemlich weit getrieben [6]). Diese mögten demnach, zumal da sie von einem großen Mathematico und verdienten Beförderer der Wissenschaften herkommen, bey vielen noch einen so frischen und starken Eindruck hinterlassen haben, daß ein jeder mich eines schlechten Vertrauens zu meiner Sache beschuldigen würde, wenn ich sie unberührt ließe.

Es ist bekannt, daß dieser angesehene Mann für gut gefunden hat, seinen neuen Beweis von dem Daseyn

Gottes aus dem von ihm so genannten **Gesetze der Sparsamkeit**, oder der **kleinsten Handlung** in der Natur [7]), auf solche Art zu erheben, daß er zuvor andere Beweise, insonderheit aber denjenigen, der sich auf die Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge beruft, zu verkleinern und zu entkräften sucht. Er richtet seine Einwürfe hauptsächlich wider den großen **Newton**, welcher diesen Beweis für einen der überzeuglichsten gehalten, und sich insonderheit auf die Gleichförmigkeit oder Ordnung in der Bewegung der Planeten, nach einerley Richtung in fast concentrischen Kreisen, und auf die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in dem Baue der thierischen Körper berufen hatte.

Der Herr von **Maupertuis** sagt auf das erste [8]): es wäre freilich keine Wahrscheinlichkeit, daß ein Ungefähr diesen einen Fall der Ordnung sollte hervorgebracht haben, da mehr als eine Million unordentlicher Fälle möglich waren; unterdessen bliebe doch noch einige Möglichkeit übrig. Und daher könnte man nicht sagen, daß diese Ordnung nothwendig aus einer Wahl habe entstehen müssen. Aber noch mehr, spricht er [9]), der Schluß des Hrn. **Newtons** gründet sich bloß auf sein Unvermögen, eine natürliche Ursache der Ordnung zu geben; dagegen andere Weltweise die Gleichförmigkeit der Bewegung von einem Strome einer flüßigen Materie, wovon die Planeten fortgerissen würden, erklärt hätten. Daher dürfte dabey weder ein sonderbares Ungefähr, noch eine Wahl vorausgesetzt werden: und es erhellete daraus das Daseyn Gottes eben so wenig, als aus jeder andern der Materie eigenen Bewegung.

Gegen die Aehnlichkeit und Uebereinstimmung in dem körperlichen Baue der Thiere erinnert er [10]), man könne der Aehnlichkeit jedoch auch die große Unähnlichkeit entgegen stellen, welche zwischen einem Adler und einer

Fliege, einem Hirsche und einer Schnecke, einem Wallfische und einer Auster sey; so daß andere Weltweisen lieber aus der Mannichfaltigkeit der Bildung einen Beweis des Daseyns Gottes hätten nehmen wollen. Er wisse nicht, ob eins oder anderes besser gegründet sey. Die Uebereinstimmung der verschiedenen Theile in dem Baue der thierischen Körper mit ihren Bedürfnissen gäbe einen gründlichern Beweis [11]: Denn es schienen allerdings ihre Füße zum Gehen, ihre Flügel zum Fliegen, ihre Augen zum Sehen, ihr Mund zum Essen, ihre Zeugungsglieder zur Fortpflanzung von einem verständigen Urheber gebildet zu seyn, und es sey umsonst daß die Feinde der Vorsehung darauf antworteten: der Nutzen sey nicht der Zweck, sondern die Wirkung und Folge des Baues der Theile, die ein Zufall gebildet hätte. Dennoch könnte man sagen [12], daß der Zufall auch unzählige Misgeburten hervorgebracht hätte, welche aber nothwendig umgekommen wären, weil sie nicht alles gehabt, was zur Erhaltung nöthig war: und jene wären allein übrig geblieben, weil sie zum Glücke alles gehabt, was ihnen nöthig war.

Ueberhaupt, sagt der Herr von **Maupertuis** [13], sey uns Menschen das Verhältniß der Dinge zum Ganzen viel zu unbekannt, die Theile zu mannichfaltig, zu verwickelt, und zu klein, als daß wir ihren Nutzen und ihre Absicht einsehen und daraus von der Weisheit des Schöpfers urtheilen könnten. Es sey auch unanständig, und der größten Wahrheit nachtheilig, wenn man, wie gemeiniglich, in die allergeringsten Kleinigkeiten hinein gienge; wie ein gewisser Engländer Gott auch in den Falten der Haut des Nashornthieres gesucht hätte. Lasset uns, spricht er, dergleichen nichtswürdige Kleinigkeiten (bagatelles) denen überlassen, welche das Läppische (Frivolité) derselben nicht merken [14]. Man muß,

muß, nach seiner Meinung, das höchste Wesen nicht in Kleinigkeiten, oder in den Theilen der Welt, deren Verhältniß uns unbekannt ist, sondern in den großen Erscheinungen suchen, die so allgemein sind, daß sie keine Ausnahme leiden, und so einfach, daß wir sie ganz übersehen können [15]). Und dieses ist denn sein allgemeines Gesetz der Sparsamkeit.

[6]) Siehe den Avant-Propos zu seinem Essay de Cosmologie: où l'on examine les preuves de l'existence de Dieu, tirées des Merveilles de la Nature, und die Histoire de l'Academie de Berlin, 1746. p. 268. sqq. Es wäre höchst unbillig, wenn man den Hrn. v. M. mit dem Verdachte beladen wollte, als ob er die Religion selbst umzustoßen oder zu schwächen suchte, worüber er in der Vorrede zu seinen Werken klagt; man weis das Gegentheil auch aus seiner Lebensart. Es scheint sogar aus einigen Stellen des angeführten Buches, daß er selbst die Merkmale der Weisheit und Absichten in der Natur, zumal im Großen, erkennet, und nur dem Beweise, der aus den Absichten in den kleinern Theilen der Natur genommen ist, seinen rechten Werth und seinen Grad der Stärke bestimmen will. Aber in der That stellt er ihn überhaupt so schwach vor, daß aller Grund davon wegfällt, und selbst für sein Gesetz der Sparsamkeit nichts übrig bleibt.

[7]) Dieses Gesetz oder diese Regel, drückt er in der Vorrede seiner Werke so aus: *que dans toutes les Distributions de mouvement qui se font dans la Nature, la Quantité d'Action (qui est la somme des produits des Masses par les Espaces qu'elles parcourent et par les vitesses avec lesquelles elles les parcourent) étoit toûjours la plus petite qu'il fut possible: Que dans le Repos, les corps qui se tenoient en èquilibre devoient être placés de maniere que s'il y arrivoit quelque petit mouvement, la Quantité d'Action fut la moindre.* Die Streitigkeiten, welche über dieses principium entstanden sind, kleben noch in so frischem Andenken, daß ich nöthig finde, davon einige Nachricht zu geben; zumal da eine so große Menge kleiner Wechselschriften

davon vorhanden ist, daß allein die Titel einen großen Raum erfordern würden. So viel wird jedem erinnerlich seyn, daß, außer der Berlinschen Academie der Wissenschaften viele Mathematiker das Principium selbst (nämlich so wie es abgefasst ist) sogar für falsch erklärt haben, weil die Fälle theils kein Minimum, sondern ein Nihil, theils auch zuweilen ein Maximum geben: und so ferne man es als wahr zulassen könnte, würde man doch falsche Schlüsse machen müssen, um das Daseyn und die Vollkommenheiten Gottes daraus herzuleiten. Ich will die algebraische Berechnung der Kräfte und Wirksamkeit in der Welt gerne andern überlassen, welche besser davon urtheilen können. Aber in dem metaphysischen Felde, wo aus diesem Principio ein weiser Stifter dieser Regel der Sparsamkeit geschlossen werden soll, läßt es uns noch viele Blößen übrig. Es ist 1) auszumachen, daß die kleinste Handlung in der Natur nicht die einzig mögliche, und also nicht an sich und schlechterdings nothwendig sey: und 2) wenn mehrere Wege und Mittel möglich sind, daß die Natur nicht von ungefähr und gleichsam im Blinden auf den kürzesten Weg gerathen können. Dann aber 3) wenn eine äußere weise Direction, une intelligence, une sagesse ordonnatrice, daraus folgen soll, wird allemal erst zu beweisen seyn, daß die Sparsamkeit einen Zweck oder eine Absicht, und zwar etwas Gutes, und unter allen Guten das Beste, zur Absicht habe. Denn auch das Böse könnte durch die kürzesten Mittel ausgerichtet werden; und das wäre keine Weisheit. Was hatte denn Herr Maupertuis Ursache, die Absichten in seinem cosmologischen Beweise zu verwerfen, und sogar das Böse in der Welt zu vergrößern?

[8]) Oeuvres p. 5. *Si l'on conçoit, comme Newton, que tous les corps celestes attirés vers le Soleil, se meuvent dans le vuide; il est vrai qu'il n'ètoit guères probable que le hazard les eût fait mouvoir comme ils se meuvent:* (Er hatte gesagt, daß sich die Unwahrscheinlichkeit der Stellung der Planeten in einer Zone, durch einen Zufall, verhalte, wie $17^5 - 1$: das ist, wie 1,419,856 zu 1.) *il y restoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire que cette uniformité soit l'effet nécessaire d'un choix,*

[9]) Oeuvres p. 6. *Mais il y a plus: l'alternative d'un choix, ou d'un hazard extrème, n'est fondée que sur l'impuis-*

puissance, où étoit Newton, de donner une cause physique de cette uniformité. Pour d'autres Philosophes, qui font mouvoir les Planètes dans un Fluide qui les emporte, ou qui seulement modere leur mouvement, l'uniformité de leur cours ne paroit point inexplicable: elle ne suppose plus ce singulier coup du hazard, ou ce choix, et ne prouve pas plus l'existence de Dieu, que ne feroit tout autre mouvement imprimé à la Matière.

[10]) Ibid. *Si l'uniformité qu'on observe dans plusieurs (Animaux) étoit une preuve, cette preuve ne seroit elle pas démentie par la variété infinie q'on observe dans plusieurs? — Que l'on compare un aigle avec une mouche, un cerf avec un limaçon, une baleine avec une huitre; et qu'on juge de cette uniformité. En effet d'autres Philosophes veulent trouver une preuve de l'existence de Dieu dans la variété des formes et je ne sai, lesquels sont les mieux fondés.*

[11]) Ibid. *L'Argument tiré de la convenance des différentes parties des Animaux avec leurs besoins paroit plus solide. Leurs piés ne sont-ils pas faits pour marcher, leurs ailes pour voler, leurs yeux pour voir, leur bouche pour manger, d'autres parties pour reproduire leurs semblables? Tout cela ne marque-t-il pas une intelligence et un dessein qui ont présidé à leur construction? — C'est en vain que le plus grand ennemi de la Providence y répond, que l'usage n'a point été le but, qu'il a été la suite de la construction des parties des Animaux: que le hazard aïant formé les yeux, les oreilles, la langue, on s'en est servi pour entendre, pour parler.*

[12]) Ibid. p. 7. *Mais, ne pourroit-on pas dire, que dans la combinaison fortuite des productions de la Nature — il n'est pas merveilleux, que cette convenance se trouve dans toutes les especes qui actuellement existent? Le*

hazard, diroit-on, avoit produit une multitude innombrable d'Individus; un petit nombre se trouvoit construit de manière que les parties de l'Animal pouvoient satisfaire à ses besoins; dans un autre infiniment plus grand il n'y avoit ni convenance, ni ordre: tous ces derniers ont peri: — les seuls qui soient restés sont ceux où se trouvoit l'ordre et la convenance.

[13]) Ibid. p. 8. *Les corps des Animaux et des Plantes sont des machines trop compliquées, dont les dernieres parties échappent trop à nos sens, et dont nous ignorons trop l'usage et la fin, pour que nous puissions juger de la sagesse et de la puissance qu'il a fallu pour les construire.* Ibid. p. 12. *Ne nous arrétons donc pas à la simple speculation des objets les plus merveilleux. L'organisation des Animaux, la multitude et la petitesse des parties des Insectes, l'immensité des corps celestes, leurs distances, et leurs revolutions, sont plus propres à étonner notre esprit qu' à l'éclairer.*

[14]) Ibid. p. 7. *Presque tous les Auteurs modernes, qui ont traité de la Physique ou de l'Histoire naturelle, n'ont fait qu'étendre les preuves qu'on tire de l'organisation des Animaux et des Plantes; et les pousser jusques dans les plus petits détails de la Nature. Pour ne pas citer des exemples trop indécens, qui ne seroient que trop communs, je ne parlerai que de celui, qui trouve Dieu dans les plis de la peau d'un rhinoceros; parce que cet Animal, étant couvert d'une peau très dure, n'auroit pas pu se remuer sans ces plis. N'est ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par des tels argumens? — laissons ces bagatelles à ceux qui n'en sentent pas la frivolité.* Herr Maup. wiederholet eben dieses Tom. VIII. der Academie de Berlin, da er dem Herrn Chevalier d'Arcy auf seine Reflexions sur le Principe de la moindre action in der Hist. de l'Acad. des Sciences

1749.

1749. antwortet: *Je ne puis m'empêcher de remarquer, qu'un principe universel, au quel sont assujetis tous les corps de la Nature, lorsqu'on y decouvre de la sagesse et du dessein, étoit plus propre à nous faire connoitre une intelligence ordonnatrice, que tous ces petits détails sur la génération et la conservations d'Insectes, presqu' aussi souvent nuisibles qu'utiles, que quelques Naturalistes veulent nous faire valoir comme de fortes preuvent de l'existence de Dieu.* Ich will nur vorläufig erinnern, wenn Hr. Maupertuis, in der ersten Stelle, auf den Brief des D. Parsons in den Philosophical Transactions Vol. XLII. n. 470 p. 523—541. containing the Natural History of the Rhinoceros, zielet, da er p. 536. im Vorbeigehen einen Beweisgrund der Weisheit des Schöpfers aus den Falten der Rhinoceroshaut nimmt, daß dieser Engländer nicht so schlechtweg aus den Falten der Haut auf die Weisheit Gottes schließt, sondern bemerkt, daß die Haut in den Falten von Natur so weich und sanft, als Seide, sey, (smooth and soft as Silk) da alle übrige Haut des Thieres dick, hart und rauh formiret worden; und daß diese biegsame Falten nur an denen Stellen angelegt sind, wo sie das Thier zu seiner Bewegung braucht. Herr Maupertuis entkräftet also die Bemerkung mit Fleiß, um sie verächtlich und lächerlich zu machen.

[15]) Ibid. p. 11. *Ce n'est done point dans les petits détails, dans ces parties de l'Univers, dont nous connoissons trop peu les rapports, qu'il faut chercher l'Etre suprême: c'est dans les Phénomènes dont l'universalité ne souffre aucune exception, et que leur simplicité expose entièrement à notre vuë.* Siehe auch Preface C. 2. 3.

§. 10.

Der erste Einwurf des Hrn. von Maupertuis gegen Newtons Ordnung der Planeten scheint fast einen Widerspruch zu enthalten, da er gesteht, es sey gar nicht wahrscheinlich, daß ein Zufall ihre

ordentliche Bewegung hervorgebracht (il est vrai, qu'il n'étoit guères probable, que le hazard les eût fait mouvoir comme ils se meuvent); und doch unmittelbar darauf spricht: inzwischen bleibt doch einige Wahrscheinlichkeit übrig; und so bald das ist, kann man nicht sagen, daß die Gleichförmigkeit nothwendig von einer Wahl herrühre. (Il y restoit cependant quelque probabilité, et dès lors on ne peut pas dire, que cette uniformité soit l'effet necessaire d'un choix). Er hat aber vielleicht nur damit sagen wollen, es bliebe doch noch ein möglicher Fall übrig[16]); und hat diesen Einen möglichen Fall, um ihn ein wenig mehr in Achtung zu bringen, mit dem Namen der Wahrscheinlichkeit beehret. Wenn wir aber eigentlich sprechen wollen, so ist wohl noch lange nicht wahrscheinlich, was eine blosse innere Möglichkeit hat, und wo nur ein einziger möglicher Fall Millionen unmöglicher Fälle entgegen zu setzen ist. Daß aber auch alle Möglichkeit der Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen, durch ein Ungefähr, wegfalle, habe ich daher erwiesen, weil der Zufall, oder das Ungefähr, auch nach Regeln wirket; aber nach solchen, die alle von der Regel der Ordnung und Uebereinstimmung abweichen, und derselben widersprechen[17]).

Der zweite Einwurf des Herrn von Maupertuis scheint von größerer Wichtigkeit zu seyn. Newton schließe bloß aus seiner Unwissenheit der natürlichen Ursache auf eine Wahl: vielleicht würden die Planeten durch einen Wirbel der flüßigen Materie dahin gerissen, und so beweise ihre gleichförmige Bewegung kein Daseyn Gottes. Ich zweifle nicht, daß Newton so viel von natürlichen Ursachen eingesehen, als irgend Cartesius, oder andere, welche die Planeten durch Wirbel herum-

herumdrehen. Aber zu geschweigen, daß der Herr von **Maupertuis** diese Wirbel selbst für falsch erklärt; so haben alle natürliche Ursachen, die sich geben lassen, eben das an sich, was die Wirbel haben: sie verweisen uns ins Unendliche, wo man nicht außer der Natur eine andere Ursache annimmt. So wie hier die Frage bleibt: warum muß sich denn das flüßige Wesen, worinn die Planeten schwimmen, eben in einem Wirbel, und nach dieser Seite drehen? warum haben die Planeten in diesem Wirbel, welcher die ganze Luftkugel herumwälzet, gerade diese Stellung, welche sie insgesammt in eine gewisse Zone einschließt? so geht es bey allen natürlichen Ursachen, und Ursachen der Ursachen. Alles ist bloß willkührlich. Keine einzige Wirksamkeit und Regel derselben hat in dem Wesen der Materie an sich Grund; keine einzige ist so beschaffen, daß man dabey stehen bleiben könne; keine einzige leidet einen solchen geometrischen Beweis, wie die Eigenschaften der Linien und Figuren; wie auch der Herr von **Maupertuis** selbst von seinem Gesetze der Sparsamkeit gestehen muß [18]). Und dieses ist es, was **Newton**, was **Leibnitz**, und alle vernünftige Weltweise eingesehen haben, und woraus sie auf ein höheres Wesen außer der Welt schließen, das durch weise Wahl bestimmt habe, was nach dem Wesen der Dinge unbestimmt ist. Damit man aber nicht sage, daß es dennoch ein Schluß der Unwissenheit bleibe: es könne etwas in dem Wesen eines Dinges nothwendigen Grund haben, wenn gleich kein Mensch fähig wäre, denselben zu erforschen; so habe ich mich auf eine wesentliche Beschaffenheit der Materie berufen, die wir alle wissen und kennen. Die Materie ist an sich leblos, und daher ist es ihr vermöge ihres Wesens, einerley, ob sie ist, oder nicht ist, ob sie so oder anders ist. Ihre Wirklichkeit ist daher so wenig, als ihre Natur, und ihre Regeln der Bewe-

gung durch ihr eigen Wesen bestimmt; sondern alles muß von einem Werkmeister um eines andern willen, und also nach Absicht und Wahl, bestimmt seyn.

[26]) Nämlich ein einziger Fall, gegen 1,419,856 unmögliche, nach Hrn. v. M. Berechnung, welche oben in der 8. Anmerkung angeführt worden. Und doch scheinen in der Berechnung lange nicht alle Umstände, die zur Ordnung der Planeten gehören, in Anschlag gebracht zu seyn. Der Herr Lulofs stimmt mir an dieser Stelle darinn bey, und zeigt noch umständlicher, daß man erstlich voraussetzen müsse, daß die Planeten eine Neigung hätten, sich dem Mittelpunkte der Sonne zu nähern, (worinn schon ein Wille und eine Bestimmung eines allmächtigen Wesens liege, wodurch alle Ersinnungen von zufälligen Combinationen wegfielen). Dann aber müßte zweitens die Anzahl der Grade, innerhalb welcher alle Planeten beschlossen würden, mit dem Umkreise eines ganzen Zirkels verglichen werden: und so würde man anstatt 17^5--1. vielmehr 26^5--1, das ist, statt 1,419,856 vielmehr 11,881,375 finden.

[27]) Siehe die II. Abh. §. 9. sq. und §. 12.

[28]) Preface C. 2. a. fin. *D'autres prenoient pour une démonstration Géométrique celle que je tirois de mon principe. Je tomberois moi même en quelque sorte dans ce que je reprens, si je donnois à cette preuve un genre de force qu'elle ne peut avoir.* C. 3. a. *J'ai découvert un principe Métaphysique.* C. 4. a. *Il s'agissoit de tirer toutes les Loix du Mouvement et du Repos d'un seul principe Méthaphysique.* Wiewohl er p. 12. seinen Beweis aus der Mathematik herholet, und ihm eine evidence Mathematique beilegt, auch denselben beides den metaphysischen und gemeinen Beweisen entgegen setzt.

§. 11.

Was der Herr von **Maupertuis** wegen der Unähnlichkeit unter den Thieren einwendet, dessen Nachdruck bin ich nicht fähig einzusehen. Wir sehen in den

Thieren, Pflanzen, und was wir sonst in der Natur erkennen, eine Mannichfaltigkeit, welche alle mögliche Stufen durchzugehen und nichts leer zu lassen scheint. Aber wir sehen auch in aller der Mannichfaltigkeit eine allgemeine Aehnlichkeit, Ordnung und Uebereinstimmung; welche (um es kurz zu machen) daraus erhellet, daß ein jedes sich in seiner Art erhält und fortpflanzet. Beides, Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung, können demnach nicht allein bey einander bestehen; sondern, je mehr sich diese allgemeine Uebereinstimmung in der großen Mannichfaltigkeit zeigt, desto mehr wird uns die Vollkommenheit der Welt offenbar, welche nicht anders, als von einem weisen Werkmeister, entstehen konnte. Denn die Lebendigen sind weder von selbst, oder für sich nothwendig und ewig, noch ursprünglich von der Welt und deren Natur entstanden. Und die leblose Welt und leblose Natur kann nach ihrem Wesen nichts in sich halten, wodurch ihre Wirklichkeit und eine gewisse Beschaffenheit vor andern bestimmet würde. Sie muß also von einem Urheber hervorgebracht, und von eben demselben nach dem Wesen eines andern, das nicht leblos ist, bestimmt seyn. Da nun diese Einrichtung der Welt für so viele tausend Arten der Lebendigen gleich bequem ist: so beweist sie eine Wahl, Absicht und unendliche Weisheit des Urhebers der Natur.

Die andere Ausflucht, gegen die Uebereinstimmung der Theile in den thierischen Körpern, kann einem so vernünftigen Manne, als der Herr von **Maupertuis** ist, nicht von Herzen gehen; und würde sich besser für einen **la Mettrie** geschickt haben. Denn wie könnte er gestehen, daß es umsonst sey, was **Epikurus** und **Lucretius** dieser Uebereinstimmung in den thierischen Körpern entgegen setzen, ob wäre der Nutzen jedes Theils nicht der Zweck, sondern die Wirkung und Fol-

ge einer an sich von ungefähr entstandenen Bildung? wie könnte er, sage ich: dieses gestehen, und doch im Ernste von eben dem **Epikurus** und **Lucretius** eine Hypothese borgen, woraus dasselbe fließt, was er umsonst zu seyn erkläret? Denn hätte ein Zufall, nach Millionen übel gerathenen Erzeugungen von thierischen Leibern, auch endlich einmal wohlgerathene treffen können; so wäre ja in der That der Nutzen jedes Theils nicht eine Absicht, sondern eine bloße Folge des glücklichen Zufalles. Da man nun für unmöglich halten muß, daß der Herr von **Maupertuis** so wenig Einsicht in den Zusammenhang der Gedanken haben könne, dadurch ihm verborgen bliebe, daß er eben dasjenige mit andern Worten setze, was er verworfen hatte; so muß man glauben, daß er vielmehr hat zeigen wollen, wider die Uebereinstimmung der Theile in dem Baue der thierischen Körper wüßten die Feinde der göttlichen Vorsehung nichts rechtes einzuwenden.

§. 12.

Wenn der Herr von **Maupertuis** überhaupt die menschliche Unwissenheit von dem Verhältnisse und von dem Nutzen und der Uebereinstimmung der Dinge, folglich auch von den göttlichen Absichten, vorschützt; so scheint er eines Theils diese Unwissenheit viel zu weit zu dehnen, andern Theils auch allzuviel daraus zu schließen. Es ist einmal zu weit getrieben, daß Menschen gar nichts von dem Verhältnisse der Dinge zum Ganzen, und von ihrer Uebereinstimmung zum Nutzen und Gebrauche der Lebendigen erkennen könnten. **Aristoteles** hat schon die Welt als eine große Stadt Gottes angesehen [19]; und man erkennet genug, daß die lichten und finstern Kugeln, woraus sie besteht, zu lauter Wohnungen für Lebendige geschickt und angelegt sind.

Nie-

Niemand ist so unwissend und fühllos, daß er nicht die Einrichtung des Sonnen-Systems, und die Vortheile, die wir auf dem Erdboden davon genießen, so weit einsehen und empfinden sollte, als genug ist, die weise und gütige Vorsorge seines Schöpfers zu preisen. Niemand ist so blind, daß er den Gebrauch der größern Theile der thierischen und menschlichen Körper nicht finden könnte, daß das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, der Mund zum Essen und Sprechen, die Hände zur Arbeit und Kunst aufs vollkommenste eingerichtet sind. Mit einem Worte, man sage mir, ob **Derham Nieuwentydt** und andere dergleichen Naturkündiger, welche die Welt und ihre Theile nach deren Verhältniß und Uebereinstimmung zum Nutzen für die Lebendigen betrachtet, gar nichts davon gewußt; oder ob sie was falsches für wahr angenommen haben; oder ob das noch nicht genug sey, die Weisheit und Absicht des Schöpfers daraus zu erkennen *). Wenn man aber weder die gemeine Erfahrung, noch das höhere Erkenntniß, das wir Menschen haben, und uns in so vielen Schriften vor Augen gelegt ist, verläugnen, oder umstoßen kann: wie schickt es sich denn, daß man sich als ganz unwissend stellet, und überhaupt nichts zu verstehen vorgiebt? oder daß man so verächtlich von dergleichen Betrachtungen redet, als ob sie mehr dienten, das Gemüth in Verwundrung und Erstaunen zu setzen, als mit Erkenntniß zu erleuchten?

Zwar, je mehr wir von der Uebereinstimmung der Dinge erkennen lernen, desto mehr sehen wir ein, daß noch ein größeres, ja unendliches Feld übrig sey, welches unsere engen Schranken des Verstandes nimmer ausmessen werden. Aber, soll man daraus schließen, daß wir auch das nicht sehen, was uns vor den Füßen ist? Man sage mir lieber, daß wir uns in keinem

Stücke

Stücke etwas zu erforschen unterfangen müssen, weil wir allenthalben noch eine unermeßliche Weite und unergründliche Tiefe unerforscht lassen müssen. Wenn aber niemand den Wahrheiten und Wissenschaften so abhold seyn wird; warum sollen wir uns dieser Wahrheiten von den göttlichen Absichten, daran uns zu unserer Gemüthsberuhigung am meisten gelegen ist, gänzlich entäußern, und nicht so viel, als uns möglich ist, davon zu erkennen suchen? Und was wird endlich aus unserer Sittlichkeit und Tugend werden, wenn wir sie nicht als Pflichten ansehen, die der göttlichen Absicht gemäß sind? Heben wir diese Betrachtung auf; so bleibt nichts übrig, als eine bloße Eigennützigkeit.

Was besonders die Kleinigkeit der Dinge betrifft; so weis ich nicht, wie weit der Herr von **Maupertuis** dieses will gedehnt wissen. Müssen wir bis in die Uebereinstimmung aller Elemente oder Monaden hineinsehen, ehe wir etwas von der weisen Einrichtung der Dinge erkennen können? und sehen wir deswegen gar nichts, weil wir nicht bis aufs äußerste scharfsichtig sind? Das hieße ich zu viel verlangt, zu hart geschlossen. Sonst aber meine ich, daß wir doch in neuern Zeiten durch die Vergrößerungsgläser viel weiter in die kleinern Theile hinein geschauet haben, als unsere Vorfahren; aber auch dadurch aus dem Wahne gesetzt sind, als ob die Bildung der kleinern Thiere, und der kleinern Theile aller Thiere und Pflanzen nur ein roher Zusammenfluß von allerley Urstoffen sey. Vielmehr sehen wir dabey deutlich vor Augen, daß die Käse-Miete eben so künstlich in allen Theilen gebildet sey, als der Elephant und Mensch; und daß ein Auge der Mücke, ein Federchen am Flügel des Schmetterlings, ein Samenstäubchen einer Blume, eben so genau ausgearbeitet sey, als das Ganze. Die Vernunft aber lehrt uns über-

haupt

haupt, daß keine Vollkommenheit im Ganzen seyn könne, wo sie nicht aus der Uebereinstimmung der kleinsten Theile erwächst.

Man pflegt sonst dieser Betrachtung entgegen zu setzen, daß wir uns in der Bestimmung der göttlichen Absichten sehr leicht betrügen könnten: theils, weil des höchsten Wesens Gedanken für unsern niedrigen Verstand so verborgen wären, als die geheimen Rathschläge eines Königs für einen Fuhrmann; theils, weil auch die sichtbarsten Dinge keinen sichern Schluß gewährten, daß sie zu irgend einem Gebrauche und Nutzen, oder zu welchem sie bestimmt worden. Aber so scheinbar auch dieses lautet, so bauet es doch auf falschem Grunde zu viel.

Es ist eben so falsch, daß Gottes, als daß des Königs Absichten, lauter Geheimnisse für die Niedrigen bleiben sollen: es ist auch falsch, daß wir keine Regeln hätten, woraus von den göttlichen Absichten etwas sichers zu schließen sey. Ein König macht doch auch verschiedene seiner Absichten durch Gesetze, Verordnungen, Herolde, Befehle, allen und jeden kund, so viel ihnen zu wissen nöthig und nützlich ist. Muß man auch eben seinem geheimen Rathe mit beygewohnt haben, um aus seinen Anstalten zu sehen, daß er sein Reich groß und mächtig, seine Unterthanen begütert und glücklich machen will? Kann man nicht aus seinen Festungen und aus seiner Mannschaft, ohne in sein Cabinet zu dringen, abnehmen, daß er das Land vor äußerlichem Angriffe in Sicherheit zu stellen sucht? Kann man nicht aus vielen andern Einrichtungen und Verordnungen urtheilen, daß er Bevölkerung und Wohlstand im Lande zu erhalten trachtet? So hat sich auch Gott nicht unbezeugt gelassen. Es sind Dinge in der Natur, die auch den Einfältigsten eine leserliche Schrift werden,

daraus sie den Verstand und die Gesinnung des Schöpfers erkennen können und sollen. Ja, ich dürfte wohl sagen: wie Staatskluge mehr von eines Königs geheimen Absichten einsehen, so können auch wahre Weltweise manches in der Natur entdecken, daß den Unverständigen ein Geheimniß war.

Diese Deutung ist auch nicht wild und zügellos. Wir haben eines Theils bey dem, was wir erfahren, die Regel, daß aller Nutzen der Dinge eine göttliche Absicht sey †). Andern Theils steht überhaupt fest, daß nichts umsonst, sondern alles zum Nutzen der Lebendigen sey ††): daß das Wesen und die Natur der Dinge Mittel göttlicher Absichten sind †††): daß folglich die besondere Beschaffenheit eines jeden Dinges, wenn das Gegentheil nicht Statt findet, die besondern Bestimmungen zu diesem oder jenem Nutzen anzeige; und daß solches durch die Aehnlichkeit anderer bekannten Dinge noch mehr bestätigt werde.

Gesetzt aber, daß wir uns zuweilen in besondern Fällen mit Muthmaaßungen zu weit wagten, wozu dieses oder jenes diene, und also irreten [20]): so folgt doch daraus nicht, daß wir gänzlich zur Entdeckung der göttlichen Absichten unfähig sind, und mit dieser Bemühung nur lauter Irrthümer häufeten. Die Entdeckung der wirkenden Ursachen in der Natur ist ja so sehr den Vergehungen des menschlichen Verstandes unterworfen, als die Entdeckung der Endursachen; und niemand wird doch so übereilt schliessen, daß die ganze Naturlehre über unsere Vernunft gehe, lauter Irrthümer hervorbringe, und gar nicht zu treiben sey. Soll man darum ein lehrreiches Buch gar nicht lesen, weil man nicht alles darinn verstehen kann? oder irret man desfalls allenthalben, weil man etwa bey ein und anderer dunkeln Stelle den Sinn des Urhebers falsch muthmaaßet?

maaßet? Der Hauptzweck, und gleichsam der ganze Inhalt und allgemeine Titel des Buchs der Natur, und derer Capitel, die uns am meisten betreffen, steht uns doch allemal klar vor Augen. Die Möglichkeit des Irrthums in besondern Fällen lehrt uns nur behutsamer seyn, und die Regeln zu schließen genauer beobachten; auch mehrere Erfahrung abwarten.

[19]) Aristoteles de Mundo c. 6. T. I. Opp. p. 865. vergleicht den Einfluß Gottes in die Welt mit dem Einflusse eines Gesetzes in eine Stadt: und nachdem er gewiesen, wie sich alles in einer Stadt nach dem Gesetze richtet, so fügt er hinzu: ὅυτως ὑπολ ηπτέον καὶ ὑπὸ τῆς μείζονος πόλεως, λέγω δὴ τοῦδε τοῦ κόσμου. νόμος μὲν γαρ ἡμῖν ἰσοκλινὴς, ὁ Θεὸς, ὀυδεμίαν ὑποδεχόμενος διόρθωσιν ἢ μετάθεσιν &c. so muß man auch von der großen Stadt, ich meine der Welt, denken. Darinn ist Gott unser Gesetz, das alles im Gleichgewichte erhält, und keine Verbesserung oder Veränderung leidet. Die Stoici hielten dafür: *Mundum esse quasi communem urbem et civitatem hominum et Deorum*, wie Cicero sagt lib. 1. de leg. cap. 7. oder Sect. 23. und Seneca schreibt in seiner Consolatione ad Marciam cap. 18. *Puta, nascenti me tibi venire in consilium: intratura es urbem diis hominibusque communem, omnia complexam, certis legibus aeternisque devinctam, indefatigata coelestium officia volventem.* Philo de Vita Mosis p. 661. c. edit Francf. sagt, daß Moses die Schöpfung der Welt, als einer großen Stadt (μεγαλοπόλεως) zuerst beschrieben hätte, damit er in seinen Gesetzen für die Israeliten die Verfassung der ganzen Welt abbilden mögte (εἰκόνα τῆς κόσμου πολιτείας).

*) [Und, je mehr wir noch erforschen, lernen, desto mehr entdecken wir nur Spuren, die eben dahin zeigen. So noch neuerlich bey dem Nutzen des Othemholens, der Wirkung einsaugender Gefäße, u. s. w.]

†) Siehe oben §. 6. am Ende.

††) Siehe die III. Abh. §. 9.

†††) Siehe oben § 4. am Ende.

20) Die allgemeine Absicht der Schöpfung der Welt, um der Lebendigen willen, ist sowohl durch Vernunft als Erfahrung außer Gefahr des Irrthums gesetzt. Wenn aber die Frage von besondern Dingen ist, wozu dieses, wozu jenes bestimmt sey, so ist hauptsächlich auf zweierley Weise möglich zu irren: einmal, wenn man aus der blossen Geschicklichkeit eines Dinges zu einem gewissen Nutzen schließt, daß solches die wirkliche Absicht sey. Denn, eine und dieselbe Beschaffenheit eines Dinges kann mancherley Ursache, Nutzen und Absicht haben; und demnach ist auch das Gegentheil von dem, was man muthmaaßet, möglich. Zweitens kann man irren, wenn man bloß aus der Aehnlichkeit anderer Dinge schließt. Denn, die Aehnlichkeit der Dinge in der Natur leidet öftere Abfälle: als z. B. in der Fortpflanzung der Thiere durch Begattung zweier Geschlechter, und in vielen andern; wovon nachmals aus dem Gesetze der Stetigkeit (lege continuitatis) Grund gegeben werden soll. So hat der Herr von Hagedorn dessen Anmerkungen so gut Muster sind, wie man mit Verstande lesen, als die Gedichte, wie man edel denken und schreiben soll, auf der 65. Seite, aus den Schriften der schwedischen Akademie, aus dem Réaumür und Gould angemerkt, daß es Insecten mit Flügeln gebe, denen doch die Flügel in ihrem ganzen Leben zum Fliegen nicht dienen; und daß man sich folglich in Bestimmung der Endursachen leicht betrügen könne. Unterdessen würde man sich noch stärker vergehen, wenn man aus dergleichen Fällen schlösse: also giebt es Dinge in der Natur, die gar keinen Nutzen haben, oder die höchstens nur zur Zierde dienen. Réaumür sagt gar wohl, (Mem. pour les Insectes T. I. p. 30. edit. Amsterd. 1737. 8.). das hieße von der höchsten Weisheit allzu klein gedacht. So sagt er Tom. II. P. I. p. 85. von den Schmetterlingen weiblichen Geschlechts an der Eiche, welche große Flügel haben, wie die Männchen, und doch nimmer fliegen, sondern nur kriechen, und nicht einmal weit kriechen, als ob sie gar nicht wüßten, daß sie Flügel hätten: *Mais l'agitation des ailes lui est peut-être necessaire pour la fin que la nature paroit avoir toujours en vue, pour la conservation de l'Espece.* Wenn man aber von dem besondern Endzwecke gewisser Dinge auf obangeregte zwiefache Weise schließt, so giebt

giebt es nur Muthmaaßungen, die jedoch um so viel mehr Wahrscheinlichkeit haben, als die Erfahrung mehr ähnliche Fälle darstellet. Daß dieses aber nicht gewiß sey, und trügen könne, das macht den Endursachen keinen besondern Vorwurf, weil man sich in Erforschung der wirkenden Ursachen, da, wo keine Gewißheit Statt findet, eben der Wege zu muthmaaßen bedient, und nothwendig bedienen muß: nämlich, daß man aus der Geschicklichkeit eines Dinges zur Wirkung, und aus der Aehnlichkeit anderer Fälle, die wirkende Ursache muthmaaßlich abnimmt. Die Gewißheit entsteht bey den Endursachen, so wie bey den wirkenden, und allen Dingen, nicht anders, als wenn das Gegentheil unmöglich ist. So habe ich von den Planeten geschlossen, daß sie Einwohner haben, weil selbige als leblose Dinge nicht um ihrer selbst willen, und also bloß um der Lebendigen willen, hervorgebracht seyn können. So schließen wir insgemein, daß die Thiere ein Leben und eine Seele haben, weil ihre Werkzeuge der Sinne um keiner andern Ursache, als um der Empfindung willen, haben bestimmt seyn können.

§. 13.

Nun aber muß es auch unanständig, und an sich lächerlich heißen, die Weisheit des höchsten Wesens in solchen nichtswürdigen Kleinigkeiten, als in Insekten, in einer Falte vom Felle des Nashorn-Thieres, und hundert andern dergleichen läppischen Dingen zu suchen.

Der Herr von **Maupertuis** hat uns vielleicht nur wollen zu verstehen geben, daß alle bisher angestellte Betrachtungen der Natur, gegen sein Gesetz der Sparsamkeit, nur Bagatellen wären. Daher mußte er aus allen Beispielen etwas heraus suchen, das klein und verächtlich schien. Sonst wußte er wohl, daß **Derham** in seiner Astrotheologie und Physicotheologie, und andere dergleichen Weltweise, von dem Größten bis zum Kleinsten, von dem Ganzen bis zu seinen geringsten Theilen herunter gestiegen waren, und allenthalben gleiche Weisheit des Schöpfers gezeigt hatten. Aber es war

seinem Zwecke nicht gemäß, der größern und allgemeinern Gegenstände solcher Untersuchung zu erwähnen.

Man mögte aber auch fragen: Müssen denn alle Menschen erst große Meßkünstler, Algebraisten, und tiefe Naturkündiger werden, ehe sie von ihres Schöpfers Daseyn und Weisheit überführt seyn können? Hat denn das neu entdeckte Gesetz der Sparsamkeit ein mehreres Licht, oder einen allgemeinen Beyfall, selbst unter den Gelehrten? Warum sollen wir die offenbaren und jedermanns Einsicht gemäßen Spuren der göttlichen Vollkommenheiten übergehen und verachten? Warum soll man die Wahl des Besten bloß in einem allgemeinen Gesetze suchen, in besondern Fällen aber die Augen verschließen oder irre werden? Ist es nicht beides gut, und diensam, das Göttliche in der Natur allenthalben, wo es zu entdecken ist, es sey im Kleinen oder im Grossen, wahrzunehmen?

Aber ich mögte auch wissen, was wir für einen Maaßstab oder für eine Wagschaale haben, wodurch wir etwas für groß und wichtig, oder für Kleinigkeiten und geringschätzige Dinge erklären. Auf die Ausdehnung wird es ja hier nicht ankommen, daß das nur allein groß wäre, was wir mit Klaftern und Zentnern ausmessen können. Wenn wir aber den Maaßstab der Weisheit nehmen, so weis ich nicht, ob eine einzige Bagatelle in der ganzen Natur zu finden ist; und ich fürchte, daß einer sich nur selbst verächtlich macht, der das Geringste in der Natur verachtet, weil es alles Muster der größten Weisheit sind. Für unsern Verstand ist auch das Kleinste und Geringste noch zu groß, zu wunderbar, unbegreiflich, ja unendlich. An sich aber ist alles auf den größten und edelsten Zweck gerichtet, welcher sich erdenken läßt, nämlich die Welt mit Leben, Lust und Glückseligkeit zu erfüllen; und die Mittel,

tel, deren Verhältniß zu diesem Zwecke wir einsehen können, sind so vollkommen damit einstimmig, daß allenthalben ein unendlicher Verstand bey dem besten Willen hervorleuchtet.

In dieser Ordnung der Dinge kann also nichts klein seyn, was mit der großen Absicht auf das Wohl der Lebendigen eine weise Verknüpfung hat. Je vollkommener Gott selbst ist, desto weniger ist es ihm anständig, auch nur das geringste in der ganzen Naturkette ohne Absicht, unnöthig, unbedachtsam oder verkehrt zu thun, oder nur obenhin, im Großen, und fürs Auge zu bilden. Derjenige stellet demnach die Natur auf eine Gott anständige Weise vor, der sie bis ins Innerste und Kleinste weislich ausgearbeitet darstellet; und wir erkennen die Größe der göttlichen Weisheit in der Natur nicht eher deutlich, genau und gründlich, als bis wir in alle Arten der Thiere, und in die innere Einrichtung, Natur und Verrichtung der einfachern Theile, so weit wir können, hinein gehen. Selbst die allgemeinen Regeln der Bewegung beweisen ihres Urhebers Weisheit nicht anders, als so ferne sich ihr Nutzen in jedem besondern Falle, und ihr Zusammenhang mit dem Wohl aller Arten der Lebendigen zeiget.

Der Herr von Maupertuis drückt sich selbst darüber gar schön mit diesen Worten aus [21]: Alles in der Natur ist mit einander verknüpft. Die Welt hängt sowohl an dem Faden einer Spinne, als an der Kraft, welche die Planeten gegen die Sonne zieht. Aber ich kann ihm nicht beipflichten, wenn er hinzusetzt: Allein, das Gewebe der Spinne ist es nicht, worinn wir die Beweise der Weisheit des Schöpfers suchen müssen. Wie? wenn auch darinn unter andern eine zur Erhaltung des Thierleins unverbesserliche Kunst enthal-

 ten

ten ist, welche die Spinne nicht selbst ersonnen, noch durch Unterweisung, Beispiele und Uebung erlernet, sondern lediglich von ihrem Schöpfer, statt der Vernunft, zum erblichen Besitze bekommen hat: warum sollen wir nicht darauf achten [22])? Ist es wohl durch einen andern Weg thunlich, die große Wahrheit, daß Gott allen Lebendigen die zu ihrem Wohl dienlichsten Mittel gegeben, in ihrer Wirklichkeit überzeuglich zu erkennen, als wenn wir jedes Thieres Werkzeuge, Natur, Triebe und Fertigkeiten aufmerksam betrachten?

Ich finde auch nicht, daß der Herr von **Maupertuis** Ursache hatte, den Engländer lächerlich zu machen, der von dem Rhinoceros, mit einem Paar Worten im Vorbeigehen, bemerkte, daß dieses sonst so dick- und harthäutige Thier von dem weisen und gütigen Schöpfer, bei den Gelenken, mit einer gefaltenen, sehr sanften und biegsamen Haut versehen wäre. Denn da dieses bloß bei den Fugen der Glieder, wo sie sich regen und strecken sollen, nicht aber außer den Gelenken, beobachtet wird; und da das Thier diese Geschicklichkeit seiner Haut zur Bewegung schon aus Mutterleibe mit auf die Welt bringt, nicht aber durch wirkliches Bewegen und Dehnen der Haut erwirbt: was ist denn lächerliches darinn, daß einer dieses, als einen Umstand, worinn sich die weise Vorsehung des Schöpfers für das Thier, und die Wahl der bequemsten Mittel zum Zwecke äußern, bemerket? Es ist eine ähnliche und schöne Anmerkung, die der Herr **von Haller** in gleicher Absicht von der Härte der Haut unter den Füßen der Thiere macht [23]). **Warum, sagt er, hat das Thier, und nicht der Mensch, unter den vier Füßen, die es tragen sollen, schon im Mutterleibe Verhärtungen; da diesem nur unter den längeren Füßen, weil nur diese ihn zu tragen gewidmet sind,**

eine

eine harte Ueberhaut anerschaffen ist? Nämlich auch hier ist zum voraus für den Gebrauch der Theile weislich gesorgt, ehe wir gebohren werden. Mehrere dergleichen Umstände haben auch andere vernünftige Männer bei der Haut und Schale der Menschen und Thiere in großer Anzahl beobachtet, die deswegen sehr unzeitig würden belacht werden, weil sie von der Haut und von Thieren hergenommen sind; aber allezeit der Betrachtung würdig bleiben, weil sie offenbare Beispiele der Weisheit und Güte des Schöpfers enthalten.

Jedoch der Herr von **Maupertuis** sucht diese Folgerung durch eine andere zu verspotten [24]). **Was würde man, spricht er, von demjenigen sagen, der die Vorsehung deswegen läugnete, weil die Schale der Schildkröte weder Falten noch Gelenke hat? Aber die Folgerung dessen, der die Vorsehung durch die Haut des Rhinozeros beweist, hat nicht mehr Stärke. Drum lasset uns solche läppische Kleinigkeiten denen anheim geben, die deren Nichtswürdigkeit nicht einsehen.** Der Herr von **Maupertuis** hat so weit Recht: die Folgerung von der Schildkröte, welche er jemanden in den Mund legt, ist läppisch und nichtswürdig genug. Aber kann er im Ernste glauben, daß ein einziger vernünftiger Mensch die andere Folgerung dieser ähnlich, und die Vergleichung für aufrichtig halten wird? Er bürdet dem Engländer auf, als ob er schlechthin so geschlossen hätte: weil ein Thier Falten in der Haut hat, so muß eine Vorsehung seyn. Auf die Weise, spricht denn Herr **Maupertuis**, müßte auch aus dem Gegentheile das Gegentheil folgen: weil die Schildkröte keine Falten in ihrer Schale hat, so giebt es keine Vorsehung. Der Unterschied aber ist: der Rhinoceros hat biegsame Falten in seiner dicken

Haut bey den Gelenken, wo es zum Bewegen der Glieder nöthig war; aber die Schildkröte hat keine Falten und Gelenke in der harten Schale, wo es zum Bewegen unnöthig war. Denn ein anders ist es mit dem Armadill, der Falten in seiner harten Decke auf dem Rücken hat, weil er sich in eine Kugel zusammen rollet; aber die Schildkröte brauchte dergleichen nicht, sondern vielmehr eine feste Schale, worunter das Thier auch gegen Lastwagen gesichert ist. Dieses ist der eine Fehler in der Vergleichung, daß es nicht entgegen gesetzte Fälle sind, und daß der Herr von **Maupertuis**, solches zu verbergen, diejenigen Umstände mit Fleiß weggelassen, welche solches entdecken konnten. Denn eigentlich konnten dem Falle vom Rhinoceros nur zweene entgegen gesetzt werden, wenn entweder ein Thier in der Haut biegsame Falten hätte, wo es unnöthig war, oder wenn eines keine biegsame Falten hätte, wo es doch nöthig war. Dann würde auch die Folgerung richtiger seyn: also zeiget sich darinn keine Vorsehung. Aber solcher Folgerung hat der Schöpfer schon vorgebeuget, indem keines der gegenseitigen Fälle in der Natur zu finden ist. Demnach verfällt auch der Herr von **Maupertüis** in einen zweiten Fehler, daß er auf seiner Seite übel schließt: weil die Schildkröte keine Falten und Gelenke hat (wo es nicht nöthig war): also giebt es keine Vorsehung. Vielmehr, da sie auf dem Rücken keine unnöthige Falten, sondern eine feste Schutzwehre, hat, darunter sie sich ganz verbergen kann; übrigens aber, am Leibe, Kopfe und Füßen, mit biegsamer Haut und Gliedern, so viel als nöthig war, versehen ist: so läßt sich auch daraus, wie aus tausend andern Dingen, wahrnehmen, daß der Schöpfer, zur Erhaltung seiner Geschöpfe, nichts versäumet, und doch auch nichts umsonst gemacht habe. Nun lasse ich jeden urtheilen, auf wen die Beschuldigung

gung des Läppischen und Lächerlichen in der Folgerung des Hrn. von **Maupertuis** falle.

[21]) Oeuvres P. 25. *Tout est lié dans la Nature: l'Univers tient au fil de l'araignée, comme à cette force qui pousse ou qui tire les planetes vers le Soleil: mais ce n'est pas dans le fil de l'araignée, qu'il faut chercher les preuves de la sagesse de son Auteur.*

[22]) Ich werde die Kunst in dem Gewebe einer Spinne einigermaaßen in der folgenden Abhandlung §. 21. beschreiben.

[23]) Vorrede zu **Büffons** allgemeinen Historie der Natur, II. Th. S. 1 a. Der berühmte Herr B. S. Albinus, Academicar. Annotat. lib. I. p. 27. macht eben die Anmerkung: *Exuvias variis embryonibus de manibus pedibusque integras detraxi: detraxi etiam parvulis, qui assecuti nondum erant longitudinem digitalem. Pertenues inveni, totasque translucidas, qua parte ad dorsum manus pedisque pertinent, crassiores autem magisque opacas et albicantes, totasque firmiores, qua ad volam, quaque ad plantam et ad partes internas digitorum. Ex quo intelligitur, natura differre cuticulam iis in locis, et non pressione tantummodo continua et attritione solidari per aetatem et in crassitudinem crescere.* Eben derselbe sagt lib. III. p. 79, er habe sich diese Beobachtung als die seinige zueignen können, weil er sie schon von 30 Jahren her öffentlich vorgetragen; und der Herr **Kaaw**, ein Schwestersohn des großen **Boerhave**, habe sie im J. 1738, und **Gravesands** Frauen Bruder, **Sacrelaire**, schon im Jahre 1727 in seiner Diss. inaug. de communibus corporis humani integumentis §. 10. aus seinen Anweisungen bekannt gemacht. Das würde er nicht geschrieben haben, wenn er nicht der Meinung wäre, daß Entdeckungen, welche des Schöpfers Vorsehung zeigen, so klein sie auch scheinen mögten, dem Menschen, der sie zuerst gefunden, zur wahren Ehre gereichen. Und Galenus de usu Partium lib. III. cap. 10. sq., wo er eben von der Haut des Menschen an den Füßen geredet hatte, dachte gar nicht verächtlich von solchen Bemühungen, sondern schreibt:

 „Darinn

„Darinn setze er die wahre Verehrung Gottes, nicht wenn er ihm viele hundert Opfer von Stieren und eine Menge Rauchwerk darbrächte; sondern wenn er selbst erkennete und andern zeigte, wie weise, wie mächtig, wie gütig derselbe sey. Dieses aber erhelle daraus, daß er die ganze Welt so schön eingerichtet, und keinem Geschöpfe etwas Gutes habe mangeln lassen.“

[24]) Oeuvres p. 7. *N'est-ce pas faire tort à la plus grande des vérités, que de la vouloir prouver par de tels argumens? Que diroit-on de celui qui nieroit la Providence, parce que l'ecaille de la tortue n'a ni plis, ni jointures? Le raisonnement de celui qui la prouve par la peau du rhinoceros est de la même force. Laissons ces bagatelles à ceux qui n'en sentent pas la frivolité.*

§. 14.

Ja spricht er [25]), wenn ich auch alle die Beweise von Ordnung und Uebereinstimmung in den Theilen der thierischen Körper gelten lasse; so werde ich doch jähling durch eine schlimme Folgerung gestöret. Eine Schlange ist künstlich gebildet; aber wozu dienet sie, als den Menschen zu tödten? Eine Mücke und Ameise heißen uns die Sorge der Vorsehung für ihre Eier und Jungen bewundern; aber wozu das? um ein Insect hervorzubringen, das dem Menschen beschwerlich ist, und von dem ersten Vogel aufgefressen, oder von einer Spinne bestrickt wird. Ueberhaupt, sagt er [26]), hat vielen großen Geistern gedünkt, daß die Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge so genau nicht beobachtet wäre, daß man nicht in Verwirrung gerathen sollte, wie die Welt eines höchstweisen und mächtigen Wesens Werk seyn könnte. Die Erdfläche sey zur Hälfte mit dem Meere bedeckt; auf der Erde sähe man schroffe Felsen, gefrorne Landschaften, brennenden Sand, viel giftige Pflanzen und schädliche Thiere: und untersuchte man die Sitten der Einwohner,

so fände man Lügen, Diebstahl, Todtschlag, und allerley Laster viel häufiger, als die Tugend. Ueberdem wären die unglückseligen Menschen mit allerley Plagen, als Podagra, Steinschmerzen, und andern Krankheiten, wenigstens mit Sorgen und Verdruß überhäuft. Ob das eine Welt sey, welche ihres Schöpfers Weisheit und Güte zeige [27]? Vielmehr mögte man, wenn sonst nichts bessers darinn wäre, gedenken, daß sie ja so wohl ein Werk der bösen Geister, oder eines blinden Schicksals seyn mögte, als eines so vollkommenen Geistes. Denn [28]) die bloße Absicht sey zum Beweise der Weisheit und Güte des Schöpfers nicht genug, wenn der Bewegungsgrund und äußerste Zweck nicht auch was Gutes sey. Man würde einen Künstler nicht bewundern oder loben, der mit vieler Geschicklichkeit und Verstande eine Maschine gemacht hätte, die entweder niemanden nützlich, oder wohl gar schädlich wäre. — Man sieht daraus genugsam, wie der Herr von **Maupertuis**, um den Werth seines neuen Gesetzes der Sparsamkeit zu erhöhen, zuletzt alle Einwürfe selbst gegen die Vollkommenheit der Welt, und gegen die Vorsehung des Schöpfers und dessen weise und gute Absichten, in den bittersten Auszug gebracht hat. Man wird also zuerst von ihm mit Verwunderung erwarten, wie er diese von ihm selbst geschärften Einwürfe heben werde, und ihm besondern Dank schuldig seyn, wenn er es auf eine noch deutlichere und gründlichere Art thun kann, als es bisher geschehen ist. Er versichert uns wenigstens [29]), wenn wir sein Gesetz der Sparsamkeit annehmen, so sollten wir nur die Augen aufthun, und die ganze Welt durchgehen; dann würden alle die Erscheinungen, welche vorhin, bey der Unwissenheit der weisesten Gesetze, wovon sie entspringen, nur einen dunkeln und undeutlichen Beweis von dem Daseyn Gottes gewährten, zur Demonstration werden; und was sonst

hätte

hätte Aergerniß erregen können, das würde nichts, als eine nothwendige Folge der Gesetze, seyn, die zu errichten waren: man würde ohne Anstoß sehen, daß Misgeburten erzeugt, und Laster begangen würden, und wir würden den Schmerz mit Geduld aushalten.

Hier haben wir also den größten Zweifelsknoten, nach dem Gesetze der Sparsamkeit, kurz und gut durchgeschnitten. Allein, ich mögte fragen, wie wird nun alles durch die kleinste Bewegung des Hrn. von **Maupertuis** so leicht zur Demonstration des Daseyns Gottes und seiner Weisheit und Güte? Lasset uns einen Schluß machen: Wenn alles in der Welt mit der kleinsten Handlung oder Bewegung geschieht, so muß ein Gott seyn, der nach weiser Wahl das Beste erkohren. Wie? wenn die kleinste Handlung an sich die einzige mögliche, und also schlechterdings nothwendig wäre: woher folgert man denn, daß sie durch eine weise Wahl eines Urhebers gestiftet worden? Oder, wenn man sie auch nur als natürlich nothwendig annehmen will: was verweist uns auf einen freien Geist, der es so geordnet hat? Der Herr von **Maupertuis** hatte dem Herrn **Newton** diesen Einwurf gemacht, und er macht ihn sich auch nun selber. Seine Antwort darauf aber lautet so [30]): **Wenn es wahr ist, daß die Gesetze der Bewegung und Ruhe eine unausbleibliche Folge der Natur der Körper sind; so beweist eben dieses die Vollkommenheit des höchsten Wesens, da nämlich alle Dinge so geordnet sind, daß eine blinde nothwendige Mathematik dasjenige ausrichtet, was der verständigste und freieste Geist vorschrieb.** Das ist eine vortreffliche Demonstration, nur daß man ihren Grund nicht finden kann: Die natürliche Nothwendigkeit der kleinsten Handlung beweist die weise Wahl eines höchsten

sten Wesens: warum? weil sie des verständigsten und freiesten Geistes Vorschrift ausrichtet. Setzet dieses nicht eben dasjenige voraus, was zu beweisen war? Oder, wenn dieses eine gültige Antwort heissen soll: warum konnte sie dem Hrn. von **Maupertuis** nicht eben denselben Einwurf gegen **Newtons** Ordnung der Planeten heben [31]?

Allein, wir wollen annehmen, das Gesetz der kleinsten Handlung beweise den verständigsten und freiesten Geist: so würde es doch, nach des Hrn. von **Maupertuis** eigenem Urtheile, noch gar nicht dessen Weisheit und Güte beweisen, wenn der Zweck und Bewegungsgrund nicht etwas Gutes ist [32]. Und wie kann er denn doch die Betrachtung der göttlichen Absichten in der Natur verwerfen oder belachen; da sein eigener Grundsatz keinen Beweis von eines höhern Wesens Weisheit und Güte giebt, wo er nicht gewisse Absichten voraus setzt? Denn, in der körperlichen Bewegung liegt an sich nichts Gutes, sie mag klein oder groß seyn; sondern sie ist höchstens nur ein Mittel, das sowohl zum Bösen als Guten angewandt werden kann. Könnte denn nicht auch lauter Böses oder wenigstens viel Böses, durch die kleinste Bewegung ausgerichtet werden? Wie kann also das Gesetz der kleinsten Bewegung an sich selbst die Weisheit und Güte des Schöpfers darthun, so lange man nicht sieht, daß es zum Guten angewandt sey, oder, wie könnte es eine Antwort gegen das Böse, das wirklich in der Welt ist, geben? Sind darum Misgeburten, giftige Thiere und Pflanzen, Laster, Schmerz und Tod nichts Böses, weil sie durch die kleinste Bewegung hervorgebracht werden? Würde nicht das menschliche Herz, wenn die Sache bloß auf Bewegung ankäme, wünschen, daß doch der so verständige und freie Geist lieber im Bösen sparsamer, und in der Bewegung etwas freigebiger gewesen wäre?

Es

Es läßt sich aber auch nicht begreifen, daß das Böse in der Welt eine nothwendige Folge dieses Gesetzes seyn sollte. Sind denn Stürme, Erdbeben, Ueberströmungen, Kriege, Mord, Brand, und alle Laster, Früchte der kleinsten Bewegung? Wenn alle schädliche Thiere und Kräuter gar nicht erschaffen wären, so würde desto weniger Bewegung in der Welt seyn. Ja, man mögte vielmehr aus diesem Gesetze folgern, daß sehr viel Gutes und alle Lebendige hätten wegbleiben müssen, damit ja nicht so viel Regens und Bewegens, Geräusches und Lärmens in der Welt entstünde, sondern alles todt und stille wäre, und die ganze Natur fein geruhig und sanft schliefe.

Man hätte also wünschen mögen, daß der Herr von **Maupertuis** uns auf der einen Seite deutlicher erkläret hätte, wie das Gesetz der Sparsamkeit das Gute nothwendig erzeuge, und sich dadurch als eine Regel der Weisheit erweise; auf der andern aber so wenig Böses, als nur möglich war, zulasse. Denn, an sich scheint weder Böses noch Gutes daraus zu folgen. Wenn nämlich nicht weise und gütige Absichten vorausgesetzt werden, wozu das Gesetz der Sparsamkeit, als ein Mittel, angewandt worden, so kann man aus diesem Gesetze an sich keine Weisheit, oder Wahl des Besten, erkennen, noch das zugelassene Böse damit zusammen reimen. Um so viel weniger ist zu begreifen, wie der Herr von **Maupertuis** wider den Beweis aus der Absicht und der Uebereinstimmung in der Natur streitet, da er ihn ja so sehr, als andere, nöthig hat. Das Schlimmste ist, daß er die Betrachtung des Guten in der Welt verdunkelt, schwächt, verkleinert, verlacht, des Bösen aber häufet und schärfet; und uns alsdenn, wenn er uns mitten in bekümmerte Gedanken hineingeführet hat, verläßt.

[25]) Oeuvres p. 8. sq. *Que sert-il, dans la construction de quelque Animal, de trouver des apparences d'ordre et de convenance? lorsqu'après nous sommes arrêtés tout à coup par quelque conclusion facheuse? Le serpent, qui ne marche ni ne vole, n'auroit pu se derober à la poursuite des autres Animaux, si un nombre prodigieux de vertebres ne donnoit à son corps tant de flexibilité, qu'il rampe plus vite que plusieurs Animaux ne marchent etc. Tout cela n'est-il pas admirable? Mais à quoi tout cela sert-il? à la conservation d'un Animal, dont la dent tuë l'homme. — Suivez la production d'une Mouche ou d'une Fourmi: ils vous font admirer les soins de la Providence — tout cela aboutit à produire un Insecte incommode aux hommes, que le premier oiseau devore, ou qui tombe dans les filets d'une Araignée.*

[26]) Oeuvres p. 9. *De très grands Esprits — — n'ont pu s'empêcher d'avouer, que la convenance et l'ordre ne paroissent pas si exactement observés dans l'Univers, qu'on ne fût embarassé pour comprendre, comment ce pouvoit être l'Ouvrâge d'un Etre tout sage et tout puissant. Le mal de toutes les especes, le desordre, le crime, la douleur, leur ont paru difficiles à concilier avec l'Empire d'un tel Maître. Regardez, ont-ils-dit, cette Terre; les mers en couvrent la moitié, dans le reste, vous verrez des rochers escarpés, des regions glacées, des sables brulans. Examinez les moeurs de ceux qui l'habitent; vous trouverez le mensonge, le vol, le meurtre, et par tout les vices plus communs que la vertu. Parmi ces Etres infortunés, vous en trouverez plusieurs desespérés dans les tourmens de la goutte et de la pierre, plusieurs languissans dans d'autres infirmités que leur durée rend insupportables; presque tous acablés de soucis et de chagrins.*

[27]) Oeuvres p. 11. *Tant de plantes venimeuses et d'Animaux nuisibles, produits et conservés soigneusement dans*

dans la Nature, sont-ils propres à nous faire connoître la sagesse et la bonté de celui qui les créa? Si l'on ne decouvroit dans l'Univers que de pareilles choses, il pourroit n'être que l'Ouvrage des Demons. — il vaudroit autant, que l'Univers dût son origine à un destin aveugle, que s'il étoit l'Ouvrage d'une telle Intelligence.

28) Ibid. *Que cet Univers dans mille occásions nous présente des suites d'effets concourans à quelque but, cela ne prouve que de l'Intelligence et des desseins; c'est dans le but de ces desseins qu'il faut chercher la sagesse. L'habilité dans l'exécution ne suffit pas; il faut que le motif soit raisonnable. On n'admireroit point, on blâmeroit l'Ouvrier; et il seroit d'autant plus blâmable, qu'il auroit employé plus d'adresse à construire une machine qui ne seroit d'aucune utilité, ou dont les effets seroient dangereux.*

29) Oeuvres p. 25. *Ouvrons les yeux; parcourons l'Univers; livrons nous hardiment à toute l'admiration que ce spectacle nous cause; tel Phénomene qui, pendant qu'on ignoroit la sagesse des loix à qui il doit son origine, n'étoit qu'une preuve obscure et confuse de l'existence de celui qui gouverne le Monde, devient une demonstration: et ce qui auroit pu causer du scandale, ne sera plus qu'une suite necessaire des loix qu'il falloit établir. Nous verrons, sans en être ébranlés, naître des Monstres, commettre des Crimes, et nous souffrirons avec patience la Douleur.*

30) Oeuvres p. 13. *Mais, pourroit-on dire, quoique les règles du mouvement et du repos n'ayent été jusqu'ici démontrées que par des hypotheses et des experiences, elles sont peut-être des suites necessaires de la nature des corps; et n'y ayant rien eu d'arbitraire dans leur établissement, vous attribuez à une Providence,*

ce

ce qui n'est l'effet que de la Necessité. S'il est vrai que les loix du mouvement et du repos soient les suites indispensables de la nature des corps, cela même prouve encore la perfection de l'Etre suprême: c'est que toutes choses soient tellement ordonnées qu'une Mathématique aveugle et necessaire exécute ce que l'intelligence la plus eclairée et la plus libre prescrivoit.

[31]) Siehe oben die 9te Anmerkung.

[32]) Siehe die 28ste Anmerkung.

§. 15.

Es erhellet aus seinem eigenem Beispiele, daß man sowohl von der Vollkommenheit und Unvollkommenheit der Welt und ihrer Theile, als auch von dem ganzen Zusammenhange der Dinge, und was derselbe mit sich bringt, imgleichen von der Weisheit und Güte des Urhebers sehr verkehrt urtheile, wenn man nicht zuvor die Absicht oder Endursache fest gesetzt hat. Wie ich nun dieses bereits überhaupt gethan habe; so wird auch daraus klar seyn, daß die äußerste Absicht der Schöpfung so gütig, groß und edel sey, als möglich, und daß die ganze Anlage und Einrichtung der Welt, nebst den Gesetzen und Regeln der Natur, damit übereinstimme; welches denn überhaupt genug ist, die Vollkommenheit sowohl des Werkes, als des Werkmeisters, zu erkennen. Ehe ich aber die Einwürfe von besondern Theilen verständlich heben kann, so wird auch zuvor nöthig seyn, daß ich die besondern Absichten bey den Thieren und Menschen auf unserm Erdboden ausführlicher darthue. Dann wird sich besser erklären lassen, daß ihnen so viel Vollkommenheit und Gutes von dem Schöpfer angediehen sey, als nach jedes Wesen in der Verknüpfung der Dinge möglich war; und daß der Mangel einer mehrern Vollkommenheit, oder das Böse, keine göttliche Absicht sey,

 son-

sondern theils in dem eingeschränkten Wesen der verknüpften Dinge unvermeidlichen Grund der Möglichkeit habe, theils in seiner wirklichen Zulassung neue Beweise der Weisheit und Güte des Schöpfers darreiche.

Ich werde also hier noch auf keine Einwürfe gegen die Weisheit und Güte des Schöpfers antworten. Es kann uns fürs erste genug seyn, daß man überhaupt schon sieht, wie unzeitig und unbillig sie angebracht, und wie schlecht sie daher gehoben sind. Denn, wie kann man von eines Dinges und seines Urhebers Vollkommenheit urtheilen, ohne es weder im Zusammenhange, und nach seiner Absicht, noch in seinen Theilen, der Betrachtung werth zu halten? Wie könnte man sich mit jemanden einlassen, der hie und da aus des weisesten Königs Verordnungen etwas ergriffe, daß ihm widrig schiene, um es zu tadeln; und wenn er gefragt würde, ob er denn die übrigen, so viel möglich, in ihrem Zusammenhange betrachtet hätte, zur Antwort gäbe, er verstünde theils nichts davon, theils handelten sie von allerley nichtswürdigen Kleinigkeiten, die einem Könige unanständig, und der Mühe nicht werth wären? Man würde ihn vielmehr ersuchen, daß er sich nicht übereilen, sondern erst Zeit und Gedult geben mögte, die besondern Absichten der Verordnungen, zur Erhaltung jedes Standes, ohne Vorurtheil aus den allgemeinen zu erforschen, und hiernächst alles in der Verknüpfung des Ganzen zu betrachten; und wenn er denn aller und jeder Anstalten ihren Grund noch nicht völlig begreifen könnte, seine Unwissenheit der Weisheit des Königs nicht zur Last zu legen. Sollten wir nicht so billig und bescheiden von den göttlichen Werken urtheilen, als Sokrates von den dunkeln Schriften des Heraklitus? Er las sie doch ohne Verachtung; er bemühete sich um ihre wahre Meinung; er suchte keine widrige aus

schweren Stellen zu erzwingen; sondern wie er gefragt ward, was er davon hielte, gab er zur Antwort: was ich verstehen kann, das ist vortrefflich; darum vermuthe ich, das andere wird gleicher Art seyn, was ich nicht verstehe [33]).

[33]) Diog. Laertius II. 22. ἃ μὲν συνῆκα, γενναῖα· οἶμαι δὲ, καὶ ἃ μὴ συνῆκα.

§. 16.

Aber, sprechen andere, als Naturkündiger: behaltet eure Endursachen unserthalben für euch, mischet sie nur nicht mit in die Naturlehre, wo sie gar keinen Nutzen haben, und oft zum Irrthume verleiten. Es ist bekannt, was **Cartesius** und **Baco** dawider gesagt [34]); und viele der Neuern gehen darinn noch weiter, so daß sie die Endursachen nicht allein aus der Naturlehre als unfruchtbar und trüglich verweisen, sondern sie auch an sich selbst, und in der Metaphysik, kaum mehr wollen gelten lassen; ja aus Vorurtheile, oder vielmehr Hasse gegen dieselben, fast alle erste Begriffe und Grundsätze der Wahrheit, als unnütze Grillen, verwerfen.

Der eine meinet [35]): die Vollkommenheit, worauf die Absicht gerichtet sey, und der zureichende Grund, den man darinn suche, wären nur moralische Wesen, die nach menschlichen Absichten erschaffen wären; willkührliche Verhältnisse, die wir allgemein gemacht hätten; Gegenstände unserer Neigungen und Leidenschaften, die anstatt, daß sie was Wirkliches hervorbringen sollten, nur das Wirkliche veränderten, und mit unsern Neigungen verwirreten: aus Endursachen etwas schliessen wollen, sey nichts anders, als die Wirkung für die Ursache annehmen. Es heißt bey einem andern [36]): **Man nennet ein Systeme der Endursachen denjenigen Theil der Physik, oder vielmehr Me-**

taphysik (oder vielleicht weder der einen noch der andern), welcher den Zweck hat, die Gesetze der Natur, vermittelst der Absichten, welche der Urheber der Natur sich dabey vorgesetzet hat, zu entdecken. Diese Theorie gründet sich auf so wahre, aber so unfruchtbare, und so oft trügliche Sätze, als daß nichts ohne zureichenden Grund geschieht, daß die Natur durch die einfachsten Mittel handelt, und auf einige andere, die eben so gewiß, aber auch eben so unnütze sind. Der Kanzler Baco, welcher wohl einsah, daß diese Art zu philosophiren für Entdeckungen nicht fruchtbar sey, verglich sie mit einer Gottgeweiheten Jungfrau, die nichts gebieret; welches mit eben so feinem Witze, als wahr, gesaget ist. Ein berüchtigter Epikurus neuerer Zeit, der seine besondern Ursachen hatte, wider die Absichten in der Natur, und alle Spuren der göttlichen Weisheit zu streiten, sagt nicht allein von dem zureichenden Grunde [37]), daß es bloß ein Satz sey, der zum gewissen Lehrgebäude erfunden worden, und der in der Erforschung von Wahrheiten ganz und gar keinen Nutzen habe; sondern er fügt noch, damit er ja allen Zügel gesunder Vernunft abwerfe, hinzu: Die Leibnitzische Philosophie bauet auch noch auf einem andern Grundsatze, der noch unnützer ist; das ist der Satz des Widerspruches.

Nun will ich den ersteren Herren des la Mettrie seine Ausschweifungen gar nicht beimessen; aber war es zur Behauptung ihrer Meinung nöthig, eine Sprache zu führen, die den Atheisten ganz gerecht ist? Denn, wer Gott aus der Natur wegdenken, und alle Ehrbarkeit unter Menschen aufheben will, der muß sich durch

keine Widersprüche aufhalten lassen, und um keinen zureichenden Grund, weder der Dinge selbst, noch seiner Sätze, bekümmern. Konnten die Endursachen gar nicht aus der Naturlehre verwiesen werden, ohne die ersten Regeln der Vernunftkunst und Grundwissenschaft, das ist, aller Wahrheit, zu verachten? Sollte diese Art zu denken einen vortheilhaften Begriff von ihrer Meinung geben, welche aller wilden Vernünfteley ein weites Feld eröffnet? Oder ist wohl eine gründliche Naturlehre selbst was anders, als eine Erforschung des zureichenden Grundes der Begebenheiten, welcher mit der Natur und dem Wesen der Dinge ohne Widerspruch besteht? Allgemeine Wahrheiten und Grundsätze können nicht unfruchtbar seyn, weil sie den Samen aller übrigen Wahrheiten in sich halten. Gebähren sie dennoch bey einigen, gleichsam als die geweiheten Jungfrauen im Kloster, nichts; so wird die Schuld entweder an deren Unvermögen seyn, bey welchen sie wohnen, oder daß sie ein übereiltes Gelübde gethan haben, sich ihrer zu enthalten.

In der That sind jedoch gedachte Herren diesen Schönen so abhold nicht, daß sie sich ihrer nicht zum öftern bedienen sollten, aber es muß niemand wissen; und sie sind mit ihnen so weit wohl zufrieden, wenn sie nur nichts zur Welt bringen, was Absichten hat. Ein Unglück für Leibnitz, da er entdeckte, daß sie auch mit Absichten schwanger gehen [38]).

Aber im Ernste: lasset uns den Wortstreit, ob die Endursachen einen Theil der Physik oder Metaphysik ausmachen, bey Seite setzen, und nur fragen, theils ob sie an sich Grund haben; theils, ob sie zur Entdeckung natürlicher Wahrheiten etwas beitragen können; theils ob sie mit denselben in der Weltweisheit nicht zu verknüpfen sind?

 34) Siehe

34) Siehe, was Cudworth im Systemate Intellectuali Cap. V. Sect. I. §. 59 sqq. und Parker de Deo et provid. Diss. III. Sect. 16. p. 283 sqq. dagegen erinnert haben.

35) Herr Büffon in seiner allgemeinen Historie der Natur, I. Th. II. Band p. 45. sq. und p. 20.

36) Der Herr Verfasser von den Melanges de Litterature, d' Histoire et de Philosophie Vol. I. p. 257. sagt von dem Systeme des causes finales: *On appelle ainsi cette partie de la Physique, ou plûtôt de la Metaphysique (ou peut-être ni de l'une ni de l'autre) qui a pour but de decouvrir les loix de la Nature par la fin que son auteur s'est proposée en établissant ces loix. Cette Theorie est fondée sur des axiomes si vrais, mais se peu féconds, et souvent si trompeurs, que rien ne se fait sans raison suffisante, que la nature agit toûjours par les voies les plus simples, et sur quelques autres aussi certains, et aussi inutiles. Le Chancelier Bacon, qui avoit senti, combien cette maniere de philosopher étoit une voie sterile pour les decouvertes, la comparoit avec beaucoup de finesse et de verité, à une vierge consacrée à Dieu, qui ne produit rien.*

37) Mr. de la Mettrie Abregé des Systemes §. 3. nennet das Principe de la Raison suffisante, *un Principe de Systeme, et fort inutile dans la recherche de la verité,* und fügt hinzu: *la Philosophie de Mr. Leibnitz porte encore sur un autre principe, mais moins, et encore plus inutile, c'est celui de contradiction.* Welch ein Philosoph!

38) Ich bediene mich dieser Ausdrücke nicht, als ob ich darinn einen Witz suchte, sondern nur zu zeigen, wenn ja Bacons Ausdruck, nach Herrn d'Alembert Urtheil, witzig seyn soll: daß sich die Wahrheit durch so genannte bon mots so wenig umstoßen als beweisen lasse. Lord Bolingbroke sagt in seinen Works Vol. III. p. 403 nicht unbillig von diesem Ausdrucke Bacons, *that the Chancellor expresses himself rather prettily than truly.* Es ist überdieß nichts leichter, als denen Herren, welche die Sätze des zureichenden Grundes und des Widerspruches als unnütz verwerfen, aus

ihren eigenen Schriften zu zeigen, daß sie in ihren Urtheilen und Folgerungen so verfahren, als hätten sie sich beständig die Regeln vorgeschrieben, es sey nichts ohne zureichenden Grund, und widersprechende Dinge seyn unmöglich, oder lassen sich nicht gedenken. Dieses hat der Herr Kästner dem Herrn Büffon bey dem I Th. II B. p. 45. sq. der Historie der Natur, was den Satz des zureichenden Grundes betrifft, mit allem Rechte vorgehalten. Aber es geht manchem, wie dem Bourgeois - Gentilhomme, er redet Prose, und weis es selbst nicht. Wenn man also nicht nach deutlichen Begriffen von den Regeln seines Denkens, und von deren Gebrauche und Nutzen, verfährt, so ist die Verachtung der Regeln nicht anders anzusehen, als eines Menschen, der die Grammatik und Optik für unnütz erklärt, weil er, auch ohne diese Wissenschaften, sprechen und sehen kann. Das ist wahr; aber er kann auch desto leichter irren, desto weniger die Wahrheit erfinden und einsehen, desto weniger sich und andere davon überführen. Der Herr Büffon giebt einen offenbaren Beweis, daß er von dem zureichenden Grunde nicht allein keinen deutlichen, sondern auch einen irrigen Begriff gehabt, wenn er meinet, Leibnitz hätte unter diesem Namen bloß die Endursachen verstanden und erheben wollen; wie Herr Kästner abermals p. 44. sehr wohl bemerkt. La Mettrie nennet es daher auch ein Principe de Systeme. Man sieht aber daraus, warum die Herren dem zureichenden Grunde, oder vielmehr der Vernunft, selbst feind werden, weil sie fürchten, sie mögten dadurch auch zum Erkenntnisse der Endursachen geführt werden. Ich bedaure, daß ich diesen Satz auch noch vielen meiner ungegründeten Landesleute verständlich zu machen Ursache habe. Leibnitz sagt mit diesem Ausdrucke des zureichenden Grundes, oder desjenigen, woraus sich völlig verstehen läßt, warum etwas sey, nichts anders, als was das Wort Principe überhaupt undeutlich sagt: erstlich, alles dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas in einem Dinge innerlich möglich oder nothwendig sey (das ist, ein Principium essendi, oder das Wesen und Wesentliche); imgleichen dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas wirklich sey oder werde (Principium fiendi, oder die wirkenden Ursachen mit ihren Kräften und deren Regeln und Maaße); ferner dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum etwas wahr sey, oder warum unsere Gedanken

mit den Dingen, und mit einander übereinstimmen (Principium cogitandi, oder die Grundsätze aller Wahrheiten); endlich dasjenige, woraus man völlig verstehen kann, warum man etwas wolle oder wollen müsse (Principium volendi, oder die Gründe der freien Handlungen und Sittlichkeit). Meint nun jemand, daß man ohne Principe, zureichenden Grund, d. i. ohne Verstand und Einsicht, was einem beliebt, von den Dingen bejahen und verneinen könne, und daß dieser Zwang nur ein Principe de Systeme sey: so kann man ihm seine wilde Philosophie gern lassen. Will man noch eine nähere Erklärung haben, was völlig verstehen heiße; so dienet zur Nachricht, es heiße so viel, als klar und deutlich einsehen, ob eins mit dem andern einerley sey oder nicht, dem andern widerspreche oder nicht. Durch diese deutliche Erklärung des zureichenden Grundes werden alle Principia brauchbarer und gewisser; und es zeigt sich, daß Metaphysik, Mathematik, Physik, Logik, Ethik, zusammen hängen, und eine gemeinschaftliche Regel haben.

§. 17.

Ich habe oben gezeigt, daß die Endursachen oder Absichten in dem Wesen körperlicher Dinge gegründet sind, weil kein lebloses Ding als wirklich gedacht werden kann, wo nicht sein Wesen, seine Beschaffenheit, nebst seiner Wirklichkeit, aus Absicht auf die Lebendigen bestimmt worden. Der Herr B. aber giebt die Endursachen, oder die Absichten auf die Vollkommenheit, für moralische Wesen aus, die bloß nach menschlichen Absichten erschaffen sind; für willkührliche Verhältnisse, die wir allgemein gemacht haben; für moralische Uebereinstimmungen mit unsern Neigungen, wodurch die Wirklichkeit der Dinge verkehrt vorgestellet wird. Er gesteht denn doch so viel, daß es ein Verhältniß und eine Uebereinstimmung mit menschlichen Absichten und Neigungen gebe, weswegen wir den Dingen eine Vollkommenheit beylegen. Und wer kann das läugnen? Wir suchen Augen, Ohren, Nase, Mund und alles Gefühl zu ergötzen, und nicht allein mit Lust zu leben, sondern auch

unser Geschlecht fortzupflanzen. Hiermit stimmt der Bau unsers ganzen Leibes, besonders der Werkzeuge unserer Sinnen, und der Zeugungsglieder in beiderley Geschlechtern, ferner aber das Daseyn und die Beschaffenheit anderer äußerlichen Dinge, und die Regeln, wornach sie auf unsere Sinne wirken, kurz, die ganze Natur überein. Wir suchen Erkenntniß der Dinge und ihrer Ursachen, hauptsächlich aber ein Vergnügen an der Schönheit und Ordnung derselben, endlich auch eine Zufriedenheit an unsern eigenen Handlungen. Hiermit stimmen abermals die ganze äußerliche Welt, und unsere eigenen Seelenkräfte, und deren eingepflanzte Regeln überein: und wie die Welt alle Wissenschaft und Kunst, alle Schönheit und Ordnung in der Wirklichkeit enthält, so sind unsere Seelenkräfte, nach ihren eingepflanzten Regeln, fähig, eine Einsicht davon zu fassen, und ein süßes Vergnügen daran zu nehmen.

Nun fragt sich: ist dieses Verhältniß, und diese Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, ein bloßes moralisches Wesen, eine bloße moralische Uebereinstimmung, ein bloßes willkührliches Verhältniß, das wir Menschen nur nach unsern Absichten erschaffen und allgemein gemacht haben? Das wäre lächerlich, zu sagen, und wider alle Wahrheit. Die Dinge selbst, sowohl als wir, und ihr Verhältniß zu uns, sind wirklich, und das Verhältniß zu uns ist in der Natur und ihren Kräften und Regeln gegründet. Unsere Gedanken, Neigungen und Wille können dasselbe nicht schaffen oder ändern, noch eine Welt nach unserm Sinne bauen; aber wir können wohl ein Denkbild oder einen Begriff dieses natürlichen Verhältnisses der Dinge zu unsern Neigungen fassen, und uns daran ergötzen; und in solchem Begriffe ist Wahrheit, weil er das Wirkliche, wie es ist, vorstellet. Nun ist diese Ueber-

einstimmung der Dinge mit unsern Neigungen, das ist mit unserm Wohl, dasjenige, was ich eine äußerliche Vollkommenheit der Dinge nenne. Demnach ist diese Vollkommenheit der Dinge nichts, das wir Menschen, durch oder nach unserm Willkühr und Absichten, geschaffen hätten; sondern sie ist, ehe wir noch Absichten hatten, in dem Wesen und in der Natur der Dinge, und unserer selbst, fest gewurzelt. Oder, wird sie darum willkührlich, weil wir uns eine allgemeine Einsicht davon erwerben, und davon ein Gefühl haben? So müßte auch das Verhältniß der Ursachen zu ihren Wirkungen willkührlich, und von Menschen erschaffen genannt werden; welches ungereimt wäre.

Ich habe diesen Kunstgriff bey dem Herrn B. an vielen Orten bemerkt. Wenn er gegen eine Erfahrung, oder gegen Schlüsse, die ihm nicht anstehen, streitet; so spricht er nur, um solche verhaßt zu machen, sie seyn willkührlich: und darinn besteht seine ganze Widerlegung. Wir müssen es aber gerade umkehren. Denn, wer das Verhältniß, was vor und ohne unsern Willen wirklich ist, und in der Natur und ihren Regeln Grund hat, für willkührlich ausgiebt, der verfährt in solchem Urtheile selbst willkührlich, und hat nicht die Wahrheit der Dinge, sondern bloß seine Abneigung, zum Grunde. Wir werden unten noch mehrere Beyspiele solches Verfahrens zu beobachten Gelegenheit haben. Sollte man dem Herrn B. seine willkührlichen Sätze und Hypothesen nehmen: was bliebe denn von seinem ganzen Systeme übrig?

Wir verstehen, ja wir fühlen demnach, daß das Verhältniß und die Uebereinstimmung der Dinge mit unsern Neigungen und mit unserm Wohl, das ist, die äussere Vollkommenheit der Welt, in der Natur selbst, und nicht in unserm Willen, Grund habe. Nun frage ich

ich weiter: woher kömmt denn diese Uebereinstimmung mit unserm Wohl, oder die äußerliche Vollkommenheit der Welt? Ist diese Frage unnütz? so müßte die Sache schon aus der Welt oder Natur selbst völlig verständlich seyn; oder, mit Leibnitz zu reden, so müßte die Welt und Natur völligen und zureichenden Grund dieser Uebereinstimmung in sich halten, und diese folglich schlechterdings nothwendig seyn. Aber eine äußerliche Vollkommenheit und Uebereinstimmung eines leblosen Dinges, mit einem andern, kann nicht schlechterdings nothwendig seyn, und in ihm selbst Grund haben, weil ihm alles einerley ist, und seine Beschaffenheit so wenig, als seine Wirklichkeit, durch sein eigen Wesen bestimmt wird, sondern, wie eine jede leblose Maschine, von einem Werkmeister, um der Lebendigen willen, oder in Absicht auf deren Nutzen, seine Wirklichkeit und Einrichtung bekommen haben muß. Durch diese Absichten wird das Daseyn und die Beschaffenheit der Welt sowohl als einer Maschine verständlich; an sich selbst aber ist und bleibt alles unverständlich.

Daraus kann auch Hr. B. erkennen, warum man alle Wirkungen der Natur, die zum Nutzen der Lebendigen gereichen, vernünftiger Weise für Endursachen halten müsse: das ist, für solche Wirkungen, die in den Gedancken des Urhebers der Natur der Zweck gewesen sind, zu dessen Hervorbringung die Welt als ein Mittel hat dienen sollen; daß folglich der erste Grund aller Wirklichkeit und Beschaffenheit natürlicher Dinge in dieser Absicht zu suchen ist. Es scheint, Hr. B. habe dieses durch den Ausdruck lächerlich machen wollen, da er saget: **Diejenigen, welche die Frage, warum gewisse Dinge vorhanden** (er könnte auch sagen, so, und nicht anders beschaffen) **sind, durch die Endursachen zu beantworten glauben**, bemer-

merken nicht, daß sie die **Wirkung für die Ursache ansehen**, Allein, er wird doch durch seine Ursachen Endursachen verstehen, die er eben genannt hatte, und nicht mit Worten spielen wollen, oder uns andichten, daß wir die Wirkungen für die wirkenden Ursachen hielten. Aber selbst das Wort Endursache, oder Absicht, wird niemand den Wirkungen im andern Verstande beilegen, als objective, so ferne diese Wirkungen ein Gegenstand der Absichten des Werkmeisters waren. Und was ist denn darinn ungereimtes? Er wird ja selber wissen, was schon die Schulweisen ganz recht gesagt haben, das ultimum in executione sey primum in intentione, die Wirkung, welche zuletzt entsteht, sey das erste in der Absicht gewesen. Wie kann er aber so dreiste sagen, **die Verhältnisse der Sachen zu uns hätten gar keinen Einfluß in ihren Ursprung?** Vielmehr, wenn keine gewisse Absicht bey einem leblosen Dinge voraus gesetzt wird, welche ein übereinstimmendes Verhältniß mit dem Nutzen der Lebendigen sucht; so fällt sogar aller Begriff seines Wesens und seiner Beschaffenheit und Wirklichkeit weg. So lange man nicht weis, was Leber, Milz, Pancreas, und andere Gefäße, in den menschlichen und thierischen Leibern für Nutzen und Verrichtung haben; so kennet man diese Gefäße auch noch nicht. Ein jedes Ding in der Welt, dessen Nutzen in dem Zusammenhange wir noch nicht wissen, ist uns wie ein unbekanntes mathematisches Instrument, eine unbekannte Maschine. Wenn man nicht die Absicht einer Uhr, Mühle, oder jeden Maschine, d. i. ihr Verhältniß mit dem Nutzen der Menschen, setzt; so weis man nicht, was eine Uhr, eine Mühle oder jede Maschine sey: und will man sie mit Verstand als wirklich und so beschaffen gedenken, wie sie ist; so muß man sich auch gedenken, daß diese Ab-

sicht einen Werkmeister bewogen habe, sie hervor zu bringen, und so einzurichten.

§. 18.

So ferne hat demnach die Betrachtung der Absichten in der Natur vernünftigen Grund. Aber hilft sie uns etwas im Erkenntnisse der Natur; oder ist sie vielmehr da, als unnütz und schädlich, zu entfernen? Ich halte dafür, man kann der Sache zu viel und zu wenig thun. Wer etwa dächte: ich sehe die Endursache der Dinge überhaupt ein, also weis ich auch die besondern Absichten und die Mittel zur Ausrichtung dieses und jenes Endzwecks, der würde sich eben so sehr betrügen, als wenn einer meinte, daß er aus den allgemeinen Gesetzen der Bewegung nun schon alle besondere, ohne weitere Erfahrung, finden könnte. Denn, eines Theils wissen wir aus der allgemeinen Absicht auf das Wohl der Lebendigen nicht die besondern Absichten, oder die Arten aller möglichen Lebendigen, heraus zn bringen: andern Theils können die zufälligen Dinge durch vielerley Mittel zur Wirklichkeit gebracht werden, und unser Verstand reicht bey weitem nicht dahin, alle Aufgaben der göttlichen Absichten durch den kürzesten Weg, oder die weisesten Mittel, aufzulösen. Wir würden selbst in menschlichen Stiftungen und Werken bloß aus der allgemeinen Absicht nichts sicheres schließen. Wenn man daher, ohne weitere Erforschung der Natur, bloß nach unserer wenigen Einsicht, errathen wollte, welche Dinge in der Welt seyn, was sie für eine Beschaffenheit haben, wozu sie bestimmt seyn, und wie sie wirken müßten; so würden wir mehrentheils irren, höchstens nur muthmaaßen.

Allein, auf der andern Seite geht man auch zu weit, als ob man aus den Endursachen, nicht einmal

mit Zuziehung der Naturgeschichte, neue Wahrheiten in der Naturlehre, von dem Daseyn gewisser Dinge, von ihrer Beschaffenheit, und von ihrer Art der Wirkung, entdecken könnte. Wer mit Erfindungen umgegangen ist, der weis wohl, daß man die Natur durch mancherley Wege beschleichen müsse, und wird leicht begreifen, ob und was sich, aus der Verbindung allgemeiner Sätze mit den besonderen der Erfahrung, schließen lasse. Wie ich nun auf die Weise oben die Regeln angegeben habe, wornach man, aus der allgemeinen Absicht der Schöpfung, die besondern Absichten schließen kann †): so lassen sich auch Wege zeigen, worauf man die Spur zu den Mitteln der Absichten in der Natur, und deren Art zu wirken, findet. Aber ich will hier die Sache lieber augenscheinlicher durch Beispiele bewähren.

Ich habe oben schon einige Beispiele gegeben, wie das argumentum analogiæ, oder der Schluß aus der Aehnlichkeit der Dinge, in der Naturwissenschaft, mit großem Vortheile gebraucht sey, da es sich doch hauptsächlich auf das Verhältniß der Dinge, als Mittel, mit einer schon bekannten allgemeinen Absicht, gründet *). So geben auch die Regeln der Weisheit theils Irrthümer, theils Wahrheiten in der Naturlehre zu erkennen. Denn woher schlossen die Alten, **Anaximander**, **Philolaus**, **Aristarchus** von Samos, **Plato** und **Nicetas** von Syracus, ꝛc. woher **Copernicus**, daß die Erde sich bewegen müßte? Sie wußten dieses gewiß noch nicht aus Erfahrungen, oder bekannten Bewegungsgesetzen, darzuthun. Sie schlossen es bloß daher, weil es ungereimt seyn würde, daß das, welches durch die Drehung einer einzigen kleinen Kugel ausgerichtet werden konnte, durch Wälzung des ganzen Himmels um unsere Erde sollte zuwege gebracht seyn. Woher dachten die Alten, daß es Gegenfüßer geben müßte,

woher

woher Columbus, das nach Westen noch mehrere Länder seyn würden **), als weil beides dem göttlichen Zwecke, die Erde zum Wohnhause für die Lebendigen, insonderheit Menschen, zu bereiten, gemäß wäre?

Die Regel der Stätigkeit, (lex continuitatis) welche Leibnitz entdeckt hat, und nachher viele vernünftige Weltweise als wahr und richtig erkannt haben, vermöge deren alles in der Welt in Einem fortgeht, und nirgend eine Lücke oder ein Sprung in der Natur anzutreffen ist, ist nichts, als eine Regel der Weisheit [39]; und dient doch, nicht allein viele Irrthümer aus der Naturlehre zu verbannen, sondern auch viele unbekannte Wahrheiten zu entdecken. Leibnitz schließt bey einer gewissen Gelegenheit daraus [40]: daß auch thierartige Pflanzen [oder pflanzenartige Thiere] in der Welt seyn müßten, und daß die Beobachtung der Natur dereinst dergleichen, es sey in der Erde oder im Wasser, entdecken würde. Und siehe, daß er aus dieser Regel der Weisheit richtig geschlossen habe, das hat die neuere Erfahrung bestätigt, da man solche thierartige Pflanzen wirklich gefunden; ich meine die Polypen des Trembley, welche in ihrer Vermehrung, auch wenn sie zerschnitten werden, und die Corallen und Madreporen, welche, beides in ihrer Vermehrung und ihrem Wuchse, den Pflanzen gleich scheinen, und doch ein Leben haben [40b]. Daher zweifle ich nicht, Leibnitz habe Recht gehabt, zu sagen [41], daß sein Grundsatz zur Entdeckung vieler andern wichtigen Wahrheiten dienen würde, wenn man ihm nachgienge.

Wenn wir nachforschen, woher Newton gefolgert habe, daß die Pol-Axe der Erden sowohl, als aller übrigen Planeten, kürzer seyn müsse, als der Durchmesser des Aequators; oder daß die Erde, ihrer Ründe nach, so zu reden, einer Pomeranze ähnlicher

seyn

seyn müsse, als einer Citrone: so findet sich, daß er zwar viele andere sonst bekannte Wahrheiten zum Grunde gelegt, aber daß doch guten Theils auch die göttlichen Absichten, und die Wahl des Besten, einen Einfluß in den Beweis gehabt [42]). Denn in der Drehung der Erde um ihre Polare stehen die bewegten Theile um den Aequator am weitesten von der Axe ab: folglich haben sie den größten Schwung, oder das größte Bemühen, sich von der Axe zu entfernen. Dadurch wird ihre Schwere, oder ihre Senkung zum Mittelpunkte der Erde, desto geringer, als derer, die nach den Polen zugehen: mithin sind alle Theile um und gegen den Aequator leichter, als diejenigen, die nach den Polen zulaufen. Bey solcher Beschaffenheit aber würde die Erde kein Gleichgewicht haben, wenn die Leichtigkeit der Theile um den Aequator nicht durch ihre Menge ersetzt würde, damit sie den schweren Theilen gegen die Pole am Gewichte gleich käme. Denn, wenn sich die Erde auch bey der verschiedenen Schwere ohne Schwanken drehen, und wohnbar seyn könnte; so würde das doch nur angehen, wenn alle ihre Theile lauter festes Land wären. Da aber auch die Erdfläche zum Theile mit Wasser bedeckt ist, so würde dieses flüßige Element, bey dem Drehen, von den schwerern Theilen, das ist, von den Polen, zu den leichteren, oder gegen den Aequator, hindrängen, und daselbst hoch aufschwellen, und folglich alles Land überschwemmen und unwohnbar machen; gleichwie das übrige, nach den Polen, der mehresten Flüßigkeit beraubt und dürre bleiben würde.

Wenn **Newton** dieses allein von der Erde schlösse: so mögte man sagen, er gründe sich bloß auf die Erfahrung, daß die Erde um den Aequator wirklich bewohnt sey. Allein, da er es auf alle Planeten zieht, so gründet er sich auf die allgemeine Absicht des Schöpfers,

und

und die weisesten Mittel dazu. Er setzt: Die Planeten müssen in ihrer Bewegung ein Gleichgewicht haben. Und warum das? kann sich eine Kugel nicht auch schwankend bewegen? nicht um den Aequator mit lauter Wasser überschwemmt seyn? Es ist an sich möglich, und kein anderer Grund, daß solches nicht zu seyn geschlossen wird, als in den weisen und gütigen Absichten Gottes, damit die Planeten desto wohnbarer wären für die Lebendigen.

Ich muß diesem Beispiele ein anders von der Entdeckung des Hrn. Johann Bernoulli hinzufügen. Der hatte gefunden, daß sich ein Körper, beim schiefhängenden Ablaufe, am geschwindesten in einer Cycloidenlinie bewege. Nun setzt er von der schiefen Brechung des Lichts in unserm Dunstkreise zum Grunde, das Licht muß sich so geschwinde, als nur möglich ist, bewegen. Demnach schließt er, daß das Licht durch unsern Dunstkreis in einer Cycloide zu uns komme. Er setzt also in der Anwendung seines erfundenen Satzes auf das Licht voraus, das Licht müsse sich so geschwinde, als möglich, bewegen; welches doch nicht geometrisch bewiesen werden kann, sondern bloß eine metaphysische Wahrheit ist, die daraus fließt, daß in der Natur nichts umsonst geschehe, oder vielmehr, daß Gott in der Natur seine Absichten weislich, oder auf die kürzeste Weise erhalte *). Es ist demnach auch dieser Grundsatz, zur Erfindung physischer Wahrheiten, nicht unnütze, gleichwie ihn schon andere berühmte Männer zum Beweise anderer Eigenschaften und Regeln der Bewegung des Lichts und anderer Körper angewandt haben [43].

Und selbst der Herr von Maupertuis scheint sein Gesetz der Sparsamkeit, oder der kleinsten Handlung, aus dem Grundsatze, daß die Natur durch die einfachsten oder kürzesten Mittel handele, genommen zu ha-

ben, ob er es gleich nicht will an sich kommen lassen[44]). Ich will ihm ja den Ruhm dadurch nicht benehmen, daß er dieß allgemeine Principium auf die Gesetze der Bewegung auch mehrentheils glücklich angewandt habe. Allein, ob er die kleinste Handlung oder Bewegung allenthalben richtig für das einfachste und kürzeste Mittel angenommen habe, das ist eine andere Frage. Die allgemeinen Grundsätze lassen sich auf die Natur nicht anders sicher anwenden, als wenn man andere erkannte Wahrheiten, und selbst die Erfahrung, zu Hülfe nimmt. Denn, wenn **Bernoulli** zu seinem Obersatze, **das Licht muß sich so geschwinde, als nur möglich bewegen,** den Untersatz willkührlich angenommen hätte: **Nun bewegt es sich in gerader Linie am geschwindesten:** so würde er geirret haben; nicht, weil sein metaphysischer Satz trüglich war, sondern weil er einen falschen Untersatz damit verbunden hätte. Da er aber vorher ausgemacht hatte, daß die Cycloide diejenige sey, in welcher sich ein Körper im schiefen Ablaufe am geschwindesten bewegt: so war ihm der allgemeine metaphysische Satz, in Verbindung mit einer schon bekannten Wahrheit, fruchtbar, und erzeugte eine neue Wahrheit *).

†) Siehe oben §. 4.

*) Siehe §. 8.

) Wollte man sagen, daß **Columbus sich vielleicht auf alte Nachrichten, etwa des **Martin Behaim** aus dem Geschlechte von Schwarzach, wie **Joh. Fried. Stuvenius** de vero novi orbis inventore will, gegründet haben mögte: so bleibt, bey dieser an sich unwahrscheinlichen Muthmaaßung doch allemal gewiß, daß er auf erwähnte Weise, auch ohne fremde Erfahrung, zu seiner Entdeckung hätte geführt werden können.

39) **Leibnitz** sagt in einem Briefe, bey dem Hrn. **König** in seinem Appel au Public, p. 44 sq. *Je pense avoir de bon-*

bonnes raisons pour croire, que toutes les differentes classes des Etres, dont l'assemblage forme l'Univers, ne sont dans les idées de Dieu, qui connoit distinctement leurs gradations essentielles, que comme autant d'Ordonnées d'une même Courbe, dont l'union ne souffre pas qu'on en place d'autres entre deux, à cause que cela marqueroit du desordre et de l'imperfection — Tous les ordres des Etres naturels ne forment qu'une seule chaîne, dans laquelle les différentes classes, comme autant d'anneaux, tiennent si étroitement les unes aux autres, qu'il est impossible aux sens et à l'imagination de fixer précisement le point, où quelqu'une commence, ou finit. Aristoteles hat schon einen Begriff von dieser Naturkette gehabt, wenn er T. II Opp. p. 549 B. schreibt: ἡ γὰρ φύσις μεταβαίνει συνεχῶς ἀπὸ τῶν ἀψύχων εἰς τὰ ζῶα, διὰ τῶν ζώντων μὲν, οὐκ ὄντων δὲ ζώων, ὄυτως ὥςε δοκεῖν πάμπαν μικρὸν διαφέρειν θατέρου θάτερον τῷ σύνεγγυς ἀλλήλοις. Die morgenländischen und griechischen Weltweisen haben eben diese Regel der Stätigkeit auf die Geisterwelt angewandt.

40a) Eben daselbst p. 46. *Ainsi l'existence de Zoophytes, par exemple, ou comme Buddeus les nomme, de Plant-Animaux, n'a rien de monstrueux; mais il est même convenable à l'ordre de la Nature, qu'il y en ait. Et telle est la force du Principe de continuïté chez moi, que non seulement je ne serois point étonné d'apprendre, qu'on eut trouvé des Etres, qui par rapport à plusieurs proprietés, par exemple, celle de se nourrir, ou de se multiplier, puissent passer pour des végétaux à aussi bon droit que pour des animaux, et qui renversassent lès regles communes, bâties sur la supposition d'une separation parfaite et absolue des differens ordres des Etres simultanés, qui remplissent l'Univers; j'en serois si peu étonné, dis-je, que même je suis convaincu qu'il doit y en avoir de tels, que l'Histoire naturelle parviendra peut-être à les connoitre un jour, quand elle aura étudié davantage cette infinité d'Etres vivants, que leur petitesse dérobe aux obser-*

vations communes, et qui se trouvent cachés dans les entrailles de la Terre et dans l'abîme des Eaux. Leibnitz kann hier keine solche pflanzenartige Thiere, als urticas, spongias &c. gemeint haben, dergleichen die Alten, nämlich Aristoteles de partibus animalium lib. IV. cap. 5. Tom. II. Opp. p. 549 sq. und Plinius lib. IX. cap. 45. schon gekannt und jener ἐπαμφοτερίζοντα φυτῷ καὶ ζώῳ τὴν φύσιν nennet, dieser als sentientia, quæ neque animalium neque fruticum, sed tertiam quandam ex utroque naturam habent, beschreibt, Leibnitz auch selbst aus Budäo mit dem Namen Zoophytes beleget. Denn, wenn diese ihm gleich aus dem Aristoteles und Plinius nicht bekannt gewesen wären; so würde er sie doch bey dem Aldrovandus, Jonston und andern ganz gemeinen Geschichtschreibern der Natur gefunden haben. Er nimmt hier ja auch solche Zoophytes schon als wirklich existirend an, und sagt nur, daß sie keine Misgeburten der Natur wären; aber er geht in der Anwendung seines Grundsatzes weiter zu solchen Geschöpfen, die den Pflanzen in der Nahrung und Vermehrung noch näher kommen sollten, dergleichen man zu seiner Zeit nicht wirklich entdeckt hatte, und die man vielleicht in Klimms erdichtete unterirdische Welt verwiesen hätte. Leibnitz aber sagt, nach meinem Grundsatze müssen sie seyn, und man wird sie dereinst finden. Trifft nun dieses nicht bey den Polypen, Corallen und Madreporen ein, die wir erst neuerlich, mit Gewißheit, theils als pflanzenartige Geschöpfe, die aus dem Mutterstamme wachsen, und sich auch durch Zerschneidung vermehren lassen, erkannt, theils mit wirklich thierischem Leben begabt gesehen?

40b) [Von der Natur und den Eigenschaften der Pflanzthiere oder vielfachen Thiere, in wie ferne sie nämlich entweder den Pflanzen ähnlich sind, oder ihre thierische Natur zeigen, habe ich in dem Anhange zu der dritten Ausgabe der Betrachtungen über die Triebe der Thiere gehandelt. Neuere Entdeckungen haben diese sonderbaren Eigenschaften völlig bestätigt. Man sehe *Ellis* natural hist. of Zoophytes: by *Solander.* Lond. 1786. 3. und *Cavolini* Memorie per servire alla storia de' polipi marini: in Napoli. 1785. 4. Dieser hat auch nicht allein das Hervorbringen ihrer Eier (oder vielmehr Jungen) sondern auch deren lebendige Bewegung beobachtet, welches der berühmte Spallanzani gleichfalls bezeuget].

41) Eben

[41]) Eben daselbst: *Le Principe de Continuïté est donc hors de doute chez moi, et pourroit servir à établir plusieurs vérités importantes dans la veritable Philosophie, laquelle s'élevant au-dessus des sens et de l'imagination, cherche l'origine des Phenoménes dans les Regions intellectuelles. Je me flatte d'en avoir quelques idées, mais ce siècle n'est point fait pour les recevoir.*

[42]) Man findet diesen Beweis, auf eine jedem begreifliche Weise, so erklärt, in der Voyage Historique de l'Amerique Meridionale, fait par Don George Juan et Don Antoine d'Ulloa, pour determiner la Figure et la Grandeur de la Terre, Amsterd. et Leipz. 1752. 4. in dem II Vol. im Discours Préliminaire p. 9--13. Newton selbst, welcher seinen Lehrsatz auf alle Planeten insgemein zieht, beruft sich unter andern auf die Ueberschwemmung, welche sonst um den Aequator alles Land bedecken würde. Siehe Philosophiae Nat. Principia Mathematica, T. III. P. I. Propos. XVIII. theorem. XVI.

*) S. Herrn Kästners Anmerkung zu dem Auszuge des Essay de Cosmologie par. M. de Maupertuis. Hamb. Magaz. VI. B p. 334.

[43]) Der Hr. d'Alembert will die Regel, welcher sich Bernoulli bedienet hat, ungerne für metaphysisch angesehen haben, und spricht: man könne sie für bloß geometrisch halten. Melanges Vol. I. p. 257. *Pour revenir à la solution, que donne Mr. Bernoulli du probleme dont il s'agit, le principe metaphysique en apparence, sur lequel cette solution est appuyée peut n'être regardé, si l'on veut, que comme un principe purement géometrique, et la solution n'y perdra rien de son merite.* Das si l'on veut ist freilich seinem Willen gemäß. Denn er suchet die Endursachen und alle Regeln der Weisheit, welche sich darauf beziehen, aus der Naturlehre als unnütze und trüglich zu verwerfen. (Siehe oben Anm. 36.) Aber es ist ganz unerweislich, daß der Bernoullische Grundsatz sollte geometrisch seyn; und Hr. Bernoulli selbst T. I. Opp. p. 189. nennt ihn metaphysisch, gleichwie er auch offenbar ist: *Fermatius in epistola ad de la Chambre* (v. Epist. Cartesii Lat. T. III. epist. 43. p. 147. et Fermatii Opera Mathem.

 p. 156

p. 156 sqq.) *stabilivit, radium luminis ex medio rariori in densius transeuntem ita refringi ad perpendicularem, ut habita ratione temporis, radius (qui a puncto luminante ad punctum illuminatum successive procedere supponitur) viam faciat brevissimam: ex quo principio ostendit, sinum anguli incidentiae esse ad sinum anguli refractionis in mediorum ratione data directa raritatum, vel reciproca densitatum, id est, in ipsa ratione velocitatum, quibus radius media penetrat. Quod postea acutissimus Leibnitius in Actis Erud. 1682.* p. 185 sqq. *et mox celeb. Hugenius in suo tractatu de Lumine p. 40. succinctius demonstrarunt, ipsumque principium physicum,* VEL METAPHYSICVM POTIVS — *validissimis argumentis adstruxerunt.* Eben daselbst p. 192. schreibt er: *Antequam finiam, non possum, quin iterum admirationem meam prodam, animo revolvens inexspectatam illam identitatem Tautochronæ Hugenianæ nostræque Brachystochronæ. Quod notabile præterea existimo, illud est, quod hæc identitas in sola hypothesi Galilæi reperitur: adeo ut vel ex eo conjicere liceat, illam naturæ esse consentaneam; quod quemadmodum semper operari solet modo simplicissimo, ita et hic per unam eandemque lineam præstet duo diversa officia, cum in quavis alia hypothesi duabus ad id opus esset lineis, alia nempe pro oscillationibus æque diuturnis, et alia pro celerrimo descensu.* Eben der Hr. Bernoulli, wenn er T. IV. p. 265 sqq. den Mittelpunkt der Schwere, um welchen sich ein jeder gewirbelter Körper auf einer Fläche von selbst drehet, durch andere Berechnungen gefunden hatte, versucht auch p. 270 sq. eben dasselbe aus der Regel der Weisheit zu bestimmen, daß nämlich die Natur, wenn man sie, so zu reden, den Punkt selbst wählen läßt, allemal denjenigen nimmt, welcher der bewegenden Kraft die geringste Hinderung macht, oder da die Bewegung am leichtesten wird. *En ergo*, spricht er, *exemplum naturæ operantis per modum simplicissimum, ut quasi ex instinctu sapienter agere videatur. Quem quidem modum, licet indirectum, a filio quoque meo*

Daniele

Daniele observatum fuisse intellexi, postquam dudum hæc scripseram. Interim, quamvis causæ finales ex physicis proscribantur vulgo, mirari tamen satis non possumus, quod Naturæ effectus, ex legibus pure mechanicis explicati, conspirent semper cum generalissimo Canone metaphysico, qui nobis dictat, Naturam nihil facere frustra, semper agere per viam brevissimam &c. &c.

[44]) Preface de l'Essay de Cosmologie: *Ceux, qui ne sont pas assez instruits dans ces matieres, ont crû, que je ne faisois ici que rebattre l'ancien Axiome qui porte, que la Nature agit toujours par les voyes les plus simples. Mais cet Axiome, — est si vague que personne n'a encor sçû dire, en quoi il consiste.* Der Hr. von Maupertuis konnte von dem Satze mit Wahrheit nichts weiter sagen, als was man von allen allgemeinen Grundsätzen sagen muß, daß sie, allein genommen, die Bestimmung der besondern Dinge nicht in sich halten, und so ferne keinen sichern Schluß auf das Besondere geben, wenn man nicht einen andern bewährten Untersatz damit verknüpft. Wer aber dieselben desfalls vague, oder gar unnütze und trüglich heißen wollte, der würde nur zeigen, daß er sie nicht zu gebrauchen wisse. Was soll man denn von denen Herren denken, welche alle dergleichen Sätze des Widerspruchs, der Uebereinstimmung, des zureichenden Grundes, der Stätigkeit, des nicht zu unterscheidenden, der kürzesten Mittel ꝛc. für solche ansehen? Jedoch, ich habe schon darauf geantwortet: die Herren brauchen sie in der That, und wissens nur nicht, oder wollen es nicht wissen; brauchen sie aber auch daher oft verkehrt. Und so urtheilt auch Herr König in seinem Appel au Public. p. 109 sq. von dem Herrn Maupertuis, was den Satz der kürzesten Mittel betrifft. Der Herr v. Fontenelle hat diesen Satz schon mit dem Namen der Sparsamkeit belegt in seinen Entret. sur la pluralité des Mondes prem. Soir, wo er das Copernicanische Systema mundi mit dem Ptolemaischen in Vergleichung stellet. Marquise: *Il sembleroit, que vôtre Philosophie est une espece d'enchère, où ceux qui offrent de faire les choses à moins de frais, l'emportent sur les autres.* Fontenelle: *Il est*

vray, et ce n'est que par là qu'on peut attraper le plan sur le quel la Nature a fait son ouvrage. Elle est d'une Epargne extraordinaire, tout ce qu'elle pourra faire d'une maniere qui lui coutera un peu moins, quand ce moins, seroit presque rien, soyez sûre, qu'elle ne le fera que de cette maniere - là. Cette épargne neanmoins s'accorde avec une magnificence surprenante, qui brille dans tout ce quelle a fait. C'est que la magnificence est dans le dessein et l'épargne dans l'execution. Il n'y a rien de plus beau qu'un grand dessein, qu'on execute à peu de frais.

*) [Selbst Hume, da er am Ende seinen Spitzfindigkeiten entsagt, bemerkt, daß wirklich die klare Ueberzeugung von Endursachen, oder einer weisen Absicht bey Einrichtung der Natur, uns überall in unserm Nachdenken leitet. Er äussert sich also (Dialogues concern. nat. rel. p. 131). „Daß die Natur nichts umsonst wirke, ist als Grundsatz in allen Schulen fest gesetzt worden: und dieses, ohne daß man es auf Religion [oder einen göttlichen Urheber] deuten wollte, bloß, weil es die Betrachtung der Naturwirkungen zeigte. Aus fester Ueberzeugung davon wird ein Zergliederer, der ein neues Organ oder Gefäß entdeckt hat, nie zufrieden seyn bis er auch den Nutzen und Zwek desselben ausgespürt hat. Ein vorzüglicher Grund des Copernicanischen Weltsystems ist auch der Satz, daß die Natur durch die einfachsten Wege wirket, und die geschicktesten Mittel zu jedem Zwecke wählt. So bestätigen uns die Astronomen oft, ohne daß sie es denken, diesen starken Grund zur Erkenntniß und Verehrung Gottes. Eben so auch andere Nachforschungen, und alle Wissenschaften führen uns fast unvermerkt dahin, daß wir einen ersten verständigen Urheber der Natur erkennen müssen. Dieses hat um so mehr Gewicht, weil es nicht die eigentliche Absicht dabey war“].

§. 19.

Ich könnte noch viel andere Beispiele der vornehmsten Meßkünstler und Naturkündiger anführen, deren Erfindung oder Beweis bloß aus den Endursachen und

Regeln der Weisheit geholet worden ist. Allein, ich will mich nicht ohne Noth damit aufhalten. Jedoch, wenn wir diesen Nutzen der Endursachen gleich bey Seite setzen; was hinderts denn, daß diese Betrachtung nicht wenigstens mit der Naturlehre verknüpft werden sollte? Niemand versteht ein Ding aus dem Grunde, als der die ersten Ursachen davon weis [45]). Wenn nun die wirkenden Ursachen an sich nicht verständlich sind, sondern allemal die Fragen übrig lassen, warum sie wirken, und was die Wirkung nutzen solle; so verweist uns die Naturlehre selbst auf eine höhere Wissenschaft, die man mit ihr verbinden müsse. Kann man sagen, daß der die Natur der Thiere genugsam kennet, der bloß weis, daß die Spinne ein Netz webet, der Storch davon fliegt, der Seefisch die Ströme hinan geht; und nicht weis, zu welchem Ende dieses geschieht? Kennet der den Bau der thierischen Körper und Pflanzen zulänglich, der nichts weiter, als die Theile, und deren Zusammenfügung einsieht, den Gebrauch und Nutzen aber nicht weis [45b])? Und was würde man von einem Künstler sagen, der die Werke der Kunst nach ihrem Innern kennte, und selbst nachahmen könnte, aber ihre Absicht nicht verstünde? Würde der sich selber, oder andern Genüge thun, warum er ein jedes so, und nicht anders mache? würde er sein Werk ohne Zweck zur Vollkommenheit bringen? würde er die Kunst erweitern und verbessern? Das meiste ist: wir kennen unsere eigene Natur nicht recht, wenn wir nicht zugleich auf die Absichten des Schöpfers achten, wozu er uns bestimmt hat; und wir würden einen verkehrten Weg zur Glückseligkeit einschlagen, die Tugend zum Blendwerke machen, und keine Hoffnung der Unsterblichkeit haben, wenn wir die göttlichen Absichten nicht stets bey unsern natürlichen Begebenheiten vor Augen hätten.

Alle Wissenschaften haben, wie die Dinge selbst, eine Verknüpfung mit einander: wer sie durch eine Wüste von einander scheidet, der wird den Grund einer jeden nur sehr schlecht, den Zusammenhang des Ganzen aber nicht einsehen. Ich mögte wissen, was sich Menschen von der ganzen Welt oder Natur, ohne Absicht, für einen Begriff machen könnten, was es doch für eine Substanz, Maschine oder Thier sey? womit alles in derselben übereinstimme? worinn ihr Wesen bestehe, wem sie von Ewigkeit rege und geschäfftig gewesen, und noch unaufhörlich arbeite? Ohne die äußerste Absicht, welche alle Theile, und selbst die wirkenden Ursachen zur Uebereinstimmung gebracht hat, ist lauter wüstes Ungefähr, lauter Zerrüttung und Unordnung in der Welt und ihren Begebenheiten: nichts hängt weiter mit dem andern zusammen, als durch leblose blinde und unverständige Ursachen, welche weder erklären, warum die Dinge zugleich bey und neben einander da sind, noch warum sie so beschaffen sind, oder in einander wirken. Selbst diejenigen, welche die Welt durch eine Reihe veränderlicher Dinge, die neben und nach einander sind, erklären, geben einen gar zu trockenen, abgesonderten und unvollkommenen Begriff davon, nach welchem man auch denken mögte, daß die Uhr, daß der Baum, daß der Hund eine Welt sey.

Wenn wir aber die Welt als eine Wohnung aller möglichen Lebendigen ansehen, darinn alles übrige um der Lebendigen willen ist; so läßt sich daraus allein verständlich begreifen, warum eine körperliche Welt da ist, die sonst für sich selbst ihres Daseyns nicht genießt; warum sie in so viele Theile von einerley runden Figur zertheilet und diese Kugeln in solcher Ordnung und in solchem Abstande von einander gestellt sind, daß immer eine lichte von mehreren finstern umgeben wird; warum

sich

sich die finstern Kugeln um die lichten wälzen, Tag und Nacht und Jahrszeiten haben; warum sie in einem dünnen Aether schwimmen, und mit einem dickern Dunstkreise umgeben sind; warum sie mit so mancherley Pflanzen, Bäumen und Kräutern besetzt worden; warum diese und jene allgemeine und besondere Regeln der Natur oder Bewegungskraft Statt haben. Selbst in dem ganzen Thierreiche begreife ich nun, daß jedes Thieres körperlicher Bau, Werkzeuge und Kräfte nach der Seele, und daß der Seele Triebe und Fertigkeiten nach einer gewissen Art des Lebens eingerichtet sind; alle mit einander aber alle mögliche Arten des Lebens begreifen, und eine zusammenhängende Naturkette ausmachen, darinn keine Lücke seyn, kein Glied ausbleiben sollte, welches des Lebens, der Lust und Glückseligkeit fähig war.

Wenn wir die Natur nicht nach dieser Absicht, und nach der Uebereinstimmung mit derselben betrachten; so muß nothwendig alle innere und äußere Vollkommenheit der Welt, alle Ordnung und Schönheit der Theile, alle Weisheit und Kunst des Werkmeisters, in unsern Gedanken verschwinden. Das wahre Vergnügen der Seele an den herrlichen Mustern eines unendlichen Verstandes, der den unsern durch seine Werke bilden konnte, und an der überschwenglichen Güte und Vorsorge für uns und alle Lebendige, höret gänzlich auf. Wir lernen alsdenn in der ganzen Naturgeschichte und Wissenschaft nichts, als die Verschiedenheit der Figuren und die nächsten Ursachen einer räumlichen Bewegung; Dinge, die dem Gemüthe allein nicht Nahrung und Beruhigung geben können. Alle mühsame Beobachtungen und Versuche zur Erkenntniß der Natur werden, außer dem Nutzen, welchen Künstler und Aerzte davon haben können, ein bloßes Spielwerk und eine Zeit verschwen-

dende Tändeley. Sollte es denn nicht erlaubt seyn, den Nutzen der Naturwissenschaft allgemeiner und edler zu machen, und unsern Geist sowohl, als den Leib, daraus zu bessern, Regeln der Weisheit und Güte daraus zu nehmen, Hochachtung, Liebe und Vertrauen zu dem allervollkommensten Wesen, wovon unser Seyn und Wohl abhängt, daraus zu schöpfen, und endlich unsere Hoffnung auf ein besseres und dauerhafteres Leben zu stellen, wornach uns der Schöpfer durch die Natur verlangen heißt?

45) Leibnitz spricht in einem Briefe, welchen Hr. König in seinem Appel au Public heraus gegeben, p. 52. vom Cartesio: *Aussi ne veut-il point que son Dieu agisse suivant quelque fin, et c'est pour cela qu'il retranche de la Philosophie la recherche des causes finales, sous ce pretexte specieux, que nous ne sommes pas capables de connoître les fins de Dieu: au lieu que Platon a fait voir que, si Dieu est l'Auteur des choses, et qu'il agit suivant la sagesse, la veritable Physique est de savoir les fins et les usages des choses: car la science est de savoir les raisons: et les raisons de ce qui a été fait par entendement, sont les causes finales ou desseins de celui qui les a faites, lesquelles paroissent par l'usage et la fonction, qu'elle font, et pour cette raison la consideration de l'usage des parties est si utile dans l'Anatomie.* Eben derselbe sagt in Actis Erud. 1682. p. 186. *Itaque errant valde, ne quid gravius dicam, qui causas finales cum Cartesio in physica rejiciunt, cum tamen, præter admirationem divinæ sapientiæ, pulcherrimum nobis principium præbeant inveniendi earum quoque rerum proprietates, quarum interior natura nondum tam clare nobis cognita est, ut causis efficientibus proximis uti, machinasque, quas conditor ad effectus illos producendos finesque suos obtinendos adhibuit, explicare valeamus. etc.*

45b[Sehr unrecht und gegen die Erfahrung ist es, wenn man vorgiebt — „Absichten vorauszusetzen hiesse die Zweke statt der Mittel annehmen, und mache uns nur träge in Untersuchung der letztern. Wir müsten uns nur um die Natur der Dinge, wie sie da sind, bekümmern, und nicht, wozu ihre Einrichtnng dienen solle“ — Der alte und immer mehr bewährte Satz, daß in der Natur nichts umsonst so oder anders eingerichtet sey, ist doch gewiß nicht unfruchtbar gewesen, sondern hat von jeher desto mehr zur nähern Untersuchung ihrer Gesetze angespornt, je mehr wir Uebereinstimmung zu weisen Zwecken darinn wahrnehmen konnten. „Durch blosses Herumtappen, (sagt Herr Kant, im deutsch. Merk. 1788. Jan. p. 40) ohne einleitendes Princip, wonach man zu suchen habe, wird nicht leicht etwas zweckmäßiges erfunden“. — Wird man wohl den Triebwerken der Harrisonschen Uhr weniger nachzuspüren bemühet seyn, wenn man den Zwek oder Nutzen jedes Theils einzusehen sucht? Haben wir deswegen vernachläßigt den Bau der Leber und ihrer verschiedenen Gefäße genauer zu untersuchen, weil wir in spätern Zeiten lernten, daß sie zur Bereitung der Galle, und diese zur Verdauung, diente, oder, sollen wir von diesem Zwecke unsere Aufmerksamkeit ganz wegwenden? Schöpften wir nicht schon manche Vortheile aus der Entdeckung desselben, und glauben wir dann damit die Art und Weise zu erklären, wie die Bereitung der Galle eigentlich bewirkt werde? Freilich wollen wir auch immer, wo wir können die Mittel erforschen, dadurch etwas in der Natur zu Stande gebracht wird: aber der Nutzen einer Einrichtung, und dieser ist es ja was wir Zweck oder Absicht nennen, ist uns vielmahls offenbar, da wir hingegen nicht einzusehen vermögen, durch welche Kräfte und auf was Weise selbiger bewirkt werde. Daß die verschiedene Dichtigkeit der Theile des Auges, ihre Durchsichtigkeit, ihre Form, die Ausbreitung der Nervenhaut auf schwarzem Grunde, u. s. w. zur Vollkommenheit des Gesichts diene, können wir mit Wohlgefallen bemerken: wie aber diese verschiedenen Theile, in der Maasse und Form, sich an dem Orte nach gewissen Gesetzen haben fügen und bilden müssen, d. i. die innern physisch wirkenden Kräfte der Natur, werden wir nie einzusehen vermögen. Und, wenn wir nun bloß die physischen Ursachen einsähen, wäre diese Erkenntniß wohl so viel werth, als auf die Einstimmung aller Einrichtung zum wohlthätigen Zwecke,

der Augen mit den Gesetzen des Lichts, der Ohren mit den Gesetzen des Schalles, und so überall auf den schönen Zusammenhang, dadurch alle Wesen zum Wohl der Lebendigen einstimmen, zu sehen?].

Die fünfte Abhandlung.

Von den besondern Absichten Gottes in dem Thierreiche.

§. 1.

Nun können wir unsern großen Weg ohne Anstoß weiter fortsetzen, nachdem alle Hindernisse weggeräumt sind. Wir sehen ein gewisses Ziel vor uns, das uns nicht irren läßt; und je näher wir ihm treten, desto klärer und deutlicher muß es uns werden. Gott hat alles um der Lebendigen willen, und diese zu ihrem Wohl erschaffen. Lasset uns denn in das Thierreich hineingehen und die besondere Ausführung dieser herrlichen Absicht genauer betrachten, damit wir ein lebhafteres Bild der unermeßlichen Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers erhalten, endlich aber auch auf uns selbst, und den vorzüglichen Zweck, wozu wir bestimmt sind, kommen mögen.

Ich will die Grundsätze, wornach ich in diesen Folgerungen verfahre, zur Deutlichkeit aus einander setzen; so kann ein jeder von der Gewißheit der Schlüsse desto

besser

besser urtheilen. Es fließt aber alles aus dem vorhin bewiesenen, und aus den allgemeinen Wahrheiten, des Widerspruchs, der Einstimmung, des zureichenden Grundes, des Stätigen, u. s. w.

1. Das Leblose in der Welt, mit allen seinen Kräften und Wirkungen hat keine innere Vollkommenheit, und ist so wenig von selbst, als um sein selbst willen; sondern alles muß um der Lebendigen willen, und also in Absicht auf dieselben, geschaffen seyn.

2. Der Körper der Lebendigen hat auch in sich keinen Grund seines Seyns und seiner Beschaffenheit; sondern er ist in solcher Beschaffenheit um der Seele willen hervorgebracht.

3. Die Seelenkräfte und deren Regeln, welche die Lebendigen mit sich auf die Welt bringen, sind alle auf eine gewisse Art des Lebens, der innern Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gerichtet.

4. Es ist und geschieht also nichts in der Welt umsonst: sondern

5. Alles, was in der Welt ist und geschieht, das ist und geschieht, nach Absicht des Schöpfers, zum Wohl der Lebendigen.

6. Alles, was in dieser allgemeinen äußersten Absicht der Schöpfung begriffen, und den göttlichen Vollkommenheiten gemäß ist, das ist für eine Absicht Gottes zu erkennen und von ihm geschaffen. Und umgekehrt:

7. Aller Nutzen der Lebendigen ist göttliche Absicht.

8. Das Wesen, die Eigenschaften und die Natur der Dinge, nebst ihren Regeln, sind die Mittel, wodurch die göttliche Absicht in der Verknüpfung zur Wirklichkeit kömmt.

9. Die

9. Die Geschicklichkeit eines Dinges zum gewissen Nutzen für die Lebendigen giebt eine Vermuthung, daß selbiger die göttliche Absicht sey; jedoch, weil ein Ding mehrerley Nutzen haben kann, keine Gewißheit.

10. Eine Geschicklichkeit eines Dinges zum gewissen Nutzen für die Lebendigen, welche nach der Erfahrung ähnlicher Fälle dazu wirklich gebraucht ist, giebt eine Wahrscheinlichkeit, daß solch Ding ebenfalls dieselbe Absicht habe: und diese Wahrscheinlichkeit wird desto größer, je mehr Erfahrung davon vorhanden, und je größer die Aehnlichkeit ist.

11. Wenn aber eine Vollkommenheit und ein Nutzen der Lebendigen in der Beschaffenheit der Dinge den einzigen und nothwendigen Grund hat, und das Gegentheil nicht seyn kann; so ist es gewiß, daß solche Beschaffenheit diese Absicht habe.

12. Besonders hat die Bemühung der Seelenkräfte, mit ihren Regeln und Fertigkeiten, ein gewisses Ziel, das nicht trügen kann.

13. Es ist der Weisheit und Güte Gottes gemäß, die bequemsten Mittel zu den besten Absichten zu wählen.

14. Was also der Beschaffenheit und Natur der Dinge, und den bequemsten Mitteln zur besten Absicht entgegen zu seyn erkannt wird, das können wir nicht für göttliche Absicht halten.

15. Je größer die Mannichfaltigkeit der Lebendigen ist, je bequemer und einziger, in der Mannichfaltigkeit, die Mittel zu jeder Art des Lebens und zu jedes Wohl sind, und je größer das Muster des Verstandes, der Kunst und geschickten Wahl ist, daß sie uns geben; desto deutlicher erkennen wir darinn die göttliche Absicht, Weisheit und Güte.

Die-

Dieser Grundsätze werde ich mich nachmals noch zum öftern bedienen; jetzt aber will ich nur zweierley daraus folgern, welches die Absicht des Schöpfers in ihrer vollen Größe und nach der offenbarsten Weisheit und Güte darstellet. Erstlich sage ich nach der sechsten Regel: Wenn die äußerste Absicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen alle mögliche Lebendige befasset, die noch irgend eines Grades der Glückseligkeit fähig waren, und wenn es der unendlichen Weisheit, Güte und Macht Gottes gemäß war, solche hervor zu bringen; so ist auch Gottes Absicht wirklich gewesen, alle mögliche Lebendige von allen Arten und Stufen der Vollkommenheit hervor zu bringen, und selbige sind demnach wirklich in der Welt. Zweitens, will ich nach der funfzehnten Regel zeigen, daß nichts in der Welt, zumal im Thierreiche, die Absichten des Schöpfers, und die darinn liegende Weisheit und Güte, klärer vor Augen lege, als die Triebe, Fertigkeiten oder Künste der unvernünftigen Thiere.

§. 2.

Die allgemeine und äußerste Absicht der Schöpfung auf das Wohl der Lebendigen heißt uns erstlich schließen, daß alle mögliche Lebendige aller Arten und Stufen darinn begriffen sind. Denn dieses ist den unendlichen Vollkommenheiten Gottes sowohl als seinem äußersten Zwecke gemäß. Er hat alle mögliche Arten und Stufen der innern Vollkommenheit und des Lebens in seiner Vorstellung gehabt: er hat an aller möglichen Glückseligkeit der Lebendigen einen Gefallen: und seine Macht kann alles, was er denkt, und was ihm gefällt, zur Wirklichkeit bringen. Warum sollte er seine Vollkommenheiten nicht so unendlich in der Schöpfung ausgedrückt haben, als sie in der That sind? Was sollte seiner Weisheit, Güte oder Macht, was sollte seinem

Zwecke der Schöpfung Schranken setzen? Ihm ist alles mögliche Gute leicht zu bedenken, zu ordnen, zu machen: alle mögliche Lebendige von jeder Art und Stufe der Glückseligkeit sind seiner Absicht gleich gemäß und lieb: warum sollte er nicht allen das Leben gegönnet, und die ganze Welt mit jeder möglichen Art und Stufe der Lust und Glückseligkeit erfüllet haben?

Die Regel der Stätigkeit, welche in der vollkommensten Weisheit gegründet ist, leidet auch keine Lücke oder Zerrüttung in der Kette verschiedener möglichen Dinge, die ein verknüpftes Ganzes ausmachen sollten. Dergleichen leeren Raum in der Reihe der Wesen (vacuum formarum) haben die Schulweisen schon, obgleich nach undeutlicher Einsicht verabscheuet, und darum in der Stufenleiter der Natur keine Sprosse wollen fehlen lassen. Die möglichen Grade der Vollkommenheiten schließen so fest an einander, daß es unmöglich ist, zwischen ihnen weder einige andere zu erdenken, noch etliche wegzulassen. Wir haben aber die Schöpfung nicht anders, als einen Ausdruck solcher göttlichen Vorstellung, anzusehen. Alle Vollkommenheiten hängen in ihrer Wirklichkeit eben wie in ihrer Möglichkeit zusammen, wenn sie ein Ganzes ausmachen sollen. Sie verhalten sich wie die möglichen Kegelschnitte, wovon keiner in einem wirklichen Kegel fehlen kann. Was auch dazwischen weggelassen würde, das bliebe ohne zureichenden Grund weg, und zertrennte die Verbindung; was unter allen ausgelesen würde, das wäre der Weisheit, die den Zusammenhang übersieht, entgegen, und machte das Ganze unvollkommen.

Wenn wir aber die Welt, nicht nur dem Raume und der Zeit nach, sondern auch nach den Arten und Stufen der Dinge, als voll und stets in einem fortgehend, betrachten: so erscheint sie uns in ihrer wahren

Vollkommenheit, als ein Werk, das des unendlichen Schöpfers würdig ist. Denn die Stufen der Vollkommenheit wachsen, eines Theils, mit der Mannichfaltigkeit der Dinge, die mit einander übereinstimmen: und keine Mannichfaltigkeit kann größer seyn, als die, welche alle mögliche Arten der Dinge enthält. Andern Theils wächst die Vollkommenheit mit der mehrern Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen, und keine Uebereinstimmung kann größer seyn, als diejenige ist, darinn alle Arten des Lebens, der Lust und Glückseligkeit vereinigt sind, und darauf alle äußere Einrichtung der körperlichen leblosen Dinge zielet.

§. 3.

Die Erfahrung weist uns auf unserm Erdboden, wie die Natur vom Menschen allmählig bis auf Thierpflanzen herunter steigt. Es sind neben uns Thiere, die uns am Verstande und an Sinnen etwas nahe kommen; es giebt aber auch solche, von denen wir kaum glauben können, daß sie ein Leben haben. Demnach sind auch die unedelsten auf dem Lande und im Wasser, welche auf unserm Erdballe dauren konnten, nicht weggelassen. Welche Mannichfaltigkeit von wunderbarer Bildung, Werkzeugen, Bewegung, Sinnen, Trieben, Nahrung, Fortpflanzung, Lebensart, ist nicht zwischen der obersten und untersten Stufe? So, daß wir völlig Ursache haben zu denken, daß hier alle Arten der Thiere wirklich sind, welche hier möglich waren. Daher wird es auch den Naturforschern so schwer, das Thierreich in gewisse Classen, Geschlechter und Arten einzutheilen, weil immer zwischen denen, welche man durch gewisse Kennzeichen von einander abgesondert, und in gewisse Bezirke eingeschränket, noch Mittlere sind, welche von beiden benachbarten etwas an sich haben, und die Ver-

bindung der verschiedenen Arten machen helfen. Es verhält sich damit eben so, wie mit den Farben, die sich unvermerkt in einander verlieren, daß man nicht fähig ist, einer jeden ihre Gränze zu bestimmen. Man erkennt also heutiges Tages fast durchgängig, daß die Regel der Stätigkeit in dem Thierreiche auf unserm Erdboden wirklich beobachtet sey [1]).

Gleichwie es aber auf dem Erdboden, außer Europa, oder außer kleinern Ländern, Thiere giebt, die zu ihrer Wirklichkeit nothwendig ein ander Land, andere Luft, Wärme, Nahrung, als in Europa oder Deutschland ist, erforderten; so darf man nicht zweifeln, daß noch Millionen andere Thiere möglich sind, die zu ihrem Daseyn einen ganz andern Wohnplatz, als unser Erdboden ist, brauchten, und die so wenig bey uns, als wir im Monde, Saturnus oder Mercurius, leben könnten. Das Reich der Möglichkeit ist durch die Erdeinwohner lange nicht erschöpft. Die Mannichfaltigkeit der Bildung, und alles dessen, was zum körperlichen Leben gehört, läuft für unsern Verstand ins Unendliche. Und wie sollte nicht eine größere Verschiedenheit an Sinnen, Trieben, Fertigkeiten, Künsten, an den Seelenkräften und Schranken des Verstandes, und auch an Art des Lebens, der Lust und Glückseligkeit möglich seyn? Die andern wohnbaren Weltkugeln können ja eben so wenig umsonst, noch um ihrer selbst willen, sondern bloß um der Lebendigen willen seyn. Denn an sich genießen diese leblosen Körper ihres Daseyns nicht, und uns ist das allerwenigste davon bekannt oder nutzbar.

Wie? wenn hier die einzige Insel von Britannien, oder noch eine weit kleinere, der Maldivischen, allein Lebendige in sich hielte; der übrige Erdboden aber zur ewigen Wüste verdammt wäre; und also alle Thiere, die anderwärts auf unserm Erdboden leben können,

fehl-

fehlten? würden wir solche Verfassung mit einem zureichenden Grunde, zumal bey der gesetzten Absicht des Schöpfers, zusammen reimen können? Wir müssen uns aber, in der Cosmographie, die ganze Welt als ein Land mit vielen Inseln vorstellen. Und da ist unser Erdboden gewiß eine sehr kleine Maldivische Insel in dem großen Weltmeere. Was wäre denn für ein Grund zu erdenken, warum diese kleine Insel allein belebt, alles übrige aber todt und ohne Empfindung wäre? oder warum so viele gleich bequeme Wohnungen der Sterne und Planeten nicht eben sowohl, als die Erdkugel, besetzt und bevölkert worden? Woher wären wir denn allein der Wirklichkeit werth? Was bestimmte diese Absonderung des kleinsten Theils der Welt von dem übrigen Ganzen? wäre nicht die Welt größten Theils ohne zureichenden Grund?

Setzen wir hergegen, daß alle mögliche Lebendige, in verschiedene Hauptclassen vertheilt, wirklich sind; so hat alles in der Welt seinen zureichenden Grund *). Daß nämlich so viele, so große, und so mancherley Weltkugeln sind, das hat seinen Grund, weil nicht alle mögliche Gattungen der Lebendigen bey einer Art Luft, Licht, Wärme, Nahrung und dergleichen bestehen konnten: und weil so viele Wohnhäuser da seyn mußten, als verschiedene Hauptgattungen der Lebendigen von einer allgemeinen Aehnlichkeit der Natur möglich waren. Es hat seinen Grund, daß die lichten Kugeln immer mit einigen finstern zusammen gepaaret worden; daß diese sich um jene bewegen; daß sie verschiedene Tages- und Jahreslänge haben; daß sie sich in gewisser Weite von einander halten; und was sonst mehr in der großen Anlage der Welt beobachtet wird. Denn es gereicht alles den Lebendigen zum Vortheile, welches ohne diese umsonst seyn würde **). In Gott selbst werden nunmehr

mehro nicht, ohne Ursache, Schranken seiner Vollkommenheiten, oder ein bloßer und besonderer Wille ohne Bewegungsgrund angenommen. Die Welt, sein Werk, bekömmt einen steten Zusammenhang, und wird ein Ausdruck und Spiegel seines unendlichen Verstandes, dadurch er sich alles Mögliche vorgestellet; seiner unendlichen Vernunft, dadurch er aller möglichen Dinge Wahrheit, Uebereinstimmung und Vollkommenheit eingesehen; seiner unendlichen Weisheit, die alle mögliche innere Vollkommenheit und Lust der Lebendigen zum Zwecke gesetzt, und aller übrigen Dinge Beschaffenheit, Einrichtung, Verknüpfung und Kräfte zu den bequemsten Mitteln dieses Zweckes geordnet; seiner unendlichen Güte, da er einer jeden möglichen Art der Lebendigen ihr Leben, und ihre Art der Lust und Glückseligkeit, deren ein jedes in der Verknüpfung der Dinge fähig war, gegönnet; und seiner unendlichen Macht, dadurch er aller so mannichfaltigen Dinge, Wesen und Natur in der vollkommensten Ordnung und Uebereinstimmung zur Wirklichkeit gebracht, und ohne Abnahme oder Zerrüttung beständig erhält.

[1]) So urtheilen Bradley, Rösel, Donati, Büffon, Maupertuis, Valisneri, Bonnet und viele andere geschickte Naturkündiger. [S. *Jo. Hermann* Tabula affinitatum animalium. Argent. 1783. 4.]

*) So dachte schon Cicero, nach des Platonis Anleitung in Timaeo, sive de Universo cap. X. sect. 31. *Quot igitur et quales animalium formas mens, in speciem rerum intuens, poterat cernere, totidem et tales in hoc mundo secum cogitavit effingere.* Und cap. IV. Sect. 9. *Quod pulcherrimum in rerum natura intelligi potest, et quod ex omni parte absolutissimum est, cum Deus similem mundum efficere vellet, animal unum, adspectabile, in quo omnia animalia continerentur, effecit.*

**) [Diese

**) [Diese Einrichtungen fliessen allerdings natürlich aus der Beschaffenheit des Stoffes und den eigenen Kräften desselben, z. B. den Regeln der Anziehung, u. s. f. Aber, das Daseyn solcher Art Materien, die mit solchen Kräften begabt waren und sich so neben einander befanden, muß doch erst vorausgesetzt werden um die Wirkung hervor zu bringen. Das war also eben hier zu betrachten, daß diese Beschaffenheiten, diese Regeln so geordnet sind, daß nunmehro alles natürlich oder nothwendig daraus erfolgen und zu einem solchen Zwecke dienen muß — „Was aus den allgemeinen Gesetzen der Natur fliesset ist nicht Wirkung des blinden Zufalles oder der unvernünftigen Nothwendigkeit. Es gründet sich zuletzt doch alles in der höchsten Weisheit, aus welcher die Einrichtung und Uebereinstimmung der allgemeinen Beschaffenheiten zum Vortheile der Lebendigen entspringet.“ Kant Allgem. Naturgesch. und Theorie des Himmels. S. 168. vergl. S. 78 u. f.]

§. 4.

Das Zweite, was ich mir in dieser Abhandlung auszuführen vorgesetzt habe, betrifft ein gar ausnehmend Beispiel der göttlichen Weisheit und Vorsehung in den Trieben der unvernünftigen Thiere, welche allein genug sind, einen jeden zu überführen, daß ein unendlicher Verstand, nach den gütigsten Absichten, zum Wohl einer jeden Art der Lebendigen, in der Natur herrsche. Es ist wahr, man bemerkt allenthalben, wo man nur hinsieht, Spuren der weisesten Vorsorge; und selbst die äußerliche Bildung der Thiere kann uns, durch den mannichfaltigen künstlichen Bau des Leibes, durch den Gebrauch und Nutzen der Theile, und durch deren Uebereinstimmung mit jedes Lebensart, zum Erkenntnisse des großen Werkmeisters führen. Allein, ihre Handlungen, darinn sie tausenderley unerlernte Künste mit angebohrner Fertigkeit, zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, ausüben, enthalten noch deutlichere Merkmale einer höhern Vernunft, welche für die unverständigsten

digsten Thiere gedacht, und ihnen so mancherley unverbesserliche Erfindungen zu ihrem Besten, mit der Natur und Geburt einzuflößen gewußt hat, daß sie dieselbe sofort blindlings, und dennoch ohne Fehl, ins Werk setzen können.

Man bemerkt nämlich bey allen Thieren, die keine Vernunft besitzen, gewisse natürliche Triebe, Instincte oder Bemühungen, dadurch sie dasjenige, was ihnen die vollkommenste Vernunft zu ihrem Wohl hätte anrathen können, ohne alle eigene Ueberlegung, Erfahrung und Uebung, ohne allen Unterricht, Beyspiel oder Muster, von der Geburt an, mit einer erblich fertigen Kunst, meisterlich zu verrichten wissen. Dergleichen Triebe weisen uns die Seidenwürmer, Raupen und mehrere Insecten, welche sich zu ihrer Verwandelung in ein eyförmiges sanftes Bette einspinnen, oder in die Erde vergraben; die Bienen, wenn sie für sich und ihre Gesellschaft abgemessene Vorrathskammern bauen, und Speise auf den Winter zusammen tragen; die Vögel, wenn sie zur Ausbrütung ihrer künftigen Eier bequeme Nester flechten, die Eier ämsig ausbrüten, und die Jungen aus dem Kropfe, oder mit zugeschleppter Speise füttern: die Fische, wenn sie ihren Laich auszuschütten, weite Reisen in der See thun, und die süßen Wasser der Ströme hinan gehen. Und überhaupt ist keine Art unvernünftiger Thiere, welche nicht, statt der Vernunft, ihre besondere erb- und eigenthümliche Fertigkeiten und Künste, zur nöthigen Bewegung, Nahrung, Erhaltung, Vertheidigung und Fortpflanzung bekommen hätte.

Man findet also in dem Thierreiche die vollkommenste Kunst- und Werkschule gebohrner Meister: man sieht darinn Erfindungen, welche aus dem tiefsten Erkenntnisse der Natur und Wissenschaften geflossen, und

zu jedes Nutzen angewandt sind: man beobachtet in ihrer aller Haushaltung gewisse Ordnungen, Regeln und Gesetze, welche nach jedes Beschaffenheit und Umständen klüglich eingerichtet, und sowohl einzelnen Thieren, als ganzen Geschlechtern, ersprießlich sind. So wenig nun Kunst, Wissenschaft und Klugheit, ohne Verstand und Absicht, [und ohne vorhergehende Erfahrung] in Handlungen Statt haben können: so wenig kann man alles dieses den unvernünftigen Thieren selbst beimessen. Es offenbaret sich darinn ein unendlicher Verstand, welcher aller möglichen Erfindung und Wissenschaft ursprüngliche Quelle ist, und ein Mittel gewußt hat, der blinden Natur jeder Geschöpfe ihr benöthigtes Theil davon, als eine Fertigkeit, einzupflanzen. Es offenbaret sich eine unermeßliche Weisheit, die nicht allein die körperliche Welt nach den Thieren, und alle Theile der thierischen Leiber nach ihrer Seelen Beschaffenheit, sondern auch die Fähigkeiten und Regeln der Seelenkräfte selbst, nach eines jeden bestimmten Art des Lebens, aufs geschickteste eingerichtet hat. Es offenbaret sich eine ewige Vorsehung, welche das, was jedem Thiere, nach seinen wesentlichen Schranken, an Leibes-und Seelenkräften, zu seiner Erhaltung mangelte, durch angebohrne Fertigkeiten so weit ersetzet, daß alle Arten dadurch in einer gewissen Proportion erhalten werden. Es offenbaret sich eine allgemeine Güte, welche aller möglichen lebendigen Daseyn und mögliche Lust und Glückseligkeit sich zur Absicht gemacht, und bey den unvollkommenern, durch die blinden Naturtriebe, als durch die bequemsten Mittel, zur Wirklichkeit bringen wollen.

Ich gestehe es gerne, daß mir diese Betrachtung des Thierreiches manche vergnügte Stunde und manchen Vortheil geschafft hat. So unerschöpflich ihre Mannichfaltigkeit ist, so voller neuen Beweise ist sie auch

von einer unendlichen Weisheit und Güte, welche in der Natur herrschen. Sie lehrt mich Gott, die Welt, und mich selbst besser erkennen, und solch Erkenntniß zu meiner Glückseligkeit anwenden. In dieser Naturgeschichte sind keine leeren Wörter, Einbildungen, Hirngeburten, oder bloße Muthmaaßungen, wie in menschlichen Lehrgebäuden der Weltweisheit und Naturwissenschaft; sondern hier sieht man die Wahrheit in ihrer Wirklichkeit klar vor Augen, daß man sie mit Händen greifen kann. Hier ist kein solch Gewebe von Unverstand, Ohnmacht, Eitelkeit, Thorheit und Bosheit, womit die Geschichte und Erfahrung von menschlichen Händeln unsere Gedanken guten Theils erfüllet; sondern hier findet man lauter Urbilder der Proportion, Schönheit, Ordnung, Uebereinstimmung, Absicht, Weisheit, Kunst, Klugheit, Güte und Vorsehung. Hier wird also unser Verstand, nach dem unendlichen Verstande, durch Einsicht der größten Vollkommenheit; und unser Wille, nach dem allerbesten Willen, zur Erfüllung der edelsten Absichten des Schöpfers, und zur wahren Liebe gegen uns und andere Menschen, gebildet. Und wir werden insonderheit aus der Vergleichung der Thiere, mit unserer Natur lernen, daß wir zu einer weit höhern und dauerhaftern Glückseligkeit, als die Thiere, von unserm Schöpfer bestimmt sind.

Lasset andere sich eine Weile, ohne und wider die Betrachtung der weisesten Absichten des Schöpfers auf die Lebendigen, etwas in natürlichen Dingen zu wissen dünken: ihre Wissenschaft wird gewiß entweder auf leere Einbildungen und Träume hinaus laufen, oder wenigstens zu ihrer innern Gemüthsberuhigung und Glückseligkeit nichts beytragen. Lasset sie sogar die Aufdeckung der göttlichen Wunder im Thierreiche verächtlich und lächerlich zu machen suchen [z]): sie verrathen mehrentheils

rentheils dadurch nur den letzten Versuch einer schon verzweifelnden Atheisterey, welche der Schule, die ihnen diensame und unwiderlegliche Lehren der Weisheit geben will, zu ihrem eigenen Verderben spottet. Und dennoch werden sie oft, wo nicht bey dem körperlichen Baue der Welt und ihrer Einwohner, gewiß über die Triebe und Künste der Thiere stutzen, und in eine verwunderungsvolle Verwirrung gerathen [3]). Man wird es mir daher, nach meinem Zwecke, um so weniger verargen, wenn ich wenigstens die Hauptstücke dieser lehrreichen Materie, welche noch von niemanden nach Würden ausgeführt ist, kürzlich berühre, und es dennoch der Mühe werth achte, ihr künftig, wo ich lebe, eine weitläuftigere Abhandlung zu widmen *).

[2]) La Mettrie, l'Homme Plante, chap. 3. *S'amuse qui voudra à nous ennuyer de toutes les Merveilles de la Nature; que l'un passe sa vie à observer les Insectes; l'autre à compter les petits Osselets de la membrane de l'Ouie de certains Poissons, à mesurer même, si l'on veut, à quelle distance peut sauter une Puce, pour passer sous silence tant d'autres miserables objets; pour moi, qui ne suis curieux que de Philosophie —— la Nature active sera toujours mon seul point de vuë. J'aime à la voir au loin, en grand comme en général, et non en particulier, ou en petits details, qui, quoique necessaires jusqu'à un certain point dans toutes les Sciences, communément sont la marque de peu de génie de ceux qui s'y livrent.* Gewiß, ein großer Geist, ein großer Philosoph! der das Buch der Natur lesen und verstehen kann, ohne sich um die elenden Kleinigkeiten der Buchstaben zu bekümmern; der nur ein Paar allgemeine Titel flüchtig übersehen darf, und dann schon besser weis, was der Inhalt sey, und was man davon urtheilen müsse, als andere, welche sich die unnütze Mühe geben, es stückweise mit Bedacht durchzugehen.

Ich bin erinnert worden, des Hrn. Büffon bey dieser Gelegenheit nicht zu vergessen. Ich bedaure, daß eines so verdienten Mannes Ansehen dieser großen Wahrheit hinderlich geworden ist. Aber es ist gewiß, er hat im II. Th. II. B. p. 42 sqq. viel Witz und Kunst verschwendet, daß er die Betrachtung der göttlichen Weisheit und Güte in der Natur, und besonders in den Trieben der Thiere, zum Gelächter machen möchte. Zu seinem Unglücke wagt er sich an die von großen Naturforschern so schön beschriebene Bienenrepublik, da die allgemeine und billige Achtung für Personen und Sachen, zumal im Gegensatze seiner übel gerathenen Erklärung, ihm sein Gelächter mit einem dreyfachen Wiederhalle zurück schicken muß. Gleich anfangs verräth er sich durch eine ungetreue Vorstellung der gegenseitigen Meinung, als ob jemand (er zielt hauptsächlich auf den Hrn. Réaumür) den Bienen eine verständige Einsicht der feinsten Geometrie und zierlichsten Baukunst, eine Wissenschaft des Zukünftigen, moralische Absichten, Liebe zum gemeinen Besten und zum Vaterlande, Ehrerbietung für den Fürsten, Fleiß, Sparsamkeit, Billigkeit, Vorsicht, Klugheit u. s. w. beilegte. Solche Meinung hegen die wahren Beobachter nicht; und ein Paar seiner Landesleute, welche dergleichen Redensarten zur Munterkeit brauchen, erklären sich doch zum öftern, wie sie alles wollen verstanden wissen. Dennoch heißt Hr. B. dieses eine Begeisterung, da man desto mehr bewundert, je weniger man Vernunftschlüsse machet; Wunderwerke, welche nicht vorhanden sind, und welche die Beobachter nur willkührlich in die Bienen legen, um uns damit zu betäuben und zu täuschen; eine Sittenlehre und Theologie der Insekten, die er mit Unwillen predigen höre. Billig, sagt er, sollte eine Fliege in dem Kopfe eines Naturforschers nicht mehr Raum einnehmen, als sie in der Natur einnimmt; und diese wundervolle Republik wird in den Augen der Vernunft nie etwas anders seyn, als ein Schwarm kleiner Thiere, die keine andere Verbindung mit uns haben, als daß sie uns Honig und Wachs geben. — Wer hat wohl, spricht er, den größten Begriff vom höchsten Wesen? Der, welcher ihn sieht die Welt schaffen, das Daseyn der Dinge ordnen, die Natur auf unveränderliche und beständige Gesetze gründen;

oder derjenige, der sich bemühet, ihn aufmerksam zu finden, wie er eine Republik von Fliegen regieren soll, und sehr beschäfftigt, auf was Art sich der Flügel eines Käfers falten müsse. — Ist dieses wohl die Sprache einer ruhigen Vernunft, welche Wahrheit und Nutzen mit Aufrichtigkeit sucht, oder vielmehr eines von Vorurtheilen getriebenen Affects, der die Dinge nach seiner Absicht willkührlich verdrehet? Hat wohl Herr Réaumur (in der Stelle T. V. P. II. Mem. 8 p. 4. u. 16. ff. worauf er zielt) behauptet, daß die Bienen ein geometrisches Problema auflösen könnten? Oder wer hat sonst gesagt, daß die Bienen Verstand, Wissenschaften, Tugenden und moralische Absichten hätten? Vielmehr ist es gerade das Gegentheil, was wir bemerkenswürdig finden: nämlich, daß sie zu ihrem und zum allgemeinen Besten **blindlings** eben so geschickt handeln, als ihnen die schärfste Vernunft, durch Wissenschaft der Geometrie und Baukunst, als die größte Weisheit, durch kluge Gesetze und Verordnungen, als die reinste Liebe, durch Fleiß und Dienstpflichten, hätten zu handeln anweisen können. Und hiervon ist die Frage, wie das zugehe? da gewiß Hrn. **Büffons** bloß mechanische Erklärung überaus seichte klingt. Soll aber eine Fliege im Kopfe des Naturforschers einen so kleinen Raum einnehmen: warum machte sich denn Hr. **B.** seine mikroskopischen Thierlein, die noch eine Millionmal kleiner sind, durch viele Kunst und Mühe so groß? Dachte er vielleicht, etwas darinn zu finden, das mehr nach seinem Sinne wäre, als göttliche Weisheit? oder hat er uns was anders daraus erzwungen, als bloße willkührliche und falsche Hypothesen von der Erzeugung und Fortpflanzung der Thiere? Muß denn die Weisheit in ihren Werken erst bey Klaftern ausgemessen werden, ehe sie uns betrachtungswürdig scheinen soll? oder geben die herrlichen Verordnungen des Schöpfers im Reiche der Lebendigen nicht ja so großen Begriff von ihm, als die, welche wir in der leblosen Welt bemerken? War es nöthig, Gotte menschliche Schwachheiten, eine mühsame Achtsamkeit und große Beschäfftigung anzudichten, damit er uns nicht auch im Kleinen groß, und seine Vorsehung bis zu den geringsten Geschöpfen liebreich erscheinen mögte? Wie weise dagegen die **Büffonische** Erklärung der Bienenrepublik und aller Naturtriebe der Thiere nach seinen Hypothesen gerathen sey, das wird sich drunten (V. Abh. §. 12.) zeigen.

3) La Mettrie Traité de l'ame, chap. XI. §. 2. *L'instinct consiste dans des dispositions corporelles purément mechaniques, qui font agir les animaux sans nulle deliberation, indépendement de toute experience, et comme par une espèce de nécessité; mais cependant* (CE QUI EST BIEN ADMIRABLE) *de la maniere qui leur convient le mieux pour la conservation de leur être.* It. l'Homme Plante, in fine: *L'Instinct des Bêtes donné à l'Homme naissant n'eut point suffi à toutes les infirmités qui assiegent son Berceau. Toutes leurs Ruses succomberoient ici. Donnez reciproquement à l'Enfant le seul instinct des Animaux qui en ont le plûs, il ne pourra seulement pas lier son Cordon Ombilical, encore moins chercher le Teton de sa Nourrice. Donnez aux Animaux nos prémieres incommodités, ils y periront tous.* La Mettrie läßt sich hier doch von seiner großen Weltphilosophie zu den verachteten Thieren herunter: er sieht die genaue Uebereinstimmung der Triebe und Handlungen eines jeden Thieres mit seiner Erhaltung: er erkennet, daß solches nicht von ihrer Vernunft oder Erfahrung herrühre: er kömmt darüber in große Verwunderung! Sollte er sich wohl hierauf selbst mit seinem blinden Mechanismo, und mit seiner Art von Nothwendigkeit, im Herzen Genüge gethan haben?

Der Hr. v. Maupertuis, welcher sonst die Betrachtung der Thiere für nichtswürdig, und den Beweis aus der Uebereinstimmung ihrer körperlichen Theile für schwach hält, bricht doch in seiner Venus Physique cap. ult bei der Uebereinstimmung ihrer Triebe mit ihrem Wohl, in geheimnißvolle Fragen aus: Ob nicht dieser Trieb, der schon in den Theilchen des Samens verborgen sey, zureiche, diese Theilchen zu vereinigen, und hernach zu bewegen? Und da dieses durch eine verständliche Mechanik, oder auch durch den Willen selbst, nicht genug zu erklären stehe, ob man sichs als eine vorbestimmte Harmonie zwischen den körperlichen Theilen und dem Willen vorstellen müsse? Ob dieser Trieb, als in einer Republik, allen Theilchen, oder als in einer Monarchie, nur einem einfachen Theile einwohne? und ob in dem letzteren Falle dieser eine Theil das Wesen eines Thieres ausmache? oder auch gar

nach

nach dem Tode lebe, und in einem neuen Leibe erscheinen könne? Es scheint also wohl, daß ihm der thierische Trieb bewundernswürdig, und doch sein Gesetz der Sparsamkeit, oder kleinsten Bewegung, so wenig, als andere Hypothesen, zur Auflösung dieser Fragen zulänglich gedünkt habe.

*) [Dieses Werk, nämlich: Allgemeine Betrachtungen über die Triebe der Thiere, hauptsächlich über ihre Kunsttriebe, ist nachmals herausgekommen, und zum dritten Mal, nach des Verfassers Tode, nebst seinen hinterlassenen angefangenen Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe, Hamb. 1773. 8. aufgelegt. — Es ist darinn nicht mit Hypothesen der Anfang gemacht, und darnach die Erscheinungen, mit Vorbeigehung der nicht passenden, so gut als möglich zu deuten gesucht worden; sondern es ist der Grund damit gelegt, daß zuförderst wohlbewährte Erfahrungen über die verschiedenen Arten dieser Triebe gesammlet, und selbige nach zweckmäßigen Gesichtspunkten so geordnet worden, daß sie allemal zu weiterm Nachdenken dienen könnten, und wohl werth wären, zuvor sämmtlich erwogen zu werden, ehe man einen allgemeinen Ausspruch über die Beschaffenheit der thierischen Kunsttriebe wagen sollte].

§. 5.

Die Arten der Thiere, welche auf unserm Erdboden leben, sind zwar noch bey weitem nicht alle ausfündig gemacht worden; jedoch rechnet ein fleißiger Naturforscher [4]) von bekannten vierfüßigen Thieren hundert und funfzig Gattungen; wiewohl er alle verwandte Arten nur für eine Gattung rechnet; da sonst wenigstens tausend anzunehmen wären. Von Vögeln zählt er fünfhundert Gattungen; von Fischen eben so viel, und mit den Schalthieren (testaceis) über dreytausend; von Insecten über zwanzigtausend Gattungen. Diese sind an einzelnen Thieren, eine mehr, die andere weniger zahlreich und fruchtbar; jedoch bleibt eine jede mit andern in einem gewissen Verhältnisse, und keine Art ist noch, so lange die Erde ihre jetzige Einrichtung hat, durch eine

andere

andere überhand nehmende verdrängt oder vertilgt worden; sondern sie dauren alle in gebührender Menge, Mannichfaltigkeit und Vollkommenheit fort *). Es wimmelt daher alles im Wasser, in der Luft, auf der Erde, unter der Erde, von Lebendigen; und es ist kein bequemes Räumchen übrig, das nicht mit seinen Arten der Thiere erfüllet wäre.

Ich will nicht wiederholen, was die große Einrichtung der Welt zu dieser Thiere Leben und Erhaltung beitrage, und wie die ganze Natur, in ihren Bewegungskräften, zu dem Ende arbeitsam und geschäftig sey. Ein jeder sieht auch wohl, daß außer den zuträglichen Elementen, von Erde, Wasser, Luft, Licht und Wärme, für so viele Millionen Münde, ein genugsamer Vorrath von täglicher Speise bereit seyn müsse, und daß, bei der Mannichfaltigkeit des Geschmacks und Lebens, entweder die Zungen und der Körper nach der Kost, oder auch diese nach jener eingerichtet seyn müsse, wenn jedem seine Nahrung wohl schmecken, und gut bekommen soll. So könnte auch nicht jede Größe und Bildung jedem gerecht seyn: sondern wir bemerken daher einen erstaunlichen Abstand vom Wallfische bis zum kleinsten Gewürme und beseelten Staube; und eine wunderwürdige Mannichfaltigkeit in der äußerlichen Gestalt und Bildung, in den Werkzeugen des Lebens, der Sinne, der Bewegung und Fortpflanzung. Alles und jedes aber stimmet bey jedem Thiere mit einer gewissen Art des Lebens überein, wozu es bestimmt ist. Gebet dem einen die Größe, Bildung und Werkzeuge des andern; es wird damit seine Art des Lebens nicht führen können, sondern umkommen, oder sich zur Quaal seyn müssen. Wenn daher auch in gewissen Werkzeugen, die sie alle nöthig haben, eien allgemeine Aehnlichkeit seyn muß, so findet sich doch selbst in dem Aehnlichen,

nach

nach jedes Thieres Art, eine unendliche Verschiedenheit. Die mehresten Thiere haben Augen, und können sehen; aber keines Auge ist vollkommen mit anderer Thiere Augen einerley, auch würde keines Thieres Augen sich für andere, noch anderer Augen sich für dieses schicken. Und so verhält es sich mit der Bekleidung des Leibes, mit Ohren, Nase, Mund, Magen und andern Gliedmaaßen **).

Diese allen menschlichen Witz und Verstand übersteigende Mannichfaltigkeit der körperlichen Beschaffenheit in den verschiedenen Arten der Thiere, und diese so genaue Uebereinstimmung, sowohl der ganzen Natur, als aller und jeder Theile der lebendigen Körper, mit jedes bestimmten Art zu leben, zeigen klärlich, daß des Schöpfers Absicht gewesen, alle Arten von Leben, Lust und Glückseligkeit, die nur auf unserm Erdboden möglich waren, einzuführen; und daß er die Schöpfung, nach dieser Regel seiner allgütigen Absicht, mit unendlicher Weisheit und Macht vollführt habe. Jedoch würde bey den unvernünftigen Thieren alle körperliche Uebereinstimmung umsonst gewesen seyn, wenn Gott ihren Seelen nicht auch angebohrne und erbliche Triebe, Fertigkeiten und Künste, die zu ihrer Erhaltung und Fortpflanzung nöthig waren, eingeprägt hätte. Und diese sind es, in welchen ich hier die Absichten Gottes, nebst seiner Weisheit und Güte, darzustellen gedenke.

*) Sieur Ray, Existence et Sagesse de Dieu manifestée dans les Oeuvres de la Creation, p. 6 sqq. Man kann wohl in diesem Stücke keine genaue Aufzählung aller Arten der Lebendigen verlangen. Theils ist unser Verzeichniß von den Unterthanen des Thierreichs noch sehr mangelhaft, theils sind auch die Kenner der Natur mit sich in der Abtheilung nicht einig, ob sie viele Arten, Gattungen, Ordnungen und Classen machen, oder viele in eins werfen sollen. Der Hr. Ar-

chiater Linnäus, hat in seinen Amoenitatibus Academicis Vol. II. Disp. XIX. §. 21. eine andere Rechnung aufgestellt. [Neuere Entdeckungen, theils mit bloßen Augen, theils mit Vergrösserungsgläsern, haben die Anzahl in jeder Thierklasse schon viel grösser gefunden, und gewiß sind uns noch weit mehr Arten unbekannt. Man sehe hierüber Herrn Hofrath Zimmermanns, in Braunschweig, Geographische Geschichte III. B. besonders die Einleitung, über die Größe des Thierreichs, wo er die Anzahl der verschiedenen Thierarten, auf dem Lande, im Wasser, und in der Luft, mit genugsamer Wahrscheinlichkeit über sieben Millionen schätzt. Er macht dabei die gegründete Bemerkung, daß die Anzahl der verschiedenen Mineralien schon weit von den Pflanzenarten, diese aber von den lebendigen Thieren noch mehr denn zehnfach übertroffen werde.]

*) [Es sind also alle die Thiere, welche sich für die jetzige Beschaffenheit unserer Erde schicken, nach ihrem eigenen äußern und innern Baue, nach ihrer Fortpflanzung, und nach ihren Trieben, wie auch nach dem Verhältnisse mit andern lebendigen und leblosen Geschöpfen, so weislich eingerichtet, daß ihre Art bestehen und fortdauren kann. Daß aber eine vormalige andere Beschaffenheit unsers Erdbodens auch andere Thierarten erfordert habe, ist leicht zu begreifen. Und so ist nicht zu läugnen, daß vor der großen Veränderung, welche mit dessen Oberfläche, und wer weis, mit welchen andern Verhältnissen? vorgegangen ist, andere Thierarten da gewesen sind, die sich jetzt nicht mehr finden, sondern von welchen, und vielleicht nur von den größten, nur die Ueberbleibsel unter der jetzigen Oberfläche der Erde hie und da entdeckt werden. Ich will nicht einmal die Versteinerungen der großen Ammonshörner u. d. gl. zum Beweise anführen, da man sagen mögte, daß dergleichen Schalthiere noch irgendwo im Abgrunde des Meeres verborgen leben könnten. Aber die sehr großen Landthiere, deren Gerippe wir finden, könnten uns bey der jetzigen Kenntniß des Erdbodens gewiß nicht verborgen bleiben. Zu solchen untergegangenen Thieren gehören vornehmlich die in verschiedenen Welttheilen gefundenen sogenannten Mammontsknochen (in Sibirien Mammontovacakost genannt) von einem den Elephanten ähnlichen und gleichfalls mit Hauern versehenen, aber größern, und an Backenzähnen, wie auch übriger Beschaffenheit der Kinnladen u. s. f. ganz verschiedenen Thiere. (S. Philos. Trans. Vol. LVII. p. 464. 468. tab. 21. und Doct.

Will.

Will. Hunters genaue Vergleichung derselben mit den Elephantenschädeln Vol. LVIII. p. 34. imgl. *Buffon* Hist. nat. Suppl. T. V. p. 510.) Außer diesen aber sind auch noch verschiedene andere unbekannte Thiergerippe entdeckt, deren Gebiß zeigt, daß es reißende Thiere gewesen, die nicht allein größer, sondern auch anders gebauet als die jetzt lebenden waren. Herr **Joh. Fried. Esper** hat eine ausführliche Nachricht von neuentdeckten Zoolithen unbekannter vierfüßiger Thiere in den Grüften der obergebürgischen Lande des Marggrafthums Bayreuth, Nürnb. 1774. Fol. herausgegeben. Eben dergleichen befinden sich auch in Hölen anderer Länder. Der berühmte Zergliederer **Pet. Camper**, auf dessen genaue Kenntniß und Vergleichung man sich verlassen kann, besaß nicht allein solche Stücke und Kinnladen von 3 oder 4 verschiedenen Thieren, sondern auch einen ganzen Schedel, und fand das Verhältniß davon zu dem Schedel des größten Seebären, welcher Thiergattung er übrigens ähnlich ist, wie 3 zu 2. Was die Stufenfolge alles Möglichen betrifft, so ist selbige ja nicht bloß in dem uns Gegenwärtigen, sondern in allen Zeiten und Orten des Ganzen zu suchen. Herr **Esper** macht auch bei diesen Thierknochen folgende gegründete Bemerkung (p. 90.): „Mir scheint es ein Beweis der größten Weisheit und genauesten Vorsehung zu seyn, daß Thiere zu gewissen Absichten für gewisse Zeiten erschaffen sind, deren Geschlecht alsdann, wenn diese Absichten erreicht sind, wieder von der Schaubühne abtritt. Denn, wenn die bestmöglichste Bevölkerung der Erde, eine der wichtigsten Absichten Gottes, zur Wirklichkeit kömmt, so müssen sich der Leopard, der Löwe, der Tiger verlieren. Sie haben ihre Absicht erreicht: sie haben der allzugroßen Vermehrung der gewächsfressenden Thiere gewehret: sie haben hiedurch die Erhaltung des Reichs der Pflanzen, in Abwesenheit der Menschen, bewirkt.“]

) [Das Zweckmäßige, oder die Absicht in der Einrichtung der organischen Wesen, erhellet besonders daraus, daß wir allenthalben in der Zusammenfügung ihrer verschiedenen Theile Abweichungen von der **Einförmigkeit bemerken, die gerade so beschaffen sind, daß eben in diesem Falle und auf diese Weise ein Nutzen daraus erfolgt. So bilden Werkzeuge, die nicht allein von allen andern Theilen in demselben Körper verschieden, sondern auch bey verschiedenen Thieren anders eingerichtet sind, ein Auge, welches eben dem Elemente und der Lebensart des Thieres angemessen ist. Gemeine Anziehungs-

kräfte aller Dinge konnten dies nicht wirken: auch die umgebenden Dinge, darauf sich das Werkzeug beziehet, konnten es nicht hervorbringen, und das Bedürfniß des Thieres schafft doch die Mittel nicht ihm abzuhelfen. Es muste also eine die gesamten Naturkräfte übersehende und einrichtende Kraft seyn, welche in ihrer Wirkung auf jenes Bedürfniß abzielte. So zeigen auch Muskelfasern, Gefässe u. s. w. ihre sehr verschiedene Richtung, Befestigung und Beschaffenheit, nachdem sie diesem oder jenem Bedürfnisse dienen — Daß diese Einrichtung weise und zum Besten der Lebendigen bestimmt sey, ersehen wir noch ferner daraus, weil sie nicht bloß dasjenige enthält ohne welches das Thier nicht bestehen könnte, sondern vor andern möglichen offenbar vorzüglich ist und sich auch auf Wohlseyn und Bequemlichkeit erstreckt. Denn, daß z. B. der Mensch sich mit viel wenigerm behelffen, und doch nicht nur fortleben, sondern auch seine Geschäfte verrichten könnte, zeigen diejenigen, welche an verschiedenen Theilen Mangel oder Gebrechlichkeit haben — Zu sagen, daß nur Gefässe sich bilden, erweitern, verengern, ausbreiten oder vereinigen dürften, um den organischen Bau von Pflanzen oder Thieren natürlich hervor zubringen, giebt keinen Aufschluß, woher sie sich eben an diesem Orte, auf diese Weise so oder so schicken musten. — Hiezu kommt noch, daß alles in der Bildung dem Nutzen so genau angemessen; nichts unnützer Weise, oder nur mit Verschwendung angebracht ist. So fehlen manchen Thieren diese oder jene Gliedmaassen, oder Sinnenwerkzeuge, dergleichen sie nämlich bey ihrer Lebensart nicht gebrauchen, oder deren sie wohl entbehren konnten, und nicht bloß solche, deren Daseyn durch andere vernichtet würde. — „Gleichwohl sagt man, werden doch zuweilen unnütze Gliedmaassen, oder wenigstens überflüßige Theile entdeckt: der Bildung von Misgeburten, die nicht leben können, zu geschweigen." — Ich übergehe, daß wir manches fälschlich für unnütz halten können, weil wir den eigentlichen Zweck der Eintheilung nicht einsehen, oder nicht denselben Nutzen davon finden, den wir, nach andern uns bekannten Fällen, vermutheten, wie es sich ja schon bey manchen Theilen durch spätere Untersuchung gezeigt hat, und, daß selbst derer Fälle, wo uns etwas unnütz scheint, so wenige vorkommen, da hingegen Ordnung und Zweckmäßigkeit überall hervor leuchtet. — Wir wollen nur von solchen Beispielen reden, wo das Ueberflüßige offenbar zu seyn scheinet. Der-

glei-

gleichen sind die versteckten Gelenkknochen in den ungelenken Flossen der Wallfisch-Arten und einiger Robben, die einen Arm mit Hand und Fingern darstellen. (Man sehe z. B. von dem Braunfische, Delphinus phocæna, *I. D. Maior*, Eph. N. C. Dec. I. ann. 3. Obs. 20. p. 34. und vom Seebären, phoca ursina, **Stellers** Beschreibung von Meerthieren p. 114 sq.) Nun erwäge man aber, daß der Bau der Thiere nicht an einzelnen Arten, wie vom Töpfer mit der Hand, bewerkstelligt werden, sondern durch eine vielumfassende Kraft, aus den Anziehungsgesetzen der Grundtheilchen zu Stande gebracht werden muste: (S. unten vom Bildungstriebe: VIII. 8. Anm. [2]b) ferner, daß die erwähnten Geschöpfe, ob sie gleich im Wasser leben, ihrer innern Einrichtung nach nicht den Fischen, sondern den Säugethieren verwandt sind. Der Bildungstrieb also, wenn er für jede Gattung dieser Klasse zureichend seyn sollte, muste zu der vollständigsten Bildung von Gliedmaaßen geschickt seyn. Dies ward nun sehr bequem erhalten, indem die Knochen, welche sonst zu Vordergliedmaaßen dienen, hier in die Brustflossen versteckt wurden, wo sie zwar überflüßig, aber keinesweges nachtheilig sind. Dadurch wurden dann diese, von den andern ihrer Klasse so sehr abweichende Thiere, ohne eigentliche Arme zu haben, doch zu den Bedürfnissen ihres Lebens, und zu der bewundernswürdigen Fortpflanzung ihres Geschlechts, vollkommen geschickt gemacht. Wenn wir also tiefer nachforschen, so müssen wir vielmehr auch in dieser Einrichtung dieselbe Weisheit und Sparsamkeit erkennen, welche, ohne überflüßigen Aufwand von Kräften, mit den einfachsten **Mitteln** so verschiedene Zwecke zu erhalten gewust hat, so daß die ähnlichen, oder am ähnlichen Orte gelegenen Theile, mit der nach verschiedener Lebensart erfordeten Abänderung, sehr mannigfaltigen Nutzen leisten, wie dann die Vordergliedmaaßen, mit ähnlichem Baue, zum Greiffen, Klettern, Gehen, Fliegen, Schwimmen dienen. — Auf gleiche Weise könnten auch andre Fälle (wie IV. §. 12. Anm. 20.) gerechtfertigt werden. Ja, auch die **Misgeburten** zeigen noch eben die allgemeine zum Zweck zielende Bildungskraft, wenn gleich der Erfolg durch Nebenumstände gestöret ward — Daß demnach überall zusammenstimmende Wirkungen aus den Bewegungsgesetzen so unzählbarer, und verschiedener, unwissender Theile erfolgen müssen, deutet klärlich auf eine absichtliche Anordnung, und auf die Weisheit dessen, der sie entworfen hat].

§. 6.

Die Menschen handeln zwar, ihrer Meynung nach, allemal, aber in der That nicht allemal, zu ihrem eigenen Besten; oder sie erwählen auch zu ihrem Zwecke untüchtige Mittel. Sie haben unter vielen ächten Künsten und Wissenschaften, die zu ihrer Nothdurft, Vollkommenheit und Bequemlichkeit gereichen, auch manche eitle, unnütze, oder wohl gar falsche und schädliche Kunst und Wissenschaft erfunden; und ein gut Theil befleißigt sich gar nicht etwas zu lernen, oder sie werden höchstens in der erwählten Kunst nur Brudler und Pfuscher. Bey den Thieren hingegen geschieht, nach ihren Trieben, keine Handlung umsonst, ungeschickt, oder verkehrt; und sie haben keine einzige eitle oder falsche Kunst, sondern es ist alles zu ihrem und ihres Geschlechts Wohl und Nothdurft unentbehrlich, alles in seiner Art vollkommen. Die Fertigkeiten oder Künste bey ihnen sind so mancherley, als tausendfältig ihre Arten sind; dennoch ist kein einzig Thier aller Arten in seinem Geschäffte unwissend und unvollkommen; alle und jede sind geborne Künstler und Meister.

Damit man den mannichfaltigen Nutzen der thierischen Triebe einigermaaßen übersehen könne: so will ich nur einige Gattungen davon erzählen. Ein jedes Thier kennt sein Element, und begiebt sich von selbst dahin, wenn es auch in einem fremden ans Licht gekommen wäre. Ein jedes weis sich alsofort nach seines Elements und Körpers Beschaffenheit regelmäßig und fertig zu bewegen; und diese Bewegung ist von tausendfältiger Art. Sie wissen überhaupt alle die Werkzeuge ihrer Gliedmaassen dazu, wozu sie nütze seyn können, fertig zu gebrauchen. Sie kennen sogleich ohne Irrthum ihr dienliches Futter, und wissen es von dem schädlichen zu unterscheiden; ja, man bemerkt, daß auch manche,

bey einer Krankheit oder Verletzung, ein wirksames Genesmittel zu erwählen geschickt sind. Steht ihnen ihr Futter nicht sogleich vor dem Maule; so haben sie dagegen auch eine Geschicklichkeit, sich ihrer Kräfte und Werkzeuge zur Bemächtigung der Speise zu bedienen, oder ihrer Beute durch Geschwindigkeit nachzueilen, oder ihren Feind durch tausenderley List und Kunstwerke zu berücken. Braucht die Speise einer Bereitung; so wissen sie nach jedes Art vollkommen damit umzugehen. Ist sie zum Vorrathe zu sammlen; so bereiten sie sich Vorrathskammern, schleppen und tragen die Speise auf vielerley Weise, alle aber zu rechter Zeit, auf den Winter zusammen, bewahren sie vor Verderben, und genießen sie haushälterisch. Andere ziehen ihrem Futter in fremde und weit entlegene Gegenden nach; und wissen den Weg dahin ohne Landcharte und Compaß zu finden. Andere, die des Winters keiner Speise bedürfen, begraben sich zum halbjährigen Schlafe in die Erde, oder senken sich zu eben dem Ende unter Wasser.

Haben sie einer besondern Wohnung nöthig; so dürfen sie die Baukunst nicht erst lernen: ein jedes gräbt, bohrt, zimmert, spinnt, flicht, klebt sich, auf seine Weise, eine dienliche Wohnung, nach einem beständigen, in die Seele geprägten, künstlichen Risse. Andere wissen sich einen verborgenen Ort zum Schlupfwinkel auszusuchen, welcher eben die Dienste thut. Bedürfen sie einer Decke; so bringen sie schon eine Weber- und Schneiderkunst mit sich, und verändern und verneuern ihre Kleidung, mit dem Wachsthume, nach ihrer Größe. Wird ihnen die Haut oder Schale zu enge; so besitzen sie auch eine bewundernswürdige Geschicklichkeit, sich aus dem alten Kleide, ob es gleich aus einem Stücke gemacht ist, und an alle Theile des Leibes fest anschließt, heraus zu winden oder zu ziehen. Wenn

etwa nicht allein eine Entkleidung, sondern eine gänzliche Verwandelung der Gestalt, mit ihnen vorgehen soll; so entziehen sie sich vorher der Luft und den Feinden, graben oder spinnen sich, auf mancherley Art, künstlich und vorsichtig ein, oder hängen und binden sich wenigstens in einem verborgenen und sichern Orte fest an. Sie wissen aber auch ihr Grab oder ihren Kerker behende zu eröffnen, ohne ihre zarten und neuen Glieder zu verletzen.

Haben sie etwa ihre Feinde in der Welt; so kennen sie auch schon ihre natürlichen Waffen, und wollen sich wohl eher, als sie dieselbe bekommen haben, damit wehren; oder sie entwischen auch dem Feinde durch Geschwindigkeit und List; so, daß dadurch eine Art Thiere der andern allemal die Wage hält, und nichts, als der Ueberfluß, verloren geht. Können sie einzeln nicht füglich leben; siehe, so halten sie sich zu einander; sie verstehen sich unter einander durch eine Art von Sprache; sie folgen einem Könige und Heerführer, oder einer Königinn und deren Willen; sie bauen und nisteln gemeinschaftlich, nach einerley Anlage; sie sammlen zum allgemeinen Besten, sie pflegen und füttern ihre Jungen durch einander; sie wehren sich mit vereinten Kräften, sie reinigen ihr Nest, sie tragen ihre Todten aus; ein jedes Mitglied der Republik richtet sich aufs genauste nach weisen und unwandelbaren Gesetzen und Ordnungen.

Wenn die Zeit der Begattung kömmt, so kennt ein jedes seine Art und seines Gatten Stimme: sie wissen alle die gehörige Stellung zur Paarung anzunehmen, und des Gattens Zeugungs- und Geburtsglied zu treffen. Ist es nöthig, ein Nest für die künftigen Jungen zu bereiten; so bauen sie es bey Zeiten, künstlich, sicher, bequem und räumlich genug: sie brüten einzeln oder auch wechselsweise:

sie

sie wärmen, sie vertheidigen ihre Jungen; sie säugen, füttern und entwöhnen dieselben. Sonst, wo die Jungen sogleich für sich zu rechte kommen können, so legen sie nur die Eier dahin, wo die Jungen von selbst durch die Wärme aufkommen, und ihr Futter alsdenn vor sich finden; sie legen dieselben einzeln und zerstreut, oder in einem Haufen beysammen, nachdem die Jungen gesellig oder nicht gesellig sind; und wenn die Jungen an dem Orte ihres Aufenthalts nicht füglich fortkommen können, so thun sie wohl weite Reisen zu Wasser oder zu Lande, ihren Samen auszustreuen, oder ihre Brut abzulegen*).

*) [In den allgemeinen Betrachtungen über die Triebe der Thiere hat der Verfasser §. 61. und 85. alle Kunst-Triebe nach ihrem Nutzen und ihren verschiedenen Eigenschaften, in gewisse schickliche Klassen geordnet].

§. 7.

Daß alle diese Handlungen zu jedes Thieres und seines Geschlechts Erhaltung nothwendig sind, braucht keines Beweises. Wenn sich aber jemand noch mehr davon überzeugen will, so darf er nur den Thieren ihre Arbeit stören, oder etwas daran ändern; so wird er sehen, daß sie entweder umkommen, oder ungestalt und gleichsam zu Krüppeln werden, oder ihr Geschlecht nicht fortpflanzen können [5]). Wer auch versuchen wollte, eine bessere Veranstaltung für jedes Thier zu erfinden, und alle seine Naturkunde, Wissenschaft und Witz zu Hülfe riefe, der wird gestehen müssen, daß er sich vergeblich bemühet habe; oder, wenn er sich eine solche Erfindung träumen ließe, würde er nur seine Unwissenheit und seinen Unverstand verrathen.

Wenn es nun auch nur Handlungen wären, die der bloße Bau ihres Körpers und ihrer Gliedmaaßen nothwendig mit sich brächte; wie sich etwa ein Cartesius,

ein Materialist, oder ein Leibnitzischer Harmonist die Sache vorstellen mögte: so würde man sich doch solche Maschinen, mit ihren künstlichen Verrichtungen, unmöglich ohne einen Werkmeister gedenken können, der die innere Natur der Dinge völlig gekannt, und ihre Verknüpfung in der Welt voraus gesehen; der das Verhältniß derselben gegen einander, und ihre Uebereinstimmung und Vollkommenheit genau ermessen; der die vorgestellte verschiedene Vollkommenheit der Dinge zur Wirklichkeit bringen wollen, und tausend Erfindungen gehabt, dieselbe durch mancherley innere verborgene Triebfedern zu bewirken. Eine bloße Maschine, die bald ruhet, bald geht, kriecht, fliegt, hüpfet, schwimmt, und zwar nicht ins Wilde, sondern an jedem Orte in der Welt, und zu jeder Zeit, nach dem Striche, und der Geschwindigkeit und Abwechselung, wie es nöthig war, ihren Untergang zu vermeiden, oder etwas Gutes zu erlangen; die bald ißt und trinkt, was, und wie viel sie zu ihrem Unterhalte verdauen kann; die bald spinnt, webet, gräbt, bauet, sammlet, wann und wie es ihre Erhaltung nach den Regeln der Kunst erfordert; die sich bald paaret, zeuget, gebiert, brütet, füttert, und also wieder andere Maschinen ihres gleichen hervorbringt und nachläßt: eine solche Maschine, sage ich, wenn sie möglich wäre, könnte in sich selbst den Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit nicht haben, sondern müßte von einem unendlich weisen Werkmeister, der sich die ganze Welt in ihrer Verknüpfung aufs deutlichste vorgestellt hat, mit Absicht hervorgebracht seyn.

Allein, die Sache verhält sich bey den Thieren nicht so, daß sie bloße Maschinen wären. Eine Maschine kann nicht anders, als um der Lebendigen willen, und ein organischer Körper nicht anders, als um einer Seele willen, seyn. Auch hält alsdenn, wenn die Thiere eine

Seele haben, der bloße Körper nicht zureichenden mechanischen Grund in sich, daß ihre Handlungen so auf einander folgen, wenn nicht eine Vorstellung der Seele vorhergegangen und dazwischen gekommen ist, welche die Handlungen bestimmet. Denn in ihrem Körper sind tausendfältig verschiedene Bewegungen, in tausendfältig verschiedener Ordnung auf einander, gleich möglich, und eine folgt nicht nothwendig aus der andern, oder auf die andere. Daß also die Bewegung, zu dieser Zeit, an diesem Orte, und zwar zum Nutzen, auf eine geschickte Weise und mit Fertigkeit erfolgt; das ist eine Wirkung ihrer Seele, welche nach Vorstellungen handelt.

[s]) Ich will nur ein Paar Exempel zur Probe anführen, welche ich von unserm vortrefflichen Herrn Rösel entlehne, dessen Beobachtungen nicht weniger, als seine Zeichnung und Malerey, die Natur getreulich und schön ausdrücken. Nachdem derselbe (in seiner Nachtvögel II. Classe n. I. §. 6). der schwarzhaarichten Bärenraupe [Phalaena bomb. Caja] äusseres rauhes Gespinnste, worinn sie alle ihre Haare flicht, und ihr inneres weiches und sanftes Krankenbette beschrieben, so fügt er hinzu: Die Haupt-Ursache, warum dergleichen Raupen sich ein so sanftes Lager bereiten, ist diejenige, weil die Puppe zu Anfange der Verwandlung sehr weich und zärtlich ist. Denn ich habe beobachtet, daß, wenn dergleichen Puppen, zu dieser Zeit, auf harten und unebenen Boden, oder auch nur im Sande liegen, sich gleich davon Schrunden und Narben in die weiche Haut drücken, welche auch mit der Haut verhärten, worauf aber allemal entweder ein ungestalter, oder gar kein lebendiger Papilion zum Vorschein kömmt. Man kann sich einen artigen Zeitvertreib schaffen, wenn man diesen Raupen zusieht, indem sie an ihrem Gespinnste arbeiten. Wann das äußerste große Gespinnste völlig fertig ist, und man reißt dasselbe an einem Orte ein wenig auf, so ist gleich die Raupe da, und flickt das Loch wieder zu, läßt sich auch die Mühe nicht dauren, solches so oft zu thun, als man sie durch neues Aufreißen dazu

zwingt.

zwingt. Denn sie will sowohl wider Kälte und Regen, als auch wider die Schlupfwespen, sicher verwahrt seyn. Doch wenn es gar zu oft kömmt, so entgehen ihr endlich die Kräfte darüber, und wird dieselbe an ihrer Verwandelung aufgehalten, oder dazu völlig untüchtig gemacht. Eben derselbe bemerkt auch an mehrern Orten, daß diejenigen Raupen, welche bey ihrer Verwandelung in die Erde graben, und dabey zärtlich sind, ihr ausgehöhltes Gewölbe mit einem Gespinnste oder Kleister tapezieren, damit es bessere Haltung habe, und ihnen der etwa hereinfallende Sand keine Beschwerniß verursache. Der Wurm, woraus der Hirschkäfer [Lucanus Cervus] wird, gräbt sich gleichfalls in die Erde, und beschließt sich in einen eirunden, harten Ballen. Da ist aber zu bewundern, daß diejenigen Ballen, worinn die Männlein liegen, eine viel längere Höhle haben, als die, welche sich die Weiblein bauen; und dieses deswegen, weil der männliche Schrödter seine Hörner, die zuvor auf der Brust lagen, ausstrecken muß, ehe er aus seiner Höhle bricht. (Roesel Erdkäfer I. Classe n. IV. §. 6.) Würde sich der männliche Wurm nicht eine längere Höhle graben, als der weibliche; so würde er, nach Abwerfung der Haut, seine Hörner nicht ausstrecken können, zum Krüppel werden, und nicht einmal aus der Erde wieder hervorkommen. So ist den Würmern bey ihrer Verwandelung auch die Lage in ihrem Bette nicht einerley. Der Haselstauden-Holzwurm [Cerambyx cylindrius] frißt sich sonst mit dem Kopfe unterwärts ins Mark des Holzes; aber wenn er sich verwandeln soll, so kehrt er sich um, den Kopf oberwärts; sonst könnte er nicht heraus kriechen. Man spalte das Aestchen und lege den Wurm nur verkehrt, so ist er verloren. (Rösel Erdkäfer II. Classe n. II. §. 6.) Auch die, welche ein eiförmiges Gespinnste machen, als die Seidenwürmer, sorgen vorher dafür, daß das Ende des Eies, wo der Kopf des Papilions durchdringen soll, lockerer sey, daß es sich von selbst aus einander geben kann. Schneidet man das Ei in die Länge auf, und legt die Puppe darinn verkehrt, nähet alsdenn das Loch wieder zu: so wird der Papilion nicht heraus kommen können. (Rösels Supplement Tab. VII, VIII. §. 16. p. 53. Siehe auch Tab. XLIX. §. 5. p. 286).

§. 8.

Wenn man nun bey den Thieren eine Wirkung des Körpers auf die Seele, durch sinnliche Empfindungen, annimmt, so lassen sich doch ihre Triebe daraus allein nicht zureichend erklären. Ich will zugeben, daß sie durch eine sinnliche Empfindung, wie wir Menschen, zur Handlung erweckt werden, ich will sogar einräumen, daß durch solchen körperlichen Eindruck, in gewissen Fällen, auch ihre Einbildungskraft und ihr Gedächtniß rege gemacht wird: so kann doch dieser reizende Eindruck in nichts anderm, als in Lust oder Schmerzen, bestehen. Dieses aber kann weiter nichts in der Seele nach sich ziehen, als daß sie das Gute und Angenehme zu erhalten, und das Böse und Widrige von sich zu entfernen sucht: es kann aber der Seele die Art zu handeln, und deren Fertigkeit oder Kunst, nicht einprägen, noch solche Handlungen hervorbringen, die in der vorigen Erfahrung keinen Grund haben.

Was das erste betrifft, so können wir uns zum Beweise einen Seidenwurm vorstellen, der sich vor seiner Verwandelung in ein künstlich Ei spinnt. Nun mögte man sagen, daß die zur Seide reifgewordene Materie dem Wurme eine unangenehme Empfindung verursachet, und daß er, als davon überladen, selbiger los zu werden trachtet. Aber, warum zieht oder spinnt sie kein solcher Wurm in einer Unorduung heraus, daß sie sich anhänge, wie es fällt? warum heftet er sie nicht irgend so an, daß er selbst außer dem Gewebe bliebe? warum macht er ein regelmäßig Ei daraus, darinn er selbst beschlossen ist, und zwar so, daß das Gewebe äußerlich lockerer und gröber, inwendig ordentlicher, dichter und feiner wird? Ein gewisser Naturkundiger [6]) sucht das Einspinnen der Raupen überhaupt aus einer schmerzlichen Empfindung zu erklären. Wenn sich nämlich

lich ihr klebriger Saft gehäuft hätte, und sie von dessen Menge gedrückt würden, so müßten sie sich vor Schmerzen krümmen und winden: auf solche Weise zögen sie den Faden immer weiter heraus, und um sich herum, und führen damit fort, entweder weil der Paroxysmus fortdaure, oder aufs neue ansetze, oder weil sie dabey eine Erleichterung merkten; bis sie sich ganz eingesponnen hätten. Ich tadele es nicht, daß man durch eine Hypothese versucht, wie weit sich die thierischen Triebe aus der Empfindung erklären lassen: allein, ich glaube, daß alle diese Erfindungen vergeblich, und zum Theile lächerlich seyn werden. Gegenwärtige stimmt erstlich mit der Handlung des Thierchens selbst gar nicht überein, als welches sich nicht vor ungeduldigen Schmerzen krümmt und windet, sondern langsam, und, so zu reden, bedächtlich und vorsichtig herumkriecht, einen bequemen Ort aussucht, und als nach Absicht und Kunstrisse arbeitet. Wie könnte auch die wilde Bewegung, welche von Schmerzen entsteht, eine ordentliche Eifigur, und bey allen eine gleich regelmäßige hervorbringen? Und was bekommen denn die Würmer für eine künstliche Colik, die ihre Haare, oder zernagte Blätter, oder zerkieftes Holz, gesammletes Stroh, Stoppeln, Gras, Sand, ja kleine Schneckenhäuser, ordentlich in ihr Gewebe mit hinein und um sich herum flechten? Was die Spinne, welche ein hängendes Netz um Stralen aus einem Mittelpunkte, in die Ründe webt? Was für eine bloße Empfindung kann die Vögel treiben, ein holes Nest aus Sträuchen und Haaren an einen Baum zu heften oder zu hängen, oder aus Leimen, Koth und Stoppeln an eine Wand zu kleben? Welcher sinnliche Reiz bringt es mit sich, daß die Bienen nicht allein den Honig der Blumen zu ihrer Nahrung einsaugen, sondern auch die Blumenstäubchen zum Wachse mitnehmen, und von einem Fuße zum andern an ihre hintern Schenkel schieben, davon

in dem Stocke reguläre, längliche Sechsecke bilden; und den Honig zum Vorrathe da hinein schütten *)? Tausend andere dergleichen zu geschweigen. Es muß gewiß eine Idee oder ein Denkbild, als ein Muster und eine Vorschrift von jedes Werke und Handlung, in ihren Seelen liegen, und zugleich mit ihnen selbst da seyn. Ueberdem aber muß das wirksame Bemühen der Seelen nach diesem Urbilde zu handeln gleich anfangs die Vollkommenheit der Fertigkeit an sich haben. Wir Menschen bringen keine wirkliche Ideen, und keine oder sehr wenige Fertigkeiten mit auf die Welt, sondern erwerben sie uns durch Erfahrung und Uebung. Aber die Seelen der Thiere müssen gleich anfangs in dem Zustande gebildet seyn, in welchen unsere Seele erst durch Erfahrung und lange Uebung gesetzt wird **).

[6]) Hrn. Christlob Mylius Gedanken über den natürlichen Trieb der Insekten, in dem Hamburgischen Magazin I. Band VI. Stück p. 183 sqq.

*) Der alte Mathematicus Pappus hatte schon die sparsame Bauart der Bienen bewundert, da sie die sechseckige Figur zu ihren Zellen wählen. Aber zu der Zeit wußte man die Frage von dem Größten und Kleinsten noch nicht durch die Analysin infinitesimalem genau aufzulösen. Der Herr Reaumür Mém. des Insectes T. V. P. II. p. 4. macht eine geometrische Aufgabe daraus: Une quantité de matiere de cire étant donnée, en former des cellules égales et semblables, d'une capacité determinée, mais la plus grande qu'il est possible par rapport à la quantité de matiere qui est employée, et des cellules tellement disposées qu'elles occupent dans la Ruche le moins d'espace qu'il est possible. Er zeigt selbst die Schicklichkeit der gewählten sechseckigten Figur, zur Ersparung des Raums und der Materie, so weit sich solches ohne viele Geometrie thun läßt. Da aber diese sechseckigten Zellen einen Pyramidal-Boden haben, der aus drey Rhombis besteht; so gab er dem Hrn. König, als einem in der höheren Meßkunst sehr geübten Mathematico, das Problema auf: Entre toutes

les

les cellules exagones à fond pyramidal (possibles) composé de trois rhombes semblables et égaux, determiner celle qui peut-être construite avec le moins de matiere. (Siehe daselbst p. 16.) Und dieser bestimmte den großen Winkel des Rhombi, der die wenigste Materie erfordere, auf 109 Grad 26 Minuten, (Hist. de l'Acad. des Sciences 1739. p. 40 sqq.) der englische Mathematicus **Maclaurin** aber auf 109 Grad, 28 Minuten, 16 Secunden. (Philosophical Transact. Num. 471. p. 565-571.) Und siehe die Erfahrung, welche **Maraldi** von dem großen Winkel des Rhombi der Wachszellen genommen hat, zeigte ungefähr 110 Grad, (Mem. de l'Acad. 1712 p. 405.) Ich sage ungefähr: denn in einer so kleinen Figur läßt sich der Winkel fast nicht genauer messen. Es erhellet so viel daraus, daß der Bau der Bienenzellen, in der Wirklichkeit, die geschickteste Auflösung des geometrischen Problematis darstellet: wie mit der größten Ersparung des Raumes und der Materie die meisten und bequemsten Zellen sowohl für die Brut, als für den Honig und den Wachsvorrath der Bienen, anzulegen wären? Eine Auflösung und Kunst, die nicht aus der Theorie dieser Fliege, noch aus ihrem Mechanismo fließt; sondern ihren Seelen durch eine angeborne Fertigkeit von dem eingeprägt worden, der durch seinen unendlichen Verstand Figur, Maaß und Zahl der Dinge, wie im Größten, so im Kleinsten, aufs genauste und weislichste zu bestimmen gewußt hat.

) [Herr Professor **Klügel zeigt mit geschickter Berechnung (Hannöv. Magaz. 1772. 23. St. p. 354 u. f.), „daß, wenn man den großen Winkel des Rhombus am Dache der Bienenzellen 109 Grad 28 Min. und den kleinen 70 Grad 32 Min. setzt, welches mit der Ausmessung so viel möglich übereintrifft; alsdenn die Rhomben gegen einander und gegen die Seitenflächen der Zellen, so wie diese unter sich, allenthalben einen Neigungswinkel von 120 Graden machen, und daß daraus die größte mögliche Ersparung des Wachses, bey dem Baue eines pyramidalischen Daches der Zellen, erfolge.“ — Dieses zugespitzte Zwischendach aber befördert die Festigkeit vortrefflich, und kann auch eben deswegen dünner gemacht werden, als wenn es flach seyn sollte. Er meint nun, daß ein gewisses Gefühl der Bienen, die Wachsflächen mit einer Neigung von 120 Graden an einander zu fügen, beinahe zureiche, den Bau der Zellen zu erklären, indem sie denselben

bey der Spitze des Zwischenbodens anfangen. Aber: an den beyden Seiten der Scheiben schließen sie doch die Zellen mit einer ebenen Fläche, oder ganz geringen Wölbung, und folglich beynahe rechtem Winkel. Sie machen auch nach Erfordern allerley andern Bau, der nicht nach einem solchen Winkel verfertigt wird, als welcher nur an den ordentlich zusammengefügten Zellen befindlich ist: sie bauen ganz anders gestaltete Zellen für die künftigen Weibchen, u. s. w. — Ein anderer Gelehrter hatte das ganze Geheimniß des Zellenbaues in den sechseckigt zusammengestellten Augen der Bienen suchen wollen. Aber sie fangen ja eben bey dem Zwischenboden an, wo sie nur lauter Rhomben vor sich haben: und woher das Maaß der verschiedenen Seiten? Ja, sollten sie auch wohl eine ganze Fläche, oder den Durchschnitt einer Zelle übersehen können? Sie haben auch bey der Arbeit nicht diesen sechseckigten Durchschnitt, sondern die Seitenwand der Zellen vor sich, und müssen ihre mikroskopischen Augen gewiß so nahe daran bringen, daß sie nur einen kleinen Theil davon übersehen können. Und dann, woher die erwähnten Abänderungen von der sechseckigten Figur? Was erklärt den so mannichfaltigen Bau der verschiedenen Bienen- und Wespen-Arten? (Siehe Réaumur Mém. T. VI. P. I.) — So werden wir allemal finden, daß man bey den einfachen mechanischen oder sinnlichen Erklärungen der Kunsttriebe der Thiere nur auf gut Glück hingerathen habe, ohne sich zuvor um die eigentlichen Umstände zu erkundigen, und daß, ohne angenommene vom Schöpfer bestimmte Einrichtung ihrer Vorstellungskraft, davon wir uns freilich keinen eigentlichen Begriff machen können, keine Hypothese zutreffe. — Herr von Sagaras sagt, bey Erwägung der innern dunkeln Vorstellungen: Nonne instinctus animalium, nunquam satis admirandi, etiam tales obscuras perceptiones probant? (Diss. de vi substantiali p. 40.) S. auch Garve zu Fergusons Moralphilosophie, p. 313.]

§. 9.

Ich sage aber zweitens, daß die bloße sinnliche Empfindung, auch nebst der Einbildungskraft und dem Gedächtnisse, darum unzureichend sey, die thierischen Triebe zu erklären, weil das, was sie zu verrichten und zu er-

langen suchen, in der jetzigen und vorigen Erfahrung keinen Grund hat. Ich kann wohl begreifen, daß ein Thier, vermittelst dieser sinnlichen Kräfte, in seinem gegenwärtigen Zustande, und in Zusammenhaltung des vergangenen, seinen zukünftigen ähnlichen Zustand sehen, und zu dessen wirklicher Hervorbringung sinnlich gereizt werden kann: wie etwa ein Kind, das Zucker sieht, und sonst gekostet hat, in Erwartung gleicher Süßigkeit, nach dessen Geschmacke sich sehnt. Aber bey den Trieben verhält es sich nicht also. Sie bemühen sich, eine noch nie versuchte oder sonst gesehene Handlung, zur Erhaltung eines zukünftigen Guten, davon sie weder gegenwärtige, noch vergangene Erfahrung haben, zu verrichten. So ist demnach weder die vorhabende Handlung selbst und deren Kunst und Fertigkeit, noch das Gute, welches dadurch erhalten werden soll, in der Empfindung des Gegenwärtigen, oder in der sinnlichen Vorstellung vergangener Erfahrung, gegründet: mithin entstehen die Triebe der Thiere nicht bloß und allein von dem Eindrucke des Körpers in die Seele. Wenn eine Spinne eben aus dem Eie gekrochen ist, so ist ihr Bemühen schon da, ein Gewebe zu machen, dergleichen sie nimmer versucht, gesehen oder gelernt hat; und ohne daß sie eine Erfahrung davon hätte, daß Fliegen oder Mücken in der Welt sind, daß sie ihr zur Nahrung dienen, und auf solche Weise können gefangen werden. Und so verhält es sich mit vielen andern Trieben: mit der Sammlung der Speise auf den Winter, und deren sicherer Verwahrung in bereiteten Vorrathskammern; mit dem kühnen Fluge der Vögel in entfernte Länder; mit dem weiten Zuge der Seefische nach entlegenen Küsten und Strömen, wenn sie laichen wollen; mit dem Begraben und Ersäufen zum halbjährigen Schlafe; mit dem Bauen der Nester zur Legung der Eier und Ausbrütung der Jungen. Es ist alles ein willkührliches

ches Bemühen ihrer Seele nach einer zukünftigen Handlung, deren Vorstellung so wenig, als die fertige Ausübung, von ihrer jetzigen oder vorigen Empfindung den Ursprung nimmt, geschweige, daß sie das Gute, welches daraus entstehen wird, aus der Erfahrung wissen sollten.

Eben daraus erhellet denn auch, daß die Thiere das, was sie thun, nicht aus Beispielen, Nachahmung oder Unterrichte anderer gelernt, nicht durch Versuche und Uebung allmählig zur Vollkommenheit gebracht haben. Denn, welches Muster ihres Werkes hat die junge Spinne zu ihrem Gewebe, welches der Seidenwurm zu seinem Eie jemals vor sich gehabt? Dennoch machen sie alles von selbst eben also, wie ihre Voraltern. Ein Vogel wird zwar in seinem Neste jung und groß, aber er hat doch der Verfertigung desselben nicht beigewohnt, und bekümmert sich auch um dessen Bau und Anlage nicht, sondern nur um sein Futter und um Wärme von den Eltern; bald, wenn er fliegen und sich selber rathen kann, geht er davon, und wird wohl gar von den Eltern aus dem Neste gestoßen. Dennoch weis er hernach, wenn er sich auch paaret, ein ganz ähnliches Nest eben so gut anzulegen, als wenn er dessen Verfertigung oft gesehen und die Nachahmung lange versucht hätte. Welche Unterweisung, welche Schule, welche Lehrart hätte den Thieren das einflößen können, daß sie gleich Meisterstücke machen, und nicht erst bruдeln, oder durch öftere Versuche vollkommener werden? Der Seidenwurm und viele andere Thiere machen ihr Kunststück nur ein einzig Mal im ganzen Leben und haben gewiß nie dergleichen gesehen: dennoch ist es gleich ohne einiges Vorbild so vollkommen, als möglich. Die aber einerley Arbeit oft wiederholen, als die Spinnen, machen ihr Gewerke deswegen zuerst nichts schlechter und langsamer, noch mit der Zeit hurtiger und besser.

§. 10.

So ist denn in den Körpern der Thiere, oder in dessen sinnlichem Eindrucke in ihre Seele, oder in deren sinnlichen Vorstellung, Einbildungskraft und Gedächtnisse, mit einem Worte, in ihrer äußern Erfahrung, kein zureichender Grund der thierischen Triebe und Fertigkeiten vorhanden. Sie sind ihnen nicht von außen eingeprägt, und auf eine sinnliche Art zur Vollkommenheit gebracht worden; es muß eine innere natürliche Beschaffenheit oder Fähigkeit der Seele seyn, in welcher diese Fertigkeiten liegen. Allein, auch da werden wir den ersten und zureichenden Grund solcher klugen und fertigen Handlungen nicht finden. Vernunft, Ueberlegung, Nachdenken, Witz, Selbsterfindung, und was sonst zu menschlichen Künsten etwas beygetragen haben mag, kann man den Thieren nicht beilegen, noch daraus ihre Künste herleiten.

Hätten die Thiere das, was ihnen nützlich ist, durch eigene natürliche Fähigkeit der Seelen erdacht; so müßten sie einen weit vollkommenern Verstand haben, als wir Menschen. Denn das ganze menschliche Geschlecht hat mit vereinten Kräften, so viele tausend Jahre her, durch, an der Erfindung ihrer Künste arbeiten müssen, ehe sie allmählig zu dem jetzigen Grade der Vollkommenheit gebracht sind; und wir können noch nicht sagen, daß wir das, was uns nützlich ist, so vollkommen machen, als doch jedes Thier das Seinige, in seiner Art, alsobald nach der Geburt verrichtet. Welcher Mensch würde sich aber das unternehmen können, alles, was er braucht und wünscht, ohne Unterweisung und Vorbild, aus eigener Fähigkeit zu ersinnen, und sogleich zur Vollkommenheit zu bringen, wie doch die Thiere thun? Was müßte denn den Thieren nicht für ein unvergleichlich schärferer Verstand, als den Menschen, beiwohnen,

wenn sie ihre Künste aus eigener Einsicht hervorgebracht hätten! Das ist aber ungereimt zu sagen, und läuft wider alle Erfahrung, die wir von den Thieren haben.

Den Menschen, und ich glaube allen Lebendigen, die eine eingeschränkte Vernunft besitzen, ist es schlechterdings unmöglich, daß sie, ohne alle Erfahrung von einzelnen wirklichen Dingen, etwas erfinden. Denn dieses setzt einen Verstand voraus, der die erste Quelle aller Möglichkeit und vor aller Wirklichkeit ist. Wenn wir auch alle menschliche Erfindungen untersuchen: so werden wir sehen, daß sie auf etwas schon bekanntes gegründet sind; wie sich hergegen aus Nichts Nichts gedenken oder erfinden läßt. Demnach hilft uns die Vernunft, vor aller Erfahrung, zur Erfindung nichts, sondern wir erfinden das Unbekannte aus dem Bekannten, das ist, aus dem, was wir zuerst durch die Sinne, als wirklich und möglich, angenommen haben. Da nun kurz vorher erwiesen ist, daß sich die Triebe und Fertigkeiten der Thiere auf keine vorige Erfahrung gründen; so ist nicht möglich, daß sie aus ihrer eigenen Erfindung, oder aus einer Vernunftskraft und Witz, entstehen sollten.

Was zudem in der Erfindung eines jeglichen Grund hat, das würde auch, wie in menschlichen Erfindungen, nach eines jeden Fähigkeit und Umständen verschieden seyn. Allein, die Vögel bauen ihre Nester, jedes nach seiner Art, wie zu Adams Zeiten; und der eine Bienenstock in Europa hat keine andere Regierungsart oder andere Gesetze, als die andern in Asien. So nehmen auch die Künste bey den Thieren nicht zu, nicht ab. Die Zimmer- und Baukunst der Biber ist nicht mit den Jahrhunderten der Welt gestiegen, oder vor Zeiten roher gewesen. Alle Fertigkeiten aller und jeder Thiere sind gleich anfangs mit dem ersten Weltalter, und so

lange als Menschen denken können, so vollkommen gewesen, als möglich und nöthig war. Die neuern Thiere haben keinen Vorzug vor den alten; wie hergegen auch keine Nachläßigkeit, oder unwissende Barbarey, oder falscher Geschmack, unter ihnen einreißt. Sie sind alle und jede, durch ihre Natur, zu dem, was sie nöthig haben, geschickt, und sodann auch in gewisse unveränderliche Gränzen der Vollkommenheit eingeschlossen.

Wenn auch Vernunft und Witz den Thieren ihre Erfindungen angegeben hätten; so würden sie nicht bey einerley Künsten bleiben, sondern in ihren allgemeinen Begriffen und Grundsätzen die Möglichkeit anderer Künste eben sowohl, als der ihrigen, einsehen. Und wenn sie gleich keine Nothdurft triebe, darauf zu denken, so würde doch die gehoffte mehrere Bequemlichkeit und Lust einen genugsamen Bewegungsgrund dazu abgeben. Aber dieses alles findet sich bey keinem Thiere: es ersinnet, versucht, und übt nichts neues und mehreres, als ihr Trieb mit sich bringt.

Da nun die Fertigkeiten der Thiere, mit welchem sie zu ihrem und ihres Geschlechts Besten so klug und künstlich handeln, ihren Seelen hauptsächlich zukommen, und doch weder durch sinnliche Erfahrung, Beyspiele, Unterricht und Uebung erworben, noch durch Ueberlegung, Vernunft und Witz erfunden sind; so folgt nothwendig, daß sie eine wesentliche, eingepflanzte, angeborne Eigenschaft ihrer Seelen sind, nach welcher sie sogleich, als sie das Leben haben, ohne einiges Nachdenken und Mühe, blindlings, und mit sehr undeutlicher Vorstellung, gleichsam als im Schlafe, und spielend, richtig und ohne Fehl verfahren.

Wir Menschen haben sehr wenige, ja fast gar keine dergleichen angeborne Fertigkeiten, es mögte denn etwa

das Saugen der Kinder dahin gerechnet werden: allein, wir wissen doch aus unsern erworbenen Fertigkeiten, daß sie nicht ohne alle Vorstellung und Entschließung der Seele geschehen, aber daß dieselbe, je grösser jede Fertigkeit ist, desto weniger Klarheit und Deutlichkeit brauchen, und dennoch, nach solchem ganz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Bemühen, leicht, hurtig und richtig ausgeübt werden. Selbst das, was wir langsam mit vieler Achtsamkeit, Ueberlegung und deutlicher Vorstellung aller Theile der Handlung gelernt haben, als das Lesen, Singen, Spielen auf dem Claviere u. s. w. verwandelt sich mit zunehmender Fertigkeit in Handlungen, die als von selbst, ohne Mühe und Nachdenken, aus einem ganz dunkeln und undeutlichen Denkbilde und Vorsatze fließen. Dieser erworbene Zustand der Vollkommenheit unserer Seelen, da ihnen nun nützliche Fertigkeiten und Künste beiwohnen, ist derjenige, worinn die thierischen Seelen zugleich mit ihrem ersten Seyn und Leben geschaffen sind. Und der war ihnen zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung schlechterdings nothwendig. Denn, wenn sie ihre nützlichen Künste erst durch allerley Erfahrungen, Versuche, Unterweisung und Uebung lernen, oder selbst durch Nachdenken und Witz erfinden sollten; so würden sie tausendmal eher umkommen, ehe sie sich in den Zustand setzten. Mancher ihr Leben ist auch so kurz, daß es nicht viel Erfahrungen gewähren kann: zu geschweigen, daß ihre niedrigen Seelenkräfte, ohne Vernunft, ganz ungeschickt wären, jemals in ihrem ganzen Leben, solche Künste und Fertigkeiten zu erdenken oder zu lernen.

§. 11.

Man mag demnach die thierischen Triebe, Fertigkeiten und Künste, nach den Regeln der Körper oder

der Seelen betrachten; so ist in beiden Fällen offenbar, daß sie einen alles übersehenden Verstand zur ersten Ursache haben müssen. Denn, wären die Thiere bloße oder auch harmonische Maschinen (nach des Cartes, der Materialisten und Leibnitzens Hypothese); so würden dieselben keinen Grund ihres Seyns und ihrer Beschaffenheit in sich selbst haben, sondern von einem Werkmeister um eines andern willen, oder zu einem gewissen Zwecke gemacht seyn, und zwar von einem solchen Werkmeister, der in der deutlichsten Einsicht der Verknüpfung aller Dinge vorausgesehen, welche Handlungen jede Maschine, in jeder Zeit und an jedem Orte in der Welt, zu ihrer eigenen Erhaltung des Lebens derselben, zu verrichten hätte. Sieht man aber die Thiere an als lebendige Seelen, die mit einem organischen Körper durch einen wirksamen Einfluß verbunden sind; so ist offenbar, wenn ihre Fertigkeiten und Künste, weder aus der Erfahrung, noch ohne Erfahrung aus der eigenen Erfindung entstehen können, daß sie von einem Verstande herrühren, der zu der Erfindung keiner Erfahrung braucht, sondern die erste Quelle aller Möglichkeiten, aller Wahrheit, Wissenschaft, Künste und Vollkommenheiten ist; der für jedes Thieres Natur und Lebensart die dienlichsten Künste ausersehen, und ein Mittel gewußt hat, den einfältigsten Seelen eine von ihnen selbst nicht erdachte, erlernte oder geübte Kunst und Klugheit, so leicht, so vollkommen, und mit Fertigkeit beizubringen, und erblich einzuverleiben.

Es ist zugleich offenbar, daß dieser unendliche Verstand mit Absicht, Weisheit, Güte und Vorsehung für jedes Thieres Erhaltung, Wohl und Glückseligkeit, verbunden sey; damit auch den möglichen Lebendigen unvollkommener Arten der Mangel höherer Seelenkräfte an ihrem Seyn und Wohlseyn nicht hinderlich wäre.

Denn

Denn die Thiere unterscheiden sich vom Menschen wesentlich darinn, daß sie keine Vernunft, und die daraus entspringenden Vortheile, sondern nur Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß einigermaaßen mit uns gemein haben. Weil es ihnen denn an Ueberlegung und an Sprache fehlt; so können sie selbst aus ihrer ganz undeutlichen und anschauenden Vorstellung sinnlicher Dinge keine allgemeinen Begriffe und Wahrheiten, oder Künste, Wissenschaften und Pflichten erfinden, noch dieselben andern durch Unterricht beybringen. Wenn ihnen also nichts weiter, als die niedern Seelenkräfte, gegeben wäre; so würden sie, von der Geburt an, in vollem Mangel aller Erfahrung, Unterweisung und eigenen Nachdenkens, tausendmal umkommen müssen. Denn sie würden den Gebrauch ihrer Gliedmaaßen und Werkzeuge, nebst des ganzen Leibes Bewegung nicht wissen, ihr Element nicht kennen, ihre Nahrung nicht unterscheiden, noch zu suchen, zu erhalten, zu bereiten oder zu sammlen, im Stande seyn; sie würden ihre Kleidung nicht weben oder verändern, ihre Wohnung nicht bauen, ihre Beute nicht fangen, ihren Feind nicht abhalten können; sie würden entweder die Zeugungshandlung selbst zu verrichten ungeschickt seyn, oder doch der Brut keine bequeme Stelle oder Nest ausfündig machen, noch dieselbe zu säugen, zu füttern und zu erziehen fähig oder willig seyn. Allein, diesem Unvermögen der Thiere hat die gütige Vorsehung des Schöpfers aufs weiseste abgeholfen, da er, so zu reden, selbst für sie, nach seiner vollkommensten Vernunft, gedacht, gesorget, und erfunden, was jeder Art nützlich wäre zu thun, und solche unverbesserliche Künste allen Thieren, ohne ihr eigenes Bemühen und ohne Uebung, als eine erbliche Fertigkeit eingepflanzt hat; daß sie nunmehr nach blinden Kräften dennoch so klüglich verfahren, als es ihnen keine eingeschränkte Vernunftskraft hätte angeben können.

Es muß also einer entweder die Natur der Thiere gar nicht kennen, oder gar nicht mit Nachdenken erwägen, wenigstens seinen Affect statt des Verstandes bey sich herrschen lassen, wenn er in den Künsten und Fertigkeiten der unvernünftigen Thiere nicht einen höhern Verstand, eine Absicht und Weisheit wahrnähme, die alles Vermögen der Thiere, ja allen Witz und alle Wissenschaft der Menschen, weit übertreffen, und die dem unendlich weisen und gütigen Urheber der Natur allein zuzuschreiben sind.

§. 12.

Aber vielleicht weis Herr von **Büffon**, welcher keine Theologie aus der Naturgeschichte geprediget haben will, eine kürzere und bessere Erklärung der thierischen Naturtriebe. Denn er verhöhnet die Bewunderer der göttlichen Weisheit und Güte in solchen Dingen, die man vielmehr durch Vernunftschlüsse ergründen sollte †). Es ist billig, daß wir hören, wie er uns dazu anweiset.

Er will nämlich alle Triebe und Handlungen der Thiere, beinahe auf cartesische Art, maschinenmäßig erklären; so, daß alles, auch ohne Seele, aus bloßer Erschütterung der sinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirnes seinen Ursprung nehme, und daß auf solche Wirkung eine Gegenwirkung des Gehirnes und der Nerven, das ist, eine Bewegung des Thieres erfolge, welche der Natur des Thieres und dem äußerlichen Eindrucke gemäß sey. Er nimmt daher den Thieren, mit der Seele, nicht allein Verstand und Willen, Ueberlegung und Vernunftschlüsse, Witz und Erfindung, sondern auch Begriffe, Einbildungskraft und Gedächtniß; als ob er alles aus einfachen Bewegungsregeln körperlicher Theile verständlich machen wollte. Dennoch verläßt er diesen mechanismum bald, und geht zugleich darinn vom

Car=

Cartesius ab, daß er die bloße Erschütterung der sinnlichen Werkzeuge und des Gehirnes, auch ohne Seele, für eine wirkliche, theils äußere, theils innere Empfindung ausgiebt: und daher den Thieren ein Bewußtseyn des gegenwärtigen Zustandes, und Träume, Erfahrung und Nachahmung, Lust und Schmerz, Neigung und Abneigung zueignet. Denn er meint, daß auch bey Menschen die Seele mit Träumen und dergleichen thierischen Begebenheiten nichts zu schaffen habe.

Diese Grundlage wird vielleicht, manchem sehr willkührlich, und dazu übel zusammenhängend scheinen; und wir hätten reiche Gelegenheit, Anmerkungen darüber zu machen. Allein, wir wollen uns dabey nicht aufhalten, weil ein jeder voraus sehen kann, daß eine Erklärung der Triebe, welche auf diesen Grund gebauet wird, weder recht mechanisch, noch recht seelenmäßig seyn kann; sondern auf beiden Seiten hinken muß. Um so mehr wird man nur verlangen zu wissen, wie Hr. Büffon die gar besondern Verrichtungen der Bienen, ohne an ihren Schöpfer zu gedenken, ohne Seele, ohne Begriffe, ohne Einbildungskraft und Gedächtniß, hieraus verständlich machen wolle. Er ist aber gar bald damit fertig. Ihre Gesellschaft, spricht er, ist bloß eine physische und nothwendige Vereinigung, da zehntausend junge Bienen auf einmal und an einem Orte zur Welt gebracht werden, die sich genöthigt sehen, bloß um ihr Leben fortzusetzen, sich auf irgend eine Art zu ordnen. Da sie nun alle mit gleichen Kräften gegen einander wirken; so müssen sie, wenn sie sich auch anfangs geschadet hätten, dennoch, je länger sie dieses thun, endlich einander den möglichst mindesten Schaden thun, das ist, einander helfen. Wenn nämlich eine jede Biene den möglichst größten Raum in einem gegebenen Raume einzunehmen sucht; so ist nothwendig,

weil ihr Körper walzenförmig ist, daß ihre Zellen, vermöge der Hinderung und Gegenhinderung, sechseckigt werden; so wie das walzenförmige Korn, wenn es ein Gefäß anfüllet, und mit Wasser begossen wird, nach allen Seiten schwellet, und durch das Pressen und Gegenpressen eine sechseckigte Figur annimmt. Wenn man also diese Thierlein als Automaten ansieht, die den niedrigsten Grad der Empfindung haben, d. i. ihr Daseyn fühlen, nach ihrer Erhaltung streben, schädliche Sachen zu meiden, und zuträgliche zu erhalten suchen; so wird ihr Werk nicht nur regelmäßig, proportionirt, ähnlich und gleich seyn, sondern es wird auch ein Ansehen der Symmetrie, Festigkeit und Bequemlichkeit in einem sehr hohen Grade haben, weil jegliches dieser zehn tausend Thiere, da sie es gemeinschaftlich hervorbrachten, den Trieb fühlte, sich auf die bequemste Art einzurichten, und weil es zugleich genöthigt ward, auf die für die andern mindest unbequeme Art zu wirken und sich zu stellen. Man versammle, und zwar an einen Ort, eine Menge Thiere von einerley Gattung, so wird nothwendig eine gewisse Anordnung, so werden gemeinschaftliche Gewohnheiten daraus erwachsen. Demnach auch die Bienen, da sie alle zugleich aus der Mutter gekommen, beysammen gewohnt, und fast alle zu gleicher Zeit verwandelt sind, müssen nothwendig insgesammt einerley thun, müssen gemeinschaftliche Gewohnheiten an sich nehmen, sich mit ihrer Wohnung beschäfftigen, dahin wiederkommen, wenn sie abwesend gewesen sind ꝛc. Und so ist ihre Baukunst, ihre Geometrie, ihre Ordnung, ihre Vorsicht, ihre Liebe zum Vaterlande, mit einem Worte, ihre Republik, bloß auf die Bewunderung des Beobachters gegründet.

Wie künstlich sucht Hr. B. hier von einem aufs andere zu gleiten! Er weis bald aus dem Schaden das

Nicht-schaden, aus dem Nicht-schaden das Helfen herauszubringen. Er weis sogleich aus dem gemeinschaftlichen Orte der Thierlein eine Ordnung, aus dem einerley Thun ein gemeinschaftliches Thun, und aus dem gemeinschaftlichen Thun eine regelmäßige Proportion, Symmetrie und Bequemlichkeit zu machen. Er weis von walzenförmigen Thierlein ein walzenförmiges Werk, und von dem walzenförmigen Werke, durch Hinderung und Gegenhinderug, Sechsecke zu erzwingen. Bey ihm ist ein Bestreben, sich zu erhalten, und eine Kunst, solches auf die bequemste Art zu thun, einerley; also braucht es bey seinen Thierlein nichts weiter, als solch Bestreben nach ihrer Erhaltung, so beschäfftigen sie sich ganz regelmäßig mit ihrer Wohnung, sie kommen wieder dahin, wo sie ausgeflogen sind, und ein beygefügtes etcetera begreift mit kurzem alles übrige in sich.

Wenn man aber nicht wüßte, daß Hr B. die Naturgeschichte verstünde, und sie andern vorzutragen unternommen hätte; sollte man wohl, nach seiner Vorstellung, glauben, daß er jemals einen Bienenstock gesehen, ihre Arbeit und Haushaltung beobachtet, oder eine Beobachtung davon bei andern gelesen hätte? Welche unerhörte Dinge stecken in seiner Beschreibung! Es ist erstlich falsch, daß zehn tausend Bienen auf einmal zur Welt gebracht, und fast zu gleicher Zeit verwandelt werden. Sowohl das Eierlegen der Bienenmutter, als das Ausschliesen und Verwandeln der Brut, geschieht nicht auf einmal, sondern nach und nach das ganze Frühjahr und den Sommer hindurch. Daher sind in einem Stocke zugleich Eier, Würmer, Püppchen und verwandelte Bienen von verschiedenem Alter.

Es ist zweitens falsch, daß sich diese zehn tausend Thierlein an einem Ort genöthigt sehen, sich zur Fortsetzung ihres Lebens auf irgend eine Art zu ordnen. Denn

sie bleiben ja nicht an dem Orte, wo sie zur Welt gekommen sind, so daß sie da gezwungen würden, in einem so engen Raume dicht bei einander zu bauen. Sie schwärmen ja bekanntermaaßen, und fliegen in die weite Welt; haben also, des Ortes halber, keinen Zwang bey einander zu bleiben, und gemeinschaftlich ihre Zellen hart bey einander in der Ordnung anzulegen. Die gemeinen Bienen, das ist, die Werkbienen, brauchten weder zur Fortsetzung ihres Lebens, noch zur Pflegung der Wollust, einer Bienenmutter zu folgen, oder auch bey einander an einem Orte zu bleiben. Sie könnten jede für sich, einzeln, oder mit wenigen zugleich, in einem geraumigen Winkel nach Gefallen wohnen, bauen, sammlen, und ihr Leben erhalten. Woher kömmt es also, daß sie der Bienenmutter so einmüthig folgen, ihren Eiern Nester bauen, ihre Jungen verpflegen, und wenn sie keine Bienenmutter, oder keine Brut von ihr sehen, gar nicht bauen, nicht sammlen, nicht Ordnung halten, sondern vielmehr ihr eigen Leben, wenigstens auf den Winter, verwahrlosen?

Es ist drittens falsch, daß jede Biene im Stocke den möglichst größten Raum einzunehmen suche, und sich zu dem Endzwecke eine Zelle, als eine geräumige Wohnung, baue. Vielmehr halten sich die Bienen, wenn sie zu Hause sind, und keine besondre Ursache haben, etwas zu verrichten, oben im Stocke in einem Klumpen auf, und suchen daher den allerkleinsten Raum, der möglich ist, einzunehmen. Sie wohnen aber nicht in den Zellen, und bauen dieselben also auch nicht für sich zu einer geräumigen Behausung; das ist ein starker Irrthum, sich solche Vorstellung zu machen. Die Wachszellen werden zu nichts, als theils zu Vorrathskammern des Honigs, theils zu Behältnissen, des sogenannten Bienenbrodtes, theils und hauptsächlich zu

Nestern

Nestern der Eier und jungen Brut angelegt, und alles so enge als möglich eingeschränkt; die alten Bienen selbst halten sich haufenweise in den Zwischenräumen bey einander auf.

Es ist viertens falsch, daß eine jede Biene eine eigene Zelle allein aufbaue, und daß daher alle mit gleichen Kräften in ihrem Baue gegen einander wirken, folglich sich durch ihre Hinderung und Gegenhinderung einschränken. Die Werkbienen haben keinen gewissen angewiesenen oder angemaaßten Platz, in welchem eine jede ihren Bau allein aufführet; sondern sie arbeiten durch einander, als an einem Gebäude, an dessen Vorrathe und an dessen junger Brut sie alle gleichen Theil nehmen. Wenn also eine Biene auf einer Stelle etwas Wachs angeklebt, und nun davon geht, um mehreren Vorrath zu holen; so kömmt gleich eine andere mit etwas Wachse, und führt eben dieselbe Wand etwas höher auf, und so die dritte, vierte und fünfte. Eben so verhält es sich mit der Eintragung des Honigs und Bienenbrodtes: viele schütten ihren gesammleten Vorrath nach einander in eine Zelle, um sie voll zu machen; so wie auch die gesammleten Güter hernach in dem Gebrauche gemein sind, und keine eine eigenthümliche Speisekammer besitzt. Die Verpflegung der jungen Würmer mit dienlicher Speise geschieht auf gleiche Art durch vereinte Bemühung. Es ist demnach nimmer ein Status Hobbesianus unter den Bienen, nimmer eine Zeit, da die Bienen mit gleichen Kräften gegen einander wirkten, und da jede die Gränzen ihres Gebiethes zum Nachtheile der Nachbarn zu erweitern suchte, bis endlich aus solchem allgemeinen Zanke, oder bello omnium adversus omnes, ein pactum sociale und Vertrag über die Gränzen entstünde; oder bis ihre ausdehnende Leibeskräfte mit den benachbarten in ein Gleichgewicht kämen. Sie hindern

und

und widerstreben sich nimmer, sondern fördern von Anfange ihr gemeinschaftliches Werk einmüthig.

Es sind fünftens noch viele andere falsche Vorstellungen in dieser Erklärung des Hrn. Büffons verwickelt, die ich zusammen fassen will. Denn, wer kann sich von der vorgegebenen Hinderung und Gegenhinderung der Bienen in ihrem Baue einen andern Begriff machen, als daß man sich dieselben auf einer schon gegebenen Fläche bauend vorstellet, und daß sie auf derselben in solcher Ordnung, und so nahe bey einander stehen, als die Zellen einer Honigscheibe weisen. Wo ist aber die gegebene Fläche, oder der Grund und Boden, in einem frischen Bienenkorbe, darinn ein junger Schwarm Bienen hinein geschüttelt worden? Und wer stellete sie auf solcher Werkstatt, wie die Bäume in Reihen, in Quincuncem? Wer zwünge sie, ihren Bau so nahe bey den andern anzulegen, wenn sie den möglichst größten Raum mit ihrem Gebäude einnehmen wollten? Es ist vielmehr gewiß, daß ein junger Bienenschwarm in einem ledigen Stocke keinen Grund vor sich findet, worauf sie zugleich bey einander bauen könnten; sondern sie fangen mit vereinter Hülfe an, oben ein Hängewerk einer künftigen Scheibe anzukleben; sie bauen die Zellen, oder wenigstens den Grund dazu, nicht auf einmal, nicht jede für sich, sondern sie gehen damit, nach und nach, von oben in den ledigen Raum herunter. Und wie könnte denn da eine Hinderung oder Gegenhinderung Statt haben, daß sie nicht die Gränzen jeder Zelle in den ledigen Raum so weit hineinrückten, als sie wollten? Was für ein Zwang von außen könnte die Figur der Zellen bestimmen und einschränken? Hr. B. muß sich eine gar verkehrte Vorstellung von dem Bienenbaue gemacht haben. Dieses ist aber nicht genug: Hr. B. stellet seine walzenförmigen Thierlein auf einer Fläche zugleich dahin, und giebt

giebt einem jeden ein Bemühen, daß es den größten walzenförmigen Raum in seiner Zelle haben will ††). Siehe, dann wird aus der walzenförmigen Zelle, durch die Gegenhinderung der benachbarten eine sechseckigte! Was sollen wir dabey gedenken? Schwellen denn seine Bienen in den Zellen auf, wie sein gequollenes Korn? oder streben sie mit ihren Füßen und Rücken aus voller Macht von sich, gegen die Wände, damit sie dem Wachse eine völlige Ründung geben, und mit gleichen Kräften gegen ihrer Nachbarn Wände andrücken? Das gäbe ein sehr artiges Schauspiel, wenn etliche tausend Bienen zugleich, jede in ihrer aufgeworfenen Verschanzung sitzend, mit allen Leibeskräften, Rücken gegen Rücken, Füße gegen Füße, strebten, um ihre Zellen rund zu machen. Wie aber? wenn denn diese oder jene Biene nicht mehr Vorrath von Wachse bey sich hat, sondern erst neuen holen und sammlen muß: so wird ja denn der Nachbar inzwischen in sein Gehäge hineingerückt seyn; dann muß das Gegenstreben aufs neue wieder angehen, und da hat das arme Thier, welches zu spät kömmt, desto mehr Mühe, seines Nachbarn Wand wieder hinaus zu treiben. Wie kömmt es ferner, daß auch die Zellen, welche schon höher aufgeführt sind, als die benachbarten, dennoch schon sechseckigt, und nicht walzenförmig, sind?

Unglücklicher Versuch einer mechanischen Erklärung, welche schon in dem ersten kleinen Umstande der Bienenrepublik so viele unrichtige Hypothesen, statt wahrer Beobachtungen, unterschiebt, vielweniger aber zureicht, hundert andere Handlungen maschinenmäßig zu machen. Ein junger Bienenschwarm, der einer fruchtbaren Bienenmutter gefolgt ist, und etliche hundert männliche unter sich hat, beschäfftiget sich in einem leeren Bienenkorbe, gemeinschaftlich und einmüthig, zuerst alle Ritzen und Zugänge ihres Korbes, mit einer klebrichten har-

zichten Materie (Propolis genannt) zu verstopfen, und den Anfang einer Wachsscheibe, welche senkrecht herunter geführt werden soll, oben anzukleben. Eine jede Scheibe besteht aus zwoen Schichten sechseckigter Zellen, die in horizontaler Lage auf einander passen, so daß jede Zelle der einen Schicht, gemeiniglich mit ihrer Spitze, die aus drey rautenförmigen oder vielmehr rhomboidalen Blättern besteht, auf drey andere Zellen der gegenseitigen Schicht stößt, oder vielmehr zugleich einen Theil von deren Spitzen ausmacht. Diese Spitzen der zusammenstoßenden Zellen werden, als ihre Grundlage, zuerst angelegt; und eine jede Biene, die einen kleinen Vorrath Wachs in ihrem Leibe hat, ist beschäfftigt, solchen herauszugeben, anzukleben, und mit den Zähnen so lange zu plätten, bis es die dienliche Figur, welche mit dreyen rautenförmigen Blättern in eine hole Spitze zusammenläuft, erhält. Wenn diese oder jene Biene, aus Mangel eines weitern Wachsvorrathes, davon fliegen muß, um neuen zu holen: so sind gleich andere da, welche das angefangene Werk fortsetzen, wo es die abgehenden Bienen haben liegen lassen. Auf diesen holen Grund, nämlich auf die sechs freien Seiten der drey zusammen laufenden Rauten, werden denn die sechs Wände der Zellen in horizontaler Lage, nach und nach, bald von dieser, bald von jener Biene angeklebt. Die ersten Zellen dienen der Bienenmutter, daß sie in jeder Spitze ein Ei hineinschieben und fest leimen kann. Wenn daher die Zellen gleich noch nicht ganz ausgebauet, aber schon mit Eiern belegt sind, so lassen die Werkbienen lieber alles liegen, und eilen nur der Bienenmutter voraus, neue Grundlagen von Zellen zu arbeiten, wo sie ihre Eier absetzen kann. Inzwischen verwahren sie doch die dünnen Ränder der unausgeführten Zellen, fürs Knicken und Einbrechen, so lange, mit einem dickern Gesimse von Wachse, bis ihnen die Bienenmutter Muße

läßt,

läßt, den übrigen Bau vollends auszuführen, und die halbfertigen Zellen zu poliren. Die Anlage dieser Zellen ist von dreierley Art. Die mehresten bestehen aus kleinern länglichen Sechsecken, worinn die Eier der Werkbienen, bis auf zehn tausend und drüber, nach und nach gelegt werden. Andere wenigere, auf etliche hundert, werden besonders für die Eier der männlichen Bienen gebauet, und die sind auch zwar länglich sechseckigt, aber um ein Drittheil größer. Noch andere, aber nur etwa zehn bis zwanzig, sind die größten, in länglich holer Birnenfigur, welche gemeiniglich an die Zellen der männlichen Eier geheftet werden, und dienen sollen, die Eier der künftigen Bienenmütter zu fassen. Man weis aber, daß die Werkbienen die kleinsten, die männlichen größer, die Mutterbienen die größten sind, und daß die legende Bienenmutter ihre verschiedenen Eier, nach der Größe der Jungen, in die verschiedenen Zellen vertheilet. Die übrigen Zellen sind, wie die mehresten, sechseckigt, und werden zur Verwahrung des Honigs und Bienenbrodtes gebraucht, auch eine Scheibe neben der andern, mit einem Zwischenraume zum Durchgange, parallel senkrecht gebauet. Gleichwie aber diese letztern Zellen, wenn sie voller Vorrath sind, alsobald mit einem Deckel von Wachse geschlossen werden: so bleiben hingegen jene Zellen, worinn Eier sind, nicht allein offen, sondern es wird auch den ausgekrochenen Würmchen von den Werkbienen so viel Nahrung, als sie brauchen, hineingeschüttet; jedoch besteht diese nicht aus dem starken Honige, dergleichen die Alten essen, sondern, so zu reden, aus Milchspeise, das ist, aus einem dünnern Safte, welchen man Speichelhonig nennet. Wenn denn der Wurm zu seiner Verwandlung reif geworden ist, und sich einspinnen will; dann kommen die Werkbienen alsobald, und verwahren ihn in seiner Zelle fürs Betreten mit einem erhabenen Deckel von

Wachse. Hat denn endlich die verwandelte Biene den Deckel durchgebrochen; so sind die Werkbienen wieder da, und tragen die Wachsbrocken weg, reinigen die Zelle, und schütten nunmehro, um keinen Platz ledig zu lassen, Honig wieder in die Zelle hinein.

Dieses ist die wahre Beschaffenheit des Wachsbaues der Bienen, nach den fleißigsten und genauesten Beobachtungen der geschickten Naturforscher, **Swammerdamm** und **Réaumür**; daraus man sieht, daß Herrn **Büffons** Vorstellung von dieser Sache in allen Stücken falsch sey, und der Erfahrung widerstreite; daß er folglich diesen Theil der Naturgeschichte willkührlich nach seiner Hypothese erdichtet und verstellt habe, indem diese sich mit keinem Umstande der wahren Erfahrung reimen läßt. Wie vielweniger würde er bey den übrigen Handlungen der Bienen und anderer Thiere mit seinem bloßen Mechanismo auslangen, wenn wir gleich ihm zu gefallen die Empfindung, Erfahrung und Nachahmung mit dazu rechnen wollten! Es ist offenbar falsch, daß die Naturtriebe bey den Thieren auf die Weise entstehen, weil die Kunst und Fertigkeit ihren Seelen, ohne und vor aller Erfahrung und Exempeln, beywohnet, wie ich bereits gezeigt habe, und wie aus dem Folgenden noch mit mehrerem zu ersehen ist. Hr. B. sucht überhaupt damit abzukommen, daß er aus der Empfindung nicht allein ein Verlangen zum Guten, sondern auch einen Trieb, sich auf die bequemste Art einzurichten, ableitet. Allein, das sind ganz verschiedene Dinge. Denn ein anders ist sinnliche Begierden zum Guten, und sinnlichen Abscheu vor dem Bösen haben; ein anders, die bequemsten Mittel, jenes zu erhalten, und dieses abzuwenden, wissen und mit Fertigkeit ausüben. Dieses steckt nicht in der bloßen sinnlichen Begierde. Bald nimmt Hr. B. auch bey den geselligen Thieren seine

Zuflucht zu angenommenen gemeinschaftlichen Gewohnheiten. Aber hier ist weder was angenommenes, noch zur Gewohnheit gediehenes, weil jedes Thier schon mit der Geburt Meisterstücke seiner Kunst ablegt. Lasset uns, nach Herrn B. Angabe, an einem Orte viele ungesellige Thiere einer Art versammlen, und sie zur Gesellschaft zwingen, und dann sehen, ob sie sich aus Noth zu einander gewöhnen, gewisse Anordnungen einer gemeinschaftlichen Republik machen, sich auf die bequemste Weise einrichten, und dazu gewöhnen. Man wird finden, daß solche Vorstellungen auf eitele Chimären hinaus laufen.

Ich setze aber endlich den Fall, es ließen sich die künstlichen Fertigkeiten der Thiere aus dem bloßen Mechanismo ihres Körpers erklären; so bliebe doch allemal wahr, daß dieser so einfache Mechanismus, durch den verschiedenen Bau der sinnlichen Werkzeuge und des innern Gehirnes in so vielen tausend Thieren und Thierarten, auf das Wohl und die Erhaltung jedes Thieres und jeder Art angewandt sey, und so unzählbare künstliche Handlungen und Kunstwerke hervorbringe, als Menschenwitz, mit aller Geometrie, Baukunst, Mechanik und übrigen Philosophie, weder anzugeben noch zu erklären weis. Wäre denn darum der Werkmeister solcher Maschinen weniger in Betrachtung zu ziehen, weil er den mannichfaltigen Nutzen der Lebendigen, durch blosse mechanische Mittel und durch einfache Gesetze der Bewegung, ausrichtete? Herr Büffon sieht ja, nach seinem Geständnisse, den Schöpfer groß, weil er das Daseyn der Dinge ordnet, und die Natur auf unveränderliche und beständige Gesetze gründet: wir sehen ihn aber hier noch größer, weil er nicht allein der leblosen Dinge, sondern auch so vieler Millionen Lebendigen Daseyn ordnet, und weil er mit einfachen Gesetzen so

mannichfaltige Vortheile, Lust und Glückseligkeit seiner Geschöpfe bewirkt. Ist nun Hrn. Büffons Geständniß, wie ich nicht zweifeln will, aufrichtig; so muß er auch Gott nicht mit dem Epikurus in die Intermundia und entfernten Himmelssphären verweisen, sondern ihn auch da zu sehen suchen, wo er sich in der Nähe am klärsten und deutlichsten zeigt.

†) Siehe oben §. 4. die 2te Anmerkung, und Herrn Büffon selbst II. Th. II. B. gleich in der ersten Abhandlung von der Natur der Thiere.

††) [Auch müßte man voraussetzen, daß jede Biene schon den ganzen dazu nöthigen Vorrath von Wachs, so wie der Seidenwurm den Vorrath zu seinem Gespinnste, bey sich trüge, um damit nach allen Seiten um sich herum arbeiten zu können.]

§. 13.

Wohlan, wir wollen die verschiedenen Triebe der Thiere in solcher Absicht betrachten [6b]). Und da scheint zuerst ihre Bewegung merkwürdig zu seyn. Denn unsere eigene Erfahrung lehrt uns, daß dazu was mehreres gehöre, als gesunde gelenkige Gliedmaaßen und Kräfte zu haben. Wir Menschen lernen erst durch viele Versuche und vieles Fallen das Gleichgewicht halten, Höhen und Tiefen, Land und Wasser unterscheiden, fertig gehen, laufen, springen, sitzen, aufstehen; da doch diese Bewegungen, nach Beschaffenheit unsers Körpers, viel einfältiger und leichter sind, als bey den Thieren. Die Vögel haben auch zwar nur zween Füße, aber der Leib ruhet nicht senkrecht auf denselben, sondern hängt vorne und hinten über. Dennoch steht und läuft ein Küchlein, so bald es aus dem Eie kommt, ohne Gängeln, fertig weg [6c]); und die jungen Enten, welche von einer Henne ausgebrütet worden, kennen ihr Element, und rudern sich ohne Vorgänger und Anweisung

auf

auf dem Wasser herum. Wenn ja ihre Federn nicht ölicht genug sind, das Wasser abzuwehren, so wissen sie Rath dazu, indem sie mit dem Schnabel aus einer Drüse im Schwanze eine fette Feuchtigkeit pressen, und ihre Federn alsdenn durch den Schnabel ziehen, sie damit zu schmieren [7a]). Andere Vögel wissen sogleich aus einem hohen Neste sich in die Luft zu schwingen, und da ohne Schwindel im Gleichgewichte zu halten, mit gleichem Schlage der Flügel fortzuschießen, mit ausgestreckten Füßen und Schwanze zu rudern, zu wenden [7b]), ja eine weite Reise in entfernte Gegenden, da Nahrung für sie wächst, ohne Compaß, zu vollführen.

Wenn wir Menschen mehr als zween Füße hätten, so würden wir nur irre werden, und nicht wissen, welchen Fuß wir zuerst, welchen wir hernach heben sollten. Ein Füllen aber steht nicht allein, sobald es geworfen ist, sondern setzt auch von selbst die Füße kreuzweise zum Schritte oder Trabe zu, daß die Directionslinie des Körpers allemal auf sichere Stützen fällt, und wirft sich endlich in einen Galop oder Sprung, da beide Hinterfüße, und darnach beide Vorderfüße zugleich ansetzen. Alle vierfüßige Thiere wissen auch von Natur im Wasser zu schwimmen, und sich zu bewegen. Der Frosch muß sich mit bloßem Hüpfen behelfen: er kann auch damit zurechte kommen; sein Leib ist darnach in den Hinterkeulen eingerichtet. Manche Frösche können so schnell und weit damit springen, daß sie die Vögel im Sitzen oder Fluge erhaschen [8]). Von dem Baumfrosche ist es was besonders, daß er allemal, wohin er auch springt, wenn es auch ein glatter aufrechter Spiegel wäre, behangen bleibt, und nimmer herunter fällt. Klauen thun es bey ihm nicht, sondern er hat in den Ballen seiner Füße gleichsam einen ölichten Schwamm. Aber auch das Oel würde die Körper nur desto schlüpfriger

 machen,

machen, wenn er nicht von Natur die Fertigkeit hätte, sogleich die Mitte seines Ballens in die Höhe zu ziehen, daß ein lediger Raum entsteht; da denn der Fuß durch die äußere Luft, so wie ein nasses Leder an einem Steine, wenn die Mitte des Leders durch einen Strick angezogen ist, angehalten wird. Auf gleiche Art hält der Dintenfisch, Calmar, mit mehr als tausend Saugwarzen seine Beute fest, oder befestigt sich selbst an einem Felsen [9]).

Einige vierfüßige Thiere, als Affen, klettern und springen nicht allein, sondern wissen sich auch durch einen Schwung von einem Baume, durch die Luft, auf einen andern ziemlich entfernten zu werfen. **Le Comte** hat in der Straße von Malakka einen Affen, den man den Waldmenschen heißt, auf dem Schiffe beobachtet. Wie dieser die Bootsleute an den Tauen und Masten klettern gesehen, oder wenn man ihm mit Fleiß nachlief, hat er, gleichsam um zu zeigen, daß er die Kunst besser verstünde, nicht allein die einzelnen Seile beklettert, sondern sich auch durch sein Schwingen von einem Seile zum andern, von einem Maste zum andern auf dreyßig, bis funfzig Fuß weit, zur Luft geschleudert, und darinn nimmer gefehlt [10]). Wie die Fledermäuse sich durch die Luft bewegen ist bekannt: es giebt aber auch andere vierfüßige Thiere, als fliegende Makis, Eichhörner, Eidexen, denen, zu solchen Sprüngen von einem Baume zum andern, ein Fell von den Vorderfüßen bis zu den Hinterfüßen zu Hülfe gegeben ist. Und das lassen sie denn auch nicht ungebraucht, sondern spannen es aus, und bewegen es als Flügel; so daß sie halb springend, halb flatternd, bey vierzig, funfzig Schritte weit, im Walde zu den beliebigen Bäumen durch die Luft kommen können [11]). Das gemeine Eichhorn weis, ohne dergleichen Flügel, sogar über das

Wasser

Wasser zu kommen: indem es sich bey stillem Wetter ein Spänchen Holz zum Schiffe wählt, sich darauf setzt, und selbiges mit dem Drehen des Schwanzes nach einem gefälligen Orte steuret und rudert [12a]. Jedes weis sich seiner Gliedmaaßen und Werkzeuge, nach seiner Art, zum Vortheile zu bedienen [12b]).

Was wollen wir aber von den Gemsen und Steinböcken sagen? denen keine Felsspitze zu hoch oder zu schroff ist, die sie nicht besteigen, und von welcher sie nicht die verwegensten Sprünge auf andere in Abgrund hangende Spitzen thun. Wer hat ihnen das Augenmaaß von der Weite gegeben, daß sie nicht zu kurz oder zu weit springen? Wer hat sie gelehrt, einen tiefen Sprung in gewisse Absätze zu theilen, und ihre Hörner mit zum Abstoßen zu gebrauchen? Wer hat sie unterrichtet, daß sie sich mit einer unnatürlich scheinenden Wendung, rücklings überwerfen, und das Gleichgewicht des Leibes, mitten in solchen verkehrten Sprüngen, in ihrer Macht behalten? Wer hat sie so muthig und keck gemacht, daß sie sich vor keiner Tiefe, vor keinem Sturze fürchten, sondern sich gleich anfangs auf ihre noch niemals versuchte Kunst getrost verlassen [13])?

6b) [Die verschiedenen Arten der Bewegung des Körpers von einer Stelle zur andern hat der Verfasser in den angefangenen Betrachtungen über die besondern Arten der thierischen Kunsttriebe §. 25. entworfen.]

6c) [Von dem Schneehuhn, tetrao lagopus, meldet Herr S. G. Gmelin: Reise durch Rußl. I. Th. p. 40. „Die ausgebrüteten Jungen laufen und fliegen gleich davon, ohngeachtet ihnen die Schale des Eies noch am After anhängt.“]

7a) Spectacle de la Nature T. I. p. 281. ex Willoughbyi Ornithologia L. I. Siehe auch Swammerdam Tom. I. p. 351. edit. Latinæ. Derham Physicotheol. VII. Buch I. Cap. p. 864.

7b) [Ueber die besondere Geschicklichkeit der Vögel zum Fliegen s. die scharfsinnige Abhandlung des Herrn Silberschlag in den Schriften der Berl. Gesellsch. II. B. p. 214. u. f. wie auch Memoire sur l'imitation du vol des oiseaux par Mr. *Mongez:* lû à l'academie de Lyon, le 11 May 1773. Journal encycloped. 1773. T. VII. P. 3. p. 499.]

8) Klein Quadrupedum Historia nat. p. 123.

9) Siehe von dem Baumfrosche den Catesby T. II. p. 71. So erklärt auch Swammerdam in Bibliis Naturæ T. I. p. 62. das feste Ansaugen des Igels an ein Glas, und Needham das Ansaugen des Calmar, in den Observations Microscopiques p. 26 sq.

10) *Louis le Comte* Nouveaux Mem. sur l'état présent de la Chine T. II. p. 334 sq. [Er redet hier von einem ungeschwänzten Affen, der sich mit den Händen angehalten, geschleudert, um die Seile herumgeschwungen, u. s. f. So schwingen sich die meisten Affen mit den Händen oder den Füßen, welche bey ihnen gleichfalls wie Hände gestaltet sind. Einige Arten aber, die der Graf von Büffon sapajous nennt, haben auch Windeschwänze, mittelst deren sie sich an einen Ast anhängen und zu einem andern hinschleudern können.]

11) Alb. Seba T. I. Tab. C. n. 1. XLIV. 3. LVII. LVIII. [Die größern dieser Thiere sind fliegende Hunde oder Katzen genannt worden. Von dem fliegenden Maki (lemur volans) s. Schrebers Säugthiere I. Th. p. 146. tab. 43. von den fliegenden Eichhörnern IV. Th. tab. 222 - 224. und Pallas Nov. spec. glirium p. 349 sqq., welcher auch die größere Ostindische Art in seinem Misc. zool. tab. 6. abgebildet: die kleine Amerikanische findet man in Buffon Hist. nat. Vol. X. tab. 21-23. — Von solcher Art des Flatterns unterscheidet sich der Flug der Fledermäuse, indem diese zwar auch zwischen den Armen und Beinen eine Haut haben, insbesondere aber diejenige zur Bewegung nutzen, welche zwischen den überaus langen Fingern ihrer Hände ausgespannt ist. — Den fliegenden Eidexen (Draco volans) sitzt die Flughaut zwar zwischen den Vorder- und Hinterfüßen: sie wird aber nicht durch dieselben, sondern durch besondere, den Fischflossen ähnliche, am Leibe befestigte Strahlen ausgespannt.]

12a) Klein Quadrupedum Hist. Nat. p. 53.

[12b]) [So wissen diejenigen Säugthiere, denen die kurzen Vorderfüße fast nur als Hände beym Fressen und zum Eingraben, die langen Hinterbeine hingegen zum Sprunge dienen, als die Springmäuse, Mus jaculus, sagitta und cafer, (Pallas Nov spec. glirium p. 275. tab. 20. 21. Allamand additt. à l'Hist. nat. de Mr. de Buffon, Vol. XV. p. 62. 117.) imgleichen das Kenguru von Neuholland, Didelphis saltatoria, (Schrebers Säugthiere III. Th. tab. 154. IV. Th. tab. 228-230.) mittelst besagter Springfüße und ihres nachstoßenden Schwanzes so schnell fortzuhüpfen, daß die größern kaum mit einem Pferde einzuhohlen sind. Lepechin schreibt von den erstgenannten: Ruß. Reise I. Th. p. 258. „Obgleich die Jungen, die wir ausgruben, noch sehr schwach waren, so konnten sie doch so schnell fortkommen, daß kein Hund im Stande war, sie einzuhohlen. Wir schlossen einen Kreis um sie, und hatten jeder einen Knittel, konnten aber keinen einzigen todtschlagen, denn sie sprangen nicht gerade zu, sondern schnellten sich im Bogen nach allen Seiten, wohin es ihnen beliebte, da sie ihren Sprung mit dem Schwanze lenkten. Indem sie sich darauf stützten und durch denselben fortschnellten, thaten sie zuweilen Sprünge zu zwey Arschinen, und drüber.“]

[13]) Klein ibid. p. 16 sq. 19 sq. [Die Tatarn, welche Hrn. Prof. Pallas die Steinböcke brachten, beschrieben ihm unter andern ausführlich, wie selbige bey einem Sturz in den Abgrund den Kopf zwischen die Beine steckten und so den ganzen Körper ohne Schaden an den Felsen auf die Hörner fallen liessen. An einem alten Steinbock sahe er auch selbst, daß das eine Horn nicht weit vom Kopfe eingebrochen, und wieder mit einem Wulst angeheilet war. Spicil. fasc. XI. p. 50.]

§. 14.

Ich will von der sechs- oder mehrfüßigen, ja ohnfüssigen Insecten und Würmer mancherley Bewegung nicht viel erwähnen. Dennoch halte ich dieselbe für nicht minder künstlich, und glaube überhaupt, daß ein **Swammerdam, Réaumür, Rösel,** ihre Zeit auf die Betrachtung solcher Thierlein weit nützlicher und edler angewandt

wandt haben, da sie uns die verborgenen Wunder einer göttlichen Weisheit, sogar in den kleinsten der Lebendigen, aufgedeckt, als andere, welche uns statt dessen oft durch flatterhaften Wind, offenbare Unwahrheiten und ungesittete Thorheiten sagen. Andere Vortheile zu geschweigen; was könnten die Menschen nicht noch, besonders in der Bewegungskunst, aus den unendlich mannichfaltigen Arten der Bewegung bey den kleinsten Thieren, z. B. in dem Baue und der Bewegung der Schiffe, lernen?

Das Kriechen der Raupen scheint eine leichte Sache zu seyn: allein, wer bedenkt, daß sie gerade auf und ab, ja rücklings hängend, kriechen, der wird wohl begreifen, daß etwas mehr dazu gehöre, als die Füße ordentlich nach einander zu zusetzen, und die Glieder hinter einander einzuziehen und wieder auszudehnen. Der Fuß einer Raupe hat unten eine runde Sohle, die rund umher mit einwärts gebogenen Häckchen besetzet ist, und zusammen gezogen werden kann. Wenn nun die Raupe ein Gewebe, ein Blatt, einen Ast betritt: so setzt sie mit jedem Schritte und Ansetzen eines jeden Fußes die Sohle platt an, und zieht sie alsdann mit allen Haken einwärts, daß sich die Häkchen anhalten und eingreifen; dehnet aber auch bey jedem Absetzen die Sohle nebst den Haken wieder aus, daß sie los lassen [14]). Es kann auch seyn, daß die Raupe, nebst diesem Hülfsmittel sich anzuhalten, die mittlere Sohle aufwärts zieht, dadurch ein lediger Raum entsteht, und der Fuß an einen platten Boden durch die äußere Luft mit angedrückt wird; wie ich oben von den Laubfröschen erwähnt habe. Wenigstens scheint der Bau der Fußsohle diese Bewegungsart zu bestätigen.

Ich weis nicht, ob die rothe und fleischfarbige Holzraupe [der Weidenbohrer, phalæna cossus] dergleichen Füße nicht haben mag, die zu solchem Anhalten so geschickt

schickt sind; wenigstens gebraucht sie sich einer andern Erfindung, womit sie nicht allein die Bäume, sondern auch ein Glas hinansteigen kann. Sie heftet nämlich mit ihrem Kopfe einen Faden, im Sicksak an den Baum, oder an das Glas, von einer Seite zur andern in die Höhe; und macht sich dadurch eine Strickleiter, wovon sie die Sprossen mit ihren Füßen nach einander besteigt. Weil folglich der Kopf immer voraus arbeitet, so finden die Füße allenthalben einen Strick, woran sie sich halten können [15]. Ist dieses darum weniger Verstand, Absicht oder Kunst, weil es ein kleines Thierchen thut, als wenn es Menschen zu ihrem Gebrauche thäten? oder ist die darinn bewiesene Weisheit nicht vielmehr dadurch unbegreiflich groß, daß die fertige Ausübung solcher Kunst einer unerfahrnen unvernünftigen Seele hat mitgetheilt werden können?

Es giebt noch viele andere ganz sonderbare Bewegungen in dieser Art Insecten, als der Spannenraupen, welche auf eben die Art weiter kommen, als wenn ein Mensch mit seinen äußersten Fingern spannenweise etwas mißt [16]. Sehr viele Raupen haben die Art an sich, wenn sie in der Höhe sind, und einer Gefahr entweichen wollen, daß sie entweder jähling an ihrem Faden, als an einem Seile, herunter fahren, oder sich zusammen rollen, und herunter fallen, daß man nicht weis, wo sie geblieben sind; da denn der Fall den haarichten oder Borstenraupen nicht schaden kann. Rösel hat auch eine Raupe bemerkt, die sich, recht mit Bedacht, wenn sie das Ende einer Höhe erreichet, erst zurück zieht, und alsdann mit einem Schusse herunter springt, dabey aber allemal auf ihren Füßen zu stehen kömmt [17]. Lauter außerordentliche Bewegungen, worinn sie durch die Natur, zu ihrer Erhaltung, unterrichtet sind! Wer hat aber diese langsam kriechenden Thierchen unterwiesen,

daß

daß sie nach ihrer Verwandlung in Papilions oder Sommervögel, sobald nur ihre Flügel ausgebreitet und trocken geworden sind, alsofort in die Luft setzen, und so hurtig herum fliegen, als ob sie sich schon lange darinn geübt hätten? Ja, wer hat die Wasserinsecten gelehrt, daß sie, noch vor ihrer Verwandlung, an einem Halme aus dem Wasser steigen, und, nach abgeworfener Puppenhaut, die Lüfte noch viel schneller, als vorhin das Wasser, theilen?

Daß Thiere sich zu bewegen wissen, die gar keine Füße, Flügel oder Fittige haben, würde uns ein Räthsel seyn, wenn wir es nicht in der Erfahrung von den Schlangen wüßten, wie sie ihren länglichten Körper, durch blosses Zusammenziehen und Ausdehnen, durch Krümmen und Wenden der Glieder, fortschieben. Das ist uns doch aber in diesen Ländern was fremdes, daß solche Thiere sich auch auf die Bäume hinauf winden können, daß sie sich zusammenrollen, aufrichten, ja mit einem Schusse oder Sprunge schnell auf ihre Beute zufahren, und wohl gar Vögel oder Fische erhaschen [18]). Da ersetzt eine Bewegungskunst den Mangel aller Werkzeuge. Andere ohnfüßige Thierlein sind geborne Springer. Ich habe in gewissen überreifen Kirschen kleine Maden gefunden, und in den Händen gehabt, die den Kopf und Hintertheil, entweder stehend oder liegend, an einander bogen, und anstemmten, sodann mit einer großen Schnellkraft abfuhren, daß ich bey geschlossener Hand die Stärke ihres Stosses, wo sie anprellten, merklich spürte. Wenn ich aber die Hand öffnete, so sprungen sie mir so weit weg, daß ich sie kaum wieder finden konnte. Noch eine andere Art der Bewegung sehen wir an den Schnecken, Erdwürmern, und dergleichen, welche theils ihre Bahn, durch einen ausgelassenen Saft, selbst schlüpfrig machen, und darauf mit Zusammenzie-

menziehen und Ausdehnen ihrer kleinsten Theile fortrutschen, theils in feuchter Erde auf gleiche Weise graben und wühlen, sich auch halb herauswinden, und das Laub zur Nahrung hineinholen. Die Mannichfaltigkeit aber der Bewegungskunst in den Thieren ist so reich und unerschöpflich, daß ich mich mit wenigen Beispielen begnügen und zu einer ganz andern Gattung eilen muß.

[14]) Rösel Nachtvögel, I. Classe n. V. §. 5. p. 37 sq.

[15]) Rösel Nachtvögel, II. Classe n. XVII. §. 5.

[16]) Rösel Nachtvögel, III. Classe n. I. §. 3.

[17]) Rösel Nachtvögel, II. Classe n. XVI. §. 3. [Phalaena noct. quadra.]

[18]) Henry Jones Abridgment of the Philosophical Transactions Vol. V. P. II. p. 179 sq. Alb. Seba T. II. tab. XXXVII. 1. 2. 3. XL. 2. Catesby T. II. p. 43.

§. 15.

In dem Wasser giebt es Thiere, die nicht allein in dem Elemente ordentlich schwimmen, sondern auch wechselsweise, so oft sie wollen, aufs Land gehen; einige, die bald im Wasser schwimmen, bald in der Luft fliegen, wie man von dem fliegenden Fische weis, oder die wohl gar in allen dreien Elementen sich zu bewegen wissen, wie der Draco arboreus volans amphibius beym Seba [19]); vorjetzt von manchen Insecten nichts zu erwähnen. Aber selbst das Schwimmen geschieht nicht auf einerley Art. Daß ein Fisch sich durch Bewegung seiner Fittige und seines Schwanzes fortrudert, stößt, wackelt, steuret, und dabey ein Gleichgewicht hält, ohne auf die Seite zu fallen, das können wir ziemlichermaaßen aus unsern Wasserfahrten begreifen: und diese sind vielleicht durch bloße Nachahmung der Fische erfunden, oder sie hätten wenigstens darnach erfunden werden können: gleichwie auch

auch derjenige Bau von Schiffen die schnellste Fahrt giebt, dessen Umkreis dem Umkreise eines schnellen Fisches am nächsten kömmt. Aber es ist nicht so leicht zu erklären, wie es doch ein Fisch mache, daß er im Wasser, so oft er will, in die Höhe oder in die Tiefe fahren kann, da er doch einmal so schwer ist, wie das andere Mal. Es ist wahr, die Grätenfische haben eine Luftblase im Leibe, und zwar bald aus einer einfachen, bald gedoppelten Höhlung, bald länglicher und dünner bald dicker und stumpfer, bald in dem untern bald in dem oberen Theile ihres Bauches; und zu dieser Blase geht von ihrem Magen ein Ductus pneumaticus. Daraus suchet man denn nach den hydrostatischen Regeln das Steigen und Sinken solcher Fische begreiflich zu machen. Nämlich, wenn anders diese Fische, es sey in der Blase selbst, oder in den Bauchmuskeln eine Kraft haben, sich zusammen zu ziehen, wie vermuthlich ist, so wird der Umfang ihres Leibes kleiner. Da er nun alsdann einen kleineren Raum einnimmt; so überwiegt er jetzt mit der unveränderten Schwere seines Körpers die Menge des Wassers, welches dem Umfange seines Leibes gleich kömmt, und sinkt mithin zu Grunde. Wenn er aber in die Höhe will; so darf er nur der natürlichen Ausdehnung der Luft in der Blase und der Spannung seiner Bauchmuskeln den Willen lassen. Dann dehnt sich der Umfang seines Körpers weiter aus, und er wird gegen so viel Wasser, als seinem Umfange gleich kömmt, leichter; folglich kömmt er in die Höhe. So erklärt **Jo. Alphonsus Borellus** de motu Animalium, so **Willughby**, so **Ray** und andere diese willkührliche Bewegung [20]), und der Beweis wird daher genommen, weil ein Fisch, dem die Blase durchlöchert worden, oder unter der Luftpumpe zerplatzet ist, nicht vom Grunde des Wassers in die Höhe kommen kann; und weil umgekehrt diejenigen Fische, welche auf dem Grun-

de

de des Wassers leben, keine Blase haben. Allein die Platfische sind es doch nicht allein, denen die Blase fehlt; sondern alle Knorpelfische und Wallfischarten haben ebenfalls keine Blase (bloß den Stör ausgenommen); und doch bewegen sie sich im Wasser nach allen Richtungen und manche darunter sehr schnell. So folgt, daß, wenn gleich die Blase einigen Fischen zu Hülfe kommen mag, auf- und nieder zu fahren, oder ihnen gar dazu nothwendig ist, dieselbe dennoch nicht bey allen das einzig nothwendige Mittel sey, sondern, der Bewegung unbeschadet, entbehrt werden könne. Nämlich, man stelle sich nur vor, daß ein Fisch auf dem Grunde seinem länglichen Körper, durch Bewegung der vorderſten Fittige, eine solche Richtung geben kann, welche seinen Kopf erhebt: so wird er sich, durch das Wackeln seines Schwanzes, in derselben Richtung fortschieben und also in die Höhe kommen. Wir sehen solche aufwärts gestellte Richtung, und das stete Arbeiten der vordern Fittige, um sich in der Richtung zu erhalten, an denen Fischen, die an die Oberfläche des Wassers gekommen sind, um Luft zu schöpfen. Daraus können wir auch begreifen, auf was Art sie in die Höhe gekommen sind, und begreifen, wenn die vordern Fittige nicht arbeiten, daß der schwerere Theil des Kopfes von selbst nieder sinken, und dem Fische eine gegenseitige Richtung nach dem Grunde des Wassers geben müsse, darinn er durch Wackeln und Steuren seines Schwanzes nach Gefallen in die Tiefe schießt. Steckt denn nicht in beiderley Mitteln dieser willkührlichen Bewegung die genaueste Kenntniß und Anwendung der hydrostatischen und mechanischen Regel, und der Schnellkraft der Luft? In welchen Anfangsgründen der Mathematik und Naturlehre haben aber die Fische studirt?

Einige Schneckenarten können entweder ihren Leib zusammen ziehen, und Wasser durch eine Oeffnung in ihre Schale einlassen; daher sie denn schwerer werden und untersinken. Wenn sie hergegen ihren Körper wieder ausdehnen und durch Heraustreibung des Wassers ihr ganzes Gehäuse füllen, so werden sie leichter und kommen in die Höhe. Oder sie verrichten eben dasselbe, indem sie die in ihrem Gehäuse verschlossene Luft durch ihre Ausdehnung zusammen drucken, oder dieselbe sich durch Hervorziehung ihres Körpers ausdehnen lassen; da jene Bewegung sie senket, diese erhebt [21].

Wenn diese Schnecken in der Höhe sind, so wenden sich einige um, so daß ihr Gehäuse einen Nachen vorstellet. Alsdann breiten sie den Saumen ihres Körpers übers Wasser her, welches sie oben hält; dabey aber bewegen sie sich durch Krümmungen ihres Saumens auf dem Wasser langsam fort, wie andere auf dem Trockenen [22]. Es giebt auch eine Wasserwanze, [Notonecta glauca] die eben dasselbe Kunststück, auf dem Rücken als ein Boot zu treiben übet, aber sich alsdann mit den Füßen fortrudert [23]. Die Nautili hingegen spannen eine Haut, statt des Segels, auf, und werfen auf beiden Seiten Arme, statt der Ruder, oder Schwerter, aus, und segeln so fort [24].

Eine gewisse Wassermade [von der musca chamaeleon] holet durch den Hintern Luft, und muß desfalls oft übers Wasser kommen. Sie hat aber um den Hintern viele Härlein oder Fäsern; diese breitet sie, mit hängendem Kopfe, über dem Wasser aus, und so treibt und athmet sie, stößt sich auch mit einer Krümmung und Schnellung des Leibes weiter fort. Will sie aber wieder hinunter fahren, so legt sie ihre Fäserlein am Hintern wieder zusammen [25]. Andere Würmer, von den Wassernymphen, schieben sich ohne Fittige oder

Dre-

Drehung dadurch im Wasser fort, daß sie das Wasser aus dem Hintern mit Gewalt aussprützen, da denn der Widerstand des äußern Wassers sie weiter stößt [26]).

Kurz! es ist nicht allein eine bewundernswürdige Mannichfaltigkeit des organischen Baues in den Körpern der Thiere angebracht, sondern auch eine eben so große Mannichfaltigkeit der mechanischen Bewegungskunst in die Seelen der Thiere gepflanzet, welche sie nicht erst lernen, oder ersinnen dürfen, sondern sogleich mit sich auf die Welt bringen, und folglich einer höhern Vernunft und Weisheit ihres Schöpfers zu danken haben. Der organische Bau des Körpers giebt nur die Möglichkeit, daß der Körper so bewegt werden kann: gleichwie eine Marionette wegen ihrer Gelenke menschliche Bewegung leidet, oder wie ein Schiff, das mit Rudern, Steuer und Segel versehen ist, nach einem beliebigen Orte gebracht werden kann. Aber die Kunst und Fertigkeit, sich der Werkzeuge zu einem willkührlichen Zwecke zu gebrauchen, ist nichts körperliches, sondern die Wirkung eines Verstandes, und zwar eines solchen, der aller Mechanik Meister ist.

Wenn unserer Seele, nach aller ihrer Erfahrung, Kunst und Wissenschaft, die sie in der Welt erhalten kann, bald dieser, bald jener organische Körper der Thiere zugeeignet würde, um ihn in einem gegebenen Elemente zu bewegen; oder wenn uns ein solch Thier jetzt vorkömmt, und wir sollen nur die Art, wie ein solch Thier sich bewegen muß, angeben und erklären; so werden wir überzeugt, daß dazu, außer den Werkzeugen, noch eine große Kunst und Wissenschaft erfodert werde, dabey alle unsere aus der Natur schon erlernte Mechanik oft viel zu kurz kömmt. Und wie wollen wir dieses erklären, daß dergleichen Fertigkeit der Kunst einer unverständigen Seele eingeprägt und fortgepflanzt werden kann? Auch

dieses ist unendliche Weisheit, die jedoch dem Schöpfer eben so leicht ist, als wenn wir Menschen ein Orgelwerk zu verschiedenen Melodieen einrichten, das hernach ein Junge, ein Bauer, stellen und umdrehen kann.

19) Seba T. I. tab. C. n. I.

20) S. Borellum P. I. propos. 209 sqq. Willughby. in Historia Piscium lib. I. c. 7. Rajum und andere in den Philos. Transactions nach Lowthorps Abridgment Tom. II. p 845 sqq.

21) Siehe vom Nautilus, das Spectacle de la Nature T. III. p. 231 sq., von den Schildkröten, Mém. de l'Acad. des Sciences T. I. p 414. von den Wasserschnecken, Swammerdam T. I. p. 165. nach der lateinischen Ausgabe. Ich bedaure, daß die Seiten dieser Ausgabe, die ich vormals gelesen, nicht am Rande der deutschen Uebersetzung bemerkt sind; sonst würde ich auch diese Uebersetzung gerne anführen.

22) Swammerdam T. I. p. 168.

23) Roesel III. Th. p. 134. 169. Supplem. Tab. XXVII.

24) Spectacle de la Nature T. III. p. 231. aus dem Valisnieri.

25) Rösels Sammlung der Mücken und Schnacken, Tab. V. §. 2. p. 26 sq

26) Rösels Wasserinsecten, II. Classe, n. II. §. 5. III. §. 4. V. §. 5. VI. §. 2.

§. 16.

Was die Nahrungstriebe betrifft, so will ich hier nicht ausführen, wie dazu bey jedem Thiere Geschmack, Geruch, Gesicht, Mund, Zähne, Rüssel, Schnabel, Klauen, Magen, Eingeweide, und genugsamer Vorrath des beschiedenen Futters, in der rechten Jahreszeit, Luft- und Himmelsgegend, vorausgesetzt werden und mit einander übereinstimmen müssen. Sonst ließe sich diese Uebereinstimmung in viele Aufgaben zergliedern, die nicht anders,

anders, als durch einen unendlichen Verstand, nach einer allgemeinen Absicht aufzulösen sind. Setzet nämlich als möglich: Zungen zu bereiten, denen nicht nur Kräuter, Wurzeln, Früchte, Fleisch und Fisch, sondern auch Schlamm, Koth, Gras, Heu, Stroh, Wermuth, Gift, Knochen, Leder, Horn, Haare, Federn, Holz, Muschelschalen und Steine, wohl schmecken. Wie muß doch eine jede der Zungen innerlich beschaffen seyn? und wie jedes Nase, wenn ihr eine gewisse Speise wohl riechen, wie die Zähne oder Schnabel, wenn sie dergleichen zermalmen, wie der Magen und die Säfte, wenn sie dieselbe zur Gesundheit verdauen sollen [26b])? Wie muß das Werkzeug des Gesichts bey Adlern, Eulen, Nachtigallen, beym Löwen, Schaafe und Maulwurfe, beym Wallrosse, Störe und Krebse, bey der Schlange, den Spinnen, Mücken beschaffen seyn, daß es sich zu jedes Nahrung und Lebensart schicke? Millionen Aufgaben! die weder an sich, ohne den größten Verstand, als möglich zu gedenken, noch ohne die gütigste Absicht als wirklich zu setzen, noch ohne unendliche Weisheit durch die kürzesten Mittel aufzulösen und zur Uebereinstimmung zu bringen waren.

Allein, mein Vorhaben ist hier nicht, die göttliche Weisheit und Absicht in der körperlichen Einrichtung, sondern gleichsam unmittelbar in den Seelenkräften und Fertigkeiten, zu zeigen. Wenn wir also die Nahrung für jedes Thier, und die zum Essen nöthigen Werkzeuge und Sinne, voraussetzen: so ist zwar wohl zu begreifen, daß ein jedes Thier sein Futter, das sich in der Nähe befindet, alsofort kenne, und zu sich nehme, indem Augen und Nase dem Munde gleichsam winken, daß er des Magens Verlangen an der vorgesetzten Speise zu erfüllen suche. Allein, es ist damit noch nicht allemal ausgemacht, sondern, weil ihnen die Speise nicht zu aller

Jahreszeit und an jedem Orte des Erdbodens vor dem Munde sieht; oder, wenn sie gleich vorhanden ist, nicht ohne listige Erfindung erhalten und bezwungen werden kann; so mußten sie auch eine Fähigkeit und Fertigkeit haben, ihre Handlungen darnach einzurichten [26c].

[26b]) [Auch scharfe und ätzende Kräuter oder Insecten. — So bemerkt Herr Prof. Pallas von den Igeln, daß er selbst gesehen, wie sie auf einmal über hundert spanische Fliegen, die ihnen eine sehr angenehme Speise sind, verschluckt, ohne daß es ihnen im geringsten geschadet hätte, da doch eine viel geringere Anzahl derselben den Hunden und Katzen schreckliche Zuckungen, ja den Tod verursachen. Nov. Comment. Petropol. T. XIV. p. 578.]

[26c]) [Beispiele vieler Art kann man in de Geers Rede, von der Nahrung der Insecten, finden. S. dessen Abhandl. II. B. I. Th. p. 42 u. f.]

§. 17.

Was nun die Umstände von Zeit und Ort betrifft, so finde ich überhaupt vier bis fünf merkwürdige und kluge Arten, wie die Thiere nach diesen Umständen ihre und ihres Geschlechts Nahrung zu erhalten wissen.

Erstlich sind einige, die für sich zwar keine weitere Nahrung brauchen, weil ihre Lebenszeit mit dem Sommer anfängt und aufhöret; deren Nachkommen aber nicht bestehen könnten, wenn ihre Mütter nicht dafür gesorgt hätten, daß die junge Brut, an dem Orte, wo sie ihr Leben anfängt, ihre Speise zur rechten Zeit bereit finde. Das trifft bey vielen Insecten ein, die sich noch vor dem Ablaufe des Jahres verwandeln, paaren, Eier legen, und oft bey dem Beschlusse dieser letzten Handlung, gleich als wenn sie nun alles in der Welt verrichtet hätten, wozu sie bestimmt waren, ganz entkräftet

einschlafen. Aber ehe sie aus der Welt scheiden, legen sie ihre Eier nicht hin, wo sie zukommen, um ihrer nur los zu werden: sondern, wenn sie selbst aus dem Wasser entsprossen sind, ob sie gleich nun in der Luft leben, ins Wasser; oder, wenn sie vom Lande hergekommen, an eine gewisse Pflanze; und zwar nicht an die nahe, wovon sie jetzt als Papilions ihren Nahrungssaft gesogen, sondern an eben die Pflanze, welche sie längst verlassen haben, und von welcher die künftige Raupenbrut leben soll; und da auch im Herbste nicht an die Blätter selbst, welche ihre eigentliche Speise seyn werden, aber bald abfallen müssen, sondern an einen Zweig, oder an den Stamm, und auch dieses noch ferner mit dem Unterschiede, daß die Papilionmutter einer geselligen Raupenart ihre Eier beisammen an Eine Pflanze in gewisser Ordnung klebt, hingegen die von einsamen Raupen ihre Eier auf verschiedene Pflanzen einer Art vertheilet. Da nun die Eier jeglicher Art nicht eher ausschliefen, bis diejenige Pflanze Blätter gewonnen, wovon die Brut leben soll; so steht solchen Thierchen, mit dem Anfange ihres Lebens, auch ihr Futter schon bereit.

Mit denen übrigen Insecten, deren Maden sich vom Miste, Kothe, Holze, Wolle, Aase, Lebendigen, oder was es sonst ist, nähren müssen, verhält es sich eben so: jedes schmeißt seinen Samen nirgend anders hin, als an und neben die Dinge, wovon die Brut sich künftig nähren muß. Und manche haben zu dem Werke, ihre Eier an den rechten Ort zu bringen, noch besondere Werkzeuge und Kunststücke von ihrem Schöpfer empfangen; davon die Schlupfwespen mancher Art, wie auch die Heuschrecken, Zeugen seyn können. Denn sie bohren und ritzen mit ihrem Legestachel eine Oeffnung und Höhlung, wo sie ihre Eier nicht weniger zur Sicherheit, als zur Nahrung, hineinschieben.

So oft ich etwa von dergleichen Thierlein bey mir selbst vorwitzig gedacht habe: lieber Gott! wozu sind doch diese in der Welt? so oft habe ich mich auch durch Betrachtung dieser Triebe bestrafet: Unwissender! du siehst ja, daß sie nicht von einem blinden Ungefähr entstanden, sondern, zu ihrem Daseyn, und zu ihrer Fortpflanzung, mit der weisesten Vorsicht ausgerüstet sind, die ihnen niemand, als ein unendlicher Verstand, mittheilen können! Unterwirf doch deine Unwissenheit der höchsten Einsicht; denke, daß alles gut ist, und gut seyn muß, was mit so bedachtem Rathschlusse gebildet worden, du magst es begreifen oder nicht: gönne den Seelen neben dir auch das Leben, die ihr Seyn von eben der gütigen Hand empfangen haben, von welcher du das deine hast!

§. 18.

Wenn man zweitens die Thiere betrachtet, welche einen oder etliche Winter hindurch, da nichts für sie wächst, leben; so findet man bey einigen derselben den besondern Trieb, daß sie gegen die Zeit schlafen gehen, und sich dazu eine Höhle suchen oder bereiten. Das thun denn auch nur diejenigen, deren Natur, nebst der strengen Kälte, ein halbjährig Fasten aushalten kann. Wenn sie der Winter übereilete, daß sie mitten in ihrem Bemühen nach der Nahrung, von Mangel und Kälte entkräftet und erstarret, liegen blieben: so mögte man sagen, daß hierinn nichts, als die Dauerhaftigkeit ihres Körpers, zu bewundern sey. Allein, da sie sich bey guter Zeit zu ihrem Schlafe, vorsichtig und zum Theil künstlich, anschicken, so muß ein jeder noch eine größere Weisheit darinn erkennen. Unter den Raupen sind zwar viele, welche, wenn sie vor Winter nicht zu ihrer völligen Größe gekommen sind, nichts weiter thun, als daß sie sich gegen die rauhe Witterung irgendwo verkriechen, und,

und, nachdem sie den Winter unempfindlich überstanden, sobald das Laub wieder ausschlägt, ihr übrig Theil in der Welt verzehren, und ihr Geschlecht vermehren. Andere aber weben sich irgend in einem Blatte oder Winkel ein künstliches Bette [26d]), oder sie graben sich in die Erde und bauen sich daselbst ein Wintergemach, das sie auch zuweilen, nach Nothdurft ihrer Natur, mit Tapeten und Bette bekleiden. Hier stehen sie allen Frost und Hunger, ohne zu hungern und zu frieren aus, und kommen im Frühjahre nach ihrer Verwandlung neu belebt, als schöne Papilions wieder hervor.

Außer den Raupen, bringen auch die Käfer, Ameisen, Fliegen, Spinnen, Schnecken, Frösche, Eidexen, Schlangen, den ganzen Winter so zu [27]). Unter den Vögeln sind gleichfalls viele, die sich, wenn ihr Futter aufhöret, in die Erde, oder in irgend eine Höhle begeben, um den Winter über da zu schlafen. Wenigstens wird von den Strandschwalben gesagt, daß sie sich vor Winter zum Schlafe in die Erde, die Mauerschwalben in Höhlungen alter Gebäude oder Bäume, ja daß sich die gemeinen Schwalben an einem Schilfhalme koppelweise ins Wasser begeben, und nachgehends durch die Frühjahrsluft wieder aufgeweckt werden [28]). Auch sind einige vierfüßige Thiere, die sich bey dem Ausgange des Sommers einscharren und selbst begraben; als die Schildkröte und das Murmelthier auf den Alpen [29]). Andere können sich wenigstens eine geraume Zeit des Winters, halb schlafend, in ihren Höhlen ohne Nahrung behelfen, als der Bär und Dachs; so wie auch der Chamäleon und Salamander sich zu allen Zeiten auf das Fasten verstehen.

Diese, und andere mehr, entweichen also dem Mangel ihrer Nahrung durch solchen besondern Trieb, der ihrer Natur gemäß, und in der weisen Vorsicht

ihres Schöpfers gegründet ist. Sie haben zuerst keinen Winter erlebt, und besitzen keinen Calender, der es ihnen ansagt: dennoch wissen sie ihre Zeit, der Welt gute Nacht zu geben. Sie sammlen sich auch nicht einen Vorrath auf den Winter, wie andere thun; auch wandern sie nicht in die Ferne, da bessere Luft und Nahrung wäre; das wäre nur für sie eine überflüßige und unnütze Arbeit: dennoch werden sie eben so gut schlafend, als andere wachend, erhalten. Sie wissen demnach auch nicht; was Mangel, Hunger, Kälte und Winter sey: denn sie fühlen in ihrer sichern Ruhe nichts davon. Für sie ist lauter Sommer in der Welt, welchen sie denn auch nicht verschlafen, sondern zu rechter Zeit wieder ans Licht kommen, und ihr verschlossenes Schlafgemach selber eröffnen. Dabey sehr merkwürdig ist, daß, wenn man solche Thiere vor dem Frühlinge hervor zieht, und erwärmet, sie zwar auf eine kurze Zeit aufleben, aber bald darauf eben davon wirklich sterben. Ein anders ist, wenn einige von Menschen das ganze Jahr über in leidlicher Luft mit Nahrung erhalten werden; da auch die sonst schlafenden nun den Winter nicht verschlafen; wie man von den Murmelthieren weis, welche zur Schau herumgetragen werden.

26d) [S. unten §. 24. not. 47.]

27) Klein Prodromus Historiae avium, p. 217.

28) Klein ibid. p. 195-219. hat insonderheit durch geschworne Zeugnisse außer allem Zweifel zu setzen gesucht, daß die gemeinen Schwalben gegen den Winter nicht in ein fremdes Land ziehen, sondern sich klumpenweise bey den Seen an ein Schilfrohr hängen, und mit dem davon gebogenen Rohre ins Wasser senken. Allein, diesen Nachrichten sind viele Umstände entgegen.

29) Von dem Murmelthiere [mus marmota] hat dieses vorbelobter Hr. Klein p. 231. 233. seines Prodromi Historiae Avium, wider den gemeinen Irrthum, als ob sie sich Speise

auf

auf den Winter sammleten, schön dargethan. Der Hr. Joh. Georg Altmann in der Beschreibung der helvetischen Eisberge p. 205 sq. berichtet uns noch den artigen Umstand, daß sie sich, kurz vor dem Winter jedes ein Bündelchen Stroh zum Bette in ihre Höhle schleppen, und, nachdem sie die Oeffnung der Höhle verstopfet, darauf schlafen legen; da denn die Einwohner der Alpen, welche das Thierchen gern essen, nach etwa 14 Tagen die vorher bezeichnete Höhle öffnen, und sie alle ordentlich bey einander, jedes auf seinem besonderen Strohbette schlafend finden, und ohne ihre geringste Empfindung davon tragen. Es ist also eine Unwahrheit, damit uns Hr. Guer in seiner Histoire Critique de l'Ame des Bêtes, Amst. 1749. 8. T. II. p 56. gleichsam als aus seiner eigenen Erfahrung, beladen wollen, daß diese Thierchen Speise auf den Winter zusammen führten; indem sie eins ihrer Gesellschaft, auf dem Rücken mit ausgestreckten Pfoten liegend, mit allem, was es halten könnte, bepackten, und dasselbe sodann bey dem Schwanze in ihre Höhle zögen. Dennoch heißt es: *Moi même j'ai vû dans les montagnes de Savoye etc.* Dergleichen falsche Nachrichten kommen in der Naturgeschichte überhaupt, und besonders bey den Trieben der Thiere, häufig vor. Ich habe mich daher in allen diesen Nachrichten an solche Männer gehalten, deren Vorsicht in der Erfahrung bekannt ist, oder die wenigstens alles aus solchen Quellen haben. [Die verschiedenen Arten der Mäuse, welche den Winter über schlafen, hat der Herr Academicus Pallas, in seinem trefflichen Werke Novae species glirium, unter den Abtheilungen mures soporosi und lethargici, genau beschrieben.]

§. 19.

Drittens giebt es Thiere, die sich gegen den Winter Vorrathskammern anlegen, und dieselben, wenn die Zeit ihrer Aernte ist, mit Proviant für etliche Monate anfüllen; nicht anders, als wenn sie vorher wüßten, daß hernach ein Winter komme, in welchem für sie nichts werde zu haben seyn; und als wenn sie aufs Künftige voraus dächten und berechneten, was und wie viel sie in solcher Zeit Speise für sich und ihre Familie nöthig

hätten.

hätten. Solche gute Haushalter finden wir, unter den Insecten, an den Bienen und Wespen: unter den vierfüßigen Thieren, an den Hamstern und allen Feldmäusen [30a]): unter den Vögeln aber, an der Aelster, oder Holz- und Nußhäher, Pica glandaria und nucifraga [30b]). So wenig, als eins von den Winterschläfern sich mit der Sammlung eines Vorrathes vergebliche Mühe machen wird: eben so wenig wird auch eins von dieser Art in den Tag hineinleben, und mit der gegenwärtigen Sättigung zufrieden seyn. Alle wenden die Zeit des Ueberflusses zur Erleichterung der künftigen Nothdurft an: und man merkt nicht, daß sie ihre Rechnung zu kurz machen, oder zu früh aufzehren, und dann bey den Nachbarn ihr Brodt betteln oder stehlen.

Diese genaue haushälterische Sorgfalt kann wohl bey den Thieren unmöglich aus Ueberlegung entstehen: denn die würde vieles Erkenntniß erfordern, was ihnen nicht zukömmt. Sie haben ja keine Erfahrung von dem Wechsel der Jahreszeiten, und der Beschaffenheit des Winters, noch einen Begriff vom Zeitmaaße, daraus sie wüßten, wenn der Winter kommen und wie lange er dauren wird. Vernunftschlüsse, Vorstellung des Zukünftigen, und eine Selbsterfindung der bequemsten Mittel zum Zwecke, kann man ihnen auch nicht beimessen, da sie alle auf gleiche Art handeln. Woher hätten sie ferner die Rechenkunst, darnach sie einen richtigen Ueberschlag machten: einer verzehret des Tages so viel; wie viel verzehren mehrere in mehreren Tagen? Wo hätten die Bienen oder Wespen ihre wundernswürdig kluge Baukunst vom Wachse oder abgekieftem alten Holze gelernt? Nein, sie selbst handeln ohne Absicht und Ueberlegung, blindlings und halb maschinenmäßig, dennoch aber nach den weisesten Regeln der Absicht und Vorsehung; und so verweist uns ihr Unverstand auf einen

nen höheren Verstand, der für sie voraus gedacht und gesorgt hat.

30a) [Die meisten solcher Thiere sammlen sich nun einen solchen Vorrath in ihren Hölen. Aber ein Paar Arten ungeschwänzter Erdhasen (Lepus alpinus und Ogotona) zeigen ein anderes Kunststück. Gegen den Herbst nagen sie das ausgesuchteste saftigste Gras und zarte dienliche Kräuter ab, breiten sie erst an sonnigten Anhöhen zum Trocknen aus, und verfertigen daraus sodann in der Nachbarschaft ihrer Höhlen ordentliche kegelförmige Heuhaufen, zu welchen sie unter dem nachmals fallenden Schnee einen bedeckten Gang behalten, und sich davon den Winter über nähren. Der vortreffliche Naturforscher Pallas beschreibt dieses aus eigener Untersuchung: Nov. spec. glirium p. 47 sqq. und p. 61 sq.]

30b) Siehe Hrn. Lessers Insecto-Theologie, p. 166 sq. Klein Quadrupedum Hist. Nat. p. 56. Eben derselbe schreibt von den Aelstern in Avium Prodromo p. 61 sq. *Pica glandaria gulam et ingluviem suffarcinat glandibus, quas pro penu in cavis arboribus deponit. it. Pica nucifraga, pars frangens, pars pertundens avellanas: nidificant in cavis arboribus, autumno nuces glandesque, prout pica glandaria, in arboribus recondunt.*

§. 20.

Die vierte Art der Erhaltung findet sich bey den ziehenden oder wandernden Thieren, die ihrer Nahrung nachgehen, und ihr Brodt in aller Welt zu finden wissen. Es sind zwar einige darunter, denen der Trieb nicht bloß gegeben ist, daß sie von einem Jahr zum andern leben sollen, sondern auch, ihr Geschlecht weiter ausbreiten, und selbst für das Jahr reichlicher Futter zu finden. Dahin muß man die Zugheuschrecke rechnen, welche noch in demselben Jahre stirbt. Andere länger lebende Thiere ziehen nur außerordentlich, wegen des Mangels, weiter, weil ihr ordentlich Futter da, wo sie sind, nicht

alle

alle Jahre gleich häufig zu finden ist. Wir haben daher oftmals einen ungemeinen Besuch von Feldmäusen, die ihren Strich hernach weiter ziehen, und durch breite Ströme und Seen setzen. In strengen Wintern lassen sich auch wohl ungewohnte Vögel sehen, die vermuthlich durch allzu große Kälte und Nahrungsmangel aus nordlichen Gegenden vertrieben seyn müssen. Zu geschweigen, was wilde Thiere, insonderheit Wölfe, des Winters oft für Züge thun.

Allein, ich rede hier hauptsächlich von den Thieren, welche jährlich zu gewisser Zeit kommen, und zur andern wieder weggehen; von welchen ich nur die Vögel und Fische zum bekannten Beispiele stellen will. Die wandernden Vögel sind theils Strichvögel, die mit niedrigem Fluge, und zerstreuet, allmälig weiter gegen Süden ihrer Aernte nachfliegen, und dennoch ihren Kreislauf halten, daß sie übers Jahr zu derselben Zeit, wie in dem vorhergehenden, wieder kommen. Andere sind Zugvögel, welche ich Hochflieger nennen mögte, weil sie, nach geschehener Aufforderung ihres Anführers, sich ordentlich zu gewisser Jahreszeit versammlen, und sich bald darauf heerweise, unter einem Obersten, über die Wolken schwingen, um so über See und Land in entfernte Gegenden, die ihnen mildere Luft und Nahrung geben können, zu ziehen. Man sieht sie aber im nächsten Jahre zu gewisser Zeit heerweise wieder kommen, da sie sich durchs Land vertheilen, ja wohl ihr voriges Nest wieder besuchen [31]. Eine wundernswürdige Veranstaltung! welche theils die Nahrung von gewissen Insecten, und allerley Ungeziefer, oder von einem gewissen Fruchtsamen, theils aber auch das Hecken und Brüten der Jungen zur Absicht hat, wie wir an unsern Störchen erfahren. Sie enthält aber in ihrer Ausführung so viele Merkmale von einem höheren Erkenntnisse, und fernen

Vor-

Vorsicht, die über alles Vermögen, der unvernünftigen Thiere steigt, daß ich unmöglich alle und jede Umstände besonders ausführen kann, sondern sie dem Leser zur genaueren Erwägung überlassen muß.

Mit der jährlichen Wanderung der Fische hat es gleiche Bewandniß, daß sie zu einer gesetzten Zeit, die der Calender ihrer Natur anzeigt, eine Seefahrt um einen großen Theil der Welt thun, wo das Wasser von Pflanzen, kleinen Insecten oder Fischen, wimmelt, welche für sie selbst sowohl, als ihre Jungen, die sie da mit dem Laiche absetzen, gerecht sind. Die Heeringe haben vermuthlich daher ihren Namen, weil sie jährlich heerweise aus den kältesten Eisgegenden, fast an alle Küsten des Erdbodens, sodann auch zu beiden Seiten von Schottland und England, in die Ost- und Nordsee kommen, und Gott weis wenn und wie, die Alten mit den Jungen, wieder in ihren Winterhafen zurück kehren. Denn da ist eine unerschöpfliche Quelle von Fischen, die sich alle Jahre gleich reichlich über die Welt ergießt [32]).

Ich muß noch mit wenigem eine fünfte Art der Erhaltung anderer Thiere hinzufügen, welche beständig in einer Gegend bleiben, und, wenn gleich der Winter so viele Nahrungsmittel nicht darbietet, sie dennoch aufzusuchen und sich mit Wenigem zu behelfen wissen. Hierher gehören die meisten vierfüßigen wilden Thiere, und ein gut Theil Vögel, von welchen man in Wahrheit sagen muß: sie säen nicht, sie ärnten nicht, sie sammlen nicht in die Scheuren, sie ziehen nicht in die Fremde, und der himmlische Vater ernähret sie doch.

[31]) Von dem Unterschiede der Strich- und Zugvögel verdienet Hr. Klein in Prodromo Historiae Avium, Sect. III. p. 154 ff. gelesen zu werden; da er denn geneigt ist, die mehresten zu den Strichvögeln zu rechnen, oder wohl gar einige

der

der davon fliegenden Vögel zu Schläfern zu machen. Sonst kann man von der Wanderung der Vögel auch den Derham in seiner Physico-Theologie p. 887 und 929. nachsehen; anderer zu geschweigen.

[32]) Von den Zugfischen siehe Bradleys Works of Nature p. 58. besonders aber, von den Heeringen, und den sie verfolgenden Fischen, unsers Andersons Nachrichten von Island, p. 51 sq. [Herr Doct. Bloch vermuthet mit Gründen, in seiner Naturgeschichte der Fische, daß die Heeringe vielmehr des Laichens wegen sich zu gewissen Jahrszeiten aus dem Grunde der Seen, in welchen sie sich aufgehalten haben, zu den flachern Stellen, Küsten, Buchten, und in die Mündung der Flüsse hindrängen, und daselbst in einiger Entfernung vom Ufer ihren Laich absetzen.]

§. 21.

Es finden demnach so viele Millionen Thiere, von so viel tausend Arten, durch die weiseste Vorsicht des Schöpfers, vermittelst eingepflanzter Triebe, zu allen Zeiten auf der Erdkugel ihre Nahrung. Jedoch war überdem noch bey gewissen Thieren, wenn sie seyn und bestehen sollten, eine witzige Erfindung nöthig, wie sie ihrer Speise habhaft werden könnten. Denn diejenigen, welche bestimmt sind, von dem Ueberflusse anderer Thierarten zu leben, können nicht mit solcher gelassenen Ruhe, als ein Rind und Schaaf, an ihr Futter gehen. Und wenn sie gleich die benöthigten Werkzeuge von Zähnen und Klauen, von Schnäbeln, Stacheln, Fangzange u. d gl. nebst Geschwindigkeit und Stärke, zu ihrem Raube bekommen hatten; so mußten sie doch auch ein Gefühl ihrer Kräfte und Waffen, ja eine Wissenschaft und Fertigkeit haben, sich dieser Werkzeuge zu ihrem Nutzen zu gebrauchen. Wenn aber ihr Wild ihnen zu flüchtig und geschwind war, oder sonst durch seine Natur vor Anfällen gesichert zu seyn schien; so mußte zu der Stärke und Hurtigkeit noch eine behende List oder eine Kunst hinzugefügt werden

den, wodurch sie ihre Beute ins Netz locken und berücken konnten. Manche sind so schwach, langsam, und arm an Waffen, daß, wenn dieser Mangel nicht durch eine gewisse Jägerkunst ersetzt wäre, sie nothwendig Hungers sterben, und ihr ganzes Geschlecht vergehen würde. Wenn nun die Raubthiere dergleichen Künste, nach Nothdurft, wirklich haben, welche weit über ihre und aller Menschen Verstandeskräfte gehen; so läßt sich nicht anders urtheilen, als daß sie dieselbe von einem höchstweisen Urheber ihrer Natur in der Absicht bekommen haben, daß sie sich und ihr Geschlecht auf solche Weise erhalten, und die Anzahl der einzelnen Thiere in andern Arten vermindern, und in einem Gleichgewichte erhalten sollten.

Lasset uns erstlich einige dieser angebornen Künste in besondern Beispielen betrachten, um den darinn ausgeübten Verstand klar und deutlich einzusehen.

Einige Vögel, die sonst keine Wasservögel sind, haben dennoch Fische zu ihrer beschiedenen Speise bekommen. Dergleichen sind der Meerrabe, sonst **Cormoran** oder **Scharbi** genannt, die Meerschwalbe, der Meer- oder Fischadler, Fischhabicht, Ossifraga, Haliaetus, der Königsfischer, Ispida. Da diese aber alle nicht auf dem Wasser schwimmen können, sondern in der Luft fliegend bleiben müssen: so wird es ihnen schon schon weit schwerer, zu ihrer Kost zu gelangen, als andern eigentlichen Wasservögeln. Sie halten sich aber am Strande dieses fremden Elements in den Hügeln auf, und wenn die Fische in großen Heeren streichen, welches sie von weitem sehen können, so verfolgen sie dieselben, und schweben über ihnen, bis sie ihre Zeit wahrnehmen, schnell aufs Wasser zufahren und einen Fisch herausholen [33]). Wenn aber der Meerrabe einen Fisch beym Schwanze, oder an der Seite gefasst

 hat,

hat, so weis er ihn so geschickt in die Luft zu werfen und zu fangen, daß er des Fisches Kopf zuerst in den Schnabel kriegt [34]). Eine Vorsicht und Fertigkeit, die nöthig war, daß die Fittige, Stacheln und Schuppen des Fisches sich nicht beym Hinunterschlucken sträubten und ihn stächen. Eben diese Vorsicht hat auch Swammerdam an andern Wasservögeln bemerkt, denen man die Fische mit Fleiß verkehrt vorgelegt, welche sie aber allezeit hurtig herum zu drehen gewußt [35]).

Eine gar besondere Fischjagd hält der weißköpfige Adler in der Luft. Denn er lauret nur auf den Fischhabicht, wenn der einen Fisch aus dem Wasser geholet, und schießt auf ihn zu. Wenn nun der Habicht damit höher steigen will, so schwebt er ihm immer über dem Kopfe, und nöthiget ihn endlich, den Fisch fallen zu lassen; dem denn der Adler im Fallen nacheilet, und ihn mehrentheils noch in der Luft erhaschet, ehe er das Wasser erreicht hat [36]).

Der Biber oder Castoren gesellschaftliche Baukunst und Haushaltung ist sonst bekannt genug, und dienet denen, welche sie gesehen, zum Erstaunen über solcher Thiere kühnes Unternehmen, ganze Bäume zu fällen und zu richten, und über die Ausführung im Baue ihrer Wohnung und Schlagung von Dämmen übers Wasser. Eine Hauptabsicht ihrer Anstalten ist, daß sie von den Dämmen an und über dem Wasser, auf die Fische lauren, und jähling auf sie zuspringen, um dieselben zu erhaschen; welches sie denn auch meisterlich auszurichten wissen.

Es sind auch andere Thiere, die sich ihres Raubes durch einen Sprung bemächtigen, wenn gleich die Thiere, worauf sie lauren, vieles an geschwinder Bewegung oder Stärke voraus haben. So ist eine Art Spinnen, welche auch fliegende Insecten durch einen

Sprung

Sprung überraschet; eine Art Kröten, die sogar Vögel im Sprunge fängt und verschlingt; eine wilde Katze, welche den wilden Thieren auf die Augen zuspringt und sie auskratzet [37].

Der Herr Trembley hat eine Art Polypen entdeckt, die um ihren Kopf bey sechzig kleine Hörner oder Federn haben, welche sie einziehen und auslassen können. Mit diesen ausgelassenen Federhörnern machen sie im Wasser eine beständige Bewegung in die Runde, als mit einem Mühlenrade, und verursachen dadurch im Wasser einen Strom oder Lauf, welcher kleine Wasserinsecten herbeyzieht, daß sie dieselben erreichen, und mit ihren vielen Armen fangen und zum Munde bringen können [38].

Wer sollte glauben, daß ein Thier, welches keine Füße, Flügel, Hände oder dergleichen Werkzeuge hat, Vögel fangen kann? daß ein Thier, welches keine Zähne hat, sich an ein Thier mit Schnabel, Beinen und Klauen, oder mit Schuppen und Fittigen, waget? daß ein Thier, welches einen dreymal engern Hals hat, als seine Beute dick ist, dieselbe dennoch fangen, verschlingen und verdauen kann? Dennoch trifft alles dieses bey denjenigen Schlangen ein, welche auf der Erde liegen, oder sich auf die Bäume winden, und da als todt liegen oder hangen, bis sie ihre Gelegenheit ersehen, einen Vogel, oder Fisch aus dem darunter fliessenden Wasser mit einem Sprunge zu erschnappen, und so lange daran zu saugen, bis sie ihre Kehle erweitert haben, und der große Brocken hinein gleitet [39].

Der Ameisräuber [Myrmeleon formicarium] ist ein Thierchen, das zu keiner Bewegung sonderlich geschickt ist, als rückwärts zu kriechen, und sich so in den Sand einzugraben; dennoch muß er von kleinen Insecten leben. Wie? wartet er denn, bis ihm diese

ins Maul fliegen? oder womit zieht er sie herbey? Er gebraucht sich einer ganz besondern Erfindung. Er kriecht nämlich im Sande, nicht weit von einem Ameisenneste, rückwärts in einer Schneckenlinie herum, und wirft ihn dabey beständig nach dem Umkreise, bis er in die Mitte kömmt. Dann schaufelt und sprenget er den Sand mit seinem Kopfe und mit seiner Fangzange aus dem Mittelpunkte der Grube rund umher, bis die Grube einem Trichter ähnlich sieht. Kömmt nun eine Ameise, oder ein anders Insect, innerhalb des Umkreises von seinem Trichter: so erregt der Ameisräuber, durch sein Schaufeln und Sprengen, einen Sandregen, der das Insect in die ohne das abschüßige Grube und deren Mittelpunkt hinein treibt, bis er es mit seiner Fangzange erreichen, und aussaugen, oder vielmehr auspumpen kann; da er denn die ledige Hülse, durch eben solches Schaufeln, wieder aus seiner Grube hinaus wirft [40]). Ich frage einen jeden, wenn das Thierchen hätte zu ihm kommen, und sich bey ihm Raths erholen können, wie es doch bey seiner Bildung am besten zu seinem benöthigten Futter gelangen könnte: ob er ihm einen so geschickten Rath und Anschlag zu geben gewußt hätte?

[33]) Siehe von dem Fischhabichte Catesby T. I. p. 2. und von der Meerschwalbe und andern p. 88. [Herr O. C. R. Silberschlag erzählt (in den Schr. der Berl. Ges. II B. S. 266. §. 53.) ein Beispiel „wie genau diese Thiere den Ort treffen, auf welchen sie zielen, da der geringste Fehlschlag mit Flügeln oder Schwanze sie nicht nur zu Fehlschüssen verleiten, sondern auch zuweilen in Lebensgefahr stürzen würde — Er beobachtete einen Adler, der über dem See bey Kloster Lehnin, ohngefähr in einer Höhe von 400 Fuß, umher flog. Dieser erblickte einen Fisch. Augenblicklich zog er seine weit ausgespannten Flügel zusammen, und stürzte, etwa unter einem Winkel von 20 Graden, herab, so schnell, daß man kaum seine Gestalt unterscheiden konnte. Man erwäge, daß

hier nicht nur auf die dem schrägen Falle angemessene Einziehung der Flügel, sondern auch auf die Geschwindigkeit und Richtung, die er von seinem vorigen Fluge noch übrig behalten, zu rechnen ist, wenn man die Bahn zum voraus bestimmen wollte, und wie leicht würde man da fehlen. Doch, der Adler verfehlte den Fisch nicht. Es hätte auch leicht geschehen können, daß er, bey so kurzen Füssen, um den Fisch zu fangen in das Wasser hineingeschossen und durch Benetzung seiner Flügel umgekommen wäre. Allein, sehr nahe über dem Wasser breitete er seine Flügel auf einmahl wieder aus, griff den Fisch, der so groß als etwa ein Karpfe war, und flog mit langsamer Schwingung seinem Aufenthalte zu."]

34) Memoires de l'Acad. des Sciences T. I. p. 214.

35) Swammerdam T. II. p. 448.

36) Catesby T. I. p. 2 & 87. Lowthorp's Abridgment T. III. p. 589. [Ein Aehnliches berichtet S. G. Gmelin von einer dem Nordvogel gleichenden Meven-Art, welche daher bey den Russen der Räuber genannt worden, da sie andere Meven verfolgt, bis diese die zu sich genommenen kleinen Fische wieder von sich geben, die dann von jener verschlungen werden. Reise durch Rußland. I. Th. p. 72.]

37) Siehe von den springenden Spinnen, Hoockii Micrographiam (in der Description of CCC. Animals I. p. 64.), von den Kröten, Klein Quadrup. Hist. Nat. p. 123. von der wilden Katze, Seba T. I. Tab. XXX. 2.

38) Henry Baker's natural History of the Polype, Lond. 1743. 8. p. 22.

39) Henry Jones Abridgm of the Philosoph. Transact. Vol. V. P. II. p. 179 sqq. Seba T. II. tab. LVI. 3. LXIV. 1. LXVIII. 4. LXXIII. 1. Catesby. T. II. p. 43.

40) Dieses ist wohl nirgend genauer beschrieben, als bey dem unermüdeten Naturforscher, Hrn. Rösel, im Supplement Tab. XVII - XXI. §. 4. 6.

§. 22.

Gewiß, es liegt auch in den Trieben der Raubthiere eine unverbesserliche Kunst, und vollkommen kluge Anwen-

wendung der Mittel zu dem Zwecke, wozu diese Thiere bestimmt sind. Man darf nur den Zweck zur Aufgabe machen, und allen menschlichen Witz, alle Erfahrung und Wissenschaft zu Hülfe nehmen; so wird man finden, daß es nicht möglich sey, etwas geschickters auszudenken.

Unterrichtet mir doch die Spinne, wie sie der fliegenden Insecten zu ihrer Nahrung bequemer habhaft werden könne, als durch ihr Gewebe, oder wie sie ihr Gewebe selbst vortheilhafter anlegen könne. Wisset ihr derselben Rath zu geben, wie sie die Fäden von einem Baume zum andern, von einer Spitze des Hauses zur andern, von einer Höhe diesseits des Wassers zu einer andern jenseits des Wassers, hinüber bringen und anheften soll? Ich glaube, unterdessen, daß ihr nur ein leidlich Mittel ersinnen wolltet, wäre die Spinne schon zehnmal, wohin sie seyn soll; sie schießt ihre Strickleitern nur mit dem Winde aus, so haften sie, wo sie sollen, wenigstens an einem dienlichen Orte. Soll das Gewebe etwa lieber horizontal seyn? das wäre vielleicht der Spinne leichter. Man findet dergleichen endlich wohl einmal, aber sehr selten. Ein angesehener Freund aus Dresden berichtet mir, daß er einst ein horizontal-Spinnengewebe, über eine im Topf gesetzte Basilicum-Pflanze, darunter sich die Fliegen zu verbergen pflegen, beobachtet hätte. Ich kann nicht sagen, von welcher Art diese Spinne gewesen seyn mag: aber die Nachricht machte mich doch aufmerksamer. Und ich habe nachher selbst auf dem Platze hinter meinem Hause, wo man Schnüre für die Wäsche geschoren hatte, ein horizontales Gewebe einer gemeinen Spinne zwischen diesen Schnüren beobachtet. Unterdessen glaube ich doch nicht, daß solches oft geschehe. Die Insecten fliegen nicht so viel auf- und niederwärts, als hin und her. Sie würden also größtentheils darüber hinfahren, oder unten wegfliegen,

wenn

wenn das Gewebe horizontal wäre. Auch eine schiefe Lage wird so viel nicht ins Netz bringen, als die senkrechte, welche die Spinne erwählt. Soll das Netz dichter, soll es lockerer, soll es hie und da dicker oder dünner seyn? Ich fürchte, wenn die äußeren Fäden nicht vielmal dicker wären, als die innern, (wie es die Spinne zu machen pflegt) oder wenn es inwendig dichter wäre, als es ist: jeder Wind würde das dichtere Gewebe besser fassen, und von denen dünnen äußern Fäden, die das ganze Gewebe halten sollen, abreißen; und so wäre alle Arbeit vergebens. Wäre es aber lockerer und dünner, so würde sich nichts darinn verwickeln.

Wisset ihr ein besseres und leichteres Mittel anzugeben, wie die Spinne, ohne Hände und Werkzeuge, ihre Fäden zusammen heften soll? Werdet ihr dieselbe, bey jeder Verbindung, einen Knoten schlagen lehren, oder ihr einen Flohr zum Muster weisen, wie sie den Einschlag durchflechten muß? sie wird euch auslachen: sie braucht keinen Stuhl, keine Spuhle, keinen Kamm, keinen Durchschuß des Fadens, keine Knoten: ihre hintern Füße können den Faden im Blinden heraus holen und dehnen, und ihr Hintrer denselben in gebührendem Abstande anheften. Soll die Spinne etwa nicht in der Mitte des Gewebes, sondern in einer Ecke, im verborgenen Winkel, als auf der Laure sitzen? Ihr rathet der Spinne übel: sie ist in der Mitte, nach allen Seiten am nächsten zu ihrem Raube, und hat in dem Mittelpunkte das zarteste Gefühl von aller Bewegung, die im Umkreise ihr Netz berühret. Soll sie ihr Netz krauser und verworrener machen? Jede Weberey, die von der regelmäßigen und kreisförmigen abgeht, wird der Spinne mehr Mühe, Zeit und Materie kosten, als diese ordentliche. Wenn aber ein Thierchen in ihr Netz gekommen ist, wie wird es die Spinne machen, daß es

sich nicht wieder los reißt? Sehet ihr nur zu; ihr werdet euch verwundern: in einem Augenblicke sprützet sie so viele zähe Fäden über das Thier her, und drehet es mit den Füßen darinn herum, daß es, als in einem weißen Sterbekittel eingekleidet und eingewickelt, sich nicht weiter regen kann; und dann hängt sie es auf, bis ihr der Hunger ankömmt.

§. 23.

Man sieht zwar aus aller dieser in die Raubthiere gepflanzten Klugheit, daß sie von dem weisesten Urheber der Natur mit besonderer Fähigkeit ausgerüstet sind, das zu thun, was sie thun; aber man erkennet doch auch zugleich, daß sie nicht da sind, einige Arten von Thieren ganz auszurotten, sondern nur ihren Ueberfluß zu tilgen, und ihre Anzahl in gewisse Schranken, und in ein bequemes Verhältniß zu setzen. Die Raubthiere mußten also auch da seyn, und konnten in der Naturkette nicht wegbleiben; sie gehörten mit zur Mannichfaltigkeit und Vielheit des Lebens in der Welt. Aber da sie auf Unkosten anderer Arten leben mußten, so sind ihnen von dem weisen Schöpfer enge Schranken gesetzt. Es ist längst bemerkt worden, daß die schädlichsten und stärksten Raubthiere, als Löwen, Tiger u. d. gl. mit keiner besondern Kunst oder List begabt sind; daß sie sich nicht so stark vermehren, als andere; und daß sie sich unter einander selbst aufreiben; oder daß wenigstens ihre junge Brut andern häufig zur Speise dienen muß; wie die jungen Crocodile von Fischen häufig weggefangen werden. Manchen ist auch ein besonderer Zaum angelegt, der sie nicht allzuviel Verwüstung anrichten läßt: entweder, daß sie den Winter hindurch schlafen, oder daß sie ihre erhaschte Beute langsam verdauen, und also daran zu zehren haben, wie die Schlangen und Crocodile, welche die Thiere ganz verschlucken; oder daß sie sich

sehr auf das Hungern verstehen, wie die Bären und Wölfe. Der Crocodil verschluckt auch wohl große Steine und Stücke Holz, wenn er sonst nichts hat, nur daß der Magen nicht zusammen schrumpfe: er ist dabey so steif und unbiegsam, daß er sich nicht hurtig drehen und wenden kann, und daß ihm also die meisten leicht entwischen [41]. Einige sind auch, die sich im Falle der Noth, statt der Thiere, mit Kräutern, Wurzeln, oder sonst etwas, behelfen. Wenn dagegen einem gefräßigen Raubthiere alle Vortheile zusammen, nämlich Größe, Stärke, Werkzeuge, Geschwindigkeit, List, Kunst, nebst fruchtbarer Vermehrung, beigeleget wären; so würde solches zum größten Nachtheile anderer Thiere überhand genommen, und manche Arten wohl gar vertilgt haben. Aber nun ist alles dieses vertheilt und gemäßigt, und daher bleiben alle Arten von Thieren in einem gleichen Verhältniß.

Zu diesem Gleichgewichte im Thierreiche tragen auch die Mittel, welche den schwächern Thieren zu ihrem Schutze gegönnt sind, vieles bey. Sie haben zum Theil auch ihre Waffen, sich zu wehren, und wissen sie von Natur zu ihrem Vortheile zu gebrauchen; sie kennen die Blöße und Schwäche ihres Feindes; oder es kömmt ihnen die Schärfe ihrer Sinne, Geschwindigkeit, Kunst, Vorsicht und Klugheit, zu ihrer Rettung und Sicherheit zu Statten. Und von diesen Vertheidigungsmitteln ist jeder leidenden Art so viel beigelegt, daß es zureichet, aller Macht, Hurtigkeit und List ihrer Feinde das Gegengewicht zu halten, und ihnen so viele zu entreißen, welche die Art beständig in gleichem Verhältnisse der Vielheit fortpflanzen können. Diese Ordnung in der Natur verhält sich, nach des Herrn **Plüche** artigen Vergleichung, wie die Verordnungen der Fischerey in einem weisen Regimente, welche den Fischern zwar Netze

zum Fange zugestehen, aber auch deren Weite bestimmen, damit die kleinern oder mittlern Fische durch die lockeren Netze entwischen können, und allemal genug übrig bleiben [42]). Ich füge nur hinzu, daß zu solcher menschlichen Vorsicht kein tieferes Erkenntniß nöthig ist, als nur die Größe der Fische zu wissen. Aber es erforderte eine vollkommen deutliche Vorstellung aller Wirkungen, welche eine jede Beschaffenheit, Kraft oder Fertigkeit der Thiere, in der Verknüpfung der Welt, zum Schaden oder zur Rettung hervorbringen würde; wenn anders darunter ein beständig gleiches Verhältniß getroffen werden sollte. Darinn drückt sich also ein göttlicher Verstand des Schöpfers und Regierers der Welt aus.

Ich will hier von demjenigen Schutze der Thiere nicht sagen, wenn sie, selbst durch ihre Farbe, von der benachbarten Erde, dem Grase, Laube oder Aesten, kaum zu unterscheiden sind; denn dazu thun die Thiere so ferne selbst nichts. Aber manche Raupen finden dadurch Sicherheit, daß sie sich stets auf der unteren Seite des Blattes aufhalten; wie ich dergleichen weiße Raupen auf der untern Seite des Ellernlaubes oft bemerkt habe, welche sonst wegen ihrer Farbe leicht ins Gesicht fallen würden, wenn sie die obere Seite bestiegen.

Die Blattwickler sind sobald nicht aus dem Eie gekrochen, so wickeln sie mit ihrem Gespinnste ein Blatt zusammen, darinn sie verdeckt seyn können; nur daß sie vorne und hinten, zum Ausgehen und zum Auswurfe, eine Oeffnung lassen. Ihre Kunst, das Blatt immer näher zusammen zu ziehen, ist merkwürdig. Denn indem sie auf die ersten längsten Fäden in der Mitte treten, so biegen sie dieselben durch ihre Last, und holen die Ränder des Blattes, woran die Enden der Fäden geheftet sind, näher zusammen. Da kann denn die Raupe schon einen kürzern Faden von einem

Rande

Rande zum andern ziehen, und wieder darauf treten, bis sich die Ränder ganz zusammen rollen und heften lassen [43]).

Andere gesellige Raupen arbeiten gemeinschaftlich an einem Gespinnste, das verschiedene Blätter zusammen holet; woraus sie zwar nach ihrem Futter zu andern Blättern kriechen, aber doch nicht so weit, daß sie sich nicht bald in ihre Verschanzung zurück ziehen können [44]).

Eine Kleider= und Pelzwerkmotte spinnet sich alsobald ein enges Gewand, dessen Oberzeug von demselben wollenen oder haarnen Stoff genommen ist, wovon sie lebt. Daher ist es denn von dem Zeuge selbst nicht zu unterscheiden, und vom grünen Tuche grün, vom blauen blau, vom rothen roth; daß es seinen Einwohner nicht verrathen kann. Das inwendige Futter aber macht die Motte von ihrer eigenen weißlichten Seide, worinn sie denn auch desto sanfter wohnt. Wenn ihr aber das erste Kleid zu enge werden will, so verfertiget sie sich bald ein neues, das weiter ist [45]). Sie bringen also die Kunst, ihre Kleider zu weben, mit sich auf die Welt; welche ihnen nicht allein zum Schutze wider die Luft, sondern auch wider ihre Verfolger, nöthig war. Es giebt auch auf den Bäumen dergleichen mottenartige Würmer, die sich in ein Gehäuse oder eine Hülse einnähen, und so an den Blättern hangen und nagen, auch damit weiter gehen können. Andre Maden lassen einen Schaum von sich, der sie über und über bedeckt. Andere bauen sich bald von zernagtem Grase und Halmen, bald von länglichen Holzspänen, welche sie abgekiefet, bald von Sandkörnerchen, bald von kleinen Schneckenhäuserchen, eine cylindrische Wohnung, die inwendig tapezirt ist, und damit sie weiter kriechen können. Diese sind werth, daß man sie in Cabinetten

auf=

aufbehält: es kann sie niemand sehen, ohne die Kunst, welche darinn bewiesen ist, und den fertigen Trieb der verachtetsten Thierlein zu ihrem Schutze, höchlich zu bewundern [46]).

[41]) Siehe von dergleichen Einschränkung der Raubthiere eine schöne Stelle beym Catesby T. II. p. 63.

[42]) Siehe das Spectacle de la Nature T. I. P. I. p. 42.

[43]) Réaumur hat davon schon eine artige Anmerkung gemacht in den Mémoires de l'Academie des Sciences. 730. p. 79 sqq. und diese Kunst der Thierlein in seiner Insectenhistorie umständlich beschrieben. Siehe auch Rösels Nachtvögel, IV. Classe, n. I. §. 1 sq.

[44]) Eleazar Albin. Tab. XIX. Rösels I. Classe der Tagvögel n. IV. §. 2.

[45]) Réaumur in den Mémoires de l'Academie des sciences, pag. 201 — 229. Swammerdam Tom. II. p. 780 sq. Rösels Nachtvögel, IV. Classe, n. XVII. §. 1 sq.

[46]) Rösels Wasserinsecten, II. Classe, tab. XIV. §. 2. 3. tab. XV. XVI. §. 1. XVII. §. 2. [Wassereulchen: phryganeae.]

§. 24.

Gleichwie aber diese sich, während ihres Wachsthums und ihrer Nahrung, zu verwahren wissen, so schicken sich fast alle Insectenarten, nach erhaltener völligen Größe, zu ihrer Verwandelung mit besonderer Vorsicht an. Sie entledigen sich alles Auswurfes, verlassen den Ort ihrer Weide, und suchen sich einen geheimen verborgenen Winkel, da sie die Zeit ihrer Verwandelung in Sicherheit abwarten können [47a]). Ein Theil bespinnt und bewickelt sich in Blättern, welche sie zugleich an den Ast des Baumes heften, daß sie im Herbste nicht mit den andern Blättern zur Erde fallen können; gleich als wenn sie wüßten, was den Blättern sonst nach der Ordnung der Natur begegnen muß [47b]). Andere verkriechen sich nur in eine

eine Ritze der Rinde, unter das Obdach eines Hauses, unter das abgefallene Laub, unter die Wurzeln des Baumes, in das Holz oder gar tief in die Erde: und da hat eine jede Art ihr eigenes beständiges Modell, wie sie sich befestigt und schützet. Einige hängen sich nur mit dem Hintertheile an ein wenig Gespinnste, und werden so hangend zu Puppen; andere ziehen und schnüren sich einen vielfachen Faden um den Leib, daß sie als Puppen nicht herunter fallen können; andere weben sich bald ein lockeres, bald ein dichtes Gespinnst, welches gleichsam ihr Winterbette seyn soll: und dieses Gespinnst ist entweder aus bloßen Fäden gemacht, oder sie flechten ihre Haare, oder zernagte Stückchen Blätter, oder abgebissene Holzspäne, oder Erd- und Sandkörnerchen mit hinein, welche die ganze Behausung von außen bedecken; dagegen inwendig alles mit sanfter Seide überzogen ist [48].

Alles hat, bey jeder Art der Thierchen, seine gewisse Figur, sein Maaß und seine Zusammenfügung; alles ist aufs künstlichste gewebt und gewirket; und es ist dafür gesorgt, daß sie als Papilions bequem wieder heraus kommen können. Denn, da sie in diesem letzteren Zustande keine Zähne oder andere Werkzeuge haben, ihr fast ledernes Gewebe aufzutrennen, oder zu zerreißen: so pflegen einige dasselbe an dem einen Ende, wo ihr Kopf liegt, viel dünner zu machen, daß der Papilion nur mit dem Kopfe andrängen darf, um es zu zertheilen. Wenn man daher ihr Gehäuse an den Seiten aufschneidet, und die Puppe umkehrt, daß der Kopf zu liegen kömmt, wo vorhin der Schwanz war, und vermacht hernach das Gespinnst wieder; so ist der Papilion nicht fähig, heraus zu kommen [49]. Sie erweichen denn auch die Stelle, wo sie herauswollen, mit einem Safte, den der Papilion gleich nach abgestreifter Puppenhaut

von sich läßt, dadurch der Leimen des Gewebes aufgelöset wird, daß der Papilion die Fäden desto leichter mit dem Kopfe von einander trennen kann [50]). Manche beschließen sich in ein Ei, das einen rechten Klappdeckel hat, welchen sie hernach nur abstoßen [51]). Eine gewisse Art Raupen webt sich ein flaschenförmiges Gehäuse, das mit einem künstlichen Schlosse an der Thüre verwahrt ist. Es erheben sich nämlich von der Ründe des übrigen Gewebes viele steife und mit einer Federkraft versehene Fäden, und laufen in einer Spitze zusammen: da sie sich, als in einem Mittelpunkte, von selbst fest an einander schließen, und also durch einen äussern Druck nur desto fester zusammen halten, von innen aber leicht aufzudrängen sind, daß sie sich aus einander geben, und dem Papilion einen Ausgang verstatten; hernach aber, wenn der Vogel aus dem Neste ist, sich von selbst wieder in ihrem Mittelpunkte schließen, daß man kaum begreifen kann, wie derselbe herausgekommen ist [52]).

Eine so mannichfaltige Kunst, die diesen Thierchen, zu ihrem nöthigen Schutze und zu ihrer Erhaltung, mit einer angebornen Fertigkeit eingepflanzt ist, ohne daß sie selbst dabey Erfahrung, Absicht, Ueberlegung, Erfindung oder Uebung nöthig haben, ist kein Werk, das seinen ersten Ursprung in einer blinden Natur haben kann, sondern das destomehr, in dieser blinden Natur, den Verstand, die Absicht, Vorsehung und Weisheit des Schöpfers ausdrücket.

47a) [S. de Geers Rede von der Verwandlung der Insecten: in seinen Abhandl. II. B. I. Th. p. 104 u. f.]

47b) Röfels Tagvögel, II. Classe, n. III. §. 2. [Das daselbst beschriebene Einspinnen und Anheften der Blätter betrifft bey dieser Raupe des deutschen Weißlings (papil. crataegi

taegi) nur ihre Anstalt zum Winterschlafe, ehe sie völlig ausgewachsen ist, davon oben §. 18. gehandelt worden. Zu ihrer Verwandlung aber heftet sie sich mit einem um den Leib angesponnenen Faden an einem Zweige fest, und dieß ist also noch desto mehr zu bewundern, da dieselbe Raupe in verschiedenem Alter sich auf verschiedene Weise in Sicherheit stellet.]

48) Man kann von dieser letzten Art, wie die Raupen allerley mit in ihr äußeres Gespinnst flechten, und die Materie dazu vorher zernagen und zusammen tragen, einige Beispiele beym Hrn. Rösel sehen, Nachtvögel, II. Classe, n VI §. 3. XV. §. 4. XVII. §. 6. XVIII. §. 6. XXII. §. 2. XXVI. §. 2 XXXIII. §. 3. XL. § 2. IV. Classe, n. XII. § 5 sq. XIII. §. 5 etc [Von dem mancherley künstlichen Betragen, wie sich die verschiedenen Arten der Raupen, ehe sie sich zur Puppe verwandeln, eine sichere Lage verschaffen, giebt der berühmte Réaumur, T. I. P. II. Mém. 10-13. die genauesten Beobachtungen.]

49) Siehe, was ich oben §. 7. in der 5ten Anmerkung erwähnt habe.

50) Rösels Nachtvögel, II. Classe, n. 6. §. 5. n. XXXIV. §. 10. Supplement Tab. VII. VIII. §. 16. p. 53.

51) Rösels Nachtvögel, II. Classe, n. LXII. §. 4. [Phalaena b laneſtris. — Ein ähnliches Kunststück bey einem verschiedenen Gehäuse sehen wir an einem Kornräupchen, welches die ganze Zeit bis zu seiner Verwandlung in einem Gerstenkorne lebt. Dieses Thierchen nagt, ehe es sich darinn bespinnt, einen kleinen runden Deckel aus der harten Schale des Korns, so daß selbiger nur noch mit einer dünnen Faser anhängt und auf seiner Stelle sitzend bleibt, da ihn dann nachmals der ausschlupfende Schmetterling, dem es an Zähnen gebricht sich durchzufressen, nur heraus zu stoßen braucht. Réaumur T. II. P. II. Mém. 12. p. 314 sqq.]

52) Rösels Nachtvögel, II. Classe, n. IV. §. 5 — 9. [Es ist die Phalaena bombyx pavonia minor: die ähnliche größere Art ist in Rösels IV. Th. tab. 15. 16 beschrieben. Von dem Nutzen, welchen diese elastische Stacheln dem Schmetterlinge durch ihren Druck beym Ausschlupfen leisten, und daß solches ihm zur Entwickelung der Flügel nöthig sey, wie auch von der künstlichen Weise, wie die Raupe das

Ge-

Gespinnste verfertigt, sehe man die Beobachtungen des Herrn Conrektor Meinekens, im Naturforscher 8. St. p. 127 sqq.]

§. 25.

Außer den Insecten, wäre noch vieles von den Vögeln und vierfüßigen Thieren zu sagen, sofern sie ihre Nester und Gruben nicht allein zu ihrem Aufenthalte, sondern auch zu ihrer Sicherheit, aufs vorsichtigste und künstlichste anlegen. Aber das mögte mich zu weit in einen Theil der Naturgeschichte führen, der sich so leicht nicht beschreiben läßt, und auch noch nicht umständlich und gewiß genug beobachtet ist. Ich will mich also lieber zu denen Mitteln wenden, welche die Thiere gegen ihre wirkliche Verfolgung brauchen.

Da retten sich nun manche hauptsächlich nur mit der Geschwindigkeit ihrer natürlichen Bewegung; es sey, daß sie durch einen Sprung, Lauf, Flug, oder auf eine andere Weise, ihrem Feinde entfliehen. Jedoch bemerkt man auch bey manchen eine besondere List. Wenn der Hase spüret, daß die Hunde ihn beinahe eingeholet haben; so fällt er geschwind nieder, daß der Hund in der Heftigkeit seines Laufes über ihn hinfährt; und dann läuft er rück- oder seitwärts; ja, er thut Sprünge hin und her, daß der Hund die Spur verlieren soll. Der graue Casuar mit einem Straußenschnabel läuft, wenn er gejagt wird, im Sicksack, daß die geschossenen Pfeile desto eher trügen [53]). Die Wasservögel tauchen schnell unter Wasser, wenn auf sie geschossen wird, und kommen erst weit von dem Orte wieder hervor. Der fliegende Fisch rettet sich vor dem jagenden Delphin in ein ander Element, und gebraucht sich nun seiner langen Floßfedern nicht zum Schwimmen, sondern zum Fliegen in der Luft; bis er sich mit mehrerer Sicherheit wie-

wieder ins Wasser begeben kann. Die Blackfische, Sepia officinalis und Loligo, führen ein Behältniß mit schwarzer Feuchtigkeit bey sich; und lassen diese Dinte oft ausfließen, entweder wenn sie in Gefahr sind, damit sie der Feind in der finstern Wolke verliere, und sie unterdessen entwischen mögen; oder, wie andere meinen, damit sie selbst ihre Beute desto unvermerkter berücken mögen [54]. Die Jungen der sogenannten Buschratte [Didelphis dorsigera] sind von Natur belehrt, sobald sie fliehen sollen, und dazu eine Warnungsstimme bekommen haben, der Mutter auf den Rücken zu springen, und ihre kleinen Schwänze um deren Schwanz, welchen sie alsdann steif in die Höhe streckt, herum zu schlängen, damit sie sich auf die Weise fest an die Mutter halten können, wenn sie mit ihnen davon läuft [55].

Andere Thiere verlassen sich, gegen den Angriff, auf ihren Panzer oder auf ihre Waffen. Der Armadillo ist ein langsam Thier, aber er kennt seine Stärke und Biegsamkeit. Weil er mit einem Harnische von harten Knochen versehen ist, welcher jedoch, wegen seiner Gelenke, eine starke Krümmung leidet; so wickelt er sich mit eingebogenem Kopfe und Füßen als eine Kugel zusammen, und stellet sie dadurch gegen Klau und Zahn in Sicherheit; und in solcher sichern Rüstung begiebt er sich auch, auf alle etwanige Gefahr, zum Schlafe [56]. Das Stachelschwein hat gleichfalls keine Geschwindigkeit zu seiner Rettung bekommen: aber es stellet, durch eben solche Krümmung, alle seine Spieße in die Runde aufrecht zur Wehre, daß der beißige Feind mit blutigem Maule abgewiesen wird. Sonst pflegt es auch wohl seine schwächern Theile, Kopf, Bauch und Füße, in einem hohlen Baum, oder in eine andere Erd- und Felshöhlung zu verstecken, und den stachlichten Rücken und Hintern zum Besten zu geben; da ihm denn nicht anzukommen ist [57].

Was soll ich viel von andern Thieren sagen, deren Wehr und Waffen bekannter sind? Ich will nur überhaupt dabey anmerken, daß ein jedes Thier von Natur seine Stärke fühlt, und sich der verliehenen Werkzeuge, es seyn Stacheln oder Hörner, Zähne, Schnabel, Klauen, Huf, Scheeren, Zangen, oder sonst etwas, zu seiner Gegenwehre zu gebrauchen weis. Ein Pferd wird sich nicht so leicht gegen den Wolf, wie das Schwein, mit den Zähnen vertheidigen wollen; sondern es kehrt ihm den Hintern zu, sieht rückwärts oder durch die Beine durch, und schlägt mit den Hinterfüßen aus, daß der Wolf zu Boden fällt. Ein Schwein hergegen giebt von hinten keine Blöße, sondern drohet dem Wolfe oder Hunde mit seinen Hauern. Und so machen es ganze Heerden Pferde oder Schweine, daß jene sich mit den Hinterbeinen, diese mit den Hauern, auswärts gekehrt, in einen Kreis stellen, und ihre Jungen in die Mitte nehmen, wenn ihnen ein reißend Thier etwas anhaben will. Der Hund weiset seine Zähne, die Katze hergegen streckt ihre Klauen aus, und hacket dem Hunde damit nach der Schnauze und den Augen. Der Reiger hält dem Falken, der über ihm schwebet immer seinen spitzigen Schnabel entgegen, daß er sich darinn spießen soll. Ja, der junge Stier und ein junger Bock will schon mit den Hörnern stoßen, ehe sie hervorgewachsen sind. Sie lernen also den Gebrauch ihrer Waffen nicht hinten nach, wenn sie dieselben schon haben, sondern sie haben diese Wissenschaft schon vor dem Besitze der Waffen.

[53]) Klein Avium Prodromus p. 17. aus des Guil Pisonis Indiae utriusque re naturali & medica, p. 84.

[54]) Needham Nouvelles observations microscopiques, p. 38.

[55]) Seba T. I. tab. XXXI. 5. Tom. II. tab. LXXXIV. 4. [Merian. Inſ. Surin. p. 66. tab. 66. Schrebers Säugthiere, III. Th. p. 546. tab. CL.]

[56]) Seba T. I. tab. XXXVII. n. 2. 3. tab. LIII. 5.

[57]) Mémoires de l'Acad. des Sciences 1727. p 547 ſqq.

§. 26.

Es iſt noch eine Art von Trieben zu betrachten übrig, welche zur Paarung und Fortpflanzung des Geſchlechts dienet. Dieſen Trieb haben alle Thiere bekommen, bey welchen ſich ein zwiefaches Geſchlecht befindet; und es iſt umgekehrt ſicher: alle Thiere, die einen Trieb zur Paarung haben, finden auch ein ander Geſchlecht in der Welt, damit ſie ſich paaren und Junge erzeugen können; ſo daß alles zu dieſem Zwecke übereinſtimmt. Dieſes Geſchäffte welches die ganze Welt beſtändig belebt, und die Abſicht der Schöpfung unterhält, iſt in allen ſeinen Umſtänden ein Wunder der Natur, und voller Spuren einer göttlichen Weisheit. Ich will nur einige davon, welche meinem Vorhaben am gemäßeſten ſind, berühren.

Erſtlich würde die Fortpflanzung der Thiere nicht erhalten ſeyn, wenn nicht das männliche und weibliche Geſchlecht einer jeden Art die Brunſt zu einer Zeit empfände. So aber ſucht und lockt eins das andere in einem gewiſſen Zeitmaaße, und ſie ſtillen ihre Begierden beiderſeits an einander mit gemeinſchaftlicher Luſt. Wie verſchieden iſt aber nicht dieſe Zeit in ſo vielen tauſend Arten der Thiere? und dennoch muß man geſtehen, daß keine einzige andere Zeit für jede Art bequemer ſeyn könnte; wenn man ſie nach der Lebensdauer der Alten, nach der Länge ihrer Trächtigkeit, und nach dem Verhältniſſe des Jahres zu dem Unterhalte der geborenen, ausgebrüteten, oder ausgekrochenen Jungen abmeſſen will.

Wenn sich denn die Natur bey jedem regt; so ist dabey merkwürdig, daß ein jedes Thier den Gatten seiner Art kennet, und von allen andern unterscheidet, ungeachtet eine solche Aehnlichkeit unter manchen Arten von vierfüßigen Thieren, noch mehr aber unter den Vögeln und Fischen, und am meisten unter den Insecten anzutreffen ist, daß wir Menschen, mit aller sorgfältigen Beobachtung, Mühe haben, eine Art nicht mit der andern zu verwechseln. Wenn also die Thiere nicht von Natur ein klares Bild und Unterscheidungszeichen ihrer Art, und des andern Geschlechts in ihrer Art, hätten, und dieses vor allen andern liebten; so würde eine wilde Vermischung unter den Thieren entstehen, alles nach gerade ausarten, und viele Bastarte und Misgeburten in die Welt gesetzt werden; welches der Vollkommenheit und Glückseligkeit der Lebendigen entgegen liefe. Daher denn auch solcher Verwirrung der Natur noch mehr durch die Unfruchtbarkeit der Bastarde vorgebeugt worden [58].

Diese Kenntniß seiner Art ist um so viel mehr an den Thieren zu bewundern, wo das Weibchen an der Gestalt und Farbe dem Männchen nicht ähnlich ist, wie man insonderheit bey vielen Vögeln, Fischen und Insecten wahrnimmt; wo man die beiden Geschlechter leicht für ganz verschiedene Arten halten mögte. Ein besonderes Beispiel geben uns davon gewisse Papilione, deren Weibchen gar keine Flügel haben, und den Wanzen fast ähnlich sehen [59]. Andere Insecten-Weibchen sollte man gar kaum für ein Thier, sondern, nach ihrer Gestalt und Unbeweglichkeit, viel eher für eine Art Galläpfel halten. Dennoch gehen die Männchen zu keinem der fliegenden, ihnen selbst weit ähnlichern Insecten-Weibchen auf die Freyte, sondern gatten sich

allein

allein mit einem ungestalten Wanzen-oder Gallen-ähnlichen Weiblein [59b]).

Ich habe mich auch oft darüber gewundert, wie die Thiere das andere Geschlecht ihrer Art, schon von ferne an der bloßen Stimme kennen. Nun ließe sich dieses noch wohl begreifen, wo beide Geschlechter stets beisammen sind, beide eine ähnliche Stimme von sich geben: aber unter den Vögeln, Heuschrecken, Grillen u. s. w. locket mehrentheils nur ein Geschlecht, und läßt den Laut nicht eher von sich hören, als bis es zur Paarung rufen will. Wie kennet denn das junge Nachtigallweibchen, in dem Walde, unter dem mancherley Gezwitscher von so vielen Vögeln, seines Bräutigams Stimme von weitem? und warum verführt dieser liebliche Ton nicht hundert andere Vögel verschiedener Art, daß sie alle zu diesem Sänger eilen, und sich um dessen Verbindung bewerben? Bey den Grillen ist es noch sonderbarer, daß sie die Stimme ihres Gatten von weitem kennen, da vorher jedes Geschlecht einsam in einer eigenen Höhle wohnet, und da sie niemals dergleichen Getöse gehört haben. Wer sagt es ihnen denn, daß dieses ein Ruf ihres Gleichen zur Paarung sey, damit sie sich nach dem Orte hinbegeben?

[58]) Ich will zwar nicht schlechterdings läugnen, daß ein Bastard fruchtbar seyn könne. Wenigstens hat uns der Herr **Balthasar Sprenger** in seinen Opusculis physicomathematicis, in der II. Abhandlung, aus eigenen unläugbaren Versuchen, bezeugt, daß er von einem Weibchen aus dem Geschlechte der Canarienvögel und einem Hänfling Junge gezogen, die sich schon ins vierte Glied vermehrt haben. Allein, diese scheinen auch nur verschiedene Landesleute einer Art zu seyn. S. **Joh. Leonh. Frischens** Vorstellung der Vögel, I. Classe, III. Abtheil. und das nimmt mich eben so wenig Wunder, als wenn unter Menschen weiße und schwarze sich paaren, und deren Kinder wiederum fruchtbar sind. Der P.

Bouvet schreibt in den Memoires de Trevoux 1705. P. I. p. 121. von den Mauleseln, daß sie nur, wie die Elephanten, alsdenn unfruchtbar wären, wenn sie ihre natürliche Freiheit nicht hätten; hergegen in der Tartarey und in Sina, wo sie frey herum giengen, auch ihr Geschlecht fortpflanzten. Allein, es ist wohl gewiß, daß dieses natürliche Thiere sind, welche der Gestalt der Maulesel nahe kommen, und daher zu dieser Nachricht Anlaß gegeben haben; wie ich mich erinnere in Hrn. Gmelins Reisebeschreibung und anderwärts gelesen zu haben. [S. Gmelins Reise durch Sibirien II. Th. p. 107. Es ist der Dschicketäi, equus hemionus, welchen Herr Prof. Pallas in den Nov. Comment. Petrop. T. XIX. p. 394 sqq. ausführlich beschreibt, und davon tab. 7. die Abbildung liefert.] Der berühmte Hr. Doctor Hebenstreit, der die innere Beschaffenheit der Maulesel genauer zu untersuchen Gelegenheit und Befehl gehabt, hat sie in der Zergliederung zur Zeugung untüchtig befunden. [S. Schrebers neue Cameralschriften 6. Th. p. 587 sqq — Sie sind es doch nicht gänzlich. Unter andern führt der Graf von Buffon Hist. nat. Suppl. T. III. p. 16 sqq. wohl bestätigte Zeugnisse an, daß zu St. Domingo eine Mauleselin ein Junges geworfen. Es sahe den Eseln gleicher als den Mauleseln, war also vermuthlich von einem Esel erzeugt. Herr v. B. zweifelt auch, daß Maulesel, mit einander begattet Junge hervorbrächten.] Unter den vierfüßigen Thieren verschiedener Arten soll es auch mehrere Vermischungen geben, als von einem Esel und einer Kuh in der Barbarey, woraus ein ungehörntes Lastthier Kumrah genannt, entsteht, von welchem Shaw in seiner Voyage dans plusieurs Provinces de la Barbarie et du Levant, welche aus dem Engl. übersetzt im Haag 1743. 4. herausgekommen ist, in den Observations physiques sur les royaumes d'Alger. T. I. cap II. p. 309. Nachricht giebt. Der Herr Hallen schreibt Tom. I. p. 306. von dem Ziegenbocksgeschlechte: Diese Thiere scheinen eben so viele Aehnlichkeit mit den Schaafen zu haben, als der Esel mit dem Pferde: und der Ziegenbock belegt das Schaaf eben so gerne, indem sich der Widder unterdessen, wegen des Nachsehens, wieder von der Ziege schadlos halten läßt. Zuweilen erfolgten davon einige Ausartungen, die Geschlechter aber bleiben dennoch immer unterschieden. [Der Graf von Buffon hat aus der Vermischung

eines

eines Bocks mit einem Mutterschaafe 8 Junge erhalten. Hist. Nat. Suppl T. III. p. 3. — Herr Pallas hat einen Steinbock gesehen, welcher eine Heerde Haus-Ziegen führte, und mit ihnen viele Junge erzeugt hatte, die den Müttern am meisten glichen. Dergleichen Vermischung, sagt er, geschehe auch oft bey den Kirgisen. Spicil. fasc XI. p. 33.] Meine Leser werden diese Beispiele von Vermischungen zur weitern Untersuchung annehmen: denn man kann in dergleichen Berichten von Bastarden nicht vorsichtig genug seyn. Döbel in seiner Jäger-Practica I. Th. p. 35 a. bezeugt, daß er eine schwarze zahme Wölfinn in Dessau mit einem Hetzhunde zugelassen, welche 6 todte Junge davon im Leibe gehabt, und bey dem Wölfen crepirt sey. Dieses bestätiget auch Catesby von Carolina (nach der mir jetzt in die Hände fallenden deutschen Uebersetzung, Bogen K, 1 a.), daß daselbst vorhin bey den Indianern die Wölfe, statt der Hunde, Hausthiere gewesen: nachher hätten sich diese Wölfe mit den europäischen Hunden vermischt und sich vermehrt. Es ist dabey doch merkwürdig, daß die europäischen Hunde, welche nicht von der Vermischung mit Wölfen herkamen, diejenigen, die davon entsprossen, nicht wohl leiden konnten, und solche, wenn sie ihnen aufstießen, anfielen, da sich denn die Wolfart nur bloß vertheidigte, und mit eingezogenem Schwanze des andern Wuth zu entgehen suchte. Obgenannter Döbel III Th. p. 177 a. fin. sagt auch, daß die Vermischung eines Fuchses mit einer zahmen Katze angehe: aber dem Hrn. Büffon haben seine Versuche mit einem Hunde und einer Wölfinn so wenig als mit einem Fuchse und einer Hündinn, und mit Hasen und Kaninchen, gelingen wollen. S. III Th. I. B. p. 116 sq. II. B. p 170 und p. 34. sq. [Nachmals meldet er doch, daß der Marquis von Spontin-Beaufort, zu Namur, von einem Hunde und einer Wölfinn 4 Junge erhalten habe. Hist. Nat. Suppl. T. III. p. 9. Auch hat in England eine Hündinn, mit einem Wolffe begattet, zehn Junge geworfen, die den Wölfen ziemlich ähnlich waren, wie Pennant berichtet: Synopf. of quadrup. p. 144.*] Wölfe und Hunde sind also wohl gewiß Thierarten, die einander so nahe kommen, als Hänflinge und Canarienvögel, und also ihr vermischtes Geschlecht fortpflanzen. Jedoch wäre zu untersuchen, ob auch dieß vermischte Geschlecht etwa wieder in eine reine Art zurückspringt, wenn ein Weibchen von der reinen Art sich mit der gemischten begattete. Wenigstens

stens schreibt der Herr Archiater von Linné, Amoenitt. Tomo VI p 14. Hybridae plantae et animantes, propagatae per plures generationes, sensim ad matris naturam redeunt. Und so unterhält man in Schweden die gute Schaaf- und Ziegenart durch frische spanische Widder und frische angorische Böcke. Wenn aber spanische Schaafe und angorische Ziegen mit schwedischen Widdern und Böcken belegt werden; so bleibt Wolle und Haar so sturre, wie der Väter. S. daselbst p. 13. Deswegen behauptet er in Diss. de Sexu Plantar Petrop. 1760. 4. p. 9 sq. von Pflanzen sowohl als Thieren, die Substantia corticalis sey vom Vater, die medullaris aber von der Mutter. Was im Pflanzenreiche für Vermischungen und Bastarderzeugungen möglich sind, hat der Herr Köhlreuter noch mit mehrern schönen und künstlichen Versuchen bewiesen in der Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen. Leipz. 1761. 8. und in der Fortsetzung 1763. 8. Man sieht aber aus allen: die Natur will von selbst keine neue und sich fortpflanzende Bastardarten in der Welt haben. Die Thiere werden sich in voller Freiheit nicht mit fremden Arten begatten; und wenn man Thiere und Pflanzen durch Zwang und Kunst dahin bringt, so schlagen sie endlich wieder ins mütterliche reine Geschlecht hinein. Wenn dieß nicht wäre: so würden wir längst die ächten Thiere und Pflanzen verloren haben, und lauter Bastarde oder Misgeburten wahrnehmen. Siehe auch Rösels Gedanken davon, Tagvögel II Classe n. V. § 5. Die Versuche der Menschen an den Thieren sind indeß nicht zu tadeln; nicht allein, weil sie von einigen Bastarden einen guten Gebrauch machen können, sondern auch um dem Geheimnisse der Erzeugung etwas näher zu kommen. Was aber aus der brüsselschen Paarung eines Kaninchens mit einer Henne, zweier ganz verschiedenen Thierarten, davon ich in der zwoten Ausgabe Erwähnung gethan, weiter heraus gekommen sey, das habe ich noch nicht erfahren können, und will also lieber davon schweigen. [Gewiß ist aus der Vermischung von Thieren, die so in ihrem ganzen Baue von einander abweichen, daß sie sogar zu verschiedenen Klassen gerechnet werden müssen, nichts zu erwarten. Ja auch von denen, die zwar zu einer Klasse gehören, aber doch an äußern und innern Theilen zu sehr verschieden sind, können wir noch an der fruchtbaren Vermischung zweifeln. Der Bastard von einem Esel und einer Kuh, oder einem Stier und einer

einer Stute, ist noch unerwiesen: wenigstens hat man einige, die dafür ausgegeben worden, untersucht, und gefunden, daß es nur die ungewöhnlichere Art Maulesel gewesen, welche der Graf Buffon bardeau nennt, und Suppl. T. III. p. 2 sq. tab. 2 beschreibt, die nämlich von einem Hengst und einer Eselinn entsprossen ist. (Man könnte sie Hengstesel, so wie die gewöhnlichen Stutesel benennen.) Der Herr Graf meldet daselbst auch p. 37, daß auf seinem Gute aus der wirklichen in verschiedenen Jahren oft wiederholten Vermischung eines Stiers mit einer Stute nie eine Befruchtung erfolgt sey. Ein anders ist es mit Thieren einer Ordnung, die sich so nahe kommen, daß man sie nach der Aehnlichkeit ihres ganzen Baues zu einem Geschlechte rechnen kann, als Wolf und Hund, ingleichen Schaaf, Ziege und Steinbock: so auch unter den Vögeln mit den verschiedenen Arten der Finken, (Fringilla carduelis, canaria, cannabina) der Enten, der Hühner. (S. Pallas Spicil. fasc. XI. p. 36.) — In wie weit aber die Abkunft solcher Bastarde, wenn sie wieder unter sich, und nicht mit ächten Arten begattet werden, fruchtbar, oder von den ächten verschieden bleibe, ist wohl noch nicht zuverläßig beobachtet worden, und verdiente daher die Aufmerksamkeit genauer Naturforscher. Endlich sind unsre Beispiele der Bastarde nur von gezähmten Thieren genommen: aber im wilden ungezwungenen Zustande suchen die verschiedenen, obwohl ziemlich ähnliche Thierarten, ihrer eigenen Triebe halben, sich einander nicht, und schaffen also durch solche Vermischung keine Bastarde, wie Herr Prof. Ge. Forster mit verschiedenen Beweisen darthut. S. die Berliner Ausgabe von Buffons Naturgesch. VI. B. p. 117-122.]

59) Rösels Nachtvögel, II. Classe n. XXXIX. das Weibchen, und davon das Männchen Supplement tab. XIII. [Phalaena bomb. antiqua.], ferner Nachtvögel, II. Cl. n. XL, [Phalaena b. gonostigma], und Supplem. tab. XIV. das Weibchen: tab. XL. Fig. 6. das Männchen, [Phalaena geom. brumata — Herr von Reaumur beschreibt auch dergleichen Schmetterlinge T. II. mém. 9. p. 151. und macht davon eine eigene Classe T. I. mém. 7 p. 411.]

59b) [Es sind die Cocci: Schildläuse, Gallinsecten, Cochenille. S. Reaumur T. IV. mém. 1 & 2. Linné Natursystem von Müller V. Th. p. 527 sqq.]

§. 27.

Es ist weiter bey der Paarung der Thiere zu bemerken, theils daß die Zeugungsglieder des zwiefachen Geschlechts einer Art sowohl auf und in einander passen, daß sie nicht anders, als mit Absicht für einander gemacht seyn können; theils daß jedes Thier in der Paarung eine Fertigkeit beweist, die Stellung anzunehmen, und die Bewegung zu verrichten, welche zu der Handlung die bequemste ist.

Von dem erstern haben wir ausnehmende Beweise an gewissen Thieren, deren Zeugungsglieder außerordentlich gestaltet sind. Die weiblichen Krebse haben unstreitig eine gedoppelte Oeffnung, wodurch sie den männlichen Samen empfangen, und hernach die Eier von sich lassen; und auf diese Oeffnungen passet auch ein gedoppelt Glied des männlichen Krebses, welches der unermüdete Naturforscher unsers Deutschlandes, Herr Rösel, am zuverläßigsten angezeigt hat [60]. So verhält es sich auch bey den Eidexen, imgleichen bey dem Rochen, wie Herr Klein in den Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Danzig I. Th. p. 123. gezeigt hat [60b]. Das Beutelthier [Didelphys], hat zwar nur ein einfaches Zeugungsglied, aber das männliche theilt sich in einen Zwiesel, oder griechisch Υ. Und siehe, die Scheide des weiblichen theilt sich gleichfalls im Leibe in zween Gänge [61]. Manche Schlangen haben gar ein vierfaches männliches Glied; jedoch bestehen sie eigentlich nur aus zween Stämmen, deren jeder sich auf gleiche Weise in einen Zwiesel theilt; darnach sind aber auch der weiblichen Schlangen ihre Geburtsglieder und Eierstöcke eingerichtet [62].

Wer sagt es aber den Thieren, wo sie es suchen, und wie sie sich dabey gebärden sollen, das Ziel zu tref-

sen, und die Handlung zu verrichten? Denn die Zeugungsglieder sitzen nicht bey allen an einem Orte, und die Bildung der Körper ist auch sehr verschieden. Bey den vierfüßigen Thieren sitzen die Zeugungsglieder unter dem Bauche, zwischen den Hinterbeinen, beym Schwanze, in der Nachbarschaft der Oeffnung des Mastdarmes; aber andere Thiere haben sie auch unter der Brust, wie die Spinnen und Krebse. Bey den Wasserlibellen haben sie gar eine verschiedene Stelle: in dem Männchen, unter der Brust, in dem Weibchen, unter dem Schwanze.

Wie? wenn wir aber jeder Art von Thieren Rath geben sollten, in welcher Stellung sie sich am bequemsten begatten könnten; würden wir auch im Stande seyn, z. B. dem schweren und ungelenkigen Elephanten den Weg zu seinem Weibe anzuweisen? Noch bisher ist alles, was man davon geschrieben, oder vielmehr gemuthmaaßet hat, nicht allein ungewiß, sondern auch sehr unglaublich. Der Elephant weis es, verräth aber dieses Geheimniß der Natur den Menschen nicht, weil er sich in der Gefangenschaft nicht gattet. Von den Kameelen könnten uns die Reisebeschreibungen eher Nachricht gegeben haben: ich weis aber nicht, ob wir eine zuverläßige haben; wenigstens widerspricht sich das sehr, was ich davon gelesen. **Aelianus** sagt H. A. VI. 60, der Kameel verrichte seine Begattung ohne Zeugen. Ein geehrter Freund in Dresden, dem ich mich desfalls hiedurch öffentlich sehr verpflichtet zu seyn erkenne, hat sich meinethalben die Mühe gegeben, und sich die Paarung der Trampelthiere mit doppeltem Puckel in dem königlichen Stalle, zeigen lassen. Sie ist ganz besonders: das Weib muß auf allen vieren niederknieen und das männliche Trampelthier rutschet von hinten, in der Stellung, als wenn ein Hund sich den Steiß auf dem

Boden wischen will, heran, und verrichtet sein Werk mit gekrümmtem Gliede [62b].

Das männliche Stachelschwein kann sein Weibchen, wegen der Stacheln, schwerlich ohne Verletzung so besteigen, wie sonst die meisten vierfüßigen Thiere zu thun pflegen. Daher mir sehr wahrscheinlich ist, was der Hr. Seba schreibt [63], daß sich das Weib auf den Rücken legt; bey welcher Stellung keines von des andern Stacheln verletzet wird. Eben dieses berichtet er aus des Louis de Capine Itin. Amer. p. 11. von den Crocodilen [64], welche in der That auch, wegen des langen, steifen und dicken Schwanzes, nicht wohl die gemeine Stellung der vierfüßigen Thiere beobachten können. Daß aber das Weiblein hernach nicht von selbst wieder auf die Beine kommen könnte, sondern von dem Männlein wieder herum gewälzet werden müßte, das braucht wohl eines mehrern Beweises. Aelianus XV. 19. sagt auch von der weiblichen Schildkröte, sie lege sich auf den Rücken: und Steller schreibt von den Meerottern im Hamb. Magaz. XI. B. p. 497. daß sie sich wie die Menschen begatten: und eben das bezeugt er von der Seekuh, daselbst p. 156. sq., daß sie in der Brunstzeit auf dem Rücken schwimme, und den herbeikommenden Gatten mit den Armen umfasse und wieder von ihm umfasset werde. S. die Commentarios Acad. Petrop. Tom. II. Von dem Wallfische schreiben viele, daß sich beide Geschlechter gegen einander, bey der Paarung, in die Höhe richten, und mit den Floßfedern, oder sogenannten Finnen, umfassen. Allein, ich wollte lieber glauben, was Paul Dudley schreibt [65], daß sich das Weiblein auf den Rücken wirft, und den Schwanz sinken läßt; da denn das Männlein hinauf rutschet, und von dem Weiblein mit ihren Finnen umschlungen wird. Eine gleiche Stellung hat Leeuwenhoek, unter den kleinen

Insec-

Insecten, bey den Käfern bemerkt [66]); da sich sonst die Papilione von hintenzu paaren, wie wir bey unsern Seidenwürmern wissen; manche Papilione auch gar in solcher Verknüpfung mit einander herum fliegen.

Viele Männlein unter den Insecten, als die Fliege, Wasserwanze u. s. w., steigen dem Weiblein auf den Rücken. Aber es giebt auch andere, da das Männlein von hinten unter des Weibleins Leib kriecht, wie von den Flöhen bekannt ist. Und diese Stellung erforderte auch die aufgerichtete Biegung des männlichen Zeugungsgliedes, und die hängende des weiblichen. Bey den Heuschrecken und Grillen besteigt hingegen das Weib den Mann, wie Hr. Rösel angemerkt [67]). Die Gebärdung der Wassernymphen ist gar besonders. Das Männlein umfasset, mit seiner Haltzange am Schwanze, des Weibleins Hals von oben zu, und das Weiblein selbst drückt sich diese Haltzange mit ihren Vorderfüßen begierig an. Weil aber das männliche Glied unter der Brust, und das weibliche unter dem Schwanze sitzt: so scheinen beide Glieder nunmehr desto weiter von einander entfernt zu seyn. Aber siehe, das Weiblein krümmt ihren langen Hinterleib ganz unterwärts bis sie die untere Brust des Männleins erreicht hat; und in solcher ringmäßigen Vereinigung flattern sie eine gute Weile in der Luft herum [68]).

Von der männlichen Spinne habe ich selbst bemerkt, daß sie ihr Gewebe gern auf der Nachbarschaft des Weibchens macht. Da versucht jene dann erst mit vieler Behutsamkeit und Furcht, ob das Weibchen Lust hat. Wenn dieses ist, so nähern sie sich einander, hängen beide an ihren Fäden, und, wie es mir vorgekommen ist, drücken Bauch an Bauch; da sie sich denn bald darauf von einander abstoßen, und das Männchen wieder zu seinem Gewebe eilet. Ich schloß daraus, daß

an dem Orte beider Zeugungsglieder seyn müßten. Leeuwenhoek hat auch das weibliche Werkzeug zum Eierlegen, an eben der obern Stelle des Bauches abgebildet. Allein, weil Herr Car. Clerk genauere und häufigere Beobachtungen der Spinnen angestellt hat, und behauptet, daß die Männlein ein gedoppeltes Glied in den Knoten ihrer Arme führen, womit sie den Bauch der weiblichen Spinne wechselsweise betasten, streicheln, und sie auf solche Weise beschwängern: so erkühne ich mich nicht, ihm zu widersprechen [69].

Bey den meisten Thieren wird das männliche Glied in das weibliche geschoben: aber bey vielen Insecten verhält es sich verkehrt, daß das Weibchen ihr Glied in die Scheide des männlichen hinein lassen muß [70]. Die Schnecken haben gar beiderley Geschlechtsgliedmaaßen an der Seite des Halses sitzen, welche sie zur Zeit der Paarung, wie ihre Hörner, gegen einander auslassen, und um einander schlängen, und so zugleich einander schwängern und von einander geschwängert werden [71]. Die Fische sind bekanntermaaßen, als Milch- und Rogenfische, und folglich als Männchen und Weibchen, unterschieden. Es ist auch gewiß, daß sie sich um die Laichzeit paarweise zusammen halten; ja, daß sie sich mit den Bäuchen stark an einander reiben, und mit den Schwänzen schlagen; da denn bald darauf das Weibchen den Rogen von sich läßt, und hernach das Männchen seine Milch darüber herstreuet, oder damit vermischet. Dieß ist von den Strömlingen, Rothaugen, Karautschen, Karpfen, Braxen, Barsen, Hechten, Gründlingen genug beobachtet worden, und man hat an den Ufern und Buchten, wo die Fische in Menge streichen, wahrgenommen, daß das Wasser von der starken Vermischung des Rogens und der Milch recht weißgrau geschäumt hat [71b]. Ja, ich will noch

mehr

mehr sagen: es hat ein erfinderischer Mann, Herr Lieutenant Jacobi, in der Grafschaft Lippe, einen künstlichen Versuch an den Forellen gemacht, sie auf solche Art zu vermehren. Er stellte einen zwölf Fuß langen Wassertrog an solche Stelle, wo die Quelle einen Fall hatte, und in den Trog geleitet werden konnte. Der Trog war unten zweene Zoll hoch mit grobem Kießsande gefüllet. Fünf Zolle vom Boden war ein vergittertes Loch zum Abzuge des Wassers; oben eine Klappe mit dichten Drathgittern versehen, daß keine Wassermaus, aber wohl die Luft durchkommen konnte. Dann nahm er eine Rogenforelle, um die Zeit des Laichens, streichelte sie sanft am Bauche, bis sie ihren Rogen in den Trog fallen ließ. Wiederum nahm er einen Milch-Forellen, streichelte ihn eben so, daß er auch seine Milch in den Trog ließ. Dieses beides, Rogen und Milch, rührte er wohl mit einander um, und ließ es seine Zeit stehen. Und siehe, die Befruchtung der Eier war dadurch bewirkt; es kam eine große Menge junger Forellen in seinem Troge zum Vorscheine [71c]. Wenn diesem Versuche, wie es scheint, wohl zu trauen ist; so weis ich des Herrn D. Grants Vorgeben damit schwerlich zusammen zu reimen [72]), daß die Eier schon im Leibe der Fische, durch eine Paarung, die von der Paarung anderer Thiere nicht abweicht, befruchtet werden: indem die Milchner gewiß eine Ruthe hätten, so wie die Rögner eine Mutterscheide, und beiderseits Glieder zusammengefügt würden, wenn sich die Fische an einander rieben. Er beruft sich darauf, daß er die männlichen Glieder verschiedener Fischarten theils getrocknet, theils im Weingeiste aufbehalten, und der Gesellschaft der Wissenschaften zu Edinburg gewiesen habe: und daß man in den so befruchteten Rogen der Lächse, welchen sie in eine Grube verscharret hinterließen, schon kleine Lächse sähe, die man in den Eiern, ehe sie von dem Rögner giengen, nicht sehen konnte.

könnte. Seine Beobachtung der Paarung betrifft denn auch eigentlich den Lachs: dessen Rögner sey allein gekommen, und habe sich im Grunde eine Grube gewühlet; darauf wäre er wieder den Strom hinausgegangen, aber in einer halben Stunde mit dem Milchner wieder gekommen, und da hätten sich beide in der Vertiefung an einander gerieben, und zum Zeichen ihrer venerischen Arbeit Mund und Fischohren dabey ausgespannet: gleich hernach sey der Milchner weggegangen, der Rögner aber sey zurück geblieben, und habe die Vertiefung wieder zugewühlet; jedoch habe er, D. Grant, nicht bemerken können, daß sie Eyer oder Milch ins Wasser gelassen, weil dieses von dem Wühlen trübe geworden wäre. In dieser Beobachtung bleibt das Reiben beider Geschlechter an einander; und man sollte wohl denken, daß solches nicht ohne Kützel geschehen werde, wie denn auch Artedi in seiner Ichthyologia den Fischen desfalls eine rechte Begattung beymißt. Aber, weil Herr D. Grant von der Ausschüttung weder des Rogens noch der Milch etwas gesehen, so bleibt die Befruchtung der Eier im Mutterleibe unbewiesen; und es ist eher wider ihn, was er gesteht, daß man in solchen Eiern, die noch nicht von dem Rögner gegangen, keine kleine Fische sehen könnte. Gewisser aber ist es noch, daß des Herrn Jacobi künstliche Fortpflanzung der Forellen die Befruchtung der Eier im Mutterleibe gänzlich aufhebt. Eben so wenig kann damit bestehen, was Herr Joh. Gust. Wahlbom in einer Diss. de Sponsalibus Plantarum unter dem Herrn Linnäo 1751. §. 12. aus einigen Beobachtungen wissen will, daß die Milchner ihre Milch zuerst ausschütteten, welche die ihnen folgenden Rögner begierig einschluckten, und also ihren Rogen durch den Mund befruchteten. Eine Meinung, die zwar nicht neu ist, aber vermuthlich durch einen voreiligen Schluß gefasst zu seyn scheint. Wenn ich

alle

alle sichere Erfahrungen zusammen halte; so kann ich nichts anders daraus schließen, als daß die Befruchtung der Fischeier eine große Aehnlichkeit mit der Befruchtung des Froschlaichs hat. Das Reiben der Fische mit ihren Geburtsgliedern an einander mag eine Paarung heißen, soferne es einen Kützel und einen sinnlichen Reiz zur Beiwohnung erregt, der die Ausgießung der Milch und des Rogens hervorlocken soll: aber die eigentliche Befruchtung der ausgegossenen Eier scheint doch erst außer dem Leibe beider Eltern durch die Ueberschüttung mit der männlichen Milch zu geschehen. So verhält es sich mit den Fröschen; nach der zuverläßigsten Beschreibung unsers unvergeßlichen Rösels. Die Frösche sitzen einige Tag lang auf einander, und drücken sich mit aller Macht. Reißt man sie gewaltsam von einander, so hüpfet der Frosch alsobald begierigst wieder auf; bis dem Weibchen die Wehen ankommen, und sie ihren Laich wie einen Strom aus dem Geburtsgliede schießen läßt; da denn der Frosch zu gleicher Zeit als mit einer Convulsion den männlichen Saamen über die Eier sprützet. Und dann ist alles befruchtet und belebt. Trifft sichs aber, wie es dem sel. Rösel ein paarmal widerfahren, daß dem Männchen sein Saame eher entgangen ist; so ist aus dem nachher heraustretenden Froschlaiche nichts geworden, sondern alles verdorben und verfaulet.

Ist dieses nicht eine wundernswürdige Mannichfaltigkeit von gleich weisen Anstalten, welche alle zu dem einen großen Zwecke dienen, die Geschlechter der Lebendigen fortzupflanzen und zu erhalten? In welcher Schule der Liebe haben doch die Thiere so vielerley künstliche Stellungen und Bewegungen gelernt? oder wie hat ein jedes die ihm bequemste gewählt, und zur Fertigkeit gebracht? Sagt doch nicht: die Natur hat sie

es gelehrt. Eine Rede die keinen Verstand hat, wo ihr bey der Natur hängen bleibt! Nehmt ihr auch in eurer Natur Eigenschaften an, woraus man den ersten Ursprung und zureichenden Grund von so mancherley witziger Erfindung und kunstmäßiger Fertigkeit verständlich begreifen kann? Oder macht ihr nicht vielmehr die Natur zum unverständigen Abgotte, und wollet doch in der verborgenen Eigenschaft seines Unverstandes die Quelle der klügsten Handlungen gefunden haben? Kann dieses einem vernünftigen und Wahrheit liebenden Gemüthe Genüge thun?

60) Rösels Supplement, p. 316 und 329 sqq.

60b) [Die Anhänge der männlichen Rogen, welche man für äussere Zeugungsglieder gehalten hat, dienen doch nur das Weib bey der Begattung vest zu halten. Schneider Anmerk. zu Monro vom Baue der Fische S. 26.]

61) Von dem Männchen handelt Cowper Philos. Transact. Vol. XXIII. n. 290. p. 1565. in des Motte Abridgment P. III. pag. 333; von dem Weibchen Tyson Philos. Transact. Vol. XX. n. 239. pag. 105. in Lowthorps Abridgment, Vol. II. pag. 889. [S. auch Buffon und Daubenton Tom. X. Beschreibung des Sarigue, der Marmose und des Cayopollin.]

62) Seba T. II. tab. CIX. p. 111. Bradley's Works of Nature p. 72 editionis in 4.

62b) [Von den Kameelen bestätiget dieses Herr Niebuhr, in der Beschreibung von Arabien p. 164. — Von dem Elephanten meldet Herr Marcel Bles zu Moergestell, daß er selbst in der Insel Ceylan, wo sich diese Thiere nicht so weit als an unbewohnteren Orten verstecken können, gesehen habe, daß die Elephantinn ihre Vorderfüsse, auf eine Baumwurzel gestützt, nebst dem Kopf und dem Vorderleibe zur Erde neige, die Hinterfüße aber aufrecht, und mithin den Hinterleib in die Höhe halte, und so den männlichen Elephanten nach der Weise anderer Thiere zulasse: welches den Naturforschern, wegen der Lage der Theile, kaum möglich geschienen hatte. Buffon Suppl. à l'Hist. Nat. Vol. III. p. 295 sq. —

Vom

Vom Nashorn. s. Sparrman Svenska acad. handl 1778. p. 310.]

63) Seba T. I. p. 81 sq. tab. LI. 2. Siehe auch die Mémoires de l'Acad. des Sciences, 1727. p. 554.

64) Seba T. I. tab. CV. 4.

65) Philosoph. Transact. n. 387. pag. 256. Abridgment 1720 — 1732. P. III. p. 69 sqq.

66) Leeuwenhoeck in Arcanis naturae detectis, p. 18. [Diese Beobachtung ist doch entweder nur einzeln, oder irrig. Vielmehr besteigt das Männchen der Käfer sein Weibchen von hinten zu, umfaßt es mit seinen Vorderfüssen, und schiebt sein alsdann hervortretendes Zeugungsglied unterwärts umgebogen in den Leib des Weibchens, daran es sich mit besondern Klammern vesthält. Jablonsky Natursyst. d. Insekt. I. Th. p. 101 - 103.]

67) Von den Flöhen siehe Leeuwenh. p. 365 — 373. und Rösel II. Th. bey den Mücken p. 21. tab. IV. — Von den Heuschrecken und Grillen Rösels Heuschr. und Gr., n. I. §. 6. n. II. §. 6. n. III. §. 9.

68) Rösel T. II. Wasserinsecten, II. Classe, n. II. §. 16. n. VIII. §. 7. Tab. X. fig. 5. Swammerdam T. I. p. 225.

69) S. von der Begattung der Spinnen Lessers Insectotheologie p. 77. Leeuwenhoek in den Philos. Transact. Vol. XXII. n. 272. p. 882. Lister de Araneis lib. I. c. I. p. 2. [in der deutschen Uebersetzung p. 7.], welcher dem Hrn. Clerk muthmaaßlich vorgegangen ist, daß die nodi antennarum vielleicht ein gedoppelter penis seyn könnten. Hrn. Clerk seine Aranei Suecici sind zu Stockholm 1757. 4. mit illuminirten Kupfern zum Vorscheine gekommen: man erwartet aber eine vermehrtere Ausgabe davon. [Lyonnet hat schon die Begattung der Spinnen mittelst der Arme, oder Taster, an dem Männchen, und des Bauches am Weibchen, aus eigener genauen Beobachtung beschrieben, bey der Theol. des Insectes de Mr. Lesser T. I. p. 184; und de Geer bezeugt, daß er eben dieses selbst gesehen und bewundert habe: Abhandl. II. B. I. Th. p. 27. in seiner Rede von Erzeugung der Insecten, welche auch in mehrern Stücken nachgelesen zu werden verdient.]

70) Swammerdam T. I. p. 629 und 719.

71) Davon handelt Swammerdam ausführlich T. I. p. 63. 126. 130. 133. 157.

71b) S. Hrn. Nic. Giller in den Schwedischen Abhandlungen Th. X p. 109 sqq. p. 116 sqq. und Th. XIII. p. 177 sqq. wie auch Willughbei Hist. Piscium lib. I. cap. 9. [S. insbesondere vom Hecht: Schwed. Abh. XV. Th. p. 77. wo man doch der Stellung nach eine innere Vermischung muthmaaßen mögte. — Bey den lebendig-gebährenden Fischen muß diese gewiß Statt finden. — Die knorpelichten Fische, deren Beschaffenheit von den Grätenfischen merklich abweicht, begatten sich auch wirklich mit einander. — Die Handlung ist wegen des Körperbaues dieser schwimmenden Thiere, und der nöthigen Stellung in dem flüßigen Elemente, desto merkwürdiger.]

71c) S. die physikalisch-öconomischen Auszüge, VI. B. 4. St. p. 552 sq. da auch erwähnt wird, daß eben diese Probe an den Lächsen gemacht worden sey.

72) D. W. Grants Schreiben an den Hrn. Hofrath von Haller von der Paarung und Fortpflanzung des Lachses, in den Abhandlungen der Schwedischen Academie, Th. XIV. p. 142 — 146.

§. 28.

Ich würde zu weitläuftig seyn müssen, wenn ich alle mit der Fotpflanzung verknüpfte Triebe berühren wollte: wie künstlich und behutsam die Vögel den zukünftigen Eiern und Jungen Nester bauen: wie vorsichtig die Insecten ihre Eier, bald in einem Klumpen, wenn die Jungen gesellig sind, bald, widrigen Falles, zerstreuet, da ankleben, und hinein schieben, oder fallen lassen, wo die junge Brut ihr natürliches Element und ihre Nahrung findet, wenn die Mütter gleich selbst dieses Element und diese Nahrung nicht mehr, sondern ganz andere, zu ihrem jetzigen Leben gebrauchen, und sich auch hernach um ihre Eier nicht weiter bekümmern: wie die Fische, um zu laichen, die süssen und seichten Wasser hinan schwimmen, und ihren Rogen am Ufer

beym Schilfe, oder in Gruben auf dem Grunde, absetzen: wie einige Wasserthiere oder Vögel ihre Eier bloß in den Sand verscharren, daß sie von der Sonnenwärme ausgebrütet werden, andere dieselben in Nestern selbst ämsig wärmen und ausbrüten, und darnach ihre Jungen mit liebreicher Pflege aus ihrem Kropfe füttern, oder ihnen zarte Speise zuschleppen: wie die vierfüßigen Thiere ihren geworfenen Jungen die Nabelschnur abnagen: sie belecken, ihnen die Milch reichen: wie die Vögel und vierfüßigen Thiere, auch ein Theil der Wassereinwohner, ihre Jungen locken, warnen, vertheidigen, endlich aber entwöhnen und von sich stoßen: wie bey den Bienen, Wespen, Ameisen, weder Väter noch Mütter, sondern die Unfruchtbaren sich mit der Nahrung und Wartung der Jungen aufs ämsigste beschäftigen: viele andere Triebe, Fertigkeiten, Künste und Verrichtungen der Thiere zu geschweigen, welche zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, Schutze, Lust und Glückseligkeit dienen.

Man müßte sehr eigensinnig seyn, wenn man nicht bekennen wollte, daß diese Handlungen zu einer weisen Absicht aufs klügste eingerichtet sind: und daß dieselben ihren ersten Grund in einem sehr vollkommenen Verstande und Willen haben müssen. Wir würden aber die Thiere und ihre Natur gar nicht kennen, wenn wir ihnen ein Vermögen zu solcher Einsicht und Erfindung zuschreiben wollten; da ganz offenbar ist, daß sie ohne alle eigene Erfahrung und ohne alles Nachsinnen, ohne alle Exempel und Unterweisung, ohne allgemeine Wissenschaft und besondere Uebung, sogleich mit der Geburt, und durch eine eingepflanzte Fertigkeit, Meisterstücke der Kunst ablegen, und ihre Handlungen nicht nach eigener Phantasie, sondern alle auf einerley Weise, und nach einerley Vorsicht, wie ihre Voraltern verrichten. Wie, wenn

wir einen einfältigen Jungen sehen, der durch bloßes Drehen der Walze im Kasten eine angenehme tackt- und tonmäßige Melodie hervorbringet; suchen wir den ersten Grund davon in dessen Fähigkeit; oder bleiben wir bey der Materie und Natur seines Kastens stehen? oder fallen wir endlich auf ein blindes Ungefähr, oder eine blinde Nothwendigkeit, vermöge welcher das so überein stimme, und nicht anders seyn könne? Das hieße ja wohl, auf alle Weise, nichts sagen; oder vielmehr unverständig sprechen. Ein jeder vernünftiger Mensch wird es einem ton- und bewegungskündigen Werkmeister zuschreiben, der die Handlung einem Unerfahrnen so leicht gemacht, daß er im Blinden musiciren kann. Dieses ist ein wahres, obwohl schwaches Bild der thierischen Triebe und Fertigkeiten; in welchen sich so viel Verstand, Einsicht, Kunst, Weisheit, Absicht offenbaret, daß sie alles Vermögen der lebendigen und leblosen Natur übersteigen, und niemanden, als dem einen unendlich weisen Werkmeister der ganzen Natur, zugeschrieben werden können.

Die sechste Abhandlung.

Von dem Menschen an sich, insonderheit nach der Seele betrachtet.

§. 1.

Es wird also nunmehro Zeit seyn, daß wir Menschen auch an uns selbst denken, und unsere Natur nach ihrer wahren Bestimmung kennen lernen. Wir pflegen uns zum Theil in den Mittelpunkt der Welt zu stellen, und alle Absichten der ganzen Schöpfung auf uns allein zu ziehen. Diese vornehme Einbildung schränket die Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke viel zu enge ein. Sie verursachet, daß wir die Welt und Natur aus einem verkehrten Gesichtspunkte betrachten, und alsdann vielerley Unordnung, die doch nicht ist, darinn zu sehen vermeinen. Uns selbst aber machen wir nur unglücklich und misvergnügt dadurch, in soferne wir über und wider unsere Bestimmung hinaus wollen, und des eigentlichen Zweckes verfehlen. Die Welt ist um der Lebendigen willen, und darunter sind wir auch; die ganze Natur arbeitet mit zu unserer Erhaltung. Aber die Welt ist nicht für uns allein, sie ist für alle mögliche Lebendigen aller Arten und Stufen. Ein jedes hat, nach seiner Art des Lebens, die übereinstimmende Einrichtung leiblicher Gliedmaaßen und Seelenkräfte empfangen, dadurch es zu einer gewissen, ihm gemäßen Glückseligkeit geführt wird. Was ist denn unser beschieden Theil?

auf welcher Stufe der Naturleiter stehen wir? worauf haben wir unser Bemühen zu richten? wie weit dürfen wir unser Verlangen erstrecken?

So leicht wir uns mit unsern Gedanken zu hoch versteigen können, so mögten wir uns doch auch vielleicht zu weit herunter setzen, wenn wir uns nicht nach unserer eigenen wesentlichen Beschaffenheit kennen, und unserer Natur nachgehen. Wir sind auf dem Erdboden mit lauter Thieren umgeben: wollen wir uns gänzlich in deren Classe stellen, und ihren Handlungen blindlings nachahmen? Sie haben ihre natürlichen Triebe und angebohrnen Fertigkeiten, wir nicht. So würden wir ja wider unsere Natur handeln, wenn wir ihre Triebe zu einer Regel unsrer Lebensart machten. Dazu hat ein jedes Thier seine besonderen Triebe, und, so zu reden, sein eigenes Naturgesetz: welchem von allen wollten wir folgen? So wenig uns ihre Speise schmecken und bekommen würde, eben so wenig würden wir überhaupt unserm natürlichen Bemühen, durch eine fremde Lebensart, Genüge thun.

Es ist wahr, wir haben vieles mit den Thieren gemein, und ich werde die Vergleichung zwischen uns und ihnen nicht vergessen. Aber wir sind auch in sehr wichtigen Dingen weit von ihnen unterschieden; und es wäre sehr verkehrt, wenn wir unser Selbsterkenntniß von der Aehnlichkeit mit den Thieren anfiengen, oder dabey stehen blieben. Wir dürfen uns nicht außer uns suchen, und dann zu willkührlichen Hypothesen schreiten, um zu wissen, was wir sind, wozu wir Vermögen haben, und worinn unsere Natur, Lebensart und Glückseligkeit besteht. Die innere klare Empfindung, und das Bewußtseyn dessen, was in uns vorgeht, giebt uns das sicherste und untrüglichste Licht, worinn wir uns selbst beschauen können.

§. 2.

§. 2.

Ein jeder unterscheidet sein Ich, von fremden Dingen außer sich, durch ein Gefühl in einem gewissen Körper. So weit diese Empfindung zu jeder Zeit geht, so weit rechnet er das Wirkliche zu sich selbst und seinem einzelnen Wesen. Das aber, worinn er nichts fühlt, nicht Schmerz noch Lust hat, ist von seinem Ich unterschieden, und ausser ihm. Ich nehme Gefühl im allgemeinen Verstande, für alle Empfindung und Sinne; da es folglich auch das Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, nebst dem besonders sogenannten Gefühle, unter sich begreift. Und ich betrachte alle solche Empfindungen als ein Bewußtseyn unsers einzelnen Wesens in einem gegenwärtigen Zustande. Denn, wenn wir uns dessen nicht bewußt sind, was in uns vorgegangen; so sagen wir auch, daß wir es nicht gefühlt, gesehen, gehört, gerochen, geschmeckt haben. Weil wir uns demnach, durch die Empfindung, welche man auch überhaupt das Gefühl nennet, in vielen Theilen eines gewissen Körpers auf mancherley Weise bewußt sind, so erkennen wir soferne den ganzen Körper, bis an die äußerste Haut, gegenwärtig, für unser Ich, für uns selbst.

Unterdessen ist doch in den Theilen unsers Körpers ein Unterschied, daß einige derselben nicht für sich selbst, sondern nur wegen der Verbindung mit andern, empfindlich sind, und daher auch nur deswegen für Theile von uns selbst angesehen werden, weil sie mit andern empfindlichen Theilen in einer genauen Verknüpfung stehen. Die Nerven sind allein das eigentlich Empfindliche in unserm Körper: aber Haare, Nägel, Knochen, Knorpel und alle Säfte sind uns an sich unempfindlich, und werden also nur dadurch für unser erkannt, daß sie mit den Nerven zusammenhängen, und darinn eine Veränderung nach sich ziehen, deren wir uns bewußt sind.

Sonst können wir ein gut Theil Blut aus unsern Adern weglaufen lassen, ohne daß wir es fühlen und merken; Haare und Nägel beschneiden, ohne daß es uns schmerzet. Die Zähne thun uns an sich nicht wehe, sondern die Nerven, welche in ihnen vertheilt sind; und wenn auch von den übrigen Knochen nur einmal die Nervenhaut getrennet ist, so lassen sie sich, ohne Schmerz des Menschen, als fremde Theile, durchsägen. Es folgt also daraus, daß uns nicht alle Theile unsers Körpers gleich nahe angehen, und daß das Gewebe der Nerven das hauptsächlichste sey, worinn der Mensch, wenn er körperlich betrachtet wird, besteht.

Wir wissen aber, daß unser jetziges körperliches Ich vor Zeiten nicht aus eben so vielen und eben denselben Theilen bestanden, und bald hernach auch nicht mehr bestehen wird. Es war ein sehr kleiner Körper, den wir anfangs im Mutterleibe hatten, er war schon viel größer, wie wir ans Licht kamen, und seitdem ist er noch funfzehn = bis zwanzigmal schwerer geworden: folglich sind fremdes Blut, Fleisch, Fisch, Milch, Käse, Brodt, Kräuter, Früchte, Wurzeln, Wasser, Bier, Wein, die vorhin nicht zu unserm Ich gehörten, und die wir ohne Empfindung schneiden, käuen, kochen, braten konnten, zu unserm Ich getreten, und Theile von uns selbst geworden, darinn wir nunmehro empfinden und uns bewußt sind, und die wir, als uns selbst, lieben, schützen, nähren, pflegen.

Hergegen beweist auch die Nothdurft täglicher Nahrung, daß ein beständiger Abgang unserer Theile seyn muß, der eine solche Ersetzung erfordert. Demnach verdunsten, reißen und reiben sich beständig, unvermerkt, Theile von unserm Ich los, denen unser Gefühl nicht mit folgt, und die wir hernach für fremde halten. Des Sanctorius Erfahrung, die er an sich selbst zwanzig

Jahre herdurch mit genauem Abwägen seines Körpers gemacht, beweist unwidertreiblich, daß in zehn Jahren wenig mehr von unserm vorigen Körper übrig bleibe [1]). Ja, wenn unser Körper durch Krankheit abnimmt, wenn durch Unglück, oder durch eines Wundarztes Hand, Finger, Hände, Arme, Beine von uns sollten abgetrennet werden, so würden diese Theile dadurch, daß die Empfindung darinn aufhöret, dermaaßen außer uns gesetzt, daß wir sie selbst ohne Schmerz zerschneiden, sieden, brennen könnten, ohne daß es uns weiter angienge.

Es ist also keine gewisse einzelne Materie, welche unser besonderes Ich ausmacht; sondern alle und jede ist uns gleichgültig. Sie tritt in die Gemeinschaft mit uns, sobald sie mit in die Verknüpfung unserer Empfindung und unsers Bewußtseyns getreten ist. Was vorher ein Theil eines Krautes, einer Wurzel oder Frucht, eines Fisches oder Fleisches war, das wird hernach ein Theil von uns selbst. Hergegen bleibt auch nichts unser, als so lange wir gegenwärtige Empfindung darinn haben. Sobald es außer den Schranken unsers Gefühls ist, und wir uns darinn nicht mehr bewußt sind, sobald hört es auf, ein Theil von uns selbst zu seyn; wir wissen und bekümmern uns nicht, wo es hin kömmt, und was demselben auch begegnet, das ist uns so gleichgültig, als ob es nimmer unser gewesen wäre.

Wir kennen daher auch keines von unsern eigenen körperlichen Theilen an sich durch irgend ein Merkmal, dadurch einzelne Dinge von andern zu unterscheiden sind; bloß, so lange wir darinn empfinden, so wissen wir daran, daß es Theile von uns sind; folglich ist allein unsere Empfindung oder Bewußtseyn ein gegenwärtiges Merkmal der einzelnen Theile des Körpers, der unser Ich ausmacht. Aber, wenn die Theile erst verdunstet,

dunstet, abgerieben, und von uns getrennt sind, so wissen wir dieselben, für sich, nicht mehr von denen, die uns nimmer angehöret haben, zu unterscheiden. Ein Mensch könnte sein Bein verlieren, und, weil er es nimmer genau betrachtet, so würde er hernach unter mehr abgenommenen Beinen eben so wenig wissen, welches das seine war, als er seinen Stiefel unter vielen andern heraus kennen mögte. Ja, wenn wir unsern ganzen jetzigen Körper durchgehen, so wissen wir von keinem einzigen Stäubchen zu sagen, ob es noch dasselbe sey, das wir mit auf die Welt gebracht haben, oder woher, wenn und wie lange solches durch die Nahrung zu uns gekommen sey.

Auch ist es keine gewisse Menge und Vielheit der Materie, oder Anzahl der Gliedmaaßen, die nothwendig zu unserm Ich gehöret. Der Körper kann klein, mager, schmächtig, zwergmäßig seyn; er kann wachsen, groß, stark, schwer und riesenmäßig werden: die Empfindung, die Lust, der Schmerz, kurz, das Bewußtseyn ist im kleinen Körper eben dasselbe, wie im großen; in jenem nicht geringer, in diesem nichts vermehrt oder verdoppelt; der eine ist sowohl ein einzelner ganzer Mensch, als der andere. Und wenn wir auch einen verstümmelten Körper bekämen, daß uns Arme und Beine abgelöset oder Werkzeuge der Sinne zerstört würden: so würden uns zwar nützliche Werkzeuge gebrechen, aber unser Ich würde dadurch nicht verstümmelt, getheilt, oder vervielfältigt; unser Bewußtseyn bliebe darum einzeln, ganz und ungeschmälert.

Wenn wir uns demnach nicht darum für uns selbst halten, oder uns als einzelne Menschen kennen, und von andern Dingen unterscheiden, weil wir einen gewissen Körper, in gewisser Größe, mit gewissen Gliedmaaßen haben; sondern weil wir uns unser selbst und anderer Dinge

Dinge außer uns bewußt sind, es sey auch in welchem Körper und von welcher Größe es wolle; so ist offenbar, daß eigentlich nicht der Körper, sondern das Wesen, welches sich im Körper bewußt ist, den Menschen, und unser einzelnes Ich, ausmache.

[x]) Den beständigen Ab- und Zufluß, oder Wechsel unserer körperlichen Theile, weis ich nicht genauer und überzeuglicher zu bestimmen, als nach des berühmten Medici und Mathematici Johannis Bernoulli Berechnung in seiner Disp. Medico-Physica de Nutritione, Opp. T. I. pag. 275 sqq. §. XVI — XX. Sie lautet so: Aus des Sanctorius zwanzigjährigen Beobachtungen erhellet, daß ein gesunder Mensch täglich von acht Pfund Nahrung den funfzigsten Theil, das ist, $5\frac{3}{25}$ Loth in seine Substanz verwandele, dagegen alles übrige durch die Ausdünstung und den Auswurf wieder weggeht. Wenn nun, statt dieses Anwachses, täglich aus $5\frac{3}{25}$ Loth von der alten Materie des Körpers abgiengen: so würde ein Mensch, von hundert und funfzig Pfund schwer, in zweyen Jahren, und zweyhundert und sieben und einem halben Tage, einen ganz neuen Körper haben. Allein, so verhält sich die Sache nicht. Denn was täglich abgeht, geht nicht allein von der alten Materie unsers Leibes, sondern auch von der neuen ab. Man stelle sich ein Gefäß mit hundert und funfzig Pfund Wasser vor, davon den ersten Tag $5\frac{3}{25}$ Loth Wasser abgezapft, aber statt dessen auch $5\frac{3}{25}$ Loth Wein wieder zugegossen werden. Da wird denn, was in den zweyten, dritten, vierten, und folgenden Tagen in gleichem Gewicht abgenommen wird, nicht mehr reines Wasser, sondern immer mehr und mehr mit Weine vermischt seyn. Nach einem Jahre aber wird von hundert und funfzig Pfund, das ist, viertausend achthundert Loth Wasser, wie die logarithmische Berechnung weist, nur dreytausend zweyhundert und ein und funfzig und ein Fünftheil Loth Wasser übrig seyn, das übrige, was an vier tausend achthundert Loth mangelt, nämlich ein tausend fünfhundert und acht und vierzig und vier Fünftheil Loth, muß Wein seyn.

Man setze denn statt des Wassers die alte Materie unsers Körpers, und statt des Weines die neue Materie desselben: so wird nach einem Jahre von den hundert und funfzig Pfun-

Pfunden oder viertausend achthundert Lothen eines menschlichen Körpers die alte Materie auf dreytausend zweyhundert und ein und funfzig und ein Fünftheil Loth, oder ein hundert und ein Pfund neunzehn und ein Fünftheil Loth verschmolzen seyn; das übrige, nämlich eintausend fünfhundert acht und vierzig und vier Fünftheil Loth oder acht und vierzig Pfund, zwölf und vier Fünftheil Loth, das ist, fast ein Drittheil, wird eine neue Substanz seyn. Demnach wird, über zwey Jahre, ein wenig mehr als zwey Drittheile von den zwey Drittheilen, etwa vier Neuntel, nachbleiben. Weil nun ein Halbes etwas mehr ist, als vier Neuntel, so kann man lieber sagen, daß die alte Materie unsers Leibes in zweyen Jahren beynahe halb verflogen, die andere Hälfte neu sey. Im dritten Jahre werden von der Hälfte, wenn ich wieder ein Drittheil der Hälfte, das ist, ein Sechstheil davon abrechne, nur zwey Sechstheile oder ein Drittheil des Ganzen mehr da seyn, und nach zehn Jahren kaum der funfzigste Theil des alten Körpers. Will man den Abgang auf die verschiedene Materie unsers Körpers auch verschieden berechnet haben; so nehme man an, flüßige Theile zwanzig Pfund, weiche siebenzig Pfund, Knochen sechzig Pfund. Laß denn das Flüßige zweymal so geschwind verfliegen, als das Weiche, und das Weiche zehnmahl so geschwind, als die Knochen: so kann man die Materie zwanzig, siebzig, sechzig, oder zwey, sieben, sechse, mit der Geschwindigkeit, zwanzig, zehne, eins, verbinden, daraus das Verhältniß vierzig, siebzig, sechse, oder zwanzig, fünf und dreyßig, drey, entsteht. Wenn also von unserer flüßigen Materie zwanzig Loth abgehen, so würde die weiche fünf und dreyßig Loth, und die Knochen drey Loth verlieren. Also wären die in einem Jahre abgehenden $1548\frac{4}{5}$ Loth nach folgendem Verhältnisse zu vertheilen, $534\frac{2}{29}$ Loth flüßige Materie, $934\frac{18}{29}$ Loth weiche, $80\frac{16}{145}$ Loth Knochen. Setzet nun das Gegentheil, daß statt des täglichen Anwachses nichts abgeht, so wird der tägliche Zuwachs von $5\frac{3}{25}$ Loth bey einem Manne von achtzig Jahren einen Körper von dreytausend sechshundert und funfzig Pfund bringen und folglich die vorige Masse von einhundert und funfzig Pfund auf vier und zwanzig und ein Drittel mal vermehret seyn müssen; welches höchst ungereimt ist.

Sollte des **Sanctorius** angegebenes Verhältniß der Ab- und Zunahme unsers Körpers, wie man heutiges Tages meinet, nicht ganz genau seyn, wenigstens sich nicht für alle Län-

der und Alter gleich schicken: (S. Phil. Transact. Vol. XLII. n. 470. p. 491 sqq.) so hindert das doch der Hauptsache nicht.

§. 3.

Dieses erhellet noch deutlicher, wenn wir uns in unserer Dauer betrachten; da ein jeder Mensch, in dem Verlaufe vieler Jahre, sich für einen und denselben Menschen hält. Gewiß nicht nach seinen körperlichen Theilen. Denn die kennt er nicht an sich selbst, aus innern dauerhaften Merkmalen, als die seinen; sondern nur allezeit gegenwärtig, so lange er darinn Empfindung hat. Er kann von keinem einzigen Stäubchen seines ganzen Körpers sagen, ob es noch eben dasselbe sey, was vor Zeiten ein Theil von ihm selbst war, oder ob es neu sey. Sein ganzer jetziger Körper mag neu seyn, und sich schon vielmal, als ein Kleid, verändert haben, und in stetem Ab- und Zuflusse bleiben; er mag noch wenig oder viel, oder alles von den alten Theilen an sich haben; die Empfindung giebt ihm nicht das geringste Merkmal, weder vom Ganzen, noch von den Theilen, ob es eins, und eben dasselbe geblieben sey oder nicht. Er kann nur jetzo sagen, das bin ich, das ist meine Hand, mein Fuß, mein Kopf, weil ich jetzo darinn Gefühl habe; aber ob alles, oder weniges, oder nichts von seinem Körper noch das alte sey, das entdeckt ihm sein Gefühl nicht.

Niemand kennt und hält sich also in seiner Dauer für einen und denselben Menschen, der er vorhin war, nach seinem Körper, sondern wegen des Wesens, das sich in ihm bewußt ist: weil er, der jetzo dieses fühlt, sieht, höret, denkt, begreift, erfindet, will und wünschet, sich zugleich bewußt ist, eben derjenige zu seyn, der gestern, der vor Monaten, vor zehn, zwanzig, vierzig, sech-

sechzig Jahren das und das, nach einander, gesehen, erfahren, versucht, ersonnen, überlegt, beschlossen, verlangt hat. Und daraus ist auch offenbar, daß dasjenige Wesen in uns, welches sich bewußt ist, bey aller übrigen Ebbe und Fluth des Körpers, oder bey allen abwechselnden Begebenheiten, fortdaure.

Wenn man sich auch nur deutlich vorstellt, was das Bewußtseyn heiße und in sich halte, so kann man leicht erkennen, daß das Bewußtseyn nicht Statt finde, als in einem fortdauernden einzelnen Wesen, welches unter mancherley Veränderungen eins und dasselbe bleibt. Denn wir sind nicht eher eines Dinges bewußt, als wenn die Vorstellung so klar ist, daß wir das Ding kennen und von andern unterscheiden. So bin ich mir bewußt, daß das Papier weiß, die Dinte schwarz sey; daß es donnert und blitzet, daß dort Kühe weiden, dort ein Hund bellet. Wir kennen und unterscheiden aber ein Ding nicht eher, als wenn wir es zu seiner eigenen Art oder Gattung hinrechnen, das ist zu den ähnlichen Dingen, deren wir uns vormals in unserm Leben bewußt gewesen sind, und die wir mit einem gemeinen Namen zu bezeichnen und zu unterscheiden gelernt haben. Ich könnte nämlich die weiße und schwarze Farbe, den Blitz und Donner, die Kühe, das Hundebellen, nicht als solche erkennen, und von andern unterscheiden, wenn ich mich nicht besönne, dergleichen Farben, Licht, Schall oder Thiere öfters in meinem Leben gesehen und gehört zu haben, welche den gegenwärtigen ähnlich waren; und wenn ich mich nicht des Namens erinnerte, womit ich ein jedes seiner Art anzudeuten gelernt habe. Hierinn steckt die Ursache, daß wir uns nicht alsofort bewußt seyn können, sobald wir auf die Welt kommen.

Es ist also kein einziges gegenwärtiges Bewußtseyn anders möglich, als in einem Wesen, das schon unter ver-

verschiedenen Veränderungen und Zustande fortgedauret hat, und auch weis, daß es eben dasselbe sey, welches vorhin mehrmals in einem ähnlichen Zustande gewesen. Es ist nur der Unterschied dabey: daß wir uns unsers vorigen Zustandes zuweilen nur undeutlich, zuweilen aber auch deutlich, mit Zeit, Ort, Begebenheit und allen Umständen bewußt sind, wenn wir ein gegenwärtiges Ding kennen und von andern unterscheiden. Die gegebenen Exempel erfordern nur eine undeutliche Erinnerung unserer vorigen vielfachen Erfahrung, um sich ihrer bewußt zu seyn; wiewohl wir sie mehrentheils, wenn es nöthig wäre, in eine deutliche verwandeln können, als daß die jetzige Farbe, die wir weiß nennen, eben dieselbe sey, welche wir am Schnee, am Schwane, an der Leinewand, oder am Kalke gesehen haben. Aber wenn uns etwas seltenes vorkäme, davon wir nur ein und das andermal eine ähnliche Erfahrung gehabt, z. B. ein Nasehornthier, eine blühende Aloe, eine Aftersonne, ein Komet, u. d. gl. so wird man sich auch deutlich bewußt seyn, daß es eben der Art Dinge sind, die man zu gewisser Zeit, an einem gewissen Orte, mit gewissen Umständen gesehen hat [1b]).

Setzet hingegen, daß ein einzeln Ding nicht fortdauret, oder in verschiedenen Zeiten und Umständen eins und dasselbe bleibt, sondern daß nach und nach andere einzelne ähnliche Dinge in desselben Stelle treten; so geht die Begebenheit der vorhergehenden das jetzige nichts an. Wenn diesem also was begegnet, das nicht ihm selbst vormals, sondern nur andern vor ihm begegnet ist; so kann es sich aus seiner eigenen Erfahrung keiner ähnlichen Fälle besinnen, also auch das vorkommende nicht kennen, noch von andern unterscheiden; folglich weis es auch nicht, was es sieht, oder es ist sich dessen nicht bewußt. Wenn also dasjenige Wesen,

welches jetzt in uns mit einem Bewußtseyn empfindet, denkt, will, nicht eins und dasselbe Theil von uns wäre, was vor Zeiten ähnliche Dinge empfunden, gedacht und gewollt hat, sondern die ähnlichen Empfindungen, Gedanken und Begierden wären in ganz andern einzelnen Theilen entstanden; so könnte das jetzige sich auch keines Dinges bewußt seyn. Ja, wenn wir auch ein und dasselbe Theil in uns unter verschiedenen ähnlichen Begebenheiten fortdaurend setzten; wir gestünden ihm auch jedesmal eine Vorstellung des gegenwärtigen Zustandes zu; aber wir wollten alle die vorigen ähnlichen Begebenheiten wieder aus der Vorstellung dieses Theils auslöschen, d. i. wir wollten ihm die Erinnerung seiner vorigen Begebenheiten absprechen; so würde einem solchen Theile von uns jede Vorstellung der Sinne allemal, als einem Kinde, das erst auf die Welt kömmt, gleich neu und fremd seyn; es würde die gegenwärtigen mit den vorigen ähnlichen oder unähnlichen nicht vergleichen können, und also nimmer weder die äußern Dinge, noch sich selbst, kennen lernen, sich also sein selbst und seines jetzigen Zustandes so wenig, als der Dinge außer sich, bewußt seyn.

Es ist uns aber keine Wahrheit auf der Welt klärer, offenbarer und gewisser, als daß wir uns unser selbst, und anderer Dinge außer uns, bewußt sind. Kein Zweifler ist noch so weit gekommen, daß er sein eigen Bewußtseyn, seine Empfindung, sein Gefühl verläugnet hätte. Es müßte auch alle übrige Wahrheit und Gewißheit wegfallen, wenn wir diese aufhöben weil wir von nichts weder Begriff noch Ueberzeugung zu haben fähig sind, als indem wir uns unserer Vorstellungen und deren Uebereinstimmung bewußt sind. Da nun niemand sich gegenwärtig bewußt seyn kann, ohne sich seines Seyns in mancherley vergangenen Um-

ständen deutlich oder undeutlich zu erinnern: so ist gleich klar und offenbar, das dasjenige Wesen in uns, welches sich bewußt ist, unter verschiedenen Veränderungen fortgedauret habe, und eben dasselbe sey, welches vor Zeiten in uns empfunden, gedacht und gewollt hat. Es mag übrigens mit unserm Körper beschaffen seyn, wie es will, ob er ganz, zum Theil, oder gar nicht mehr derselbe ist, der er anfangs war; das rührt unsere Dauer nicht, das macht uns nicht zu andern Menschen. Wenn gleich alles bey uns in stetem Flusse und Wechsel schwebt, so bleibt doch unter allen Veränderungen und Begebenheiten ein Wesen, das sich selbst durch sein jetziges Bewußtseyn überzeugt, es sey eben dasselbe, welches in vorigen Zeiten unter andern Umständen gewesen; und darnach rechnet sich ein jeder, in seinem ganzen Leben, für einen und denselben Menschen.

1b) [Eine schon vorhergegangene ähnliche Empfindung wird zwar eigentlich nur zur Wiedererkennung, und nicht zum Bewußtseyn überhaupt, erfodert: aber jedes Bewußtseyn unser selbst oder anderer Empfindungen erfodert doch ein **Unterscheiden** von andern Vorstellungen, und folglich ein **Vergleichen** — Ja, daß auch die Vorstellungen einzelner sichtbarer Gegenstände nicht bloß Bewußtseyn eines bestimmten Eindrucks, sondern schon Vergleichungen (abgezogene Begriffe) sind, läßt sich deutlich erweisen. Denn, indem wir einen Gegenstand ansehen, verändert sich alle Augenblicke seine Lage zu unserm Auge: es fallen also die Stralen, ohne einmal der beiden Augen zu erwähnen, auf verschiedene Nervenfasern, und müsten viele Vorstellungen geben. Dennoch erkennen wir darin nicht verschiedene, sondern nur einen Gegenstand, und dies um desto deutlicher, je langer und öfterer wir ihn in verschiedener Lage gesehen haben — Die Folgerung bleibt also einerley: nämlich, es muß ein und dasselbe Wesen seyn, welches die eine und die andere Empfindung erhalten hat, und welches dabey nicht bloß leidend ist, sondern seine eigene thätige Kraft äußert, um sie mit einander vergleichen, und als ähnlich oder unähnlich erkennen, vereinen oder trennen zu können.]

§. 4.

Wir eignen uns eine Seele zu, so ferne wir empfinden, denken, wollen, oder, mit einem Worte, uns bewußt sind. Weil nun unser einzelnes besonderes Wesen, oder unser Ich, hauptsächlich auf den Theil ankömmt, der sich in uns bewußt ist, so macht die Seele auch vornehmlich den Menschen aus. Und da der Theil in uns, welcher sich bewußt ist, ungeachtet aller übrigen Veränderungen, fortdauret, und derselbe bleibt, so dauret auch eine und dieselbe Seele, bey allem übrigen Wechsel des Körpers, unser ganzes Leben hindurch fort; und ein jeder achtet sich wegen seiner fortdaurenden Seele, so lange er lebt, für einen und denselben Menschen.

Wenn ein Ding unter verschiedenen Veränderungen fortdauret, und, ungeachtet derselben, eins und dasselbe bleibt, so nennen wir es eine Substanz, oder für sich bestehend Ding. Dagegen, wenn etwas, bey geschehener Veränderung, aufhöret zu seyn, so nennen wir es eine Beschaffenheit des Dinges (modum oder accidens). Ein Wachs z. B. mag hart oder weich, kalt oder warm, stehend oder fließend seyn, mag diese oder jene Figur oder Farbe haben, ruhen oder bewegt werden; so ist und bleibt es, unter allen diesen Veränderungen, eins und dasselbe Wachs. Das Wachs ist folglich eine Substanz. Hergegen Härte, Kälte, Figur, Farbe, Ruhe sind nur Beschaffenheiten dieser Substanz, weil sie durch eine jede Veränderung aufhören zu seyn. Die Härte höret auf, sobald das Wachs weich wird; die kugelförmige Figur verliert sich, wenn eine andere in ihre Stelle tritt: und wenn eine Bewegung entsteht, so ist es unmöglich, daß die Ruhe noch fortdauren sollte.

Hätten die Menschen gleich deutliche Begriffe, und gleich bestimmte Wörter, oder hätten sie nur ihr inneres

Gefühl

Gefühl gefragt: so würden sie wegen ihrer Seele nicht haben streitig seyn können, ob sie zu den Substanzen zu rechnen, oder nur als eine gewisse Beschaffenheit des menschlichen Körpers anzusehen sey. Denn niemand kann sein Bewußtseyn verläugnen, aber sich auch nimmer bewußt seyn, ohne seiner vorigen Dauer eingedenk zu werden, und sich also als einen und denselben unter verschiedenen Umständen zu betrachten. Er kann sich aber nicht, dem Körper nach, für einen und denselben halten: denn er kennet kein einzig Stäubchen seines ganzen Körpers, ob es geblieben, oder verwechselt sey. Allein, die Seele, das Wesen in uns, das sich bewußt ist, kennet sich innerlich, als eins und dasselbe in verschiedener Beschaffenheit und Zustande, und hat durch solch Bewußtseyn einen Begriff und eine Ueberführung von seinem Daseyn, seiner Dauer, und von der Zeit derselben. Wird nun das, welches unter verschiedenen Veränderungen fortdauret, und nicht aufhört eins und dasselbe zu seyn, eine Substanz genannt; so ist ja auch so offenbar, als was seyn kann, daß unsere Seele, die durch ihr eigen Bewußtseyn überführt ist, daß sie noch eben diejenige sey, welche vormals mancherley erfahren, gedacht und gewollt hat, für eine Substanz gehalten werden müsse, und unter die bloßen Beschaffenheiten eines andern Dinges nicht könne gerechnet werden [1c]).

[1c]) [Man scheint doch noch mehr zu verlangen — „Welche Kenntniß (sagt man) können wir denn von einem Wesen haben, welches uns durch keine sinnliche Wahrnehmung dargestellt wird, und was können wir also davon urtheilen oder behaupten?" — Eigentlich erkennen wir doch keinen Gegenstand selbst mit aller unserer Wahrnehmung, sondern wir empfinden nur Wirkungen auf unsere Vorstellungskraft. Das Urtheil von irgend einem Daseyn muß nun freilich aus einer Empfindung fliessen. Welche Empfindung aber ist denn sicherer, unmittelbarer, als das innige Selbstbewußtseyn? Dies

ist ja die einzige ursprüngliche Erfahrung. Von allem Uebrigen haben wir nur mittelbare Vorstellung durch die Beziehung, die es auf uns hat: unser eigenes denkendes Wesen aber erkennet sich selbst durch bloßes Bewußtseyn in Handlungen, innern Bestimmungen und Vermögen, im Verstande und Willen, welches wahre Eigenschaften eines Dinges an sich selbst sind, dergleichen wir mittelst aller sogenannter Anschauung äußerer Gegenstände nicht wahrnehmen können. (Wie auch Herr Kant sagt: in den Bemerkungen zu Prof. Jakobs Prüfung S. LIX) Welcher Gegenstand kann also realer gegeben seyn als dieser des Ich oder Selbst, dessen Bewußtseyn nicht blos alle unsere Vorstellungen begleitet, wie etwa die Empfindung von angenehm oder unangenehm; sondern welches der Grund ist, auf welchem alle unsere Vorstellungen bestehen, und worin wir sie als unsere erkennen. Ein Bewußtseyn, ein Gedanke, ist doch wirklich nur eine Kraftäußerung eines denkenden Wesens, und außer einer Substanz, einem Wesen, welches sich bewußt ist oder denkt, wird es ein bloßer leerer Ausdruck, mit welchem sich keine Bedeutung verbinden läßt. Erfahrung, Empfindung, giebt uns also zwar nicht die Vorstellung und Kenntniß des absoluten Wesens, oder der innern Natur des denkenden Ich, und diese würde auch gar nicht erhalten, wenn es gleich möglich wäre, daß es dem äussern Sinnen vorgestellt werden könnte: aber sie giebt doch die sichere Deutung auf ein Wesen, welches, da es affizirt wird und thätig ist, nicht nur für sich existiren, bestehen, sondern auch mit eigener Kraft begabt seyn muß.]

§. 5.

Ich muß mich wundern, daß Weltweise diesen so leichten und sichern Weg zum Selbsterkenntnisse nicht gegangen sind, und daher auch zum Theile nicht gewußt haben, was sie aus sich selbst, oder aus ihrer Seele, machen sollten. Sie haben sich außer sich selbst gesucht; und da sie den Körper doch nicht für ihre Seele halten konnten, so sind sie auf den irrigen Wahn gerathen, der noch bis in die neuern Zeiten fortgepflanzet ist, daß die Seele nichts, als eine gewisse Beschaffenheit des organischen

nischen Körpers, seyn könne. Sie drücken sich dabey auf mancherley Art, jedoch alle sehr dunkel, unbestimmt und zweideutig, aus. Die Seele soll in einer übereinstimmenden Bildung der leiblichen Theile, in einer gewissen Temperatur des Körpers, in einer Harmonie oder harmonischen Bewegung, in einer Lebenskraft u. s. w. bestehen.

Allein, sie mögen eine Beschaffenheit des Körpers annehmen, welche sie wollen, so werden sie sich nicht darinn als ein Wesen erkennen, das sich bey seinen Veränderungen bewußt ist, eins und dasselbe zu seyn. Soll es eine ruhende, bleibende Beschaffenheit, eine übereinstimmende Bildung, Proportion und gewisse Zusammenfügung seyn: so kann ja dieses mit den Veränderungen in unserer Seele, mit den Empfindungen, Gedanken, Neigungen und Begierden, deren wir uns innerlich bewußt sind, nicht bestehen. Wenn aber Veränderungen in der Bildung und Zusammenfügung entstehen sollen, so höret ja die vorige Beschaffenheit der Bildung und Zusammenfügung gänzlich auf, und dauret unter der folgenden nicht fort; so wie eine Bildung von einem Würfel nicht mehr die Eigenschaften einer Kugel behalten kann. Wie kann denn die veränderliche Bildung und Zusammenfügung etwas fortdaurendes seyn, und sich als ein solches bewußt seyn? Die jetzige war ja noch nicht bey der vorigen, und die vorige ist nicht mehr bey der jetzigen. Wollte man setzen, daß sogar andere körperliche Theile in dieselbe Bildung und Verknüpfung träten, wie in einem Strale des Wassers und Lichtes geschieht: so hätten doch die jetzigen körperlichen Theile, die in der vorigen Stelle getreten sind, ihr fortdaurendes einzelnes Wesen mit den andern nicht gemein; sondern, wenn das die Seele ausmachen sollte, so wäre das jetzige höchstens eine Seele, die der vorigen ähnlich, und, so zu reden, in dieselbe Form gegossen wäre; es wären

doch verschiedene einzelne Seelen, davon die folgenden nicht wüßten, was den vorigen begegnet wäre [1d]).

Will man den andern Begriff von einer wirksamen Beschaffenheit, als von einer Bewegung, für unsere Seele annehmen: so ist wieder offenbar, daß eine jede Bewegung, es sey Handlung oder Leidenschaft, durch eine Veränderung aufhöret, das zu seyn, was sie war. Der veränderte Ton ist nicht mehr der vorige. Und wenn wir den Ton sowohl, als Geruch, Geschmack, Gesicht, Gefühl, für eine innere Veränderung in unsern körperlichen Theilen, insonderheit des Gehirns, nehmen wollen; so ist doch gewiß, daß unter viel tausend Arten von Tone, Schalle, Geruche, Geschmacke, Gefühle und Gesichte, ein jedes sich in unsern Werkzeugen der Sinne auf seine eigene besondere und verschiedene Weise ausdrücke. Wenn also eine Veränderung in dieser Bewegung entstehen soll, so kann man ohne Widerspruch nicht setzen, daß die neue Bewegung mit der vorigen eine und eben dieselbe sey, oder daß die vorige in der jetzigen fortdaure, noch, daß sie alle mit einander eins sind. Die Süßigkeit dauret nicht fort, wenn eine Bitterkeit in die Stelle tritt: auch ein aus beiden vermischter Geschmack ist nicht mehr der reine. Vielweniger ist eine folgende Musik annoch ein Geschmack; oder ein folgender Geruch die Musik, dann eine folgende Aussicht aus dem Fenster eine Uebereinstimmung der Töne; eine darauf folgende Kälte vom hereinblasenden Winde die Aussicht u. s. w. Setzet endlich, daß zum öftern Veränderungen in uns entstehen, die den vorigen ganz und gar ähnlich sind: so ist doch keine auch der ähnlichsten Veränderungen mit den vorigen eine und dieselbe, welche fortgedauret hätte, sondern es sind lauter verschiedene einzelne Veränderungen, deren jede für sich zu ihrer Zeit entsteht, vergeht, und durch andere unähn-

liche abgewechselt wird. Was ist denn in solcher Reihe von Veränderungen das eine und dasselbe, welches unter allen diesen Veränderungen fortdauret?

Die Seele aber ist sich selbst bewußt, daß sie ein fortdaurendes Wesen sey, welche alle diese Veränderungen von tausenderley Geschmacke, Geruche, Tönen und Bildern, nach und nach, allein, in ihrem einzelnen Wesen angenommen, und welche in dem gegenwärtigen Zustande ihre vergangenen sieht; mithin selbst in den Veränderungen erkennet; annoch eine und dieselbe zu seyn, die sie in verschiedenen vorigen Zeiten war. Die Seele ist also keine bloße veränderliche Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz, die ein Vermögen des Bewußtseyns von ihrem verschiedenem Zustande hat.

[x]d) [Daß zum Gedächtnisse, oder zur Erinnerung, eine gewisse Beschaffenheit körperlicher Werkzeuge erfordert werde, lehrt die Erfahrung. Muß aber deswegen das Bleibende der Vorstellungen im Körper stecken? ja, kann es wohl darin stecken? Man glaubte zwar ehemals gewisse Eindrücke, Bilder oder Spuren im Gehirne voraussetzen zu müssen, die man materielle Ideen nannte, welche durch wiederhohlte Einwürkung der Rührung äußerer Sinne verstärkt, oder wenn sie durch einen gewissen Zusammenhang wieder erschüttert würden, auch ohne neue äußere Einwürkungen, die vormahlige Empfindung wieder darstellten. Dergleichen Eindrücke oder Spuren, wenn sie möglich wären, könnten indessen doch, mit aller ihrer Erschütterung, noch gar nicht das Anerkennen, das einfache Bewußtseyn und Vergleichen ihrer Aller schaffen, als wozu immer ein besonderes Wesen erfodert würde. Man darf aber nur die Sache deutlicher erwägen; so wird sich der Ungrund oder die gänzliche Unmöglichkeit solcher nachbleibenden bestimmten Spuren zeigen, geschweige, daß in ihnen selbst, oder in ihrer Erschütterung, die Vorstellungskraft bestehen könnte. Nur bey dem Sinne des Gesichts zu bleiben, denn auf die übrigen treffen sie noch weniger zu, so fällt ja das Bild, nach

verschiedenen Bewegungen des Auges oder des Gegenstandes, auf verschiedene Stellen des Nervenhäutchens, ist, nach veränderter Entfernung, bald grösser, bald kleiner, und der Gegenstand wird bald von der rechten, bald von der linken Seite gesehen. Dadurch könnte also nie eine bestimmte Spur nachbleiben, sondern alles müste verwirrt und verlöscht werden: vielweniger könnte eine längere oder wiederhohlte Betrachtung den Eindruck schärfer machen. Was wüste auch die Spur auf der einen Stelle von der andern, um die Eindrücke als einerley zu erkennen? Wie könnte ferner der durch Gesellung der Ideen bewürkte Rückruf derselben aus hie und da befindlichen Spuren herrühren, die sich doch nicht in beliebige und veränderte Ordnung stellen lassen, und sogar aus verschiedenen Sinnen entspringen? Der Rückruf nämlich oder die Gesellung hängt von keinem innern beständigen Zusammenhange, sondern bloß von der zufälligen ehemaligen Gleichzeitigkeit oder Folge von Empfindungen ab. — Diese Gründe habe ich in der Betrachtung der Unmöglichkeit körperlicher Gedächtniß-Eindrücke (im Götting. Magaz. 1780. IV. St. S. 27. u. VI. St. S. 351.) ausführlicher vorgetragen — Das im Gedächtniß liegende ist also nicht die Spur einer bestimmten Empfindung, sondern nur eine aus Vergleichung des Empfundenen entstandene abgesonderte Vorstellung, die folglich nicht in umschriebenen Stellen des Gehirns enthalten seyn kann. Was bey den sinnlichen Rührungen im Körper vorgeht muß nur in einer Art von **Bewegung** bestehen, und diese ist vorübergehend, da jede wieder durch die folgende vertilgt wird. Die übrig bleibende körperliche **Fähigkeit** zur Erinnerung kann folglich nur in der Fähigkeit bestehen eine ähnliche Bewegung wieder hervor zu bringen. So erklärt auch der scharfsinnige Platner das Materielle, welches zu unsern Vorstellungen im Werkzeuge erfordert wird. (Neue Anthropol. I. B. §. 375. 388.) Es kann also nur das einfache und daurende lebendige Wesen seyn, welches zwar des körperlichen Werkzeuges zu seiner Wirksamkeit bedarf, aber aus innerer Kraft wirket, das Verschiedene zusammen begreift, vergleicht, und bey Erneuerung eines Theils der ehemaligen Vorstellung auch das Uebrige derselben sich wieder klar zu machen strebet. Dies zeigt sich wenn wir ein vergessenes Wort im Gedächtnisse wieder herzustellen uns bemühen. Denn, um es zu suchen, und zu kennen, wenn wir es gefunden haben, oder wenn man es uns

vor-

vorsagt, mußte doch die dunkele Kenntniß schon im Geiste liegen, die nur durch eine erweckte körperliche, der vorigen ähnliche Bewegung wieder lebhaft zu werden bedurfte. So bemüht einer sich, durch Versuche auf dem Klavier, die Erinnerung einer Melodie wieder zu erhalten, und kennt sie, wenn er sie getroffen hat, auch wenn er sie zuvor auf einem andern Instrumente, oder von einer Singestimme gehört hatte. Ein merkwürdiger Fall eines durch Krankheit etliche Monate lang gehemmten Gedächtnisses, davon der berühmte Linné Nachricht giebt, (Schwed. Abhandl. 1745. VII. Th. S. 117.) zeigt besonders diese innere Kenntniß dessen, was der Kranke nicht hervorzubringen vermogte — So kann auch ein durch Verletzung des Gehirnes ganz verlornes Gedächtniß wieder erlangt werden, wenn nur die Fähigkeit des Gehirnwerkzeuges wieder hergestellt ist, da doch alle örtliche Spuren durch eine solche Zerrüttung gänzlich ausgelöscht seyn müßten. Ein außerordentliches Beispiel von gänzlichem Verluste des Gedächtnisses und aller Sinne, welche doch nach zwölf Jahren plötzlich wieder erlangt wurden, (Schwed. Akad. neue Abhandl. V. Th. S. 315.) kann uns zu dieser Betrachtung dienen. In so langer Zeit war doch der Körper ganz verändert, und die neuen Theile, welche den Abgang ersetzten, konnten nicht — wie man sonst das im Körper daurende oder nachbleibende erklären will — die Form der ehemaligen gesunden annehmen, sondern hätten sich nach den gegenwärtigen zerdruckten fügen müssen. Die Ueberlieferung des Eindrucks oder Zustandes von dem einen zum andern konnte also nicht die ehemaligen Vorstellungen wieder hervorbringen, sondern es mußte ein bleibendes Wesen, und in demselben eine bleibende, und nur auf eine Zeitlang gehinderte Kraft seyn, dadurch, nach wieder hergestellten Werkzeugen, diese Fähigkeit sich wieder äußern konnte.]

§. 6.

Dergleichen Substanz oder Seele, die ein Bewußtseyn besitzt, ist in jeglichem einzelnen Menschen nur eine. Alles, was ein Bewußtseyn in sich schließt, nämlich alle äußere und innere Empfindung, alle Lust und aller Schmerz, alle Einbildungen, Gedanken, Neigungen, Begierden, Affecten, das geht alles in einem einzigen

Wesen

Wesen vor. Es ist eben dasselbe Wesen, welches die Schmerzen im Kopfe empfindet, das auch in der Hand, in den Gedärmen, im Fuße fühlet, das mit der Nase riecht, mit der Zunge schmeckt, mit den Augen sieht, mit den Ohren höret. Die Werkzeuge dieser theils ähnlichen, theils verschiedenen Empfindungen sind zwar räumlich außer einander und an verschiedenen Orten, und lassen sich von einander trennen: aber das empfindende Wesen ist doch nur eins und eben dasselbe. Wenn denn auch Millionen verschiedener Punkte oder Stellen unserer Haut und unsers innern Körpers durch Ansetzung einer Nadelspitze empfindlich sind: so ist doch nur ein einzig Wesen, das alles allein allenthalben empfindet. Aber eben das Wesen, welches sich der gegenwärtigen Dinge, nach der Empfindung bewußt ist, ist auch dasjenige, welches sich durch seine Einbildungskraft und durch sein Gedächtniß, die vergangenen und abwesenden Dinge empfunden zu haben, erinnert. Eben das, was denkt, ist auch das, was empfunden hat: eben das, was da will, ist auch das, was da denkt, das Ding sey ihm gut.

Es ist also eine unnatürliche und wider unser Bewußtseyn laufende Einbildung, wenn einige sich selbst in ihrer Vorstellung getheilt haben; ich will sagen, daß sie sich überredet, es wären in ihnen Seele und Geist, oder, nach anderer Meynung, Verstand und Wille, als zwo Substanzen, unterschieden. Denn, wenn nur ein Wesen sich alles dessen, was in uns geschieht, innerlich bewußt ist, so kann das, was in einem Bewußtseyn besteht, nicht in verschiedenen Substanzen vorgehen. Oder wenn eine jede Substanz ihr besonderes Bewußtseyn hätte, so müßten wir auch zwo Seelen haben, und gedoppelte Menschen seyn; wie diejenigen sind, da zween Leiber an einander gewachsen, oder theils mehr, theils weniger (nur die Köpfe ausgenommen) in eins

geschmolzen sind; in welchen Leibern in der That zwo Seelen: oder zween Menschen wohnen.

Es ist der Mühe werth, daß man diese besondere und seltene Begebenheit mit ihren Umständen betrachte, weil sie nicht wenig zur Erläuterung, was der Mensch und die menschliche Seele sey, beiträgt. Es giebt Geburten von Zwillingen, die nicht allein, jedes mit vollkommenen Gliedmaaßen an einander gewachsen sind; sondern da auch dem einen wenigere oder mehrere, äussere oder innere, Gliedmaaßen mangeln, oder mit den Gliedmaaßen der vollkommenern Geburt in eins geschmolzen sind. Von beinahe vollkommenen Zwillingen, die an einander gewachsen, weis ich mich eines Beispieles zweyer Mägdchen zu besinnen, die im Anfange dieses Jahrhunderts allerwärts herumgeführt wurden, und nur am Kreuze zusammen gewachsen waren [2]). Von den verstümmelt Zusammengewachsenen aber ist ein merkwürdig Beispiel, unter dem Könige Jacob IV. in Schottland, einer männlichen Geburt, da vom Nabel aufwärts alles gedoppelt, niederwärts aber alles einfach gewesen [3]).

Bey allen solchen Misgeburten finden sich in der That zwo Seelen in einem Leibe, deren jede sich besonders bewußt ist. Wenn sie gleich mehrere oder wenigere gemeinschaftliche Theile des Körpers haben, worinn sie beide empfinden, so sind doch die Seelen, welche die Veränderung in einem und demselben Punkte des Körpers empfinden, und sich dessen bewußt sind, eben sowohl verschieden, als zween gesunde Menschen verschieden sind, welche von einem und demselben Punkte eines äußern Körpers ein Bild in den Augen und Gedanken fassen, oder beide einen Ton hören. Uebrigens ist zwischen beiden Seelen sowohl in der Vorstellung dieser einen Veränderung im gemeinschaftlichen Theile, als deren

deren Folgen, vielmehr aber noch in andern Empfindungen, Gedanken und Gemüthsbewegungen, ein gewaltiger Unterschied. Das eine schläft, wenn das andere wachet. Das eine empfindet und bemerkt, was das andere nicht bemerkt. Das eine stellet sich bey dem Gegenwärtigen, in seiner Einbildungskraft, ganz andere abwesende und vergangene Dinge vor, als das andere. Das eine urtheilt und schließt anders, als das andere, und ein Kopf könnte, seiner Einsicht nach, einer ganz andern philosophischen oder christlichen Meinung und Secte zugethan seyn, als der andere; der eine ein Zweifler, der andere ein Dogmaticus, der eine ein Epicurer, der andere ein Stoiker, der eine ein Protestant, der andere ein Katholik seyn. Man sieht, daß auch die Gemüthsneigungen und Bewegungen solcher Seelen in einem Leibe ganz wider einander laufen. Das eine ist lustig, das andere traurig; das eine fürchtet, das andere hoffet; das eine liebt Geld, das andree Ehre. Zu geschweigen, daß das eine krank seyn und sterben kann, wenn das andere noch gesund ist und lebet.

Kurz, wo zwey Wesen oder Substanzen außer einander sind, deren jede für sich und auf verschiedene Weise empfindet, denkt, will, und sich alles dessen bewußt ist, da sind zwo Seelen, da sind zween Menschen; sie mögen nun ganz besondere, oder auch gemeinschaftliche Werkzeuge haben. Daher sind dergleichen zweyköpfige Misgeburten auch, in der Christenheit, allemal als zween besondere Menschen getauft, und mit verschiedenen Namen benannt worden; welches zugleich ein Beweis ist, daß man die einzelnen Menschen nicht nach dem Körper, sondern nach der Seele, rechnet und zählet.

Wenn demnach in jedem Menschen ordentlicher Weise zwo Substanzen außer einander wären, als die

vor=

vorgegebene Seele und Geist, oder die verständige und wollende Substanz seyn sollen, deren jede für sich empfände oder sich bewußt wäre; so würden in jedes Menschen Körper auch zwo Seelen wohnen, oder zween Menschen stecken; welches ungereimt, und wider alle innere Erfahrung ist. Der Grund des Irrthums liegt bloß darinn, daß man aus der verschiedenen Vorstellung und Neigung der Seele, dadurch sie mit sich selbst in einen Kampf geräth, verschiedene Substanzen gemacht. Allein, eben das Wesen in uns, welches sich bewußt ist, daß ihm ein Ding, nach sinnlicher Vorstellung, reizend und gut lasse, ist auch dasjenige, welches sich bewußt ist, daß es eben dasselbe Ding, nach der reinern Vorstellung der Vernunft, für böse ansehen und verabscheuen müsse: so wie es eine Seele ist, welche den halb im Wasser stehenden Stock nach dem Gesichte, für gebrochen, nach dem Gefühl, für gerade hält.

[2]) Diese zwey Mägdchen, Helena und Judith genannt, sind 1701, den 26. des Weinmonats, in der Grafschaft Comorrn, in Ungarn, in dem Dorfe Szony, auf des Grafen Zichi Gütern zur Welt gekommen, und haben alle Gliedmaaßen vollkommen gehabt, nur daß sie am untersten Theile des Rückgrades bey dem Kreuze zusammen gewachsen, und gemeinschaftliche Oeffnungen des Ausganges von Speise und Getränke gehabt; jedoch so, daß eine jede sich besonders ihres Ueberflusses, nach Nothdurft, entledigen können, auch die monatliche Reinigung zu verschiedener Zeit verspüret. Ein ungarischer Arzt, Namens Csuszi, hatte sie von den armen Aeltern auf eine Zeitlang gedungen, und ließ sie durch ganz Europa für Geld sehen; bis sie der Cardinal August von Sachsen-Zeitz, und Erzbischof zu Gran, in ihrem neunten Jahre dem Arzte wieder abgenommen, und den Urselinern zu Presburg ins Kloster gegeben. Sie haben von ihrem Herumreisen, außer dem Ungarischen, auch deutsch und französisch zu reden gewußt, und im Kloster, außer ihrer Religion, lesen, schreiben, sticken, Spitzen klöppeln, u. s. w. gelernt. Diese Umstände sind von dem Gerhard Cornelius von den

Driesch

Driesch, Secretarius und Historiographus des Hrn. Grafen Damian Hugo von Virmondt, welcher die Mägdchen im Jahre 1722, im gedachtem Kloster gesehen, in seiner historischen Nachricht von der Römisch-Kayserlichen Großbothschaft nach Constantinopel, Nürnb. 1723. 4. p. 19 sqq. beschrieben, und ihre Gemüthsbeschaffenheit mit folgenden Worten ausgedrückt: Es kömmt wohl, daß, wenn eine schläft, die andere wachet: und wenn diese arbeitet, die andere ruhet. Es ißt wohl eine, wann die andere trinkt, oder was anderes vor hat. Hingegen sitzen, stehen, gehen und liegen sie allezeit zusammen mit großer Beschwerniß, weil die Zusammenfügung der Körper es nicht anders zuläßt. Wann sie mit einander reden, wenden sie einander mit gebogenen Halsen das Gesicht zu: sie küssen sich zusammen aus Liebe, schlagen sich aber auch tapfer mit Fäusten, wann sie bös sind. Wann ein Streit zu der Zeit, da sie beiderseits noch bey guten Kräften gewesen, zwischen ihnen entstanden, hat diejenige, welche sich stärker zu seyn glaubte, die andere über die Achsel genommen, und davon getragen. Jedoch sind sie vielmehr eines stillen und sanftmüthigen Wesens, als daß sie sich oft erzürnen sollten. Die jüngere, Judith, ist vor ungefähr drey Jahren mit einem Schlagfluße gerührt worden, wodurch sie an der Sprache und Vernunft Schaden gelitten, und daher anjetzo etwas einfältig scheint. So oft sich eine nicht wohl befunden, hat auch die andere ebenermaaßen, ob sie schon mit gleicher Krankheit nicht behaftet war, einige Unruhe in dem Gemüthe, Schwachheit der Sinnen, und unordentliche Bewegung der innern Theile des Leibes verspüret. Doch schreibt Mich. Ernst Ettmüller in Disp. de Monstro Hungarico, (Resp. Georg. Chr. Werther) Lipf. 1707. §. XIII. von diesen allzusehr verschwisterten Mägdchen, daß, da sie in Leipzig gewesen, die jüngere, Judith, mit Erbrechen geplagt worden, wovon aber die ältere, Helena, nichts gewußt; daß sie aber doch beide zugleich an den Pocken danieder gelegen. Sie sind 1723 im Febr. fast in demselben Augenblicke gestorben. S. Philos. Transact. Vol. L. P. I. p. 311-322 wo auch eine anatomische Beschreibung von einem Doctore Medicinae, Just. Joh. Torkos gefunden

den wird. [Wir lernen daraus, daß die Kreuzbeine am untern Ende in eins verwachsen gewesen. Inwendig waren die großen Arterien dieser zwey Körper, wie auch die großen Venen, unterhalb der Nieren, in einfache Kanäle zusammengeflossen: die beiden Mastdarme machten am Ende einen Kanal aus; und die Mutterscheiden, nicht aber die Harngänge, hatten eine gemeinschaftliche Oeffnung — Das Gefühl war nur in den verwachsenen einfachen Theilen beiden gemein.]

[3]) Der glaubwürdige Zeuge hievon ist eigentlich Buchananus, in Rerum Scoticarum historia, lib. XIII. p. 411. dessen Worte ich anführen will. *Circa haec tempora* (1490. sub Jacobo IV Rege) *monstrum novi generis in Scotia natum est, inferiore quidem corporis parte specie maris, nec quicquam a communi hominum forma discrepans: umbilicum vero supra, trunco corporis, ac reliquis omnibus membris geminis, et ad usum et speciem discretis. Id Rex diligenter et educandum et erudiendum curavit, ac maxime in musicis, qua in re mirabiliter profecit. Quin et varias linguas edidicit, et variis voluntatibus duo corpora secum discordia discutiebant, ac interim litigabant, cum aliud alii placeret: interim velut in commune consultabant. Illud etiam in eo memorabile fuit, quod, cum inferne crura lumbive offenderentur, utrumque corpus communiter dolorem sentiret: cum vero superne pungeretur, aut alioqui laederetur, ad alterum corpus tantum doloris sensus perveniret. Quod discrimen etiam in morte fuit magis perspicuum: nam cum alterum corpus complures ante alterum dies exstinctum fuisset, quod superstes fuit, dimidio sui computrescente, paulatim contabuit. Vixit id monstrum annos viginti octo, ac decessit administrante rem Scoticam Joanne Prorege. Hac de re scribimus eo confidentius, quod adhuc supersunt homines honesti complures, qui haec viderunt.* Siehe auch hievon Camerarium in Horis subsecivis Cent. II c. 67. p 275. [Es zeigte sich also auch hier, obgleich die Körper nur halb getrennt

waren, verschiedener Verstand und Wille. In den zwiefachen Theilen hatte auch nur jeder Körper sein eigenes Gefühl: in den gemeinschaftlichen aber fühlten beide zugleich. Ohne Zweifel nämlich giengen dahin gedoppelte Nerven, von jedem Kopfe die seinigen. Daß der eine Körper einige Tage vor dem andern gestorben seyn soll, ist bey so genauer Verbindung zu bewundern. Denn es müßte alsdenn der Blut-Umlauf in den untern Theilen noch von dem einen Herzen betrieben seyn, da das andere stockte, weil doch vermuthlich die Blutgefäße unten in einfache Kanäle zusammengelaufen waren, welches sogar bey der oben beschriebenen, so wenig verwachsenen Misgeburt gefunden ward, und noch mehr bey den einleibigten zweifüßigen beobachtet wird. S. Haller Opp. anat. min. T. III. de monstris L. I. c. 22. 25. 27. Der Bericht ist auch wohl nicht in allen Stücken genau abgefaßt. Eine Vorstellung von der Beschaffenheit der Nerven in solchem Falle kann man sich aus des Herrn Professors Prochaska anatomischen Beschreibung einer 1778 zu Wien beobachteten Zweyköpfigten, aber, wie viele dieser Art, nur zweiarmigten, Misgeburt machen, welche in dessen Adnotat academ. fascic (Pragae 1780 8.) p 49. enthalten ist. Aus dem Laufe der Nerven zu urtheilen, hatten zwar hier die mittlern Theile, und diejenigen Eingeweide des Unterleibes welche einfach waren, eine gemeinschaftliche Empfindung: die Arme aber hatten jeder von seinem Rückenmarke eigene Nerven, und mußten also der eine von dem rechten, der andere von dem linken Kopfe regiert werden. Unten war das Rückenmark vereiniget, daher es zweifelhaft ist, ob die Beine, wiewohl zu jedem von seiner Seite her Nerven ausgiengen, doch nicht von beiden Gehirnen her einige Fasern erhalten haben. In dieser Misgeburt waren zwar zwey Herzen, deren Adern aber doch mannichfaltige Gemeinschaft mit einander hatten.]

Ich bedaure nur, daß diejenigen, welche dergleichen seltene Zufälle zu beobachten Gelegenheit gehabt, nicht mehr Nutzen daraus gezogen, und insonderheit vieles, was die Seele betrifft, unbeobachtet gelassen haben. Ich würde wenigstens solchen zween eingefleischten Menschen noch unterschiedliche Fragen gethan haben, wie ihnen in diesem und jenem Falle oder Theile zu Muthe sey. Nun mögte ich aber doch gerne von einem Harmonisten wissen, ob dergleichen Maschine, als oben beschrieben ist, halb nach einzelnen Seelen, halb nach beiden

Seelen

Seelen, harmonisch eingerichtet sey? und wie die Harmonie bestehe, wenn ihre Meinung und Wille gegen einander gelaufen?

§. 7.

Da denn, ordentlicher Weise, nur eine Seele im menschlichen Leibe wohnt, und diese eine Substanz allein alles aus allen räumlichen Punkten des ganzen Leibes empfindet, und sich allein alles dessen, was darinn geschieht, bewußt ist; so ist dieses Empfinden und Bewußtseyn eigentlich nicht in vielen Theilen, die außer einander sind, nicht im Zusammengesetzten oder Ausgedehnten; so sind die vielen Theile außer der einen Seele, die in allen Theilen allein alles empfindet; so unterscheidet sich diese eine Substanz von allen räumlichen Punkten des ganzen ausgedehnten und zusammengesetzten Körpers, als ein einfaches Wesen, das der einzige untheilbare Mittelpunkt ist, worinn alle Veränderungen in dem ganzen Umfange des Leibes zur einzelnen Empfindung und zum Bewußtseyn gedeien.

Es können nicht viele verschiedene Theile, die außer einander sind, gemeinschaftlich empfinden und sich bewußt seyn, oder ein jedes Theil würde auch für sich empfinden, und eine Seele seyn, und also in jedem Menschen so viel Seelen wohnen, als verschiedene empfindliche Theile ausser einander wären. Unser Leib aber, und selbst der Kopf, besteht, wie alle ausgedehnte Körper, aus vielen Theilen, die außer einander und von einander unterschieden sind. Eins ist folglich nicht das andere. Wie der Kopf nicht der Fuß, und dieser nicht die Hand ist, so ist auch ein jedes Pünktchen oder Stäubchen des Leibes, und selbst des Kopfes, nicht sein Nachbar. Die Veränderung in dem einen Theile ist also auch nicht die Veränderung in dem andern. Demnach, wenn ein jedes in sich selbst Empfindung hätte,

so würde auch die Empfindung des einen Theiles nicht die Empfindung des andern seyn. Wenn auch die Empfindung in allen Theilen ähnlich wäre, so würde sie doch in vielen verschiedenen Theilen seyn, deren jedes für sich empfindet. Sobald man also die Empfindung und das Bewußtseyn in unserm Körper selbst, und in dessen ausgedehnter und zusammengesetzter Materie suchet, und sie vielen Theilen gemein macht; so werden dadurch in einem Körper so viel Seelen gesetzt, als nur empfindliche Stäubchen sind.

Man stelle sich die Sache im Großen vor. Wenn viele Menschen sich angefasst haben, und einer durchs Electrisiren erschüttert wird; so theilt sich diese Erschütterung allen mit, welche sich angefasst haben. Hier geschieht demnach in vielen Körpern, die sich berühren, fast zugleich eine ähnliche Veränderung. Dennoch hat ein jeder für sich seine eigene einzelne Empfindung, die nicht des andern ist; und daher sind es auch verschiedene Menschen mit verschiedenen Seelen. Wenn nun die Stäubchen unsers Körpers, die sich einander berühren, von dem Eindrucke der Sinne, auch jedes für sich, seine eigene einzelne Empfindung hätte; so würde ja eben dasselbe müssen gesagt werden, daß jedes für sich eine Seele sey. Allein, der Fuß empfindet nicht für sich, noch die Hand, noch der Kopf, noch irgend ein kleineres Theil des Körpers: die eine Seele empfindet allein alles in allen. Das Auge sieht nicht besonders, das Ohr höret nicht besonders, u. s. w. es ist eine und dieselbe Seele, die im Auge sieht, im Ohre höret, in der Nase riecht, in der Zunge schmecket, in Millionen Punkten des ganzen Körpers, wo nur eine Nadelspitze hingesetzt wird, allein alles fühlt; folglich auch von allen den vielen Theilen, darinn sie allein alles fühlt, unterschieden ist. Die Seele ist demnach eine **einfache** Substanz, nicht aber

aber ausgedehnt, zusammengesetzt, oder theilbar; sie ist also von unserm Körper gänzlich unterschieden 3b).

Wenn nun ein jeder Mensch dieses ohne großes Kopfbrechen bey sich spüren und fühlen kann, daß seiner körperlichen Theile unzählig viel sind, darinn er Empfindung hat, und daß doch das Wesen, welches in allen empfindet und sich bewußt ist, nur eins sey; so muß auch einem jeden leicht seyn, seine Seele von allen körperlichen Theilen zu unterscheiden, und sein wahres Ich mit dem Körper, worinn er sich jetzt bewußt ist, nicht zu vermengen. Wenn aber einer durch sein eigen Gefühl nicht klug werden wollte; so mögte ich ihn auf die obbeschriebene Misgeburt verweisen. Darinn sind offenbarlich zwey verschiedene empfindende Wesen, zwo Seelen, die sich verschiedentlich bewußt sind, verschiedentlich denken und wollen. Nun haben die beiden Seelen in den unteren einfachen Theilen gemeinschaftliche Empfindung, und folglich rechnet sie eine jede Seele zu ihrem Ich: jede sagt von dem einen Beine: es ist mein Bein; jede klagt, wenn nur eine Nadelspitze daran gesetzt wird: ich werde gestochen, es thut mir wehe. Wäre nun der empfindliche Theil selbst dasjenige Wesen, das da empfindet; so müßten aus einem Beine zwey, aus jedem empfindlichen Theilchen desselben ein gedoppeltes werden; welches ungereimt ist. Es müssen also diese empfindlichen gemeinschaftlichen Theile außer beiden Seelen, und von beiden unterschieden seyn. Da nun in solchen Misgeburten die Gesetze der Empfindung und Vorstellung nicht anders sind, als bey andern einfachen Seelen: so sind bey allen Menschen die körperlichen Theile, worinn sie empfinden, außer ihrer einen Seele, und von derselben unterschieden.

3b) [Man hat sich zwar mit der Vorstellung täuschen wollen, „daß doch einem vielfachen Ganzen eine Beschaffenheit oder Wirkung zukommen könne, die aus dem Zusammen-

wirken der verschiedenen Theile entspringe, und so mögte es auch wohl mit dem Denken beschaffen seyn." — Eine deutliche Entwickelung wird den Ungrund leicht entdecken. Die Wirkung, welche aus der zusammentreffenden Thätigkeit mehrerer Substanzen entsteht, kann nur äußerlich seyn, und der Erfolg nur in Beziehung auf ein anderes Wesen als vereinigt betrachtet werden. In sich aber sind und bleiben es immer viele, verschiedene, neben einander bestehende Beschaffenheiten oder Thätigkeiten. So der Stoß zusammenverbundener Materien; so die Schwingungen mehrerer Saiten, welche eine Harmonie wirken. Selbstbewußtseyn aber, Denken, Empfinden, ist keine Beziehung auf ein anderes Wesen, sondern muß in dem Wesen selbst liegen und vorgehen, welches sich bewußt ist. Das ein Gegenwirken, oder Zusammenwirken mehrerer Dinge erfodert werde um eine Vorstellung zu erregen, darauf kommt es nicht an, sondern auf das Bewußtseyn des Wesens, auf welches jene Dinge gewirkt haben. Dieses kann die auf selbiges treffenden vielfachen Beziehungen zusammenfassen: aber eben aus diesem Zusammenfassen in Einem erhellet, daß es selbst nicht vielfach sey. Wenn man also sagt — der ganze Gedanke könne ungetheilt in der ganzen Maße der Materie, d. i. vieler Theile liegen, so täuscht man sich nur, da man die Theile nicht als von einander abgesondert betrachtet. Ist denn was wir ein Ganzes nennen, weil wir in Gedanken gleichsam einen Umkreis umher schliessen, oder weil auch die Theile auf einander wirken und in so ferne sie ungetrennt sind ein Individuum, ein Ding heißen, deswegen ein eigenes für sich bestehendes, von den Theilen verschiedenes Wesen, dem innere Beschaffenheiten zukommen? Bleibt das was innerlich in dem einen Theile vorgeht, nicht von dem in andern Theilen vorgehenden, so wie die Theile selbst, abgesondert und der Zahl nach verschieden? Auf die Art, Größe oder Entfernung der Theile kommt es hier nicht an, sondern bloß auf ihre Mehrheit, nur machen jene Umstände, das Unstatthafte deutlicher in die Augen fallen. Man versuche also die Anwendung des Satzes, „daß etwas Materielles, d. i. Zusammengesetztes, als ein Ganzes genommen, doch wohl die Kraft zu denken besitzen könne," auf irgend etwas, dessen Theile uns deutlich sind. Ob z. B. ein Verstand darin sey, wenn man sagte — die Uhr, im Ganzen genommen, könnte wohl vereinte Vorstellung haben; oder — im Bienenstocke

könne

könne sich aus den zusammentreffenden Wirkungen ein Gedanke erzeugen, ein Bewußtseyn entstehen? Also: wir verstecken uns nur im Dunkeln, wenn wir von unserm Körper, oder dem Gehirne, in welchem doch immer eine Vielheit von Theilen begriffen ist, das als möglich setzen, welches wir bey jeder andern Vielheit, die wir deutlich erkennen, als unmöglich einsehen — Wenn auch bey den zusammenhängenden polypenartigen Thieren, wie bey der Seefeder, eine Empfindung da ist, die sich überall erstreckt, so bleibt doch die Empfindung, Lebenskraft und Willkühr jedes darinn enthaltenen Polypen verschieden und ihm eigen. Die Wirkung davon kann sich auf die andern mit erstrecken, was aber dem einen inwohnt ist nicht in dem andern, und eine gemeinsame Kraft, die weder in dem einen noch dem andern läge, noch einen besondern Grund hätte, sondern als zwischen allen schwebend wäre, ist ein leerer Ausdruck. Sie kann demnach nicht aus den einzelnen Empfindungen zusammengesetzt seyn, sondern muß in einem vorzüglichen Wesen liegen, dessen Verhältniß so beschaffen ist, daß es die Untergeordneten regiert. Man lasse sich also durch die einfache Zahl des bloßen Wortes, Körper, Materie, u. s. f. wodurch doch eine Mehrheit von Theilen verstanden wird, nicht täuschen. Der Zusammenhang macht die verschiedenen Dinge, sie mögen groß oder klein seyn, nicht zur Einheit, und kann ihre innern Bestimmungen, Empfindungen, Thätigkeiten nicht einfach machen — „Einheit, sagt man, sey doch nur ein abgezogener (abstracter) Begriff.“ Dies ist irrig. Abgesondert ist nicht mit Abgezogen zu verwechseln. Letzteres wird nur in Gedanken durch Weglassung der Verschiedenheit mehrerer wirklichen Dinge, gebildet, als Mensch, Thier, u. s. f. Abgesondert aus der Vielheit aber bleiben die Einheiten, dieser Mensch, dieses Thier, wirklich. Die Vorstellung von Einheit kann also von zweien oder dreien abgesondert werden, ist aber kein blos abgezogener in Gedanken gebildeter, vielweniger ein verneinender Begriff, sondern vielmehr die Grundlage aller Vorstellung von Vielheit, und liegt in unserem inneren Bewußtseyn, obgleich wir kein würklich Einfaches unsern äussern Sinnen darstellen können — Ob übrigens diejenigen Wesen, deren vereintes Wirken auf unser Vorstellungs-Vermögen die Erscheinung von Körper oder Materie hervorbringt, auch eine Art von Bewußtseyn, oder Vorstellungskraft haben mögen, irret uns nicht, wiewohl es wahrscheinlicher ist, daß

Wesen verschiedener Art auch, wenigstens dem Grade nach, verschiedene Kräfte haben. Genug, das Selbstbewußtseyn, als eine innere Kraft, ist untheilbar und läßt sich nicht mittheilen: jedes einzelne Bewußtseyn muß in einem, und kann nicht in vielen Wesen liegen, und, durch mehrere empfindende Wesen wird nicht ein empfindendes Wesen dargestellt.]

§. 8.

Diese Verschiedenheit der Seele von allen körperlichen Theilen erhellet auch daher, daß die Seele, wie ich oben gezeigt, sich der Dauer nach bewußt ist, eben dieselbe zu seyn, welche vormals so mancherley empfunden, gedacht und gewollt hat, und sich folglich innerlich, an der Reihe ihrer verschiedenen Veränderungen, als ein einzeln fortdaurendes Wesen, kennet. Nun sind wir uns aber von keinem einzigen Stäubchen unsers ganzen Körpers bewußt, ob es noch eben dasselbe sey, welches wir vormals gehabt haben, oder ob ein anderes an dessen Stelle getreten sey. Folglich ist die Seele, ihrem innern Bewußtseyn nach, von allen Theilen des Körpers unterschieden.

Der Körper ist nämlich der Seele gleichsam zum Spiegel gegeben, worinn sie sich selbst, die Welt und den Schöpfer erkennen kann. Auf den Spiegel an sich ist sie nicht gewiesen; ob der unverrückt derselbe bleibt, oder ob sie die Dinge hernach in einem andern untergeschobenen sieht, daran liegt ihr nichts; genug, daß sie sich selbst und andere Dinge allemal darinn auf eine kennbare Weise erblickt, und sich demnach durch Erinnerung des vorigen Zustandes immer zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit schwingen kann. Der Körper verhält sich also wie ein sanftfließendes Wasser, darinn sich einer sieht. Das Wasser verändert sich unvermerkt, und wir sehen uns doch darinn unverändert, und auf einer Stelle.

§. 9.

Ich dürfte fast noch ein Paar Merkmale des Unterschiedes von Seele und Leib hinzufügen, die mir sehr klar und fühlbar scheinen. Wir beobachten nämlich bey uns selbst zweierley Empfindungen, die wir in äußere und innere, oder in sinnliche und Gemüthsempfindungen theilen. Die Verschiedenheit läßt sich am klärsten sehen, wann wir heftige und scharfe Empfindungen beider Arten gegen einander halten: als etwa eine schmerzhafte Verletzung leiblicher Theile, und einen empfindlichen Verdruß verletzter Ehre. Bey jener wissen wir allemal Ort und Stelle genau anzuzeigen, wo es uns wehe thut; bey diesem aber nichts räumliches. Wir können nicht über Kopfschmerzen, nicht über Herzklopfen, nicht über Bauchgrimmen, nicht über Stiche in irgend einem empfindlichen Theile des Leibes klagen.

Die Ursache ist offenbar. Denn, wenn der Schmerz von unserm Körper den Ursprung nimmt, so sind die verletzten Theile außer einander, und räumlich unterschieden; und die Seele, welche sich den gegenwärtigen Zustand ihres Körpers genau vorstellet, weis die Theile anzugeben, wo die widernatürliche Veränderung geschehen ist. Aber der Verdruß von einem Schimpfe entsteht in der Seele nicht aus der Vorstellung irgend einer körperlichen, sondern ihrer eigenen Unvollkommenheit und Verletzung. Und da sind keine verschiedene Theile, weder außer noch in der Seele, anzugeben, wo ein Schade verursacht wäre. Nicht außer der Seele: denn es war nur ein Wort, eine Gebärde, welche den Verdruß erweckten, ohne unsern Ohren oder Augen Leid zu thun. Nicht in der Seele, weil da keine Theile sind, die einen Raum ausmachen, und deren jedes einen gewissen Ort einnimmt.

Wäre die Seele körperlich, oder ein Theil unsers Körpers, und der sogenannte Gemüthsverdruß eine Verletzung dieses Körpers, oder dieser Materie; so müßte man, insonderheit in einer scharfen und heftigen Leidenschaft, den Ort anzeigen können, wo die festen Theile zerrissen, oder zu stark gedehnt, oder gedrückt worden, und wo es folglich so heftig wehe thäte. Denn da hat die Ausflucht nicht Statt, welche man bey schwachen und langsamen Gemüthsempfindungen, als Schwermuth, Sehnsucht und dergleichen, machen könnte. In solchem Falle könnte man etwa sagen, daß diese dennoch körperliche Leidenschaften wären, welche viele Theile des Körpers zugleich auf eine dunkele Weise beschwerten; daß man daher einen gewissen Theil, darinn es wehe thue, anzugeben nicht im Stande sey: es sey uns oft im Körper nicht recht, wenn etwa eine Krankheit schleichend kömmt; und wir könnten doch keine gewisse Stelle des Körpers bemerken, da der Schmerz vor andern seinen Sitz hätte. Allein diese Ausflucht läßt sich bey scharfen und heftigen Gemüthsempfindungen nicht machen.

Man muß aber die körperlichen Folgen solches Verdrusses mit dem Verdrusse an sich nicht vermengen. Es kann nach dem Aergernisse das Blut wallen, ein Erbrechen, Podagra, Zittern, Herzklopfen, u. s. w. erfolgen. Aber ein jeder fühlt wohl, in welchem Gliede diese Schmerzen sitzen, und ist sich doch bewußt, daß sein empfundener Gemüthsverdruß nicht im Fuße, nicht im Magen, nicht im Herzen wohne.

Ich will nicht sagen, daß die Art der Empfindung selbst in beiden Fällen sehr unterschieden sey. Das läßt sich fühlen, aber nicht beschreiben. Jedoch kann man dieses nicht allein bey beiderley heftigen, sondern auch gelinden Empfindungen in sich selbst spüren. Denn,

wenn

wenn sich das menschliche Auge an eine Unordnung, Schiefigkeit, übele Proportion und Bildung, oder ungereimte Wahl von Farben, stößt; so weis ein jeder bey sich selbst, daß hier nicht sowohl das Auge einen Eindruck bekömmt, welchen es nicht vertragen könnte; denn was kann eine schiefe oder kürzere Linie das Auge mehr beleidigen, als eine gerade, oder längere? sondern das Gemüth leidet eine Unlust von seiner eigenen Einsicht der Unvollkommenheit; gleichwie es sonst an der Einsicht der Ordnung, Proportion und Uebereinstimmung, Lust genießt. Es suchet sich natürlicher Weise zur Vollkommenheit zu bilden, und liebt daher die Muster derselben, wodurch Verstand und Neigung gebessert und beruhigt werden. Die gegenseitigen Vorstellungen verderben den Geschmack der Seele, und gewöhnen sie nach und nach zur Unvollkommenheit.

Noch ein ander Merkmal des Unterschiedes zwischen Seele und Leib läßt sich aus der willkührlichen Beachtung nehmen. Wenn wir uns nämlich, vermöge der Sinne, tausenderley gegenwärtige Dinge zugleich vorstellen; so beachten wir nicht allein eins unter allen andern unwillkührlich, was uns den stärksten Eindruck giebt, sondern wir können auch willkührlich beachten, was einen weit schwächern Eindruck macht, als andere.

Die Vorstellung abwesender Dinge ist an sich allezeit schwächer, als der gegenwärtigen: wir können sie aber willkührlich stärker und klärer machen, als alle Vorstellung gegenwärtiger Dinge, so daß wir Hören und Sehen darüber vergessen. Unter den gegenwärtigen Dingen, die uns rühren, kann der Schall, der ins Ohr fällt, leiser und schwächer seyn, als das Licht, welches die Körper im Auge bildet: aber wir haben es in unserer Macht, dem dunkeln Schalle nachzulauschen, ohne auf die Gegenstände des Gesichts zu achten. In

dem Auge malen sich die Dinge am klärsten und deutlichsten ab, welche der Augenaxe gegenüber stehen; die andern desto dunkeler und undeutlicher, je weiter sie von dem Mittelpunkte des Auges zur Seite abweichen. Dennoch kann uns eins zur Seite reizen, daß wir die Augenaxen willkührlich nach diesem Gegenstande drehen, um es vor andern zu beobachten. Ja, ich habe es oft versucht, die Augenaxen unverwandt auf einem Gegenstande zu lassen, und dabey dennoch nicht diesen, sondern etwas, das ganz zur Seite stund, und mich gar nicht angieng, willkührlich zu beachten.

Die Seele hat demnach ein Vermögen, einem Theile ihrer ganzen Vorstellung, der an sich von dem schwächsten Eindrucke entstanden, willkührlich eine überwiegende Klarheit und Stärke zu geben, wodurch alle übrige an sich klärere Vorstellungen verdunkelt werden. Es ist auch kein Zweifel, daß die Uebung darinn vieles thue, da einer die ausschweifenden Gedanken, wenn sie sich etwa durch die Sinne stören lassen, so oft und so lange wieder zurück ruft, bis er sie ganz in seine Macht bekömmt. Ich könnte mich auf namhafte Männer berufen, da einer, bey allem Toben und Lärmen seiner Kinder um ihn herum, schwere Berechnungen und Entwürfe zu Stande brachte; ein anderer noch jetzt zuweilen, vor dem offenen Fenster am Markte, wichtige Aufsätze und Deductiones verfertiget. Aber, ein jeder hat bey sich, obwohl die meisten in weit geringerer Maaße, die tägliche Erfahrung davon.

Wäre die Vorstellung nichts als eine Reactio, oder der Gegendruck des Gehirns gegen den sinnlichen Eindruck; und wäre die ausnehmende Beachtung eines Theils der ganzen Vorstellung nichts, als die stärkste Reactio, oder der stärkste Gegendruck des Gehirns gegen einen gewissen Theil des sinnlichen Eindrucks; so müßte

müßte, nach den Gesetzen der körperlichen Bewegung, die stärkste Reactio allemal der stärksten Action gleich seyn, und mit derselben übereintreffen; folglich würde die Beachtung allezeit nothwendig auf den Gegenstand fallen, welcher den stärksten sinnlichen Eindruck gegeben. Weil nun dieses durch die tägliche Erfahrung widerlegt wird; so ist auch unwidersprechlich, daß die Seele nicht körperlich seyn könne, da sie, in der willkührlichen Beachtung, den Gesetzen der Bewegung nicht unterworfen ist, und anders handelt, als ein Körper, nach seiner Natur, thun müßte.

§. 10.

Ich habe mit Fleiß Gründe erwählt, die den Unterschied zwischen Seele und Leib, auf eine klare und fühlbare Art, durch innere Erfahrung zeigen. Denn solche Gründe sind nicht allein faßlicher und kürzer, sondern auch überzeuglicher und unläugbarer, als scharfsinnige Beweise, welche aus der wesentlichen Beschaffenheit der Materie und des Geistes, durch weitläuftige Vernunftschlüsse, gezogen werden.

Ich will diesen aber dadurch ihre Stärke nicht absprechen. Ich glaube allerdings, man hat Recht zu behaupten, daß aus der Materie, und allem, was von ihr bekannt ist, nichts von dem, was der Seele eigentlich zukömmt, erklärt werden mag. Denn, wer kann sich wohl erdreisten, daß er aus unsers Körpers zusammengesetztem Wesen, und dessen Bewegungskräften, begreiflich machen wollte, daß wir uns etwas außer uns vorstellen, allgemeine Begriffe haben, uns bewußt sind, die Dinge in unsern Gedanken vergleichen, und deren Uebereinstimmung einsehen? Wer wird nicht gestehen müssen, daß die Regeln, wornach sich die Kräfte der Körper in ihrer Bewegung richten, ganz anderer Art

sind,

sind, als die Regeln, wornach sich unser Verstand und Wille natürlicher Weise betragen? Lassen sich Begriffe, Urtheile, Schlüsse durch Punkte, Linien, Winkel, Grade, Figuren; lassen sich Lust und Schmerz, Liebe und Haß, aus den Gesetzen der Schwere, der Federkraft, ja der ganzen Mechanik begreiflich machen? Daraus folgt denn auch, daß diejenigen, welche die Seele für etwas Materielles halten, solches ohne vernünftigen Grund und Wahrscheinlichkeit vorgeben.

Gesetzt auch, daß man noch nicht so weit gekommen wäre, einen Widerspruch zwischen der Materie und dem Denken zu zeigen; so hätten doch die Gegner darum wenig Ehre zu sprechen. Man betrachte nur die seichte und flatterhafte Vernünfteley des Mannes, der in neuerer Zeit die Seele zu einem Nichts, und den ganzen Menschen zu einer bloßen körperlichen Maschine machen wollen. Sollte man nicht vermuthen, wer einen solchen Satz zu beweisen unternimmt, der würde doch den Hauptbegriff einer Maschine, worauf alles ankömmt, erklärt, und seinen Beweis darnach eingerichtet haben? Denn, da eine Maschine ein zusammengesetzter Körper ist, dessen Veränderungen durch gewisse Bewegungskräfte, nach Art der Zusammensetzung, und nach den Regeln der Bewegung, erfolgen; so erwartete man von ihm, daß er die Veränderungen, welche der Seele zugeschrieben werden, das Empfinden, Denken, Bewußtseyn, Wollen, als eine räumliche Bewegung gewisser Theile unsers Körpers, darstellen, und selbige aus bekannten Kräften und Regeln der Bewegung, nach Beschaffenheit der Zusammensetzung unsers Körpers, verständlich machen würde. Aber **Demetrius** hat uns weder einen Begriff von einer Maschine gegeben, noch die Hauptfrage durch solchen Begriff bestimmt, noch in der Ausführung jemals daran gedacht, zu zeigen,

gen, daß die Verrichtungen der Seele eben dieselben sind, und auf eben dieselbe Art, und nach eben denselben Regeln geschehen, wie die Verrichtungen in einer Maschine.

Das einzige, worauf **Demetrius** hauptsächlich in dem ganzen Werkchen dringt, ist, was wir längst gewußt haben, und was niemand läugnet: daß die Seele in ihren Verrichtungen und Leidenschaften vom Leibe abhänge. Aber er hat dabey nimmer bedacht, daß er aus dieser Erfahrung seinen Satz durch einen falschen Schluß erschliche. Müßte er nicht eingesehen haben, daß er heimlich voraus setzte: Was vom Körper oder von der Materie abhängt, das ist körperlich oder materiell? Was von einer Maschine abhängt: das gehört mit zur Maschine? Müßte er nicht diesen Satz, worauf er in der That alles bauet, ausdrücklich erwähnt, und deutlich erwiesen haben, wenn er was ordentliches und gründliches hätte schreiben wollen? Davon aber ist keine Spur bey ihm zu finden; und dennoch ist der Satz grundfalsch. Das Leben hängt von leblosen Dingen ab: das Erkenntniß von den Werkzeugen: das Sehen vom Spiegel und Lichte: die Tugend vom Geblüte: Ist denn darum das Leben nichts mehr und nichts anders, als das Leblose? ist das Erkenntniß einerley mit den Werkzeugen? kann der Spiegel und das Licht, so wie das Auge, sehen? steckt die Tugend im Blute?

Selbst die Abhängigkeit der Seele vom Körper ist nicht absolut, sondern leidet viele Einschränkungen; und es ist die gegenseitige Abhängigkeit des Körpers von der Seele damit billig auf die Wagschale zu legen. Es ist 1. überhaupt wahr: die Seele könnte nicht zur Ausübung ihrer geistigen Verrichtungen gelangen, wenn sie nicht einen organischen Körper mit gesunden äußerlichen und innerlichen Werkzeugen hätte, deren Bau und mechanische

Wirk-

Wirksamkeit ihr Leben unterstützte, und zu ihrer Empfindung, Vorstellung und Neigung beförderlich wäre. Sie ist in der Stufenleiter der Wesen in einen solchen Rang gestellet, daß sie von einer sehr niedrigen sinnlichen Vollkommenheit, allmählich zum Wachsthume einer geistigen steigen soll, die keine Gränzen kennet. Aber es ist im Gegentheile auch wahr, daß der gesundeste Körper ohne Seele eine zwar körperliche, aber doch todte leblose Maschine seyn würde. Er würde die klärsten Augen haben, und doch nichts sehen; die schärfesten Ohren, und doch nichts hören; die zartesten Nerven, und doch nichts empfinden; die geschlankigsten Füße und Hände, und doch nicht gehen noch arbeiten; das richtigste Gehirn, und doch nichts denken, wollen und beschließen. Nun aber belebt sie den Körper, und regieret alle Augenblicke die zu ihrer eigenthümlichen Lebensart anerschaffenen Werkzeuge nach eigenem Winke und Gefallen; und siehe, sie gehorchen ihr mit einer zunehmenden Fertigkeit, die von den Stufen der Seelenfertigkeiten abhängt.

Es ist 2. wahr, daß die Gemüthskräfte mit dem Körper von der Kindheit an ordentlicher Weise wachsen, auch oft mit dem hohen Alter wieder abnehmen. Aber jenes ist nicht sowohl dem Wachsthume des Körpers an sich, sondern der Natur der Seele, die nur stufenweise in ihrem Erkenntnisse und in ihren Fertigkeiten zunehmen kann, zuzuschreiben. Dieses aber ist an sich keine nothwendige Folge der abnehmenden Leibes- und Lebenskräfte, sondern eine zufällige Schwachheit, welche auch das blühende Alter treffen kann, wenn dessen Krankheit aufs Gehirn fällt. An sich, wenn nur das Gehirn verschont bleibt, (wie es ja in vielen Krankheiten des Alters verschont bleiben kann), folgt vielmehr natürlicher, daß die Vollkommenheit des Geistes größer seyn und immer größer werden müsse: weil eine lange Erfahrung, öftere Uebung im

Denken, und mancherley erworbenes Erkenntniß von Wahrheiten, da ein Tag den andern gelehret, und eine Einsicht zur andern das Licht gegeben hat, nothwendig das Urtheil richtiger und gewisser machen muß. Zu geschweigen, wenn der sinnliche Reiz matter geworden, und das Feuer der Einbildungskraft und Affecten verraucht ist, daß alsdann viele Vorurtheile, Uebereilungen und Thorheiten wegfallen, und die Rathschlüsse weiser, klüger, vorsichtiger, die Gemüths- und Lebensart gesetzter, ordentlicher, ruhiger und zufriedener seyn kann. Es ist also an sich falsch, daß die Seele mit dem abnehmenden Leibe, der sich dem Tode nähert, nothwendig unvermögender werden müsse; und dieses ist genug, den Einwurf, welcher die Materialität der Seele auf eine gänzliche Dependenz von den Lebenskräften der körperlichen Maschine bauet, abzuweisen. Die Dependenz der Seele in ihren eigenthümlichen Verrichtungen, von gewissen Theilen des Gehirns, wird zwar dadurch nicht aufgehoben: aber man kann auch nicht läugnen, daß wiederum das Gehirn, als ein Werkzeug beliebiger Vorstellungen und körperlicher Handlungen, im Gebrauche von der Willkühr der Seele abhänge, und zwar so, daß sie an die Regeln eines mechanischen Eindrucks und Gegendrucks nicht gebunden ist. Auch ist nicht zu läugnen, daß die Actiones vitales und animales der ganzen körperlichen Maschine ihrem Ende nahe seyn können, wenn diejenigen actiones worinn das eigenthümliche Leben der Seele besteht, in voller Kraft fortgehen.

3. Es ist wahr, daß die Veränderungen und Verrichtungen der Seele von den Werkzeugen der Sinne abhängen. Wenn Augen und Ohren ganz verdorben sind, so können wir nichts sehen noch hören: wenn es ihnen an Vollkommenheit und Schärfe fehlt, so sehen und hören wir nur dunkel und verworren. Wenn hergegen in gesunden Augen und Ohren ein klares Bild und heller Schall

entsteht, der andere Eindrücke überwiegt, so müssen wir es sehen und hören, und haben es auch nicht in unserer Macht, daß wir schwarz für weiß, roth für blau ansehen, noch daß wir eben die Wörter der Farben eins fürs andere hören: und wenn eine Verletzung gesunder Nerven geschieht, so müssen wir Schmerzen empfinden. Allein, es ist wiederum auch wahr, daß wir doch noch indirecte freye Gewalt über unsere Sinne behalten: theils, soferne die willkührliche Beachtung auf tausenderley Gegenstände, und sogar auf den schwächern Eindruck gewandt, und von dem stärkern abgewandt werden kann; theils, soferne wir Augen, Ohren, Nase, für den Eindruck verstopfen und verschließen können, oder uns den Gegenständen bald nähern, bald davon entfernen, oder auch Hülfsmittel der Brillen, Vergrößerungsgläser und Fernröhren gebrauchen, den Staar stechen lassen, oder einen Sinn in die Stelle des andern setzen. Ja, wir sind auch vermögend, die Dinge anders, als sonst, zu empfinden, wenn wir unsere Werkzeuge dazu vorbereiten und gewöhnen. So verhält sichs mit dem Geschmacke an Speisen, am Tobacke, am Weine auf Käse oder Zucker; und mit dem Gefühle in der Gewohnheit an Arbeit oder Ruhe, an Kälte oder Wärme; und selbst den sinnlichen Schmerz sind wir fähig durch Vorstellung zu verdunkeln, und die sinnliche Lust zu erhöhen. Und eben dergleichen Gewalt haben wir guten Theils auch über die sinnliche Einbildungskraft.

4. Es ist wahr: wenn dem Leibe wohl ist, so ist dem Gemüthe gemeiniglich auch wohl, und wenn jener mit Krankheit und Schmerzen behaftet ist, so spüren wir auch im Gemüthe eine Unzufriedenheit. Allein, man sollte doch auch nicht vergessen, das die Heiterkeit und Tugend des Gemüthes vielen Einfluß in die Gesundheit und Munterkeit des Körpers, ja in ein langes Leben hat; wenigstens, daß sie die widrigen Zufälle erträglich macht: so wie hergegen

gegen das Verderben des Gemüthes, durch Affecten und Laster der Gesundheit und dem Leben gefährlich wird, die Widerwärtigkeiten vergrößert, und durch Verzweifelung endlich die Entschließung des Selbstmordes mit sich bringen kann.

Ich bin hierinn aufrichtig, und verhehle die Dependenz der Seele vom Leibe in keinem Stücke: aber ich verlange auch, daß man eben sowohl auf die Dependenz des Leibes von der Seele achten, und sich daher im Schliessen nicht übereilen solle. So wenig wir aus der Abhängigkeit des Körpers von der Seele schließen können, daß die Maschine des Leibes oder deren Materie eine Seele sey: eben so wenig können wir aus der gegenseitigen Abhängigkeit der Seele von ihren körperlichen materiellen Werkzeugen richtig schließen, daß sie eines Wesens mit denselben und gleichfalls materiell sey. So lange man nicht beweisen kann, daß sie beide einerley wesentliche Eigenschaften haben, sich in eigenthümlichen Kräften und Handlungen ähnlich sind, und sich nach einerley und eben denselben Regeln richten; so ist aller Einwurf von der Dependenz eitel und umsonst.

Wenn **Demetrius** ja zuweilen eine mechanische Erklärung der Verrichtungen der Seele waget; so ist sie mehr des Belachens, als einer Antwort, würdig. Er vergleicht z. B. die Vorstellung der Dinge als außer uns, mit der Verrichtung einer Laterna Magica, welche das Bild außer sich an die Wand wirft. Die Begriffe sind bey ihm nichts als Wörter, oder ein Schall, der sich im Gehirne ausdrückt: das Urtheilen und Schließen nichts, als eine Verknüpfung und Folge solcher Bewegungen im Gehirne, die einen Schall vorstellen. Daher stellet er sichs, nach seinen leeren Tönen, auch als möglich und leicht vor, einen Affen zu unterweisen, daß er eben, wie die Menschen, von Jugend auf, zu solchen Begriffen

und deren Folge gewöhnt würde, und eben so vernünftig und gut, wie ein Mensch, denken, urtheilen, schließen und sprechen könnte.

Es wäre eine große Frage, ob in solcher Vernunftschule, und nach solcher Anweisung zum Denken, die Affen zu Menschen, oder vielmehr die Menschen zu Affen werden mögten? Niemand wird sich und seine edlern Verrichtungen, die der Seele beigelegt werden, in dieser mechanischen Beschreibung kennen; oder deswegen seine Seele, die er so klar und deutlich von seinem Körper unterscheidet, in seinen eigenen Gedanken vernichten. Ein jeder, dem die üblichen Beweise von dem einfachen und geistigen Wesen unserer Seele bekannt sind, wird leicht einsehen, daß dieselbe durch des Demetrius Gegengründe und Erklärung nicht umgestoßen oder wankend gemacht werden. Ich getraue mir aber zu sagen, wenn sich einer auch in die deutlichen Begriffe und verketteten Schlüsse der Schulen von dieser Wahrheit nicht so vollkommen finden könnte, daß ihm doch sein eigenes klares Bewußtseyn, wenn er darauf achten will, allen Zweifel benehmen werde. Unser organischer Körper ist zwar allerdings eine Maschine: aber der Mensch ist was mehr, als eine Maschine. Die Seele, als das Wesen in uns, welches sich bewußt ist, macht eigentlich den Menschen aus: diese wird durch ihr inneres Bewußtseyn überführt, daß sie, bey aller Ebbe und Fluth ihres Körpers, als eine und dieselbe Substanz fortgedauret habe: und da sie sich von keinem einzigen Stäubchen des ganzen Körpers bewußt ist, ob es noch dasselbe sey, daß sie selbst von allen und jeden Stäubchen des ganzen Körpers unterschieden sey. Sie ist sich bewußt, daß sie im ganzen Menschen einzig sey, die alles allein in allen verschiedenen Punkten, auch des gegenwärtigen ganzen Körpers, empfindet: und da alle diese Punkte des zusammengesetzten Körpers außer ein-

einander und verschieden sind, daß sie selbst der einfache Mittelpunkt aller dieser Veränderungen in den empfindlichen außer sich sey [4]). Sie ist sich bewußt, daß sie nicht allein außer sich in räumlich unterschiedenen Theilen des Leibes empfinde, sondern auch in sich die schärfste Empfindung des Verdrusses habe, da sie keine Stelle des ganzen Leibes angeben kann, wo es ihr wehe thut; und daß sie folglich sowohl von dem zusammengesetzten Körper unterschieden, als in sich untheilbar sey. Sie ist sich bewußt, daß sie einem schwächern Theile der Vorstellung eine willkührliche Stärke und Klarheit geben kann, die alle Stärke und Klarheit des sinnlichen Eindrucks verdunkelt; und daß sie folglich in dem Stücke den Gesetzen der körperlichen Bewegung nicht unterworfen sey, noch so handele, wie ein Körper nothwendig thun müßte.

[4]) Der Herr de la Mettrie in seinem Traité de l'Ame c. X. §. 7 8. 9. merkt an, daß die Nerven im Gehirne an ganz verschiedenen Orten aus dem Marke desselben (substantia medullari) entsprüngen. Und das hat seine Richtigkeit, so ferne, als das menschliche Auge, und die Zergliederungskunst, dem Ursprunge derselben nachspüren kann. Allein, er hatte darum nicht Ursache, zu schließen, daß die Seele ausgedehnt und materiell sey. Denn die Erschütterung der Nerven höret da nicht auf, wo sie das Auge zuerst hervorkommen sieht, sondern geht ferner in das Mark des Gehirnes hinein: gleichwie umgekehrt die Reizung des Hirnmarkes grausame Zuckungen durch den ganzen Körper verursachet. Demnach ist uns der erste Ursprung der Nerven, und folglich der Empfindung und Bewegung nicht sichtbar; und es hindert nichts, daß nicht irgend in dem Hirnmarke ein wirklicher untheilbarer Mittelpunkt (so, wie in einem Körper ein wirklicher Mittelpunkt der Schwere ist) seyn sollte, wo, als in einem communi sensorio, alle Erschütterungen aller Nerven sich vereinen, und von der Seele empfunden und vorgestellt werden können. Wenn das nicht wäre, so könnte nicht ein und dasselbe Wesen alles in allen Punkten des ganzen Körpers und Nervensystems empfinden, und mit einander vergleichen. Vielmehr, weil der erste Ursprung der Nerven und aller Empfindung außer einander, und

verschieden wäre; so würde ein anderes Wesen seyn, das sich im Anfange des Sehenervens der Bilder, ein anderes, das sich im Anfange des Gehörnervens der Töne, u. s. w. bewußt wäre; keines aber, das alle Empfindungen zusammen fassete, und alle in seinem einzelnen Wesen allein vorstellete, und mit einander vergliche. Da nun aber die innere klare Empfindung uns vollkommen überzeugt, daß dieses geschieht, so giebt uns dieselbe ein mehreres Licht von unserer Seele, als die äußere Zergliederung des Körpers gewähren kann. Die besten Zergliederer müssen gestehen, daß sie in dem Gehirne fremd sind, und daß sie von außen den Weg zum Sitze der Seele nicht finden können. Aber ihr sinnliches Unvermögen kann uns die innere klare Erfahrung eben so wenig verdunkeln, als wenn uns jemand wollte streitig machen, daß wir in einem, dem Ansehen nach, ganz verschlossenen Zimmer die äußere Musik hören könnten; sondern behauptete, daß unser Ohr eine Ausdehnung bis rund um die Wand des Zimmers haben müßte — [Die Beobachtungen zeigen keinen Anschein der Vereinigung, oder des gemeinschaftlichen Ursprunges in den Anfangsfasern der Nerven. Das deutliche unterschiedene Gefühl in jeder Stelle scheint auch solche Fasern zu erfodern, die vom Anfange bis zu Ende von einander abgesondert sind. Und wie könnten verschiedene Theile von allen Seiten her ein Untheilbares berühren, in welchem sodann die Seele sitzen, oder welches vielmehr die Seele selbst seyn müßte? Aber, eben diese einfache Vorstellung der Veränderungen, die in verschiedenen abgesonderten Theilen vorgehen, oder des gemeinschaftlichen Verhältnisses aller zusammen auf ein Ich, zeigt klärlich, daß die Seele nicht mechanisch berührt oder bewegt werde, daß das einfache Bewußtseyn nicht in den verschiedenen abgesonderten Werkzeugen des körperlichen Gefühls stecke, und daß also vielmehr Ausdehnung, Ort und Bewegung nur Erscheinungen sind, welche einen Bezug auf die Form unserer Sinnlichkeit, (des Gefühls und Gesichts) außer derselben aber keine Bedeutung haben.]

§. 11.

Die Abhängigkeit der Seele von ihrem Körper kann ihr inneres klares Bewußtseyn von sich selbst keinesweges umstoßen. Wie alles leblose Körperliche um der Lebendigen willen ist: so ist auch der menschliche an sich leb-

leblose Körper um der Seele willen, als welcher das Leben eigentlich zukömmt. Unser Leib wird daher billig organisch genannt, weil alle seine Glieder Werkzeuge der Seele und ihrer Lebensverrichtungen sind; die Augen des Sehens, die Ohren des Hörens, das Gehirn aller Empfindung und Vorstellung. Da nun alle unsere Gedanken von der Empfindung den Anfang nehmen, und alle unsere Neigungen und Begierden auf eine künftige vorausgesehene Empfindung zielen: so dienet der zu jeder Zeit gegenwärtige organische Körper unserer Seele zum Spiegel, worinn sie alles sieht, und sich aller Dinge bewußt ist. Die ganze große Welt bildet sich, nach ihren Theilen, Veränderungen und Eigenschaften, in unserer kleinen Welt, dem Körper, ab. Wir kennen die körperliche Welt nicht unmittelbar, sondern bloß nach den Veränderungen, welche wir in den Werkzeugen der Sinne, durch Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, empfangen: und wenn uns eines dieser Werkzeuge fehlte, so würde ein Theil dieses Spiegels, worinn wir alles sehen sollen, blind seyn; wir würden bey dem Mangel der Augen nichts von Farben, bey dem Mangel der Ohren nichts vom Schalle wissen.

Was aber von der äußern körperlichen Welt gesagt ist, gilt auch von unserm eigenen Körper. Denn die Theile unsers Körpers bilden sich in andern Theilen unsers Körpers ab; wir sehen alle unsere Gliedmaaßen vermittelst der Augen, wir tasten dieselben mit den Händen, wir hören unsere Bewegung und Sprechen mit den Ohren, und endlich drückt sich alle übrige Veränderung im ganzen Körper in dem allgemeinen ersten Werkzeuge der Empfindung, dem Gehirne, aus. Wie man also im Spiegel nicht allein die äußern und vom Spiegel verschiedenen Dinge, sondern auch zugleich den Spiegel selbst sieht: so stellen wir uns auch in unserm Körper

nicht allein die äußere körperliche Welt, sondern auch unsern eigenen Körper vor.

Allein, die Seele, als das Auge, welches alles ausser sich in diesem Spiegel sieht, sieht sich darinn auch selbst; soferne sie sich, als das einzige, alles empfindende, denkende, wollende Wesen, sowohl von den äußeren empfundenen Dingen, als auch von ihren eigenen Werkzeugen der Empfindung, unterscheidet.

Endlich wird unserer Seele auch der Körper, und durch denselben die körperliche Welt, zum Spiegel der Gottheit, weil sie nun mit ihrem Verstande in den sichtbaren leblosen Dingen die erste lebendige Ursache; in der Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung der Dinge, den unendlichen Verstand und die Weisheit derselben; in dem Nutzen der leblosen Dinge, zur Lust und Glückseligkeit der Lebendigen, die beste und gütigste Absicht dieses höchsten Wesens erblickt. Auf solche Weise dient auch der Leib unserer Seele zum Werkzeuge, nicht allein der sinnlichen Lust, sondern auch eines vernünftigen höhern Vergnügens, das sein Verlangen auch ins Geistige und Unendliche erstrecket. Und dieses ist es, dessen uns der wahrhaftig edle Geist unsers **Brockes** mit seinem **irdischen Vergnügen in Gott**, nach den Kräften der Vernunft, theilhaftig machen wollen.

§. 12.

Wenn also der Leib ein solches Werkzeug der Seele ist; was dürfen wir uns denn wundern, daß sie von diesem Werkzeuge wiederum abhängt? daß sie in diesem Spiegel vieles gar nicht sieht, sich anderes klar oder dunkel, deutlich oder undeutlich, langsam oder hurtig, ordentlich oder unordentlich, richtig oder verwirrt und falsch vorstellet? daß sie nach solcher Vorstellung Lust

oder

oder Unlust, Neigung oder Abneigung spüret? Wenn ein Spiegel nicht darnach steht, daß er die Bilder gewisser Körper, nach den optischen Regeln, in unser Auge zurück werfen kann, oder dunkele blinde Flecken hat: so ist auch dem gesundesten Auge nicht möglich, daß es die Dinge darinn sehen kann. Wenn der Spiegel mit Hauche oder Schmutze an gewissen Stellen, oder überall, angelaufen ist; so werden wir die Dinge so ferne nur dunkel und unvollkommen darinn wahrnehmen. Wenn der Spiegel nicht flach und glatt, sondern voller Höcker, Rillen oder Beulen wäre, oder das Glas keine reine Klarheit, sondern einen Strich von einer Farbe, hätte; so würden sich alle Dinge darinn verstellen, und nichts, wie es ist, gesehen werden. Wenn also, durch solche Verstellung und Färbung der Dinge, ihre wahre Beschaffenheit, Proportion, Ordnung und Schönheit in eine trügliche Ungestaltheit verkehret wäre: so könnte auch das Auge an der Beschauung derselben keine Lust, sondern müßte lauter Unlust daran empfinden. Das Auge hätte unterdessen, bey aller dieser zufälligen Beschaffenheit des Spiegels, nicht allein sein eigen Wesen, und seine innere Kraft und Vollkommenheit, sondern es bliebe auch bey solchen Unvollkommenheiten des Spiegels in sich unverletzt. Ja, wenn der Spiegel ganz zerbrochen würde: so folgte nicht daraus, daß auch das Auge zernichtet würde, oder seine Kraft verlöre, oder daß auch die Bilder, welche das Auge einmal durch den Spiegel empfangen, zugleich in der Vorstellung gänzlich mit ausgelöscht wären. Es folgt nicht, wenn die Vorstellung der Bilder ja allewege eines Spiegels benöthigt wäre, daß dem Auge statt des zerbrochenen Spiegels nicht ein anderer gewährt werden könne.

Ich werde nicht nöthig haben, obiges nach allen Stücken ausführlich auf unsere Seele und deren Abhängigkeit

gigkeit von ihrem Körper zu deuten. Das Gleichniß ist an sich klar und völlig der Sache gemäß. Daher wird ein jeder von selbst leicht erkennen, wie sich die angezeigten Fälle auf den Mangel dieses oder jenes Sinnes, oder auf den Mangel der Erfahrung und die daraus entstehende Unwissenheit; wie auf die Schwäche und Blödigkeit des Verstandes; wie auf die Dunkelheit und Undeutlichkeit der Begriffe; wie auf den Schlaf, die Ohnmacht, den Schlag; wie auf den Irrthum, die Einbildungen und Unsinnigkeit; wie auf die Begierden, Affecten und Laster, so ferne alles dieses mit vom Körper abhängt, ja sogar auf den Tod selbst schicke. Und man versteht nun bey allen diesen Fällen gar leicht, wie die große Abhängigkeit der Seele vom Leibe im geringsten nicht hindere, daß die Seele ein vom Leibe unterschiedenes, für sich bestehendes, und bey allen innern und äußern Veränderungen fortdaurendes Wesen sey. Da nun dieses sich auf eine sichere Erfahrung und inneres Bewußtseyn gründet, und die Abhängigkeit der Seele vom Leibe damit bestehen kann: so erhellet, daß diese keinen erheblichen Einwurf gegen die klärste Erfahrung gebe; gleichwie es überhaupt eine schlechte Folgerung ist, wenn man von der Abhängigkeit eines Dinges von dem andern auf die besondere Aehnlichkeit ihres Wesens, oder vielmehr auf die Einheit desselben, schließt.

§. 13.

Aber man macht sich eben daher einen neuen Einwurf, daß man auf keine Weise begreifen könne, wie ein einfaches Wesen von einem zusammengesetzten, und dieses wiederum von jenem, abhängen könne; dagegen leicht zu begreifen sey, daß, wenn Dinge einer Natur und eines Wesens sind, folglich, wenn die Seele auch was körperliches ist, beide in einander wirken, und von einander abhängen können.

Der Einwurf ist bekannt und alt, und er hat manchen so wichtig gedünkt, daß sie die Verbindung einer einfachen Seele mit einem zusammengesetzten Körper nicht allein für unbegreiflich, sondern auch für widersprechend und unmöglich gehalten; dagegen sich andere auf mancherley Weise bemühet, die Sache als möglich und begreiflich vorzustellen.

Ich setze fest: Wenn die Wirklichkeit eines Dinges durch klare Erfahrung bewährt ist, so muß die bloße Unbegreiflichkeit der Art und Weise, wie es zugeht oder möglich ist, unsere Gewißheit nicht stören. Es ist aber eine klare Erfahrung, erstlich, daß der Leib, dessen wir uns als des unsern bewußt sind, zusammengesetzt sey; zweitens, daß die Seele, als das einzige Wesen, welches sich allein in dem ganzen Leibe aller Veränderungen in allen Theilen bewußt ist, von allen und jeden räumlichen und veränderlichen Theilen ihres Körpers, als eine und dieselbe fortdaurende untheilbare Substanz unterschieden sey; drittens aber, daß sich die Veränderungen in der Seele, nämlich das Empfinden, Denken, Wollen, nach den Veränderungen der Bewegung in ihrem organischen Körper, und wiederum diese Bewegungen nach dem Denken und Wollen der Seele richten. Wenn also gleich die Art und Weise, wie es zugeht oder möglich ist, nicht könnte erforscht und begriffen werden: so bleibt doch das, dessen wir uns äußerlich und innerlich so klar bewußt sind, in seiner Gewißheit.

Selbst in den Körpern sind uns die ersten Kräfte, und die Art und Weise, wie die Bewegung sich von einem zum andern fortpflanzt, wie eins ins andere wirket, oder von dem andern abhängt, eben so unbegreiflich als wie Seele und Leib in ihren Veränderungen von einander abhängen. Wer wird aber desfalls die Wirklichkeit dessen, was er so klar sieht und fühlt, nämlich die

Bewe-

Bewegung der Körper selbst, oder die Abhängigkeit eines Körpers von dem andern in solcher Bewegung, läugnen oder in Zweifel ziehen? Es ist aber auf beiden Seiten die Erfahrung gleich klar; nur mit dem Unterschiede, daß zur Beobachtung des zusammengesetzten Körpers, und der Wirkungen eines Körpers in den andern, eine äußere sinnliche Erfahrung genug ist; aber zur Beobachtung der Seele und ihres Unterschiedes vom Körper eine innere Erfahrung angewandt werden muß. Da uns aber ohne das Bewußtseyn unsers einzelnen fortdaurenden Wesens gar nichts klar werden kann; so kömmt es bloß darauf an, daß wir auf den Unterschied dieses einzelnen Wesens, welches sich alles bewußt ist, von den vielen Theilen des Körpers, worinn es sich bewußt ist, achten; welches keine große Schärfe des Verstandes erfodert, sondern durch lebhafte Empfindungen bald zu erkennen ist. Denn was kann klärers seyn, als daß das einzige Wesen, was sich alles in allen bewußt ist, nicht das vielfache sey, worinn es sich bewußt ist, und daß dieses einzige Wesen, welches sich bewußt ist, als ein und dasselbe Wesen fortgedauret zu haben, von allen und jeden Urstoffen unsers ganzen Körpers, von deren keinem uns bewußt ist, ob es noch dasselbe sey, unterschieden seyn müsse? Was kann also unsere Unwissenheit von der Art und Weise der Verbindung dieses einfachen sich bewußtseyenden und fortdaurenden Wesens mit dem Körper, gegen solche Klarheit, für Zweifel erregen?

§. 14.

Wer eine Unmöglichkeit oder einen Widerspruch in solcher Verbindung zu zeigen unternimmt, der scheint nicht zu wissen, was zu solchem Beweise für Einsicht gehöre. Ein solch deutlich Erkenntniß, woraus dieses herzuleiten

wäre, haben wir Menschen weder vom Körper noch von der Seele, weder von dem Zusammengesetzten noch von dem Einfachen; und es läuft alles auf eine bloße Unbegreiflichkeit und Unwissenheit hinaus. Vielmehr läßt sich die Möglichkeit eben so gut, als die Verbindung der körperlichen Theile mit einander, zeigen.

Ich will jetzt nicht so sehr auf die Leibnitzische vorbestimmte Harmonie dringen, weil ich selbst nicht davon überführt bin. Unterdessen ist sie eine der scharfsinnigsten Hypothesen, welche nichts als lauter Mögliches anzunehmen scheint. Ich gestehe es aber, eine wirksame Vereinigung von Leib und Seele scheint mir, aus vielen Gründen, die ich hier übergehen kann, der Wahrheit gemäßer. Dabey nehme ich von jedem Körper an, daß derselbe aus einfachen Theilen zusammengesetzt sey, darinn diejenige Kraft liegen muß, welche in dem zusammengesetzten Körper als eine Bewegung in die Sinne fällt. Denn ohne einfache Theile läßt sich von dem Zusammengesetzten eben so wenig zureichender Grund geben, als von der Zahl ohne Einheiten. Wer das Zusammengesetzte nur aus andern kleinern zusammengesetzten Theilen zusammen setzet, der erkläret nicht, wie etwas Zusammengesetztes möglich ist, sondern nur, wenn es ist, wie es größer wird. Zudem, so läßt sich nicht die geringste Kraft des Körpers aus dem Zusammengesetzten verständlich machen; man muß selbige nothwendig in den einfachen Theilen suchen. Wenn viele unkräftige Dinge räumlich zusammengebracht und vereiniget werden, so versteht man aus dieser Vereinigung nicht, daß nun das Zusammengesetzte dadurch eine Kraft gewonnen hätte, die keines der Theile vorhin hatte; sondern, wo nicht ein jeglich Theil sein Maaß der Kräfte mitbringet, so wird auch das Ganze unkräftig bleiben. Hundert tausend Nullen, die zusammen gerechnet werden, geben doch nur eine Nulle zum Facit: und hundert tausend un-

unkräftige Dinge zusammengesetzt, bringen doch alle mit einander Nullkraft. Wenn man also z. B. die Festigkeit oder den Zusammenhang der Körper erklären will, so hilft es nichts, daß man die Körper aus lauter kleinen in einander greifenden Haken zusammensetzet. Denn da die Haken auch noch zusammengesetzt sind, so bleibt dieselbe Frage, woher die Theile der Haken zusammen hängen? Wollte man abermal die großen Haken aus kleinern Haken zusammenhängen; so sinds doch immer Häkchen, die aus vielen zusammenhängenden Theilen bestehen. Man findet den zureichenden Grund des Zusammenhanges nicht eher, als in einfachen Theilen.

Dieses nun vorausgesetzt: so folgt, daß im Körper selbst, bey dessen Zusammenhange und Veränderungen, die einfachen Theile in einfache, einfache in zusammengesetzte, und wiederum zusammengesetzte in einfache, durch ihre Kraft wirken müssen. Es folgt also auch, daß es überhaupt möglich sey, daß einfache Dinge mit zusammengesetzten, das ist, mit mehrern einfachen, in einer wirksamen Verbindung stehen. Wenn also die Seele einfach, der Körper zusammengesetzt ist, so hindert dieses an ihrer wirksamen Verbindung nichts: es kömmt nur ferner auf die wesentlichen Kräfte und Natur der Seele an, welche sie vom Körper unterscheidet, und dennoch eine Gemeinschaft mit dem Körper verstattet [5]).

Daß sich die Seele allein, durch ihr Leben, Empfinden, Bewußtseyn, Denken, Wollen, von allen einfachen Bestandtheilen und Urstoffen unsers ganzen Körpers unterscheide, ist schon genugsam gezeigt worden. Wenn sie aber jedoch auch von dem Körper leiden, und wieder in den Körper wirken soll: so muß auch wenigstens eine allgemeine Aehnlichkeit und Gemeinschaft der Natur zwischen der Seele und den Bestandtheilen des Körpers seyn, dadurch beide in eine so genaue Verbindung treten können [6]).

Die

Die Seele hat nämlich dieses mit allen Urstoffen des ganzen Körpers gemein, daß sie eine einfache Substanz ist, daß sie mit andern einfachen Substanzen in gewisser Ordnung zugleich da ist, darinn jedes seinen besondern Ort hat, aber auch seinen Ort verändern und bewegt werden, oder sich bewegen kann. Denn wer kann nach seinem eigenen Gefühl und Bewußtseyn läugnen, daß die Seele im Körper auch ihren gewissen Ort habe? daß sie nicht in den Füßen oder Händen, nicht im Bauche oder in der Brust, sondern im Kopfe, wohne? daß wir nicht in allen Theilen des Körpers, auch selbst nicht in allen Theilen des Kopfes, in der Zunge, Nase, Augen oder Ohren, sondern im Gehirne, denken? Wer kann läugnen, daß die Seele ihren Ort verändern könne, da sie sich im Leben mit dem Körper bewegt, und nach dem Tode von den Urstoffen des Körpers getrennt werden kann; auch überhaupt kein Ding nothwendig an einem gewissen Orte ist 7)? Wenn aber dieses ist, so muß sie auch, wie die körperlichen Urstoffe selbst, von anderer benachbarten Elemente ihrer Bewegung leiden, und wiederum in die benachbarte, und durch dieselbe in den ganzen Körper wirken, und denselben in Bewegung setzen können. Folglich muß sie die thätige und leidende Natur der Elemente mit ihnen gemein haben, und sich nach eben denselben Regeln richten, woraus bey den Elementen, im Zusammengesetzten, die Bewegung und der Mechanismus erwachsen.

Die Seele wohnt demnach in der Maschine eines gewissen organischen Körpers, an einem gewissen Orte, und hat ein natürliches Bemühen, gleich andern Urstoffen, mit den benachbarten Urstoffen zusammen zu hängen, und in solchem Zusammenhange zu verbleiben. Sie empfängt, in dieser Maschine, eben denselben Eindruck von außen, welcher dem ganzen Leibe widerfährt,

und leidet alle innere Veränderungen mit, welche von der Maschine selbst, als einem Automato, entstehen. Da aber kein einziges Element unsers Körpers sich seiner innern leidenden oder thätigen Veränderungen bewußt ist; so unterscheidet sich die Seele allein von allen körperlichen Urstoffen des ganzen Körpers, durch ihre geistige Kraft, daß sie sich ihre empfangenen Veränderungen durch eine ihr gemäße Handlung vorstellt, und sich deren durch die Reflexion bewußt wird. Die Seele wirkt aber auch, gleich andern Elementen, mit zu dem Zusammenhange des Körpers, und zu mechanischen Bewegungen und actionibus vitalibus. Wie sie aber solches, nebst allen Urstoffen des Körpers, nur blindlings und unwissend thut, so hat sie außerdem, wegen ihrer vernünftigen Vorstellung, ein Vermögen, diese natürliche Bewegungskraft, in gewissen Gliedmaaßen, nach ihrem Gutdünken willkührlich zu bestimmen; und sie ist in dieser Maschine an einen solchen vortheilhaften Ort gestellt, daß nur wenig mechanische Kraft dazu erfordert wird, die ganze Maschine in Bewegung zu setzen. Kurz zu sagen, sie ist der Steuermann in einem Schiffe, der eines Theils in der Bewegung und Erschütterung des Schiffes mit leidet, aber allein sich dessen, was er und das Schiff leidet, bewußt ist; andern Theils zur Schwerkraft des Schiffes unwillkührlich, zur Lenkung desselben aber, durch ein geringes Drehen des Steuers, willkührlich mit beiträgt.

[s]) [Wenn wir auch das Wesen aller Grundstoffe oder wirklichen Substanzen, sowohl als unserer Seele, in einer Art von Vorstellungskraft setzen; warum sollte denn nicht eine Beziehung unter ihnen Statt finden, so daß die Veränderungen des einen durch die Veränderungen des andern wechselsweise bestimmt werden? Könnte nicht diese Kraft eine ursprüngliche Richtung haben, sich diese Veränderungen eher als jene vorzustellen? Diejenigen Wesen nun, welche ihre wechselsei-

tigen Veränderungen und unsere Vorstellungen am nächsten bestimmen, machen unsern Körper aus. Was hindert uns denn, dieses einen Einfluß oder Wirkung des einen Wesens auf das andere zu nennen? Die Seele unterscheidet doch klar die Veränderungen, welche sie außer sich selbst in andern Wesen wahrnimmt, von denen, welche aus ihr selbst entspringen, ob sie gleich auch durch jene zu eigenen Wirkungen bestimmt wird. Auch die scheinbaren Vorstellungen von äussern Gegenständen, welche wir im Traume haben, da sie wirklich nur aus innerer Gedankenfolge, mittelst der Ideen-Verbindung entspringen, unterscheiden sich offenbar in ihrer Ordnung und Beschaffenheit von denen die von aussen herrühren. Wäre nun nicht eine wirkliche Bestimmung der Vorstellungen durch die äußern Gegenstände vorhanden, sondern nur eine von innen erfolgende Entwickelung; wäre kein Einfluß eines Wesens in der Welt auf das andere, sondern jedes spekulirte nur für sich und aus sich selbst; so hätten wir ja nicht wirkliche Vorstellungen, sondern eigentlich nur Träume von der außer uns befindlichen Welt (non repraesentationem universi, sed somnia de universo). — Eine tiefsinnigere Erörterung dieser Beziehung äußerer Wesen auf unsere Vorstellungskraft, und mithin des Einflusses von Körper und Seele auf einander, kann man in *Fagaras* Diss. de vi substantiali p. 43-53 nachsehen. So sagt er p. 50 Admittatur, animam ita versus ea, quae corporis sui phaenomenon exhibent, percipienda directam esse, ut, si in iis novae mutationes contingant, easdem tunc velut a serie suarum perceptionum diversas, non ex illa elicitas, percipere debeat: cumque nulla in ea perceptio esse possit, quae non rationem aliquam determinationis in se habeat, etiam illarum mutationum perceptioni conformiter se determinet. Ita videt mens, se continuo ab iis, ad quae percipienda directa est, dependere, limitari, quo ita suae *passivitatis* format ideam. Cumque eodem modo videat, tales in iis quoque subinde mutationes oriri, quae haud aliam rationem praeter suas perceptiones habere possint, videt etiam, ea a se in quibusdam dependere, limitari, quo ita suae in eas *actionis* admonetur. Und p. 52. Nec sine tali directione mutua videtur intelligi posse, cur anima, licet nihil in se praeter suas perceptiones percipiat, ab iis tamen earundem *objecta* tam constanter distinguat, nec de rerum externarum existentia

(quicquid nonnulli sibi velle videantur) dubitare possit — eoque suarum perceptionum ab iis dependentiam intelligat. At talis dependentiae sensus videtur ostendere, eam non e fundo veluti suo perceptiones rerum externarum evolvere — Von dem Unterschiede der lebendigen und leblosen Wesen s. oben III. Abh. §. 9. not.]

⁶) [Wie kann, sagt man, ein einfaches Wesen auf den Körper, oder dieser auf jenes, da sie doch fremdartiger Natur sind, wirken — Der Einwurf beruhet darauf, daß wir die Erscheinungen, d. i. unsere Vorstellungen von den Körpern, für Eigenschaften der Dinge selbst halten, als wenn diese blau, roth, hart, weich, heiß, kalt, u. s. w. folglich vom empfindenden Wesen ganz verschieden wären. Vornehmlich täuscht uns der sinnliche Eindruk des Gefühls und Gesichts, so daß wir damit die Dinge selbst, oder deren eigene Beschaffenheit zu vernehmen meinen. Beym Gehöre wissen wir wohl, daß es nur eine Wirkung sey, die in uns die Vorstellung der Töne hervorbringt. Aber auch beym Gesichte könnte uns ja der Spiegel belehren, daß die Vorstellung des Bildes nichts mehr als Wirkung auf uns sey. Ist dann das andere ganz ähnliche Bild deswegen mehr für den Gegenstand selbst zu halten, weil die Strahlen davon gerade zu ins Auge fallen? Eben so giebt es auch andere Täuschungen eines Gefühls, welches wir der Beschaffenheit von äussern Gegenständeu zuschreiben — Alle Wirkungen nun setzen ein wirkendes kraftäusserndes Wesen voraus, d. i. ein von den Erscheinungen verschiedenes wirkliches Ding, dessen innere Beschaffenheit aber, so wie die der Wirkung selbst, nicht mit unsern Sinnen begriffen wird. So ist es dann nicht befremdend, daß kraftäussernde Wesen auch auf unsere Vorstellungskraft eine Beziehung einen Einfluß äussern, und wiederum, daß unsere Denkkraft auf andere Wesen, die mit ihr im nächsten Verhältnisse stehen, und mittelst dessen unsere Körper ausmachen, Wirkungen äussert — „Wir sollten bedenken (sagt Kant. Crit. d. r. V. S. 427.) daß beiderley Art von Gegenständen sich nicht innerlich, sondern nur so ferne eines dem andern (durch den innern oder äussern Sinn) erscheinet, von einander unterscheiden, mithin das was der Materie, als Dinge an sich selbst, zum Grunde liegt, vielleicht so ungleichartig nicht seyn dürfte; so verschwindet die Schwierigkeit wegen der Gemeinschaft der Seele mit dem Körper." — Wirken und Wirkungen empfangen ist also das

das allgemeine Mittel der Verbindung: die Art der wechselseitigen Wirkung und Gegenwirkung (des organischen Einflusses) mag uns dabey immer verborgen seyn.]

7) [Die Vorstellung von einem gewissen Orte bey der Beziehung verschiedener Wesen auf einander, ist (wie oben zu §. 10. Not. 4. schon erinnert worden) nur eine Erscheinung, eigentlich des Gefühls, und nachmahls auch des Gesichts, muß also jenem Verhältnisse an sich selbst nicht zugeschrieben werden. S. auch Mendelssohns Morgenst. S. 49. u. f. und die Zusätze, S. III. — die Seele denkt oder wohnt im Gehirne heißt also nichts anders, als — das Gehirn, oder ein Theil desselben, ist das Werkzeug, dessen Einrichtung, oder Gegenwirkung, zu unserer jetzigen Art des Denkens, wie das Auge zur Vorstellung des Sehens, das Ohr zum Hören, u. s. w. erfodert wird. Die Täuschung der Ausbreitung unsers empfindenden Wesens, oder unsers Bewußtseyns, entsteht nur, weil die Vorstellung eines Ortes auf den Gegenstand der Empfindung bezogen wird. Dieser Ort aber wird uns in vielen Fällen sogar ausser unsern Körper vorgestellt, wie besonders beym Gesichte. Denn, das was im Auge abgemahlt wird, stellen wir uns nicht vor, und noch weniger was von dort bis zum Gehirne vorgeht. Es erhellet also klärlich, daß aus dieser Vorstellung keine Ausdehnung des vorstellenden Wesens gefolgert werden könne.]

Die siebente Abhandlung.

Vergleichung der Menschen mit den Thieren, nach ihrer Lebensart, wozu sie bestimmt sind.

§. 1.

Wenn wir nun ferner die Art des Lebens, wozu wir Menschen von dem Schöpfer bestimmt sind, in Betrachtung nehmen wollen; so können wir nicht besser thun, als daß wir zwischen uns und den Thieren eine Vergleichung anstellen. Dieser Weg zum Erkenntnisse ist bey der Zergliederung der Körper mit Nutzen gebraucht worden, da man die Theile und Gefäße in unserm Körper mit andern thierischen Körpern, ja mit Pflanzen zusammen gehalten: und daraus vieles, was den Gebrauch und Nutzen der Theile betrifft, gelernt hat. Die Art des Lebens ist das erste, was sich von jedem Lebendigen gedenken läßt, die macht ihren wesentlichen Unterschied aus, und so viele verschiedene Lebendige sind möglich, als Arten des Lebens möglich sind. Eines jeden Lebensart ist auch der Zweck, wozu es bestimmt ist, und sie enthält die Regel, wornach alles übrige, insonderheit die Kräfte, eingerichtet worden. Wie könnten wir also diejenige Art des Lebens, wozu wir Menschen beschieden sind, besser kennen und unterscheiden lernen, als aus der Vergleichung mit den Kräften und der Lebensart der Thiere?

Diese

Diese Vergleichung wird um so viel nöthiger seyn, je mehr darinn viele Menschen leichtsinnig, und nach einer viehischen Neigung, verfahren. Denn sie schildern bloß das Aehnliche zwischen Menschen und Thieren, oder auch dieser Vorzüge vor den Menschen, lebhaft ab; unsere Vorzüge aber werden übergangen und verkleinert. Die Absicht verhehlen sie dabey auch nicht sonderlich: sie suchen sich und andere, gleichsam nach Anleitung der Natur selbst, viehisch zu machen: nicht aber die Menschlichkeit in uns aufzuwecken, und sie zu einem höheren Grade der Vollkommenheit und Glückseeligkeit, der unserer Natur so möglich als eigenthümlich ist, zu führen.

Es kann ja wohl niemanden unbekannt seyn, was z. B. Herr J. J. Rousseau vor einiger Zeit von der natürlichen Bestimmung des Menschen geschrieben hat, als die Academie zu Dijon die Frage aufwarf: Quelle est l'origine de l'inégalité parmi les hommes, et si elle est autorisée par la Loy naturelle? Sein Discours sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes. Amst. 1755. 8. enthält die Antwort auf die Frage; und sie geht dahin, daß wir Menschen ganz von unserm natürlichen Zustande abgerathen wären, und durch alle die Erfindungen, welche von der Reflexion abstammen, durch die Sprache, Gesellschaft, Künste, Wissenschaften, durch den Landbau, die Handlung, und das Eigenthum, durch Stiftung einer bürgerlichen Herrschaft und Ungleichheit der Stände, alles mögliche Elend eingeführt hätten. Der ursprüngliche Mensch sey nach seiner natürlichen Bestimmung ein zweifüßiges Thier, welches unter andern Thieren, in den dicken Wäldern des Erdbodens, zerstreut und einzeln, seine Nahrung reichlich finde, sein Leben mit der Flucht oder Gegenwehre zu schützen wisse, sein Geschlecht mit einer

jeden, die ihm etwa aufstößt, fortpflanze, und dabey gesund, stark, hurtig sey, übrigens aber, wenn es diese Begierden gestillet, nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten habe, sich weiter um nichts bekümmere, sondern völlig zufrieden ruhe und schlafe. Dergleichen widersinnige Sätze wahrscheinlich und beliebt zu machen, erforderte gewiß einen Rousseau, der mit seiner vorzüglichen Lebhaftigkeit des Wizes und der Einbildungskraft, mit dem Glanze seiner Schilderungen, und mit dem angenehmen Reize seiner Schreibart, alles zu schmücken im Stande war, und die hie und da hervorleuchtenden Wahrheiten vortheilhaft zu seinem Zwecke anzuwenden wußte.

§. 2.

Laßt uns zuvörderst eine Beschreibung des ursprünglichen Thiermenschen umständlicher hören [1]). Der natürliche Zustand, sagt Herr Rousseau, ist jetzt nirgend wirklich, vielleicht ist er auch nimmer gewesen, und vermuthlich wird er auch künftig nimmer entstehen. Daher hat es große Schwierigkeit, auszuforschen, wie der Mensch vor aller Stiftung nach der bloßen Natur müßte beschaffen gewesen seyn. Denn die übernatürliche Anweisung Gottes, welche uns die heilige Schrift lehret, können wir hier nicht einmischen. Und selbst Hobbes und Puffendorf haben es darinn versehen, daß sie in dem Statu naturali des Menschen noch vieles annehmen, was erst unser jetziger Zustand mit sich gebracht hat, und was schon eine Erfindung und Einwilligung der Menschen voraus setzt. Herr R. setzt seine ersten Menschen, nackt, unbewaffnet, ohne Sprache, ja ohne Reflexion, einzeln und zerstreut, unter mancherley andern Thieren jedoch aufrecht und auf zween Füßen gehend, in den dicksten Wald, der an Erd und Baumfrüchten in einem sanf-

ten

ten Clima Ueberfluß hat. Sie sind von Natur nicht, wie andere Thiere, mit besondern Trieben und angebornen Fertigkeiten versehen, sondern sie erheben sich bloß durch Nachahmung zu ihren Trieben, und machen sich dadurch vielerley Triebe von verschiedenen Arten der Thiere zu Nutze. Unterdessen hat ein jeder dieß mit allen Thieren gemein (quod natura omnia animalia docuit), daß er sein Leben mit Nahrung zu unterhalten suchet, alle Gefahr aufs möglichste abwendet, durch einen Reiz zur Begattung sein Geschlecht fortpflanzet, und, wenn er Hunger und Brunst gestillet hat, in Sicherheit sich zur Ruhe und zum Schlafe begiebt. Dieß kostet ihm alles wenig Nachdenken und Mühe. Die Erde ist sein Polster, der Baum sein Obdach, sein Futter findet er allenthalben in den Wurzeln, Kräutern und Baumfrüchten; für das Fleischessen scheint er nicht gemacht zu seyn. Die erste weiblichen Geschlechts, welche dem Manne in der Wildniß aufstößt, entzündet ihn; von Schönheit hat er keine Empfindung, und wenn sie beide ihre Lust gebüßet haben, geht ein jedes seinen Weg, und sie sehen sich vielleicht nimmer wieder. Die Mutter selbst, wenn sie ihr Kind so weit gebracht hat, daß es sein Futter finden kann, läßt es in alle Welt laufen, und bekümmert sich weiter um dasselbe nicht. Geräth ein solcher Thiermensch in Gefahr; so lehrt ihn die Noth schnell zu laufen, oder die Bäume hinan zu klettern, oder nach Befinden muthig zu kämpfen. Weil ihm aber die Natur keine Waffen mitgegeben; so bricht er einen Ast vom Baume zu seiner Wehre, oder er ergreift Steine, damit zu werfen. Gegen die Luft darf er seine Blöße in warmen Ländern nicht schützen; und wenn er ja in kältere Gegenden geräth, so hat ihn das Kämpfen mit andern Thieren in den Stand gesetzt, daß er eins erlegen und ihm den Balg, etwa durch Hülfe eines scharfen Steines, abziehen kann, um sich darein

zu hüllen. Wohnungen und Höhlen braucht er sodann nicht, weil er zu aller Witterung erhärtet worden. Das Feuer kennt er nicht; und wenn ja eins durch Blitz entstünde, so wird er es, ohne Nachdenken ausbrennen lassen, und nicht zu unterhalten suchen. Durch die Gewohnheit zu freier Luft, durch das Laufen, Klettern, Kämpfen wird er gesund, stark, hurtig, und von Krankheiten befreiet, und kann der Arzneien entbehren, oder die Natur rathen lassen. Wenn die Natur (sagt Herr R. von der Arzneiwissenschaft) uns bestimmt hat, gesund zu seyn; so mögte ich fast behaupten, daß der Zustand der Reflexion ein Zustand wider die Natur sey, und daß ein Mensch, der nachdenkt, schon ein verdorbenes Thier sey. Der Thiermensch weis auch von keiner Furcht vor dem Tode, weil er keinen Begriff davon hat; sondern der überraschet ihn, ehe er denselben voraus gesehen. Sonst ist er bey der gegenwärtigen Gefahr nicht allein für sich herzhaft, sondern auch für andere mitleidig, wenn er etwa dabey seyn sollte; und er ist so ferne nicht böser Art, noch geneigt, jemanden, zumal seines gleichen, Schaden zu thun. Den Acker durch Mühe zu bauen, hat er keine Ursache, die Natur biethet ihm seine Nothdurft von selbst an; und daher ist in diesem unschuldigen Stande der Natur weder Eigenthum, noch Neid und Streit darüber. Die Liebe zu einer gewissen Person kann ihn nicht zum Sclaven machen, und er ist auch gegen Nebenbuhler eben so wenig eifersüchtig, als ein Caraibe. Denn er kennt und sucht keine Schönheiten, sondern nur dem Triebe der Natur Genüge zu thun; und das kann er mit einer jeden bestellen. Uebrigens liebt er die Freiheit, lebt für sich nach eigenem Gefallen, und trachtet nach keiner Gesellschaft: hat daher auch keiner Sprache nöthig. Weil er denn allein allen seinen Bedürfnissen abzuhelfen weis, und nichts weiter zu verlangen oder zu fürchten hat; so ist nicht zu begreifen, warum

um er sich die unnöthige Mühe geben sollte, worüber nachzudenken, zu reflectiren, zu meditiren. Statt dessen ruhet und schläft er lieber, wie es die Muße mit sich bringt. Auch der Schauplatz der Natur ist für ihn ohne Reiz, weil er dessen gewohnt ist. Er lebt unbesorgt in den Tag hinein, und denkt nicht voraus: so wie ein Caraibe, der des Morgens seine Hangmatte verkauft, und des Abends jammert, daß er eine wiederkaufen soll; weil er nicht voraus gesehen, daß er sie in der folgenden Nacht wieder nöthig haben würde.

*) Des Herrn Rousseau eigene Worte kann ich ohne große Weitläuftigkeit nicht in den Noten anführen. Ich versichere aber öffentlich, daß ich ihm wissentlich nichts angedichtet, noch mit Fleiß etwas Wesentliches ausgelassen habe: wiewohl ich es aus vielen Ecken habe zusammen suchen müssen, um alles unter einen Gesichtspunkt zu bringen.

§. 3.

So weit ist noch der ursprüngliche Mensch, welchen sich Herr R ausgedacht, ein wahres Vieh, oder vielmehr noch viehischer, als ein Vieh (plus bête que les bêtes), so ferne er ihm die Reflexion, d. i. in der That, die Vernunft, nimmt, und ihm doch statt derselben keine blinde Triebe oder angeborne Fertigkeiten einräumet, sondern ihn auf die Nachahmung der Triebe verweist, welche andern Thieren gegeben sind, daß er sich dieselbe zu Nutze machen könnte. Wie wird er sich aber die fremden und so sehr verschiedenen Triebe anderer Thiere zu Nutze machen können, wenn er nicht reflectiret, was sich zu seiner eigenen Natur schicke? Hier ist eine gewaltige Lücke, oder vielmehr ein starker Widerspruch in dem System des Herrn R. Will er den Menschen blindlings fremde Triebe nachahmen lassen; so wird er seinen Thiermenschen mit sich selbst in einen Streit setzen. Bald wird er als ein Raub-

thier andere anfallen und fressen, bald als ein friedfertiges sich mit Kräutern, Wurzeln und Baumfrüchten begnügen. Bald wird er sich, nach Art der Füchse, Kaninchen und Biber, eine Höhle graben und bauen, bald im dicksten Gebüsche, bald auf hohen Felsen, bald auf belaubten Bäumen, eine sichere Lagerstätte suchen. Bald wird er gesellig werden, wie viele Thiere, zumal die schwächern, sind, die sich zu ihres gleichen halten; bald wird er wiederum ein Misanthrop werden, und sich an sich selbst begnügen. Bald wird er mit seiner Gattinn eine Art von Ehe führen, und sich der Kinder gemeinschaftlich annehmen, bald die Gattinn nach gestillter Brunst laufen lassen, und sich auch um ihre Jungen nicht bekümmern. Ich mögte aber wissen, welchem Thiere es der Mensch nachmachen könnte, zu seiner Wehre einen Ast vom Baume zu brechen, oder mit Steinen zu werfen [1 b]), oder zu seiner Decke sich in einen Balg anderer Thiere einzuhüllen; wenn er selbst keine Reflexion hat, und dieselbe zur eigenen Erfindung nöthiger Hülfsmittel braucht. So weis ich auch nicht, warum Herr R. seinen ursprünglichen Menschen, unter den übrigen vierfüßigen Thieren, allein aufrecht und auf zweenen Füßen gehen läßt. Denn er führt selbst die Begebenheiten an, da wilde Menschen, die unter den Thieren groß geworden, auf allen vieren laufen gelernt, so daß man sie hernach mit Gewalt an einen Baum oder ein Brett binden müssen, um sie zu einer aufrechten Stellung und Gange zu gewöhnen. Wie? wäre denn einmal einem Thiermenschen ein Ourang Outang, eine Art auf zween Füßen gehender Affen, begegnet, davon er den Gang gelernt hätte? Aber, dann würde es zu spät gewesen seyn, wenn er sich einmal zum vierfüßigen Gange gewöhnt hätte: und er würde sich ja wohl nicht selbst an einen Baum gebunden haben, um es wieder zu verlernen. Herr R. mag mir es nicht übel nehmen, wenn ich sage, daß er den Satz des Widerspruchs

und

und zureichenden Grundes bey seiner Erdichtung nicht genug zu Rathe gezogen habe. Vielleicht hätte er alsdann gefunden, daß diese nicht so leere und unfruchtbare Grundsätze sind, als viele jetzt vorgeben wollen, die ihrer Einbildungskraft alles ohne Regeln zu denken erlauben. In der That sieht man auch keinen zureichenden Grund; warum Herr R. bey seiner Hypothese von der Nachahmung fremder thierischer Triebe, die sich der Mensch zu Nutze machen sollte, denselben nicht lieber gesellig, als ungesellig, macht; nicht lieber eine Art von fortwährender Ehe und gemeinschaftlicher Pflege der Jungen führen läßt, als daß er das Band der Liebe sofort wieder auf ewig zerreißt; ihn nicht lieber schüchtern bildet, und ihm eine Höhle zur Zuflucht anweist, als daß er ihn kühn dichtet, und frey unter den Bäumen schlafen läßt. Alles ist willkührlich in solchem System, und ich sollte meinen, daß jenes einer unbewaffneten nackten Creatur weit natürlicher und zuträglicher seyn würde, als das Gegentheil; wenigstens, daß wirklich alle von Natur schwächere friedfertige Thiere sich entweder verkriechen, oder zu ihres gleichen versammlen, und sich mit ihren Jungen gemeinschaftlich, so gut sie können, vertheidigen. Daraus wird gewiß bey dem Menschen, nach dessen natürlichen Vorzügen, ein ganz anderes System erwachsen, als was uns Herr R. entworfen hat.

Man wird nun aber fragen: Giebt denn Herr R. seinem ursprünglichen Thiermenschen nicht auch einige vorzügliche Naturgaben vor den übrigen Thieren? Ja: er macht ihn erstlich zu einem frey handelnden Wesen, das in zweien möglichen Fällen wählt, und sich selbst determinirt. Die übrigen Thiere wählen und verabscheuen nach dem Instinkte, und können von dieser eingepflanzten Regel nicht abweichen, wenn es ihnen gleich zuweilen vortheilhaft wäre: der Mensch aber wählt, als eine freie

Crea-

Creatur, und ist sich seiner Freiheit bewußt, entfernet sich aber auch daher zuweilen von dem Guten zu seinem Nachtheil. Unterdessen beweist doch solches die geistige Natur seiner Seele, indem sich freie Handlungen durch keine Regeln der Mechanik erklären lassen. Aber der hauptsächlichste Vorzug des Menschen besteht in der Perfectibilité, oder dem Vermögen, daß sowohl jeder einzelner Mensch, als das ganze Geschlecht, vollkommener werden kann. Das ist der caractere specifique de l'espece humaine. Denn die übrigen Thiere bleiben sowohl einzeln, als in ihrer ganzen Art, in gewissen unwandelbaren Schranken. Aber die Erfahrung nöthiget uns auch das traurige Geständniß ab, daß eben diese unterscheidende Eigenschaft, welche fast keine Schranken kennet, die Quelle alles Unglücks der Menschen sey. Dieß sind also, nach dem Herrn R., die Vorzüge des ursprünglichen Menschen vor den übrigen Thieren. Ich merke nur vorläufig dabey an, daß hier abermal eine Lücke in dem Lehrgebäude des Herrn R. sey. Wenn der Thiermensch in seinem natürlichen Zustande nicht reflectirt: wie kann er denn aus zweien möglichen Fällen wählen, was ihm am besten dünkt? Soll er aber dieses thun, und sich gar dieses Vermögens bewußt seyn; so muß er seine Natur einigermaaßen kennen, und die vorkommenden Dinge mit seiner Natur vergleichen, ob sie damit übereinstimmen oder nicht. Und was ist das anders, als Reflectiren? Es haben daher alle Weltweisen, bey dem Begriffe freier Handlungen, die wirkliche Reflexion und den Gebrauch der Vernunft vorausgesetzet. Dieß aber setzt wiederum die Sprache, und die Sprache ferner die Gesellschaft der Menschen voraus. Wie hängt denn des Herrn R. sein Gebäude zusammen? Und warum gedenket er der Freiheit sowohl, als der Perfectibilité, wenn es anders natürliche Vorzüge seyn sollen, nur als der Quelle alles menschlichen Elendes? Sie können es freilich

lich durch Misbrauch werden: aber ich dächte, wenn man von den Naturkräften redet, so müßte man darauf hauptsächlich sehen, wozu die Regeln jeder Kraft an sich durch ordentliche Anwendung führen. Denn sonst kann alles gemisbraucht werden, und dann werden alle Kräfte des Menschen, selbst das Sehen, Essen, Trinken, Gehen, zufälliger Weise Quellen seines Verderbens. Warum hätte denn die Natur dem Menschen solche Gaben verliehen, wenn sie ihm bloß zum Fallstricke dienen und dienen können? Was soll ihm das Vermögen, sich vollkommener zu machen, wenn er eben dadurch nothwendig unvollkommener wird?

Aber Herr R. läßt hier seiner malerischen Beredsamkeit, mit Verhehlung dieses Kunstgriffes, vollen Lauf, und man liest ihn soferne mit Vergnügen; ja man muß ihm in dieser Betrachtung Recht geben, daß vielen ihre vorzüglichen Naturgaben durch den verkehrten Gebrauch nur zum Verderben gereichen. Er sagt z. B., daß ein gewisser berühmter Mann das Gute und Böse des menschlichen Lebens gegen einander berechnet, und von diesem ein großes Uebergewicht gefunden habe. Er habe auch recht geurtheilt, soferne er den Menschen in seinem bürgerlichen Zustande betrachtete: wenn er aber auf dessen ersten Zustand hätte zurück gehen wollen, so würde er erkannt haben, daß der Mensch kein Elend litte, als was er sich selbst verursachet, und daß die Natur unschuldig sey. Es wäre nicht ohne Mühe geschehen, daß wir uns so unglücklich gemacht hätten. Wenn man von der einen Seite die unendliche Arbeit der Menschen betrachte, so viele Wissenschaften zu ergründen, so viele Künste zu erfinden, so viele Macht anzuwenden, um Tiefen auszufüllen, Berge eben zu machen, Felsen zu sprengen, Ströme fahrbar zu machen, frisches Land anzubauen, Wasserbehältnisse auszugraben, Moräste auszutrocknen, ungeheure Gebäude auf

der Erde zu errichten, das Meer mit Schiffen und Seeleuten zu bedecken; und wenn man auf der andern Seite die wahren Vortheile davon für die wahre Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts erforschte, so müßte man über das ungleiche Verhältniß erstaunen, und die Blindheit des Menschen bedauren, der, um seinen thörichten Ehrgeiz zu nähren, nach allem möglichen Elende rennte, welches die wohlthätige Natur sorgfältig hätte von ihm entfernen wollen. — Der Mensch, sagt er, ist jetzt bösartig; das zeigt die Erfahrung; und doch von Natur gutartig. Was hat ihn denn so weit verderben können, als die Aenderungen seines Zustandes, der Fortgang, welchen er darinn gemacht, und das Erkenntniß, was er sich erworben hat. Man mag die bürgerliche Gesellschaft so viel bewundern als man will, so bleibt es doch wahr, daß sie die Menschen nothwendig treibe, sich unter einander zu hassen, nach dem Maaße, wie ihre besondern Vortheile einander entgegen sind. &c. &c. Da sucht denn Hr. R. alles Unglück und alles moralische Verderben der Menschen auf die Abweichung von dem ersten natürlichen Zustande zu werfen. Nämlich das erworbene Erkenntniß macht uns nicht besser, sondern aufgeblasen, listig und boshaft. Die Künste machen durch die viele Bequemlichkeit Leib und Seele weichlich: und da wir einmal daran gewöhnt sind, so können wir wohl unglücklich werden, wenn wir diese Bequemlichkeit verlieren, aber wir sind deswegen nicht glücklich, wenn wir sie besitzen. Das Eigenthum, welches von dem Ackerbaue und der Viehzucht angefangen, hat hauptsächlich Betrug und Unterdrückung eingeführt. Daraus ist der Unterschied der Reichen und Armen, der Mächtigern und Schwächern, und endlich die bürgerliche Herrschaft entstanden, welche mit allen Gesetzen und Verordnungen bloß auf dem Rechte des Mächtigern beruhet, und auf willkührliche Gewalt und Tyranney hinaus läuft, wo die Schwächern zu Sclaven gemacht

macht sind, und ihre Freiheit, Güter und Leben, dem Eigenwillen des Gebiethers aufopfern müssen. Aus der bürgerlichen Gesellschaft, und der Ueppigkeit, welche daraus quillt, stammen die freien und mechanischen Künste, die Handlung, die Gelehrsamkeit, und alle solche unnütze Bemühungen, welche den Fleiß blühend machen, und den Staat zwar bereichern, aber zugleich ins Verderben stürtzen. Tugend, Ehre, Freundschaft, Höflichkeit ist nichts, als ein gestiftetes angenommenes Wesen (factice et joué). Ich weis nicht, wohin Herr R. die Religion zieht: wenigstens könnte er sie nach seiner Schlußart vornehmlich zu dem größten Elende des menschlichen Geschlechts gerechnet haben. Quid non Religio potuit suadere malorum! Wo ist denn aber sonst der Zustand, wo sind die Mittel sonst, da der Mensch, vermöge eines wirklichen Gebrauchs seiner Freiheit, zu einer mehrern Vollkommenheit gelangen, und sich von den Thieren unterscheiden könnte, wenn es nicht der gesellige und gesprächige Zustand ist, wo er seine wesentliche Kraft der Vernunft üben kann? Sind denn nicht Freiheit und Perfectibilität in dem System des Herrn R. unbrauchbare Naturgaben für den einsamen, wilden, dummen, und mit lauter viehischen Dingen sich begnügenden Thiermenschen? Und worinn könnte dessen mehrere Vollkommenheit in solchem Statu naturali bestehen?

*b) [Von dem vier Fuß grossen Orangutang auf Borneo berichtet doch der Resident zu Rembang, Herr Palm, daß, da er mit seiner Gesellschaft einen solchen Affen zu fangen bemühet war, sie sich äusserst in Acht nehmen musten nicht von ihm getroffen zu werden, weil er unaufhörlich starke Stücke Holz und grüne Zacken abbrach und damit nach ihnen schmiß. (Aus den Verhandel van het Bataafsch Genootsch II Deel. im Gothaischen Magaz. für die Phys. und Naturgesch. VI B. 2 St. S. 5.) So erzählen auch andere Reisende, daß die Affen mit Steinen u. d. gl. würffen. Dies ist jedoch nur ein geringer Kunstgrif, dazu sie die Geschicklichkeit ihrer Hände leicht

leicht bringen konnte. Des Menschen Hände sind zwar zu seinen Verrichtungen noch geschickter beschaffen: daß aber einem Geschöpfe mit Menschenverstande auch solche vier Hände als der Affe hat schon zu Ausübung seiner Erfindungen und Künste zureichen würden, zeigen diejenigen, welche nicht allein mit sehr mangelhaften Händen, sondern sogar mit ihren, nicht zum Greiffen eingerichteten, Füssen, viel Künstliches hervorzubringen im Stande sind.]

§. 4.

Wir wollen dem Herrn R. nicht zutrauen, daß er in einer so ernstlichen Materie bloß seinen Witz habe wollen sehen lassen, wie er auch den widersinnigsten Sätzen einen Schein der Wahrheit zu geben wisse. Wir wollen vielmehr glauben, daß sein Humeur ihn wirklich auf die Meinung gebracht: der Zustand der menschlichen Gesellschaft habe so viel Verderben und Unglück eingeführt, daß ein viehischer Zustand in Vergleichung dessen weit erträglicher und besser würde gewesen seyn.

So ist dann meine erste Frage: Macht uns wohl solche Vergleichung und Beurtheilung des zwiefachen Zustandes zufriedener, glücklicher, besser? Gewiß nicht. Denn, wenn wir unsern geselligen Zustand, dem wir nicht leicht entlaufen können, mit solchen Augen ansehen; so können wir nicht anders als misvergnügt seyn, für alle Kunst, Wissenschafft, Tugend und Religion, eine Verachtung bekommen, den Umgang mit Menschen und sogar mit Freunden, als lauter Heucheley, verabscheuen, die Reichern und Vornehmern beneiden, gegen die Obrigkeiten und Regenten, als Unterdrücker unsrer Freiheit und Gleichheit, einen beständigen Haß und Widerwillen hegen, mit einem Worte, unser ganzes Leben als ein unheilbares Elend ansehen. Sollen wir denn Einsiedler werden, oder zu den Caraiben und Hotten-

tentotten, oder gar zu den wilden Thieren, als unsern natürlichen Gefährten, fliehen, um uns zu beruhigen? Nein, das ist nunmehr unmöglich, das will Herr R. auch nicht. Er lenkt also wieder ein, und will, da jetzt dieser Zustand einmal ist, und nicht geändert werden kann, daß wir uns nach allen Stiftungen der menschlichen Gesellschaft bequemen sollen. Was hat er denn mit seiner Vorstellung anders ausgerichtet, als daß er die Menschen in ihrer Zufriedenheit gestöret, ihre Neigung zu Künsten, Wissenschaften und allem Guten wankend gemacht, und Leute von bösem Herzen berechtigt, Tugend und Pflicht nur für unnatürliche Gaukeley zu achten; und ihr ganzes Vergnügen in viehischen Lüsten zu suchen?

Das Beste für uns ist, daß Herr R. gleich anfangs, bey der Erdichtung seines ursprünglichen Zustandes, sich selbst und der Natur der Dinge vielfältig widerspricht, und dadurch den Ungrund seines Lehrgebäudes augenscheinlich zu erkennen giebt: und daß er hernach, in der Vergleichung desselben mit dem Geselligen, die zufälligen Misbräuche aller guten Erfindung und Ordnung, dem geselligen Zustande als wesentlich, nothwendig und allgemein anrechnet: welches ein ziemlich offenbarer und bekannter Paralogismus ist. So sehr also seine Schilderung, wegen der Colorite, das Auge reizet; so entdeckt man doch bald die wesentlichen Fehler, welche in der Zeichnung und in den Grundstrichen begangen sind.

Den mannichfaltigen innern Widerspruch und das Willkührliche des Systems habe ich schon beiläufig angemerkt. Herr R. nimmt 1. dem Thiermenschen alle Instincte, und giebt ihm doch statt derselben keine andere Kräfte: gleich als ob er allein keine eigenthümliche Natur hätte. Er verweist ihn 2. auf die Nachahmung fremder thierischer Triebe, daß er sich dieselben zu Nutze ma-

chen soll: und nimmt ihm doch die Reflexion, wodurch er überlegen könnte, was zu seinem Nutzen sey. Er verweist 3. seine Nachahmung auf alle Thiere ohne Unterschied, da doch die verschiedenen Arten ganz entgegengesetzte Triebe und Sitten haben: und setzt also seinen Thiermenschen mit sich selbst in Streit, welchen Trieben er nachahmen solle. Er läßt ihn 4. ohne allen Grund und wider seine Natur die Lebensart der ungeselligsten frechsten Thiere ergreifen, daß er einzeln, ohne seines Gleichen, ohne beständige Gattinn, ohne Höhle, frey unter wilden Thieren herum irret: da doch eine unbewaffnete nackte Creatur nothwendig schüchtern seyn, und sich gerne verkriechen, und zu seines Gleichen halten müßte; und da besonders die das ganze Jahr herdurch fortwährende Lust zur Gattung eine fortgesetzte Ehe und Beiwohnung verursachen würde. 5. Er giebt ihm willkührlich Gewohnheiten und Erfindungen, die er nicht aus Nachahmung haben konnte. Denn welch Thier geht beständig aufrecht? welches bedient sich eines abgebrochenen Astes oder Steines zur Wehre? welches kleidet sich mit einem fremden Balge? Noch mehr: 6. der ursprüngliche Mensch soll vor allen andern Thieren eine Freiheit haben: und hat doch keine Vernunft oder Reflexion, welche der Grund einer freien Wahl ist. 7. Er soll sich vollkommener zu machen suchen: und ist doch in solchem Zustande, da er sich durch nichts vollkommener machen kann. 8. Seine vorzüglichen Naturgaben sollen in Freiheit und Perfectibilität bestehen: und eben diese Vorzüge dienen doch, seiner Meinung nach, zu nichts anderm, als einen jeden und das ganze Geschlecht unglücklich zu machen. Welche Widersprüche!

Auch die Natur der Dinge ist dem erdichteten Zustande des ersten Thiermenschen entgegen. Würde nicht ein einsamer, unbewaffneter, nackter Mensch, ohne Feuer oder Schlupfwinkel, ohne Instinct und Reflexion, ohne

Erkennt-

Erkenntniß, Kunst und Werkzeuge, unter so vielen reissenden Thieren tausendmal umkommen? oder würde er in seiner Einsamkeit ruhig, sicher und zufrieden seyn können? Man setze eine Mutter mit drey Kindern von einem, drey oder fünf Jahren, in einem sonst warmen Lande, das voller Früchte ist. Sie kann doch keins allein für sich laufen lassen. Dem einen hat sie die Brust zu geben, für die andern, und für sich muß sie diensame Nahrung suchen. Indem sie nun das jüngste stillet und auf den Armen trägt, so sucht sie die Früchte, Kräuter und Wurzeln in Gesellschaft der übrigen herumlaufenden Kinder. Und siehe! das eine wird in dem Gebüsche von einer Schlange oder Natter gebissen, das andere von einem Scorpione gestochen; oder beide haben für Hunger giftige Früchte gegessen. Sie schreien: die Mutter hat zwar Mitleiden mit ihnen; aber keine Reflexion, was ihnen fehle, viel weniger Kenntniß von Mitteln, ihnen zu helfen; sie sterben alle beide. Es kömmt ein Tiger oder Leopard: sie will sich mit dem letzten Kinde auf einen Baum retten; kann aber mit dem Kinde zugleich nicht klettern. So sind entweder beides Mutter und Kind, oder wenigstens das Kind verloren. Denn Prügel und Steine wollen gegen solche Thiere, so wie gegen Schlangen, Nattern und Scorpionen, nichts ausrichten. Laß sie aber mit allen ihren Kindern gesättigt und unbeschädigt die Nacht erreichen. Ist sie denn von der Natur dazu gemacht, auf Bäumen zu schlafen? oder kann sie ihren Kindern daselbst ein Nest oder Lager bereiten? Das ist nicht möglich. Auf der Erde aber wird vielleicht die erste Nacht ihr selbst und ihren Kindern die letzte werden, wenn die Raubthiere ihrer Gewohnheit nach im Finstern auf ihre Beute ausgehen. Die Finsterniß versagt ihr alsdann allen Rath und alle Zuflucht. Und wenn ihr auch kein lebendiger Feind den Tod drohet; so sind allein die Nachtfröste in den wärmsten Ländern desto empfindlicher und

tödtlicher für die nackten Würmchen, welche sie mit nichts zu decken weis. Aber lasset uns eben diese Mutter mit ihren drey Kindern in einen mittlern Erdstrich setzen: so mögte sie zwar vielleicht von reißenden Thieren weniger Gefahr haben, aber weit größere Noth von Hunger und Kälte leiden. Denn, weil sie nicht vorausdenkt, so sieht sie auch den künftigen Mangel im Winter nicht vorher; folglich sammlet sie keine Nahrung auf den Winter. Wenn also der Winter kömmt, und aller Vorrath aufhöret, oder verdorben, erfroren oder mit Schnee und Eise bedeckt ist; so muß sie mit ihren Jungen vor Hunger umkommen. Und dazu kömmt denn die strenge Kälte, welche sie in freier Luft, ohne Behausung und Feuer, von sich und ihren Kindern mit einem Paar Lämmerfellen nicht genug wird abwehren können [1c]). Wie? wenn die Mutter durch einen Zufall krank würde, und stürbe, welches ja menschlich ist, oder, wenn sie von einem wilden Thiere getödtet würde, welches möglich ist: wer wird sich alsdann der Kinder annehmen, die sich selbst noch nicht zu helfen wissen? Kann denn ein solcher Zustand dem Menschen natürlich seyn, worinn das ganze Geschlecht in kurzem vergehen müßte, und worinn, wenn er auch leben könnte, alle seine edlern Naturkräfte erstickt werden müßten?

[1c]) [Und auch diese hätte sie gewiß nicht zur Hand: denn das Schaaf ist in seinem natürlichen Zustande, sowohl als die Ziege, ein schnelles Thier, das gleich dem Steinbocke fertig auf Bergen und Felsen umher springt. (S. Pallas Spicileg. fascic. XI.) Es mußte erst durch Kunst und List gefangen, lange gezähmt, und als Hausthier bey den Menschen gehalten seyn, ehe es ein so sanftes dummes Thier ward, als wir es jetzt in unsern Gegenden kennen. An den Fang anderer Thiere, die ihre Felle darreichen könnten, Bären, Stiere, Robben, u. s. w. ist eben so wenig, oder noch weniger, ohne Erfindung und Künste, folglich auch ohne Gesellschaft der Menschen, zu gedenken.]

§. 5.

§. 5.

Die Natur giebt nichts umsonst; sie hat uns ohne Zweifel zur Ausübung unserer Kräfte bestimmt. Derjenige Zustand kann allein dem Menschen natürlich und menschlich seyn, worinn seine eigenthümlichen Kräfte wenigstens so weit wirksam sind, daß er fürs erste den Bedürfnissen seines Lebens und seines Geschlechts Genüge leisten kann, und daß er hiernächst eine solche Lebensart führe, welche seine besondere Art von allen übrigen Thieren unterscheide. Der Zustand hingegen ist unnatürlich und unmenschlich, darinn er mit seinem ganzen Geschlechte tausendmal umkommen müßte, und der ihn des Gebrauchs aller eigenthümlichen Kräfte und Vortheile beraubt, und ihn zum dummen und stummen Viehe macht, welches sein Leben ohne alles Denken in einem steten Schlummer zubrächte. Nun kann der Mensch ohne Geselligkeit, und ohne den Gebrauch der Vernunft und Sprache, nicht einmal den Bedürfnissen seines Lebens und seines Geschlechts Genüge leisten, geschweige eine Lebensart führen, die mit seinen eigenthümlichen Naturkräften übereinstimmet, und seine besondere Art von den übrigen Thieren unterscheidet. Also ist allein der Zustand dem Menschen natürlich, welcher gesellig ist, und den Gebrauch der Vernunft und Sprache mit sich bringt; und des Herrn R. ersonnener Zustand, welcher allen Gebrauch dieser eigenthümlichen Naturkräfte des Menschen erstickt, ist ganz unnatürlich.

Der Grundirrthum (das πρῶτον ψεῦδος) des Herrn R. ist, daß die Geselligkeit dem Menschen nicht natürlich sey, sondern daß ein jeder von Natur einzeln und einsam lebe, und wenn ihn auch die Brunst zu einer Gattinn geführet, er dieselbe doch alsobald nach gekühlter Hitze wieder verlasse. Ich will die Beweise des Gegentheils,

welche ich beiläufig einfließen lassen, hier aus einander setzen. Der Mensch, sage ich, ist nicht zum ungeselligen Zustande gemacht: 1) weil eine nackte waffenlose Creatur, welche viel schwächer ist, als viele andere bösartigen Thiere, nothwendig schüchtern ist, und sich aus Furcht zu ihres Gleichen hält: 2) weil wir die natürliche Geselligkeit an vielen andern Thieren, die dem Menschen an Friedfertigkeit und Schwäche ähnlich sind, wirklich wahrnehmen, daß sie sich und ihre Jungen auf solche Art zu schützen suchen: 3) weil nicht der geringste Grund vorhanden ist, warum der Mensch, vermöge seiner eigenen Natur, lieber allein, als bey seines Gleichen seyn wollte, da er von diesen nichts zu fürchten, und hergegen wegen des Mitleids, welches ihnen Herr R. selbst als natürlich beilegt, allen Beistand zu gewarten hat. 4) So ist auch nicht der geringste Grund vorhanden, da Herr R. den Menschen auf die Nachahmung der Triebe anderer Thiere verweist, warum derselbe nicht den Trieb der geselligen und friedfertigen Thiere vielmehr nachahmen sollte, als der schädlichen reißenden Thiere, die sich allein auf ihre Kräfte verlassen können, und ihre Beute nicht gerne mit andern theilen mögen. 5) Herr R. muß selbst wenigstens die Gesellschaft zwischen Mutter und Kind auf eine Zeitlang annehmen; und ich habe gezeigt, daß diese Gesellschaft gar leicht bis auf drey oder mehrere Kinder anwachsen kann, weil sie schwerlich vor sieben ja vor zehen Jahren ganz allein sich zu helfen und zu schützen im Stande sind. Und warum sollten sie nicht lieber fortan in Gesellschaft der Mutter bleiben, da sie die Proben ihrer Liebe und Vorsorge so vielfältig geschmeckt haben? 6) Warum wollen wir aber den Mann von dieser Gesellschaft ausschliessen, da doch sogar Löwen und Tiger, da Wölfe und Bären paarweise in Höhlen beisammen wohnen, und gemeinschaftlich ihre Brut schützen, nähren und zur Jagd anführen? Der Mensch hat vor andern einen Reiz dazu, weil

weil er nicht wie einige Thiere bloß zu einer gewissen Zeit im Jahre in Brunst geräth, sondern das ganze Jahr hindurch zur Beiwohnung einer Gattinn Kräfte und Lust hat. Warum soll denn der Mensch vor andern in solchem Grade ein Misanthrop seyn, daß er sogar eine Gattinn flöhe, die seinen natürlichen Begierden den angenehmsten Dienst erwiesen hat, und dazu ferner bereitwillig ist? Hat er keine Empfindung von besonderer Schönheit; so folgt vielmehr daraus, daß er auch seine Gattinn, die ihm das Glück zugewiesen, nicht verlassen noch mit einer schönern vertauschen wird. Und wenn er einige Empfindung von Mitleiden hat; so wird er sich gleichfalls der hülfsbedürftigen Kinder annehmen. Der ungesellige Zustand ist also für den Menschen ein höchst unnatürlicher Zustand: und wir müssen nothwendig schon in dem ursprünglichen Zustande des menschlichen Geschlechts eine Familiengesellschaft annehmen [1d]).

Da Herr R. aber seinen ursprünglichen Menschen einmal aus seiner natürlichen Stellung und Lebensart gesetzt hatte; so war es nicht zu verwundern, daß er die erste vorzügliche Naturkraft des Menschen, die Vernunft, in solchem Viehe nicht erblicket, und daher die Entwickelung der Vernunft zu des Menschen seinem geänderten Zustande rechnet. Ich will auf dem Wort Vernunft oder Raison eben nicht bestehen, welches ich mich kaum besinne in dem ganzen Werke des Herrn R. gelesen zu haben. Ich nehme seine Reflexion, und den Zustand der Reflexion für eben dasselbe an, was wir mit dem Worte Vernunft oder Gebrauch der Vernunft sagen. Diesen Zustand der Reflexion hält er aber nicht allein für einen schon verdorbenen unnatürlichen Zustand, der die Quelle alles menschlichen Elendes sey; sondern leitet ihn auch von ganz zufälligen Umständen her, vor welchen vielleicht unendliche Tausende von Jahren hergegangen, ehe sie zusammen getrof-

sen, und welche auch fortan in Ewigkeit hätten ausbleiben können. Wir suchen das Erkenntniß, sagt Herr R., bloß um etwas zu genießen, und es ist unmöglich zu begreifen, warum einer, der weder etwas verlangt noch fürchtet, sich die Mühe geben sollte, zu raisonniren. Das Verlangen des wilden Menschen geht nicht über die physischen Nothwendigkeiten. Die einzigen Güter, die er in der Welt kennet, sind Nahrung, Beischlaf und Ruhe: die einzigen Uebel, die er fürchtet, sind Schmerz und Hunger: denn vom Tode hat er keine Vorstellung. Die Perfectibilität, die geselligen Tugenden, und die andern Geschicklichkeiten, welche der natürliche Mensch in potentia (en puissance) bekommen hatte, konnten sich nimmer von selbst entwickeln, sondern hatten dazu einen ungefähren Zusammenlauf vieler fremden Ursachen nöthig, welche auch nimmer hätten entstehen können, und ohne welche der Mensch ewig in seinem ursprünglichen Zustande geblieben wäre. Er wirft viele fast unauflösliche Schwierigkeiten in den Weg, ehe die Menschen auf den Einfall hätten kommen können, sich einander ihre Begierden durch gewisse Worte anzudeuten, oder sich selbst abstrakte und allgemeine Begriffe zu machen. Er ist daher unwillig, daß man die Waldaffen nicht für wirkliche wilde Menschen, von eben der wesentlichen Art hält. Denn, daß sie nicht sprächen, sey ein schlechter Beweis, weil das Reden uns auch nicht natürlich sey, ungeachtet die Werkzeuge zum Sprechen uns natürlich wären. Daß sie aber das Nachtfeuer der Negern, dabey sie sich gewärmet hatten, nicht unterhalten hätten, sey nicht sowohl eine bêtise oder viehische Dummheit, als ein Mangel des Willens: sie hätten in dem heißen Clima von Loango der Wärme so nöthig nicht, die Zeit wäre ihnen endlich an einer Stelle zu lang geworden, und sie wären mit dem Tage zu einer wichtigern Sache geeilt, ihre Nahrung zu suchen.

[1d]) [Man will zwar gegen diese Gründe behaupten — „von Natur sey der Mensch eigentlich gleichgültig, und nur die hinzukommenden Bedürfnisse, nebst der nöthigen Befriedigung des allgemeinen Triebes zur Glückseligkeit, gäben ihm die Neigung zur Geselligkeit: die Sympathie oder das Mitleid sey nur eine Abänderung der Selbstliebe," u. s. w. (Bißmann Untersuchungen über den Stand der Natur.) Eigentlich aber ist dieß nur ein Wortstreit. Denn natürlich muß doch wohl alles dasjenige heißen, was aus den eigenen Kräften, und den Verhältnissen gegen andere Wesen, darinn wir von Natur gesetzt sind, erfolget (s. unten §. 6.): also auch die Abänderung allgemeiner und ursprünglicher Triebe, oder jeder Trieb, der sich auf Eräugung des Umstandes zeigt, welcher seine Entwickelung veranlasset, und dieses um so viel mehr, weil man die Triebe, welche wir als verschieden betrachten, doch wirklich nur für so viele Bestimmungen eines Grundtriebes halten muß. Sonst wären den Menschen keine Handlungen natürlich, als die wir bey neugebohrnen Kindern wahrnehmen, und nicht einmal diese: sonst wäre auch das Beißen oder Stoßen der Thiere kein natürlicher Trieb, weil sie es nur dann äußern, wenn sie etwas zu beißen oder zu stoßen vorfinden. Die Bedürfnisse entstehen doch aus unserer und der uns umgebenden Wesen Natur, und der zu befriedigende Trieb zur Glückseligkeit wird doch für natürlich erkannt. Es fragt sich also nur, wie wir in besonderer Hinsicht ihn zu befriedigen suchen? und der klare Inhalt dieser Frage ist — ob der Mensch durch seine natürlichen Kräfte und deren Entwickelung, wie auch durch die äußern Umstände, in welche er von Natur gesetzt ist, und welche diese Entwickelung hervorbringen, getrieben werde, einsam, gleich dem Dachse, oder gesellig, gleich dem Biber, zu leben? — Daß der Mensch durch die mütterliche Pflege zur Gesellschaft gewöhnt sey, ist kein zureichender Grund, um darinn zu bleiben. Der Dachs ist sowohl als der Biber zu dieser Gesellschaft gewöhnt: es muß also ein besonderer Hang seyn, welcher nachmals jenen zur Einsamkeit, diesen zur Gesellschaft treibet. Was man als Folgen der erkünstelten Politur angiebt, die doch schon eine gestiftete Gesellschaft voraussetzt, sind auch im Grunde die Folgen der Vermehrung des Menschen, daher es unnatürlich ist, ihn als allein laufend vorzustellen. Kann der Vorrath von Früchten und Wildpret ohne Viehzucht oder

Kultur lange zureichen, wo sich Menschen vermehren? Werden diese sich dann nicht zu nahe treten, fürchterlich werden, und Schutz in Verbindungen suchen? — Doch genug, und schon zu viel von einem Satze, den die stete Erfahrung zureichend beweiset: denn, wie wäre es möglich, daß von dem Zustande, welcher dem Menschen natürlich seyn sollte, in keinem Lande, weder bey dem nackten Neuholländer, noch dem in Thierfelle gehüllten Feuerländer, weder bey den wilden harmlosen Südinsulanern, noch den wilden menschenfressenden Neuseeländern, weder im fruchtbarsten Indien, noch auf der magersten Neujahrsinsel, weder bey den trägen Caraiben, noch bey den arbeitsamen Sinesern, weder bey den dummen Californiern, noch den klugen Europäern u. s. w. irgend Beispiele gefunden werden; und sich hingegen allenthalben, an so viel abgesonderten und verschiedenen Orten der unnatürliche Zustand der Gesellschaft eingeschlichen hätte, da doch der Mensch sonst in seiner Lebensart so mancherley verschiedener Bestimmungen fähig ist?]

§. 6.

Es wäre, dünkt mich, dem Zwecke des Herrn R. wohl gemäß gewesen, da er uns belehren will, welcher Zustand dem Menschen natürlich sey oder nicht sey, daß er zuvor deutlich und genau erklärt hätte, was er unter den Worten, Natur, Natürlich, Natürlicher Zustand, Recht der Natur, eigentlich verstehe. Weil er aber das nicht gethan, so scheint er in seinen Begriffen sehr zu schwanken; wo er nicht gar unrichtig davon denkt. Ich will mich über jedes erklären, und dann des Herrn R. Begriffe, so viel ich sie errathen kann, dagegen halten.

Natur des Menschen nenne ich seine wesentlichen Leibes- und Gemüthskräfte, und seine angebornen Beschaffenheiten. Die wesentlichen Leibeskräfte sind zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit wirksam, und bekannt genug. Die wesentlichen Seelenkräfte sind, außer den Sinnen, sinnlichen Vorstellungen und Neigungen, welche wir mit den Thieren gemein haben, die Ver-

Vernunft, Freiheit und Perfectibilität. Die angeborne Beschaffenheit, welche hier in Betrachtung kömmt, ist, daß wir nackt, unbewaffnet und hülflos auf die Welt kommen, und so ferne zur Pflege und Erziehung der Eltern in einer Familiengesellschaft angewiesen sind. Hergegen ist der Begriff des Herrn R. von der Natur des Menschen theils mangelhaft, theils irrig: indem er die eigenthümliche Seelenkraft des Menschen, welche ihn von allen übrigen Thieren wesentlich unterscheidet, nämlich die Vernunft oder Kraft zu reflectiren, nicht zu seiner Natur, sondern zu seinem zufälligen, und wohl gar verdorbenen Zustande rechnet; ihn an die Nachahmung thierischer Triebe verweist; folglich ihm gar keine eigenthümliche Natur beilegt. Eben der Fehler äußert sich auch darinn, daß er Vernunft, Freiheit und Perfectibilität nicht als geschäfftige, wirksame Seelenkräfte, sondern als ein bloßes entferntes Vermögen (potentiam remotam) ansieht, welches vielleicht nimmer hätte zur Wirksamkeit kommen können, indem dieses von einem ungefähren Zusammenstoße vieler zufälligen Ursachen dependirte, welche alle hätten wegbleiben können. Demnach sind seine Reflexion, Freiheit und Perfectibilität Werkstücke, die nicht in sein Naturgebäude gehören, sondern in statu Naturæ ungebraucht liegen bleiben. Unrichtig ist auch des Herrn Rousseau Vorstellung von der angebornen Beschaffenheit des Menschen, so ferne er ihn ungesellig macht, und die Gesellschaft der Gattung und Erziehung, welche er nicht läugnen konnte, gleich nach dem Beischlafe und der Entwöhnung, wieder aufhebt: wovon ich schon ausführlich geredet habe.

Natürlich nenne ich dasjenige, was sich zu seiner Zeit aus der Natur, d. i. wesentlichen Kräften und angebornen Beschaffenheiten, entwickelt, wenn nur kein Hinderniß da ist, und die Umstände übereinstimmen. Ich

sage, zu seiner Zeit u. s. w. denn (daß ich erst ein Gleichniß gebe) an einem Baume kann man nicht zugleich mit den Knospen auch Blätter, Blumen und Früchte verlangen; und doch ist alles dieses dem Baume natürlich, weil es sich in gewisser Ordnung aus seinen vegetabilischen Naturkräften und Beschaffenheiten entwickelt. Ich sage ferner, wenn kein Hinderniß da ist, und die Umstände übereinstimmen. Denn, wenn der Baum keine Wurzeln hätte, oder die Witterung entgegen wäre; so würde alles dieses nicht zur Wirklichkeit kommen, und deswegen bliebe es doch dem Baume an sich natürlich. So ist es auch mit Thieren beschaffen. Es ist natürlich, daß eine Raupe sich einspinnet und in einen Schmetterling verwandelt: aber man warte, bis sie alle Häute abgeworfen, störe sie nicht in ihrer Arbeit, und setze sie nicht in widrige Umstände. Es ist natürlich, daß Bienen ihren Wachs- und Honigbau verrichten: aber erst müssen sie aus Würmern Fliegen geworden seyn, sie müssen keine ungebetenen Gäste im Stocke bekommen, und in Gesellschaft einer Mutterbiene oder Königinn seyn; sonst arbeiten sie nicht. So werde ich denn auch unrecht sagen, dem Menschen sey der Hunger, der Auswurf, der Schlaf, das Gehen auf zweien Füßen, die Mannheit und Fortpflanzung des Geschlechts natürlich; nämlich alles zu seiner Zeit. Ich sage auch nicht unrecht, das Sprechen überhaupt, und das Abstrahiren sey ihm natürlich; nämlich soferne sich die Vernunft in der Sprachfähigkeit und den allgemeinen Begriffen schon in der Kindheit ohne alle Anweisung und Regeln zeigt, wenn der Mensch nur nicht taub zur Welt gekommen, und nicht in einer unnatürlichen Gesellschaft von stummen und dummen Viehe, sondern unter seinen Aeltern, groß geworden ist, wie seine angeborne Beschaffenheit erfordert.

Und

Und daraus kann man denn auch urtheilen, was ein natürlicher Zustand des Menschen sey: nämlich, wenn er in die Umstände gesetzt ist, die seine eigenthümliche Natur nothwendig zur Wirksamkeit voraussetzt. Wenn man den Statum mere naturalem des Menschen dem Statui civili entgegen setzt, so muß man freilich die Stiftungen der bürgerlichen Gesellschaft davon absondern: aber der Mensch soll doch auch in seinem statu naturali schon ein Mensch seyn, und wir müssen ihm diejenigen Umstände nicht benehmen, welche der Ausbruch seiner eigenthümlichen Naturkräfte voraussetzt, und die vor aller bürgerlichen Verordnung und Herrschaft angenommen werden können und müssen. Herr R. macht sich einen falschen Begriff von dem natürlichen, und unnatürlichen Zustande. Er meint, was wir nicht wirklich mit auf die Welt brächten, das sey nicht natürlich. Denn er sagt, das Sprechen sey dem Menschen nicht natürlich, sondern das Schreien. Ja, mit Schreien kömmt er allerdings zuerst auf die Welt: aber hernach lallet er, dann versteht er die Sprache, dann spricht er sie. Aber Herr R. sagt, er spricht gar nicht, wenn er unter Thieren erwachsen ist. Nämlich er setzt den Menschen erst in einen unnatürlichen Zustand, und dann läugnet er, daß ihm das natürlich sey, was doch zu seiner Zeit in dem natürlichen Zustande mütterlicher oder älterlicher Gesellschaft unausbleiblich hervorbrechen würde. Nach des Herrn R. Schlußart wollte ich eine oder mehr Bienen, ohne Mutterbiene, in die Gesellschaft von Käfern und Raupen setzen, und weil sie dann ihren Trieb nicht äußern, sagen, die Bereitung des Wachses und Honigs sey den Bienen nicht natürlich; wie ungereimt wäre das nicht geurtheilt! Wir Menschen lernen ja nicht deswegen sprechen, weil wir in statu civili unter bürgerlicher Herrschaft stehen, sondern, weil wir in einer Familiengesellschaft erzogen sind, welches unser Status

natu-

naturalis, auch ohne und vor aller bürgerlichen Gesellschaft ist. Eben so wie Herr R. das Gehen auf zweien Füßen, welches doch offenbar von der mütterlichen Gesellschaft und Erziehung entspringt, zu dem Statu naturali des Menschen rechnet, eben so und mit gleichem Rechte müssen wir die Sprache des Menschen zu seinem Statu naturali rechnen. Es ist so wenig ein Volk in der Welt, wenn es auch noch so wild wäre, das gar keine Sprache hätte, sondern bloß blökte oder brummte, als eins gefunden wird, das auf allen vieren kröche, oder da keine fortgesetzte Ehe und gemeinschaftliche Erziehung der Kinder im Gebrauche wäre. Man darf deswegen nicht sagen, daß dieser oder jener Schall besonders ein natürlich Zeichen gewisser Gedanken und Begierden sey. Das erfordert freilich eine heimliche Einwilligung oder vielmehr bloß eine Nachahmung anderer Menschen; aber doch auch keine solche, die ex statu civili und obrigkeitlicher Verordnung fließt, sondern die vielmehr vor dem Statu civili zu setzen ist. Die Natur hingegen hat doch überhaupt dem Menschen vor andern Thieren Werkzeuge zum deutlichen Schalle und zur vernehmlichen Sprache gegeben. Da nun andere Thiere sich einander ihre Leidenschaften und Begierden durch einen confusen Schall, Stimme und Ton zu verstehen geben: warum sollte der Mensch nicht auch seine Stimme brauchen, und seine Gedanken andern in einer Familiengesellschaft und in einem Umgange durch einen ihm eigenthümlichen deutlichen Schall entdecken? Warum sollte er also seine natürliche Sprachfähigkeit nicht äußern, da tausend Gelegenheiten kommen, wo Mutter und Kinder es nöthig haben, sich einander ihre Gedanken kund zu machen? Welchen besondern Schall der erste Erfinder eines Wortes zu einer jeden Sache brauchte, das war gleichgültig; die erste Silbe, die ihm einfiel, war die beste. Andere

Men-

Menschen sind froh, wenn ein Ding nur seinen unterscheidenden Namen hat, und nehmen ihn willigst an. Die Thiere haben in jeder Art nur einen einzigen bestimmten undeutlichen Schall, oder doch nur geringe Abwechselung desselben: weil sie ihre Art an diesem Schalle kennen sollen, und sich in individuo einander nur wenige Leidenschaften zu entdecken haben, auch von Natur unfähig sind, mit Worten, verständliche Begriffe zu verbinden. Der Mensch aber mußte deutliche Begriffe durch einen deutlichen Schall ausdrücken; um so mehr, da er so viele Begriffe von Dingen nöthig hat, dazu die unendliche Mannichfaltigkeit der möglichen Wörter das geschickteste Mittel war. Daher konnte er auch nicht von der Natur zu einem einzigen gewissen Schalle angewiesen seyn; sondern die Wahl aus so unzählig vielen Sylben und Wörtern mußte seiner Willkühr überlassen werden. Es ist also dem Menschen zwar nicht diese oder jene Sprache, aber doch überhaupt das Sprechen natürlich; die Sprachfähigkeit ist dem Menschen allein und eigenthümlich gegeben, und zur Unterhaltung der Gesellschaft mit seines Gleichen nothwendig.

§. 7.

Es ist demnach grundfalsch, daß die Natur uns Menschen gebildet habe, einsam, ungesellig, stumm und dumm, kurz ein wahres Vieh zu seyn. Es ist grundfalsch, daß wir in solchem Zustande seyn, oder glücklich und zufrieden seyn könnten; grundfalsch, daß Geselligkeit, Sprache, allgemeine Begriffe, Reflexion und Gebrauch der Vernunft den Menschen natürlich, oder erst nach vielen Tausenden von Jahren unter ihnen entstanden wären; grundfalsch, daß die Reflexion, Freiheit und Perfectibilität, daß Wissenschaften und Künste, welche aus jenen entspringen, an sich und nach ihren we-

sentlichen Regeln, die Quelle alles menschlichen Elendes wären.

So viel kann und muß man dem Herrn R. gerne zugestehen, wie es auch aus seiner Perfectibilität von selbst folget, daß in den Künsten, Wissenschaften und allen Vorzügen der Menschen, Stufen und Wachsthum Statt finden, welche sich erst mit der Zeit, und nach Umständen, mehr und mehr entwickelt haben. Die Nothwendigkeiten des Lebens, Nahrung, Sicherheit, Kleidung, Wohnung, gehen allem übrigen Bemühen der Menschen vor, und wenn sie Kinder haben, so sorgen sie für deren Nothwendigkeiten eben so, wie für ihre eigene. Aber auch diesen ersten Bedürfnissen können Menschen, die mit keinen blinden Trieben versehen sind, schon nicht ohne mancherley Kenntniß der Dinge, ohne Nachdenken, ohne Erfindung, ohne einige rohe Künste, abhelfen. Nun könnte man wohl annehmen, daß der Schöpfer selbst den ersten Menschen, die ganz neu in der Welt waren, die unentbehrlichsten Hülfsmittel angewiesen habe. Dazu giebt die heilige Schrift Anleitung, und viele der heidnischen Weltweisen haben gleichfalls die nothwendigsten Künste den Göttern zugeeignet. Allein, Herr R. will wohl einen übernatürlichen Lehrmeister nicht gerne in seinen statum naturæ eingemischt haben. Wir wollen uns also lieber auf die natürlichen Geschicklichkeiten berufen, die er selbst den ursprünglichen Menschen zuschreibt. Sie gehen aufrecht, und wissen auf ihren zweien Füßen das Gleichgewicht zu halten; ja sie laufen, sie klettern auf die Bäume. Das konnten sie nicht aus der Nachahmung der Thiere gelernt haben. Denn die hätte sie vielmehr zum vierfüßigen Gange geführt [1e]. Sie müssen also bey Zeiten, schon als Kinder, versucht haben, sich aufzurichten, und müssen wenigstens aus der Empfindung gemerkt haben, daß

diese

diese Stellung ihrem Körper angemessener sey, als die thierische, und daß sie dabey auch das Vergnügen hätten, weiter umher zu sehen. Folglich hat schon anfangs die Bequemlichkeit, und der Reiz der sinnlichen Gegenstände, ihre Naturkräfte zu einer gewissen Art der Handlung determinirt, welche sie von den Thieren unterschied. Sie wehren sich mit einem abgebrochenen Aste und mit Steinen. Das ist abermal nicht aus der Schule der Thiere, und also aus eigener menschlicher Reflexion, was ihnen bey der angebornen Waffenlosigkeit statt der Waffen dienen könnte. Sie fühlen ihre Blöße bey der Kälte, und denken auf ein Mittel sich dagegen zu schützen: finden, daß sie sich wohl in den warmen Pelz eines Thiers einhüllen könnten. Demnach schlagen sie es mit ihrer Keule todt, und ziehen ihm das Fell ab. Womit? hatten sie doch noch kein Eisen oder Messer. Mit einem scharfen Steine. Gar recht; den Gebrauch der Steine bestätiget auch die alte Geschichte, so wie die Kleidung in Thierfellen. Also hat sie ja die Noth zum Nachdenken getrieben und erfinderisch gemacht. Sollten Menschen, die schon so viel Nachdenken und Erfindung haben, nicht auch Höhlen sowohl für die Kälte, als zum Schutze gegen wilde Thiere, suchen? Das ist ganz natürlich. Und ich weis nicht, warum Herr R. ihnen das abspricht, da sie es doch selbst an wilden Thieren sehen konnten, deren Nachahmung er ihnen statt eigener Triebe und statt der Reflexion zur Regel der Lebensart giebt. Ich dächte auch, sie hätten auf solche Art den Thieren abgesehen, welche Früchte ihnen zur Nahrung dienlich seyn könnten: wie es wirklich unsere Europäer in der neuen Welt machen mußten. Die unentbehrliche Verknüpfung unter einander, besonders in einer Familiengesellschaft, trieb sie zur Bezeichnung ihrer Gedanken und Begierden vermittelst eines Schalles; folglich machten sie auch Gebrauch von den natürlichen Werk-

zeugen einer deutlichen Stimme und Sprache. Ich will setzen: sie hätten sich anfangs noch viel mit der Fingersprache beholfen, so konnte diese doch bey weitem nicht alle ihre Gedanken oder ihr Verlangen ausdrücken. Sie werden dabey etwas gelallet, und bald deutliche Wörter hervorgebracht haben. Denn der Mensch ist geneigt, wenn er auch den Schall der Thiere nachahmen will, solchen in einen deutlichen Schall, in Wörter zu verwandeln.

Wo denn nur ein Anfang ist vom Nachdenken, von Erfindungen, von Künsten, vom Sprechen, da geht die Bemühung bald weiter, von der äußersten Nothdurft, und rohen Hülfsmitteln derselben, zu bessern, zu mehrern, zur Bequemlichkeit, zur Abwechselung, zur Lust, zum Zeitvertreibe und Vergnügen. Selbst die wildesten Nationen in America, [oder auf dem Feuerlande, in Neuseeland, in Neuholland u. s. w.] welche dem thierischen Zustande am nächsten kommen, sind doch nicht ohne Geselligkeit, Sprache, und Künste, und Herr R. thut ihnen offenbar Unrecht, wenn er z. B. einen Caraiben dichtet, daß er seine Hangmatte verkaufte, ohne auf den Abend zu denken, und daß er sein Weib ohne Eifersucht andern Preis gäbe. Eben die verflochtene Hangmatte zeigt ihre Kunst, Erfindung und Nachdenken, sich eine bequeme und sichere Schlafstelle zu bereiten. Ihr Jagen, Fischen, Schiffen, Schwimmen, Tauchen, ihre Bogen, Pfeile und Waffen, ihre Kenntniß giftiger sowohl als heilsamer Pflanzen, ihre Musik, Gesänge, Tänze und andere Uebungen, sind Beweise, daß sie mit des Herrn R. seiner Beschreibung, die er von ihnen macht, nicht übereinstimmen, und überhaupt, daß sie sich mit solchem ursprünglichen Zustande, als er sich einbildet, nicht begnügt haben. Sie leben nicht zerstreut und einsam in Wäldern, ungeachtet sie die dickste Wild-

niß um sich haben. Sie halten sich zusammen in Familien und Völkerschaften: sie führen ihre fortdaurenden Ehen: sie erziehen ihre Kinder nach ihrer Lebensart: sie erkennen das Unrecht, das man ihnen anthut, ihr Land einzunehmen; sie erwählen einen Heerführer im Kriege, und wehren sich tapfer, so viel sie können.

Daß die meisten Amerikaner nicht weiter gekommen sind in Künsten, Wissenschaften, Sitten, daß sie faul und träge sind, und Ruhe und Schlaf allen weitern Stufen möglicher Vollkommenheit vorziehen: entsteht bloß daher, weil sie sich in Betrachtung des großen Landes noch sehr wenig vermehrt haben, und in den wüsten Wäldern, Wild die Menge, Baumfrüchte und Erdgewächse, kurz, einen Ueberfluß von Lebensmitteln vor sich finden, welcher für alle zureicht, ohne daß sie nöthig haben, der ergiebigen Natur durch ihren Fleiß zu Hülfe zu kommen. Daher blieb alles allen zum Gebrauch gemein: man bekümmerte sich nicht groß darum, weder Vieh zu zähmen, das die Küche versorgen, noch eine Art Korn oder Früchte zu bauen, welche die Scheuren füllen könnten. Aber sobald die Menschen sich in einem Lande so vermehren, daß der von selbst sich anbietende Vorrath der Natur nicht mehr für solche Menge zureicht, oder wenn auch die Art des Landes an Früchten so ergiebig nicht ist, sobald höret die Gemeinschaft der Güter auf. Derjenige, welcher eine Art eßbaren Viehes zu seinem Gebrauche fängt, zähmt, weidet, der ein Feld bearbeitet, und mit nahrhaften Gewächsen besäet, der hat Recht, andere von dessen Nutzung auszuschließen, und sich die Frucht seines Fleißes und seiner Geschicklichkeit zuzueignen. Siehe! so ist denn das Eigenthum unter Menschen, die sich in einem Lande mehren, unentbehrlich: und dieses weckt den Fleiß und die Geschicklichkeit unter ihnen auf, und eben daher entsteht der erste Unterschied des äußer-

lichen Zustandes, wie Herr R. gar wohl eingesehen hat. Der Faule, der Nachlässige, Unachtsame, Unordentliche, Dumme, Einfältige, darbet, und kann in so guten häuslichen Umständen unmöglich seyn, als der Emsige, Ordentliche und Witzige. Das giebt denn Reiche und Arme, das giebt Herren und Bediente, das giebt endlich, bey weiterer Vermehrung der Menschen, Regenten und Unterthanen; welches auszuführen mein Zweck nicht mit sich bringt. Herr R. könnte also auch wohl eingesehen haben, daß solcher Unterschied der Stände mit der Natur der Menschen eine nothwendige Verknüpfung habe, und daß Fleiß und Geschicklichkeit an und für sich den Menschen und dessen Zustand vollkommener machen. Die Ungleichheit des Standes hebt die Gleichheit des Rechts, ja ich mag auch sagen der Freiheit, Vollkommenheit und Glückseligkeit, nicht auf. Billige Regenten lassen sich in ihrem eigenen Lande von den gesetzten Obergerichten die Rechtssachen mit den Unterthanen ab- und den Unterthanen zu sprechen. Der Contractus Societatis civilis ist, wegen der Unordnungen im Statu naturali, zu besserer Handhabung menschlicher Rechte, zur Wohlfahrt und Sicherheit der Gemeinen, zur Pflanzung der Künste, Wissenschaften, Tugenden und guten Sitten, gestiftet und eingeführt, und bey jetziger Vielheit der Menschen unentbehrlich. Ein jeder kann dabey in jedem Stande, nicht allein gesund seyn, und zureichende Lebensmittel haben, sondern auch alle menschliche Vollkommenheiten des Leibes und Gemüths erwerben, geschäfftig, weise, klug, beliebt und geachtet seyn, ja, wenn er will, auch im mittelmäßigen Stande eben so vergnügt seyn, als ein König [2]). Misbraucht einer im Statu civili den Vorzug, welchen ihm sein Stand giebt, durch Gewalt, List und Betrug; so ist es dem Statui civili an sich nicht

zuzu-

zuzuschreiben. Und gewiß, die Wilden in America, und anderwärts, haben bey ihrer wüsten und dummen Lebensart unläugbar weniger Vergnügen, und sind doch theils eben demselben, theils anderm Ungemache unterworfen, führen auch unter sich selbst mit der unmenschlichsten Grausamkeit Kriege.

Wir, die wir in bürgerlicher Gesellschaft unter Obrigkeiten und Gesetzen leben, haben nicht Ursache, wegen der hie und da zufällig eingerissenen Misbräuche, wegen der Unterdrückungen von den Mächtigern, und des daraus entstehenden Elendes aus der Welt zu laufen, Misanthropen zu werden, uns lieber wild, ungesellig, nackt, einsam, stumm und dumm zu wünschen, die menschliche Natur selbst aller ihrer Vorzüge zu berauben, und weit unter das Vieh herunter zu setzen [3]). Es sind noch immer Länder, da, unter einer sanften Regierung, die Freiheit der Religion, der Lebensart, der willkührlichen Handlungen, ungekränkt bleibt, da Künste, Wissenschaften und Handlung blühen, da Geschicklichkeit, Fleiß, Ehrlichkeit und Tugend geachtet und belohnt wird, und da Menschenliebe immer Gegenliebe findet. Wenn ein jeder Stand wegen der äußerlichen Ungleichheit, oder wegen der Misbräuche zu verwerfen wäre; so müßten wir auch den allernatürlichsten Stand, welchen die Natur selbst zwischen Mann und Weib, zwischen Aeltern und Kinder gestiftet hat, nämlich die Ehe, für unnatürlich erklären, ihr alles Verderben der Menschen aufbürden, und sie lieber ganz verabscheuen, oder statt dessen eine wilde Kühlung der Geilheit einführen, und die Kinder umkommen lassen, oder, welches einerley ist, in den Wald unter das Vieh laufen lassen? Das wäre ja wohl sehr unnatürlich geschlossen. Es ist demnach des Herrn R. Status naturæ primitivus, welcher die menschliche Natur aller angebornen eigenthümlichen Vorzüge und Vollkommenheiten,

aller Gesellschaft, Sprache und Uebung der Vernunft, aller Künste, Wissenschaften und Geschicklichkeit, aller Bequemlichkeit, Ergötzung, Freundschaft, Gefälligkeit Menschenliebe, ja Tugend und Religion, beraubet, und uns noch dazu weit unempfindlicher, dümmer, wilder und elender macht, als irgend ein Thier auf der Welt seyn mag, ein höchst unnatürlicher und in sich sebst widersprechender Zustand.

[1e]) [Die meisten nämlich. Doch giebt es Affen, die gemeiniglich auf zwey Beinen lauffen: der oben angeführten Springmäuse und des Kenguru (V. Abh. not. 12b.) nicht zu erwähnen. Der Bau des menschlichen Körpers übertrifft aber noch selbst die Affen in der ganzen Anlage zum zweybeinigten aufrechten Gange, und wenn Kinder, aus Schwachheit, noch nicht aufrecht stehen oder gehen können, so gehen sie auch nicht eigentlich auf allen vieren, sondern kriechen auf den Knieen und schleppen die Beine nach. Sie pflegen sich auch nur der geballten Hand, ohne Ausstreckung der Finger, dazu zu bedienen. Die Affen hingegen sind nur mehr zum Sitzen, und mittelst ihrer vier Hände zum Klettern geschickt.]

[2]) Ich habe den Satz, omnes homines æque felices esse, in einer besondern Rede ausgeführt, welche in meinen Primitiis Wismariensibus 1723. 4. gedruckt ist. Mancher mögte den Satz als paradox verwerfen; aber vernünftige Leute werden leicht einsehen, was ich damit sagen will, und in seinem eigentlichen Verstande halte ich ihn für eine große und zur Zufriedenheit des Menschen höchst wichtige Wahrheit, die ich dem Herrn Rousseau, bey seiner Klage sur l'inegalité des hommes, wohl empfehlen mögte.

[3]) In der Bibliotheque des Sciences et des Beaux Arts, T. IV P. II. Artic. 7. p. 407 sqq. ist eine sehr artige Beurtheilung obgedachter Schrift des Herrn R. Der Beschluß davon ist folgender: *Qui l'auroit crû que, pour constater, que nous étions naturellement égaux, il fallut prouver, qu'originairement nous etions au dessous de la bête; raisonnables sans raisonner; susceptibles de vertu sans au-*

cune

eune idée de devoir; accessibles aux passions; sans aucun desir dans le cœur; libres, sans faire aucun choix; comblé de bienfaits de notre Createur, sans penser jamais à lui; sociables, sans liaison; pêres et époux, sans tendresse; freres sans amitié; capables de parler, sans daigner l'apprendre; industrieux, sans industrie; perfectibles à une infinité d' égards, sans essayer de nous perfectioner à aucun: immortels, sans le savoir; nés en un mot uniquement pour manger, pour multiplier, pour dormir, pour mourir?

§. 8.

Ich will die Vergleichung der Menschen mit den Thieren ganz aufrichtig anstellen. Ich will nicht allein anzeigen, was wir mit den Thieren gemein, sondern auch worinn diese vor uns, und worinn wir vor ihnen etwas voraus haben. Wir müssen aber überhaupt voraus setzen, daß wir sowohl, als die Thiere, zu einer gewissen Art der Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, von dem Schöpfer fähig gemacht und bestimmt sind. Das Vorzügliche auf beiden Seiten muß uns belehren, zu welcher besondern Art der Glückseligkeit uns unsere Natur leiten soll.

Dasjenige, was wir Menschen mit den Thieren gemein haben, besteht hauptsächlich in dem Sinnlichen. Ein Leben in einem organischen Körper, welches wir durch die Zeugung und Geburt empfangen, und durch Nahrung unterhalten, und wiederum durch Zeugung fortpflanzen, ehe wir sterben. Wir haben beiderseits innere Lebenskräfte, die das Ihrige, ohne unser Denken und unsern Rathschluß, verrichten: eine willkührliche Bewegung einiger Gliedmaaßen, um uns selbst von einem Orte zum andern zu bringen, oder äußerliche Dinge zu unserm Gebrauche zu handhaben, Gefahr von uns abzuwenden, oder unserm eigenen Körper Handreichung zu thun. Wir ha-

ben beiderseits Sinne und sinnliche Vorstellung des Gegenwärtigen, im Fühlen, Schmecken, Riechen, Sehen, Hören; welche auch mit einer Einbildungskraft und einem Gedächtniß, oder einer Vorstellung und Erinnerung des Vergangenen vergesellschaftet ist [4]). Wir empfinden beiderseits, durch die Sinne, Lust und Schmerz, und werden daher zu sinnlichen Begierden oder Abneigungen, das ist, zu gewissen Affecten, gereizet. Daher sind wir einer sinnlichen Glückseligkeit oder Unglückseligkeit fähig, und, jene durch unsere Affecten zu befördern, diese abzukehren, geschäfftig. Wir haben einen natürlichen Trieb, uns zu nähren, und unser Geschlecht mit einem Gatten unserer Art fortzupflanzen, und die Jungen zu lieben, zu nähren und zu vertheidigen. Wir sind endlich denen allgemeinen körperlichen Zufällen, welche die Verknüpfung der Dinge, die Gesetze der Bewegung, und die Maschinen unserer Körper mit sich bringen, unterworfen. Speise und Trank, Wetter, Gewitter, Elemente, haben über unsere Körper Macht; wir können von dem Stoße härterer Körper verletzt werden; es sind bey allen Misgeburten möglich; Schmerz, Krankheiten und Tod warten unser sowohl, als der Thiere.

Hieraus ist eines Theils zu schließen, daß dergleichen Handlungen, die wir Menschen, durch die Aehnlichkeit der Natur, mit allen Thieren gemein haben, an und für sich betrachtet, auch der menschlichen Natur, und folglich den göttlichen Absichten mit uns, gemäß sind. Darinn besteht das allgemeine Recht der Natur, welches die alten Rechtsgelehrten eben dadurch erklärten, daß es die Natur alle Lebendige gelehrt habe: als z. B. sich selbst lieben, alles Böse, alle Gefahr von sich abzuwenden suchen, sein Geschlecht fortpflanzen, die Jungen nähren und schützen ꝛc.

Wir

Wir sehen besonders daraus, daß uns Gott alle sinnliche Lust, welcher die Thiere genießen können, gleichfalls gegönnet habe: weil er diese süße Empfindung mit dem natürlichen Gebrauche der körperlichen Kräfte und Werkzeuge stets verknüpft hat. Folglich ist es auch Gottes Absicht gemäß, daß wir in der sinnlichen Lust einen Theil unserer Glückseligkeit suchen und finden sollen. Handeln denn diejenigen nicht wider die Absicht ihres Schöpfers, und wider das allgemeine Naturrecht, welche sich, bey dem natürlichen und nothwendigen Gebrauche körperlicher Theile und Kräfte, der damit verknüpften sinnlichen Lust, aus eingebildeter Heiligkeit, entschlagen und entäußern; oder sich wohl gar unnöthig und vorsetzlich allerley sinnlichen Schmerz anthun, und bey aller Gelegenheit darnach ringen? Dennoch finden sich in der alten und neuen Geschichte, bey Heiden und Christen, dergleichen thörichte Selbstmärtyrer nicht wenig; gleichsam, als wenn es uns an widrigen Zufällen in der Welt fehlte, oder als wenn ein gutes Herz des Selbsthasses fähig wäre, oder, als wenn ein böses Herz nicht auch darunter Hochmuth und Bosheit verbergen könnte.

[4]) Indem ich den Thieren sowohl, als uns Menschen, Sinne, Einbildungskraft und Gedächtniß zuschreibe, so sehe ich nur auf eine allgemeine Aehnlichkeit oder Analogie, welche den besondern Unterschied nicht aufhebt. In der That sind wohl alle diese Kräfte nicht allein unter den Thieren selbst annoch verschiedener Art, sondern sie sind auch bey den Menschen darinn ausnehmend, daß sie sich mit einem deutlichen Bewußtseyn äußern. Es scheint aber, daß sich die Thiere weder des Gegenwärtigen, noch Vergangenen, weder ihrer selbst, noch anderer Dinge, auf eine solche Art bewußt sind, als wir. Denn unser Bewußtseyn entsteht aus allgemeinen und deutlichen Begriffen vornehmlich durch Hülfe der Wörter: die Thiere aber haben zu allen diesen keine Fähigkeit.

§. 9.

Die Thiere haben aber in dieser Art der Glückseligkeit, die aus sinnlicher Lust entsteht, noch manche Vorzüge vor den Menschen. Einer der vornehmsten besteht darinn, daß sie weder so viel Kleidung, Waffen, Häusung und Wartung brauchen, als wir, noch die dazu benöthigten Handlungen selbst erdenken, oder lernen und üben dürfen. Sie bringen Kleidung, Waffen, und andere Nothwendigkeiten, mit auf die Welt; und wenn ihnen noch was fehlt, so ist auch einer jeden Gattung ein dienlicher Trieb mit einer Fertigkeit angeboren, dem sie nur blindlings folgen dürfen. Dann verrichten sie gleich alles ohne Fehl, was zu ihrem bestimmten Zwecke erforderlich ist. Brauchen sie Wohnungen; sie wissen sich solche von selbst künstlich zu graben und zu bauen. Haben sie Betten, Kleidungen und deren Wechsel nöthig; so ist ihnen eine unerlernte Kunst, zu weben, zu spinnen, und die veraltete Decke abzuwerfen, eingeprägt. Müssen sie ihr Futter etwas weitläuftig suchen, oder zu ihrem Gebrauche bereiten, oder zur künftigen Nothdurft sparen; so wissen sie auch schon von Natur eine Kunst, mit welcher sie ihr Brod verdienen, oder ihre Nahrung erjagen können; wie sie dieselbe sich zu Nutzen machen, oder auf den Winter sammlen, und in verborgenen Kammern aufschütten sollen. Haben sie Feinde auf der Welt, oder sind sie Krankheiten und Verletzungen unterworfen; so haben sie auch Waffen und Genesmittel dagegen, welche sie ohne alle Anweisung zu ihrem Besten anzuwenden wissen. Sollen sie sich paaren, und ihren Jungen Bequemlichkeit und Unterhalt verschaffen; so braucht man ihnen nicht die Ehestandespflichten zu erklären; sie suchen sich zu der bequemsten Zeit einen Gatten, sie bauen ihren Jungen, wenn es nöthig thut, zum voraus sanfte Nester; sie wärmen, füttern, säugen und vertheidigen dieselben emsig und herzhaft.

Kön=

Können sie nicht anders, als gesellschaftlich, zu Rechte kommen; so sind ihnen schon die Grundgesetze der besten Republik ins Herz geschrieben; und ein jeder thut darinn seine Pflicht ohne Zwang.

Wie nackt und bloß, wie vieler Dinge bedürftig, wie roh und unwissend aber kommen wir nicht auf die Welt! Was hat es nicht dem menschlichen Geschlechte für Zeit und Mühe gekostet, die zu ihrer Nothdurft, Bequemlichkeit und Lust diensamen Künste und Wissenschaften zu erfinden, und zu der Vollkommenheit zu bringen, in welcher sie jetzo sind? Die Natur hat uns mit keinen wirklichen Künsten und Fertigkeiten versehen; sie hat uns bloß das Vermögen der Vernunft, zur Erwerbung mancherley Geschicklichkeit, verliehen. Und dennoch sind die anfangs dadurch erfundenen Künste und Wissenschaften nicht gleich vollkommen, sondern erst sehr roh und mangelhaft gewesen; ihr Wachsthum hat Tausende von Jahren erfodert, und sie sind noch nicht zu ihrer völligen Reife gekommen. Sie sind und werden aber auch, selbst in den Geschlechtern der Künstler, nimmer erblich; sondern sie müssen durch Unterricht fortgepflanzt, und von einem jeden erlernt werden. Das gedeiet aber nicht sogleich zur Fertigkeit; sondern eine anhaltende Uebung muß uns erst, unter manchem Irrthum, Fehl und Brudeley, den Weg dazu bahnen. Sobald die Menschen in einem Weltalter aufhören, die Künste und Wissenschaften noch höher zu treiben, oder die Besitzer und Erfinder derselben zu ehren und zu belohnen, so kommen sie schon zurück; sie verderben ihren Geschmack, sie verfallen in eine Barbarey, und manche Erfindung geht gar darüber verloren. Es ist demnach nimmer geschehene Arbeit bey uns Menschen. Das Vermögen der Vernunft, welches wir allein, zur Erwerbung der Glückseligkeit haben, wird immer geschäfftig erhalten. Wir Menschen werden selbst durch die

die sinnlichen Bedürfnisse, und durch den Mangel der angebornen Triebe, auf den Gebrauch unserer Vernunft, und auf das Erkenntniß unser selbst und der Welt, ja zum anhaltenden Fleiße in denselben, verwiesen, wenn wir Mangel, Schmerz und Verdruß vermeiden, und einigermaaßen Lust genießen wollen. Zu geschweigen, daß der Gebrauch der Vernunft zugleich ein nothwendiges Mittel ist, unsere sonst ausschweifenden sinnlichen Begierden im Zaume zu halten, und sich der möglichen Lust nicht zu seinem Schaden zu misbrauchen.

§. 10.

Vielleicht wird mancher Reicher oder Vornehmer gedenken: Mit den Uebungen des Verstandes mögen sich andere placken, denen Armuth und Mühe zum Schicksale bestimmt ist; ich darf mir den Kopf nicht zerbrechen, noch mir es so sauer in der Welt werden lassen; für meine Glückseligkeit hat der Himmel, haben meine Aeltern und Voraltern schon überflüßig gesorget; für mein Geld sind mir alle Krämer, Künstler, und Gelehrte zu Dienste, wenn ich ihrer brauche. Ich will mir nur gütlich thun, und mir mein Leben durch allerley beliebige Lust vergnügt machen.

Allein, nicht zu sagen, daß es ohne Uebung des Verstandes unmöglich seyn wird, sich in den Ergötzlichkeiten der Sinne zu mäßigen; so würde auch ein Mensch, der so dächte, sich selbst nicht kennen; und indem er seine Natur nach viehischer Art zufrieden stellen wollte, des Weges zur menschlichen Glückseligkeit gänzlich verfehlen. Die sinnliche Lust ist nicht das einzige, noch äußerste Ziel der menschlichen Natur. Darinn besteht der zweite große Unterschied zwischen uns und den Thieren. Wenn diese die körperliche Nothdurft gestillet, sich satt gegessen

und getrunken, oder auch zu gewisser Zeit ihre Brunst gefühlt haben; wenn sie bey allen diesen nach ihrer angebornen Fertigkeit verfahren sind; so sind sie, nach ihrer Art, vollkommen vergnügt; ihre Vorstellung und ihr Verlangen erstreckt sich nicht weiter, ihnen fehlt nichts mehr. In der That, die Zeit wird ihnen nimmer lang, sie wissen von keinem mehrern oder höhern Vergnügen, und haben auch weder Fähigkeit und Kräfte, noch Reiz und Geschmack dazu. Uebertriebene Wollust suchen sie nicht; um überflüßiger Nahrungsmittel willen machen sie sich keine vergebliche Mühe oder Sorge; der eitle Ehrgeiz läßt ihnen vollkommen Ruhe. Kurz, sie können, nach ihrer Art, viel eher und wohlfeiler zufrieden und glücklich werden, als wir.

Wenn aber ein Mensch alle die Lust, welche er mit dem Viehe gemein hat, ohne die geringste Mühe und Kunst erhalten, ja auch ohne Verstand mäßig treiben könnte; würde er dabey glückselig seyn, und thäte er seiner Natur damit völlig Genüge? würde er nicht weitere Ergötzungen suchen? läßt sich die menschliche Seele mit solchen Träbern sättigen? mit grober Wollust kann er sich nicht beständig unterhalten. Die Nothdurft ist mit wenigem zufrieden. Hals und Magen sind bald gefüllt; und der Beischlaf giebt nur kurze Freude. Wenn auch selbst die gemäßigte sinnliche Lust bey uns nicht mit Witze, Geschmack, Verstande, Einsicht, Gespräche, Freundschaft, Vertraulichkeit, gewürzet und erhöhet wird, so ist sie für uns fast unempfindlich und abgeschmackt. Will einer sie weiter dehnen, als die Natur zu ihrer Nothdurft erfordert; so höret das Angenehme gar auf: er überladet und schwächet seine Kräfte; er macht sich selbst zur künftigen Lust unfähig, und erweckt sich, statt dessen, Schmerz und Krankheiten. Meint er sich auf eine feinere Art, mit unschuldigern Ergötzlichkeiten des Gesichts

und Gehöres, mit Gesellschaften, Gärten, Comödien, Musik, u. d. gl. beständiger zu vergnügen; so verliert dieser Zucker eben dadurch, daß er zum täglichen Brodte gebraucht wird, seine Süßigkeit; er wird ihm sauer widerlich und ekelhaft, und giebt doch der Seele keine Nahrung. Der Mensch ist nicht zur beständigen sinnlichen Lust gemacht, und kann dabey nicht einmal so vergnügt seyn, als das Vieh ist. Wer sie bloß zur Nothdurft, oder nach nützlichen Beschäfftigungen zur Erquickung braucht, und sie dann mit Verstande zu würzen, und mit einem guten Herzen anzuwenden weis, der genießt mehrere, höhere und schärfere sinnliche Lust, als der daraus ein Handwerk machen will, seine Sinne, es sey gröber oder feiner, jedoch beständig, zu kützeln?

Wie aber? soll der übrige Raum des Lebens eine faule Muße seyn? Dabey würden wir uns selbst zur Last werden. Wir brauchen, wir suchen was mehrers zu unserm Vergnügen. Fällt denn unser geschäfftiges Bemühen, es sey aus Noth oder Affect, auf Geld- oder Ruhmbegierde: so beweist doch eines Theils die Nothdurft, daß wir nicht so leicht glücklich und zufrieden werden können, als die Thiere; andern Theils der Affect, daß unsere Begierden sich über alle leibliche und äußerliche Nothdurft erstrecken. Werden diese denn mit Geld und Ehre gesättiget? Gewiß nicht, so lange es ein Affect ist: wir kommen in der Zufriedenheit nichts weiter. Ueberflüßige Schätze vermehren nur mit ihrem Anwachse unsere Mühe, Sorgen und Begierden; und eitele Ehre ist ein flüchtiger Schatten, dem wir ängstlich nachjagen, ohne ihn in unsere Gewalt zu bekommen. Die innere Zufriedenheit entsteht bey Menschen nicht von Geld und Ehre an sich, sondern von dem Bewußtseyn der Weisheit und Tugend, womit sie beides erworben haben und gebrauchen.

Es erhellet also auf alle Weise, daß der Mensch, nach seiner Natur, viel mehreres zu seiner Glückseligkeit brauche, als dasjenige, was die Thiere, nach ihrer Art, völlig glücklich macht. Es erhellet, daß er, zur Erhaltung menschlicher Glückseligkeit, auch diejenigen Kräfte anwenden müsse, die ihn von den Thieren unterscheiden. Hat er nicht höhere und gleich rege Kräfte des Verstandes, des Witzes und der Vernunft? Hat er nicht Empfindung von Ordnung, Proportion, Vollkommenheit, Schönheit, Absicht der Natur und Kunst? Fühlt er nicht einen wißbegierigen Drang, die Beschaffenheit, das Wesen, die Eigenschaften, die Ursachen und Wirkungen der Dinge zu erforschen? Merkt er nicht einen Reiz, sich selbst, seine Natur, sein denkendes Wesen, seine Gemüthskräfte und Leidenschaften, seinen Ursprung, und den Grund seiner Zufriedenheit, Zuversicht und Hoffnung, kennen zu lernen? Findet er nicht Lust an anderer Menschen Weisheit, Klugheit, Kunst, Vorsicht, Arbeitsamkeit, Dienstfertigkeit, Billigkeit, Liebe, Freundschaft, Treue, Güte, Großmuth und allen Tugenden? Treibt ihn nicht Bewunderung, nicht Eifersucht, nicht Eigenliebe, nicht selbst die Muße, daß er, zur Erhaltung einer menschlichen Vollkommenheit und Zufriedenheit, und zu der Beförderung des gemeinen Besten, Lust hat, sich mit nützlichen Verrichtungen und Uebungen zu beschäfftigen? Gewiß, wer sich diese edlere Empfindung versagt, oder deren Geschmack erstickt und verderbet; wer das rege Bemühen der menschlichen Naturkräfte mit bloßer Sinnlichkeit übertäuben und unterdrücken will, der muß nothwendig den Mangel der eigenthümlichen Vollkommenheit und Glückseligkeit und das unruhige Verlangen seines unterdrückten Adels, in verdrießlicher langer Weile, in Unzufriedenheit mit sich selbst, in Schaam, Reue und Furcht über seine Unwissenheit, Ungewißheit, Niederträchtigkeit und Unart, oft und bitter

empfinden. Es sind selbst gewisse Beschäfftigungen des Geistes für uns nicht männlich genug, sondern als bloße kindische Tändeleien anzusehen, damit wir uns nur um unsere Zeit bringen, und unser Leben für Nichts verschleißen [4b]). Was uns und andern nicht wahren Nutzen schafft, was zur Nothdurft, zum Wohlstande, und zur Bequemlichkeit nichts hilft, was den Verstand nicht mit Erkenntniß wichtiger Wahrheiten, den Willen nicht mit Tugend, Liebe, Zuversicht und Hoffnung erfüllet, das thut alles der menschlichen Natur kein Genüge. Der Mensch kann also nicht so leicht, noch auf dieselbe Weise, als die Thiere, zufrieden und glücklich werden.

[4b]) [Als da sind: Romanzen, Rittergeschichte, Feenmärchen! u. s. w.]

§. 11.

Ich will nur noch den dritten Vortheil der Thiere, in Absicht auf die ihnen bestimmte Glückseligkeit, hinzufügen, daß sie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert sind; dagegen der Mensch, wenn er gleich gegenwärtig alles hat, was er verlangen kann, durch sein Vorausdenken oft beunruhigt wird, und darüber auch den Genuß des Gegenwärtigen verliert.

Es scheint nämlich aus allen Umständen der Thiere, daß sie keine Fähigkeit haben, sich ihren und anderer Dinge zukünftigen Zustand deutlich vorzustellen. Eine gegenwärtige Empfindung erinnert sie der Nothdurft ihrer Natur, und die angeborne Fertigkeit weist sie zurecht, was sie dabey zu thun haben. Sie thun das mit Lust, erhalten, was sie nöthig haben, genießen es mit Vergnügen, und sind zufrieden. Der morgende Tag kömmt nicht in ihre Gedanken, sie wissen von keinem Kummer, Sorgen und Furcht, wegen ihres entfernten Schicksales. Selbst der

Tod überrascht sie, ohne daß sie ihn vorher gesehen, und sich über das bevorstehende Ende ihres Lebens jemals betrübt haben.

Der Mensch aber kann seine Vorstellung nicht bloß mit dem Gegenwärtigen beschränken: er muß, er soll voraus denken. Seine Vernunft weiset ihm, in der Vergleichung des Vergangenen mit dem Gegenwärtigen, das Zukünftige, wenigstens als möglich. Er überlegt die Schicksale, die ihm auf seiner fernern Lebensbahn bevorstehen oder begegnen können: er macht Anschläge auf sein künftiges Glück, sinnt auf Mittel, und wendet alle Vorsicht an, die Hindernisse aus dem Wege zu räumen. Dennoch kann er den Lauf der Dinge nicht klar übersehen: sein Weg ist ihm in der Ferne mit einem undurchsichtigen Nebel verhüllet. Hoffnung und Furcht begleiten ihn zu beiden Seiten: Freude und Leid scheinen seiner zum voraus zu warten. Wenn er auch seinen vorgesetzten Zweck nach Wunsch erreicht hat, so gehen schon seine Begierden weiter voraus, und erstrecken sich ins Unendliche. Bey allem diesem unersättlichen Bemühen, nach einer ungewissen Glückseligkeit, die erst kommen soll, eilet er einem unvermeidlichen Tode wissentlich entgegen.

Kurz, es ist eines Theils wider der Menschen Natur, nicht voraus zu denken, andern Theils aber, die möglichen Unfälle ohne Sorgen, und den gewissen Tod ohne Gemüthsbewegung zu erwarten. Daraus folgt, daß wir, mit aller unserer weit sehenden Vernunft, viel unglücklicher seyn würden, als das Vieh, wenn wir nicht Weisheit und Tugend damit erwerben, welche allein unser bleiben, und ein beständiges Vergnügen versprechen können; und wenn wir nicht so weit damit kommen, daß wir einen weisen, gütigen, mächtigen Schöpfer und Regierer der Welt erkennen, in dessen Vorsehung und Obhut wir gut verwahrt sind, und der uns eben durch diese

natürliche Vorstellung und Begierde des zukünftigen Guten zu der Hoffnung und zum Bestreben nach einer dauerhaftern und höhern Glückseligkeit hat ermuntern wollen.

§. 12.

Wir sehen vornehmlich aus obigem, daß die Menschen durch den Mangel derjenigen Vorzüge, welche den Thieren zugestanden sind, zum Gebrauche ihrer Vernunft genöthigt werden. Wenn nun im Gegentheile erweislich ist, daß sie alle ihre Vorzüge vor den Thieren dem Gebrauche der Vernunft zu danken haben; so ist auch offenbar, daß selbst ihr Mangel zu einem Mittel größerer Vorzüge angewandt sey. Da aber aller Nutzen, der durch die Natur bey den Lebendigen entsteht, oder entstehen kann, und besonders alles Ziel der Naturkräfte, als eine göttliche Absicht betrachtet werden muß; so ist es auch die göttliche Absicht, daß die Menschen ihre Vernunft gebrauchen, und dadurch zu ihren eigenthümlichen Vorzügen gelangen sollen.

Weil nämlich die Menschen von Natur nicht allein in gleicher Nothdurft des Leiblichen, sondern noch in einer weit größern, als die Thiere, stehen; dabey aber, nicht wie jene, mit angebornen Fertigkeiten, sondern ganz roh und unwissend auf die Welt kommen: so sind sie durch die höchste Bedürfniß gezwungen worden, ihre vorzügliche Kraft der Vernunft zur Abhelfung ihres Mangels anzuwenden. Sie haben sich also aus Trieb zur Fortpflanzung, aus Bedürfniß, Furcht und Mitleid zusammen gesellet, und eine willkührliche Zeichenkunst der Wörter, oder eine Sprache ersonnen, damit sie einander ihre Gedanken und ihr Anliegen kund thun mögten. Sie haben den Erdboden und die Natur durchforscht, was zu ihrer Nahrung, Kleidung, Wohnung, und Werkzeugen dienen

nen konnte. Sie haben eine Handwerkskunst nach der andern, zu mehrerer Bequemlichkeit, aufgebracht und verbessert. Sie mußten auf den Lauf der Sterne achten, um den Landbau nach den Jahreszeiten, und ihre Reisen nach der Weltgegend einzurichten. Zur Erfindung der Rechen- und Meßkunst sind sie durch die Haushaltung, Handlung und Austheilung der Aecker getrieben worden. Die Zufälle des menschlichen Körpers hießen sie auf allerley Genesmittel denken. Man stiftete zur Sicherheit gegen Raub und Gewalt, und zum genugsamen Vorrathe der Mittel eines bequemern Lebens, eine ordentliche Gesellschaft; man bauete Städte, setzte Regenten, ordnete Gesetze. Je mehr nun die Menschen ihre leibliche Nothdurft gestillet, und ihre Vernunft dabey geübt hatten, desto mehr fiengen sie an, ihre ausnehmende Verstandeskraft zu fühlen, und die vorzügliche Glückseligkeit, welche ihnen dadurch offen stund, einzusehen. Wäre ihnen die höchstnöthige Fertigkeit und Kunst natürlich und erblich gewesen, wie bey den Thieren, so hätten sie zu einer mehrern und höhern Vollkommenheit weder Fähigkeit noch Reiz gehabt. So aber dringt uns unser natürlicher Mangel an niedrigern Vollkommenheiten, daß wir diesem durch eigenes Vermögen abhelfen müssen; und da dieses nicht anders, als durch Uebung der Vernunft, Erkenntniß, Wissenschaft und Sittlichkeit, geschehen kann; so werden wir eben durch unsere Unvollkommenheit auf den Weg einer weit höhern Vollkommenheit geführt. Lasset uns denn auch die hauptsächlichsten Vorzüge vor den Thieren betrachten, welche uns, soferne wir dem Winke der Natur folgen, und menschlich seyn wollen, angeboten werden.

§. 13.

Erstlich bekommen wir, durch den Gebrauch der Vernunft, selbst in dem Sinnlichen, ungemeine Vorzüge vor

den Thieren: indem wir uns theils eine größere Mannichfaltigkeit des sinnlichen Vergnügens schaffen, theils dasselbe in sich, auf eine unschädliche Weise, schärfen und erhöhen können. Es ist wahr, die Thiere kennen ihr dienliches Futter von Natur, und zwar die meisten, wie es scheint, durch den bloßen Geruch. Allein, daraus folgt auch, daß ihnen gemeiniglich nur eins gut riecht, gut schmeckt, und angenehm zu sehen ist, alles übrige aber entweder gleichgültig, oder wohl gar zuwider seyn muß. Sie versuchen auch nichts neues zu kosten, oder es durch eine Bereitung zu verändern. So ist auch ihre übrige Lust sehr eingeschränkt. Ihr Gehör wird in ihrer natürlichen Wildheit, nur durch einen Ton oder eine Melodie, welche sie selbst, oder welche ihre Gatten machen, ergötzet. Man sieht nicht leicht, daß sie einem fremden Gesange, selten auch, daß sie der menschlichen Musik, Gehör geben oder nachlaufen. Eine Sprache zu verstehen, sind sie vollends ungeschickt, und ihr natürliches Gespräch mit einander besteht bloß darinn, daß sie sich ein paar Leidenschaften undeutlich kund machen. Ihr Gesicht hat keine Empfindung von Mannichfaltigkeit, Figur, Aehnlichkeit, Proportion, Mischung der Farben, Ordnung, Uebereinstimmung, Schönheit. Sie sehen ohne Nachdenken, düster und wild in die Welt hinein. Ihre Bequemlichkeit, welche sie sich zu bereiten wissen, ist auch nur für die höchste Nothdurft.

Der Mensch hingegen spürt eine mannichfaltige Annehmlichkeit im Geruche, auch von Dingen, die seine Nahrung nicht sind; und seine Geschicklichkeit weis die wohlriechenden Kräuter, Blumen, Gewürze, Pflanzen, aus Feldern und fernen Landen, in den engen Umkreis seines Gartens, seines Hauses und seiner Stube zu bringen, ja selbst den Winter sich in seinen vier Mauern zum blühenden Frühlinge zu machen. Unser Geschmack ist

nicht

nicht an eine oder wenige Speisen und Getränke gebunden. Ich brauche fast niemanden zu sagen, welchen ungemeinen Wechsel an Speisen und Getränke aus allen Elementen und Gegenden des Erdbodens unsere Tische darbieten, und wie schmackhaft sie durch witzige Bereitung gemacht werden. Eben so wenig ist es nöthig, zu zeigen, zu welcher Bequemlichkeit endlich unsere Wohnungen, Hausgeräthe, Werkzeuge, Kleidung und Fuhrwerke, durch Kunst gebracht sind [5]). Ich muß vielmehr erinnern, daß diese mannichfaltige Ergötzung unedlerer Sinne nur den geringsten Theil der menschlichen Vorzüge vor den Thieren ausmacht.

Ein gleiches ist auch alsdann von den vielerley Ergötzungen edlerer Sinne, des Gehörs mit allerley Musik und Reden, des Gesichts, mit tausend veränderten Gegenständen der Natur und Kunst, zu sagen, wenn diese Dinge ohne Verstand empfunden werden, und nur dienen, unsere lange Weile zu vertreiben; oder vielmehr unser Leben zu vertändeln. Ein Unverständiger empfindet alles nur mit stumpfen und betäubten Sinnen, und genießt des menschlichen Vorzuges in der Mannichfaltigkeit um so weniger, als er es, durch beständigen Genuß, bis zur gähnenden Unempfindlichkeit treibt. Die Vernunft muß den Genuß, nach der Nothdurft und nach der Erschöpfung unserer Leibes- und Gemüthskräfte, einschränken, wenn er soll ans Herz kommen; und der Geist muß zugleich aus diesen sinnlichen Dingen durch sein Denken Nahrung zu ziehen wissen, wenn die Lust geschärft und erhöhet werden soll.

Wer beides kann, der wird ohne den gehäuften und beständigen Ueberfluß sinnlicher Annehmlichkeiten, und des dazu gehörigen Reichthums, nicht allein mehrere, sondern auch weit höhere, zärtere, feinere Lust, auf eine wohlfeile Art, genießen, als ein Wollüstiger bey unver-

ständiger Unmäßigkeit. Ein Armer hat oft an einem einzigen Rosenstöckchen, daß er nach seinen Geschäfften selber pflegt, und jedes Blatt und jeden Knospen mit voller Erwartung, und Achtsamkeit auf Bildung, Farbe und Geruch, aufbrechen sieht, mehr Freude, als ein Reicher an seinem ganzen Garten, dessen Blumen er täglich überhin sieht, und mit Füßen tritt. Ein Paar mäßige Gerichte, mit Hunger und Wohlschmack, unter einem vernünftigen, witzigen und vertraulichem Gespräche weniger guten Freunde, gegessen, schmecken besser, als einem Könige viele kostbare Leckereien, bey einer einsamen, oder mit Schmeichlern besetzten Tafel, schmecken können. Ein verständiges Ohr hört in der Musik ganz was anders, als ein ungeschliffenes, das die Reinigkeit, Zärtlichkeit, Fertigkeit, Abwechselung und Uebereinstimmung der Töne, die reiche Erfindung des verschiedenen Ganges und der Melodie, den natürlich rührenden Ausdruck des Gedichts durch den Gesang, nicht unterscheiden und beurtheilen kann. Setzet einen vornehmen jungen Herrn mit ledigem Kopfe und vollem Beutel, der nebst einem Hofmeister von feinem Geschmacke und wahrer Menschlichkeit, auf Reisen geht. Sie sehen beide einerley Gegenden, Städte, Flecken, Flüsse, Seen, Berge und Thäler, Thiere und Kräuter; sie beschauen Gärten, Tempel, Palläste, Bildsäulen, Gemälde: sie besuchen Natur- und Kunstkabinette, Bibliotheken, Opern, Comödien, Höfe, Gesellschaften, Bälle, Maskeraden, Jagden. Sie sehen und hören dennoch beide nicht einerley, noch mit gleicher Lust, Reiz, Zärtlichkeit oder Geschmack: das wahre Schöne ist allein dem vernünftigen Auge sichtbar.

[5]) Siehe auch eine artige Stelle des Herrn Linnäus, aus seinen Amœnitatibus, Vol. II. p. 51. in dem allgemeinen Magazin II. Th. p. 333 sq. wie die Vernunft den Mangel unserer körperlichen Beschaffenheit überschwenglich ersetze.

§. 14.

Der zweite Vorzug der Menschen besteht in dem Vergnügen des Verstandes an den Schönheiten der Natur und Kunst, an Wahrheit und Wissenschaft, an Einsicht und Ueberführung, an Geschichten und Erfahrungen und Gespräche und Witze. Wir Menschen sind es allein auf dem Erdboden, welche Fähigkeit und Begierde haben, die Beschaffenheit und die Ursachen der Dinge zu erforschen, und von uns selbst und der lebendigen und leblosen Natur, bis zu der ersten unsichtbaren Ursache, bis zu dem vollkommensten unendlichen Wesen, von welchem alles abhängt, zu dringen, und von diesem Erkenntnisse Lust zu schöpfen. Dieses Vergnügen ist den Thieren völlig unbewußt. Der sinnliche Kützel hat gar keinen Antheil daran. Dennoch hat es viele ungemeine Vorzüge vor aller sinnlichen Lust, und giebt dem menschlichen Geiste theils rechte Nahrung und Stärke, theils edlere unschuldige Wollust. Wir können es aus der Vergleichung sehen.

Der Genuß sinnlicher Dinge hat ein enges Maaß, und weiter begleitet ihn die Lust nicht. Die Süßigkeit und Begierde nimmt ab, höret auf; die Nerven wollen nicht weiter angestrengt seyn; die Natur erfordert nichts weiter; man wird satt und unempfindlich. Erkenntniß aber kann die Seele immer mehr vertragen; und je mehr sie erhalten hat, zu desto mehrern wird sie fähig und begierig; die Lust daran nimmt nicht ab, sondern wächst ohne Aufhören.

Man kann auch der sinnlichen Lust leicht unvermerkt zu viel thun, und sich durch ihren Reiz, zu unserm Schaden, auf mehrerley Arten verleiten lassen, die Gesundheit und Kräfte schwächen, Wohlstand und Ehre kränken, Schmerz, Unlust, Reue und Schaam auf sich laden. Aber wer kann vom wahren Erkenntnisse sagen,

es ist zu viel, es ist unmäßig, es schadet? Vielmehr macht es uns immer vollkommener; und gereuet uns nimmer.

Die Sinne und Kräfte des Leibes werden natürlicher Weise mit dem Alter matt und stumpf, die Lust verläßt uns, wenn wir sie gleich nicht verlassen; wir werden alsdann des Lebens müde, und die ganze körperliche Welt kann uns nicht mehr erfreuen. Wenn aber nur die Werkzeuge des Denkens ungekränkt bleiben, so wird der Geist immer stärker an Erfahrung, Einsicht, Wissenschaft, Weisheit; das Vergnügen an Wahrheiten, und das Verlangen nach Erkenntniß begleitet uns bis an den Tod, ja es erstreckt sich weit über das Ziel unsers Lebens und jetzigen Vermögens [5b]).

Die sinnliche Lust ist mit dem Augenblicke des Genusses vorüber, die Erinnerung derselben ist ein bloßer Schatten und Traum; die Stärkung, welche der Körper davon bekommen hatte, verschwindet wieder. Allein, Erkenntniß und Wissenschaft bleiben, so lange wir leben, in uns und in unserer Macht; sie werden zum Eigenthum, und zur dauerhaften Beschaffenheit und Vollkommenheit der Seele: wir können sie, so oft wir wollen, überdenken und das Vergnügen daran ist bey der Erinnerung so lebhaft, als da wirs zuerst empfunden; zumal weil wir nicht leicht unsern Vorrath von Wahrheiten übersehen können, daß er nicht mit neuer Einsicht fruchtbar seyn sollte.

Die sinnliche Lust erfodert viele äußerliche Dinge: Ort, Zeit, Gegenstand, Gelegenheit, Gesellschaft, Geld; und innerlich will sie entweder durch die Bedürfniße einer gesunden Natur, oder durch eine Ermüdung von Geschäfften, schmackhaft gemacht seyn. Das Vergnügen des Gemüthes aber, welches von dem Erkenntnisse entsteht, kann sich die Seele allezeit selbst, mit Nachdenken und Erfinden, oder mit Betrachtung der Natur, oder mit

Lesung

Lesung eines guten Buches, allein, und ohne Unkosten, machen; und, wenn nur des Leibes Schwachheit nicht hinderlich ist, so hat sie auch allemal Begierde dazu.

Wenn wir besonders das Erkenntniß von Gott und seinen weisesten und gütigsten Absichten in dem Zusammenhange der Welt, und dessen Einfluß in unsere Zufriedenheit und Beruhigung, mit den sinnlichen Lüsten in Vergleichung stellen wollten; so würden wir dem Vergnügen des menschlichen Verstandes, das aus der Quelle aller Vollkommenheit entspringt, das allergrößte Uebergewicht, gegen alle Empfindung, die wir mit den Thieren gemein haben, geben können. Allein, diese Betrachtung ist zu weitläuftig, als daß sie in wenig Worten, nach Würden, sollte können erkläret werden. Ich habe etwas davon im Vorberichte erwähnt; und muß mir eine weitere Abhandlung dieser Materie zum Beschlusse dieses Buches vorbehalten.

Ich weis übrigens wohl, daß nicht alle Menschen Gelehrte seyn können, noch daß alle Gelehrte zu höhern Wissenschaften oder Erfindungen aufgelegt sind. Aber wir können doch, als Menschen, alle empfinden, beobachten, reflectiren, denken, und, was andere erfahren, bemerkt, gethan, gedacht und erfunden haben, lesen. Es giebt nützliche und dabey sehr angenehme Betrachtungen, die sich jedem, ohne Wissenschaft, anbieten; es sey im Umgange mit andern Menschen, oder in der Geschichte aller Zeiten, in Reisebeschreibungen, in Werken des Witzes in der Gottesgelahrtheit, Sittenlehre, Staatskunst, Policey, in Beschauung der Handwerker, Fabriken, Künstler, Kabinette, in Verbesserung des Ackerbaues, der Viehzucht und Gärtnerey, in Beobachtung von so mancherley Thieren und Pflanzen, ja der ganzen Natur, und der darinn hervorleuchtenden Weisheit, Absicht und Güte des Schöpfers. Daher kann es

keinem Menschen leicht an Fähigkeit oder Gelegenheit fehlen, daß er sich des Vergnügens theilhaftig mache, womit wir Menschen uns über die viehische und bloß sinnliche Lust erheben können.

Billig sollte unsere Erziehung und Anführung in den Schulen darnach eingerichtet werden, daß jeder, bey seiner erwählten Lebensart, doch einen Geschmack an irgend einer Beschäfftigung des Verstandes bekäme, wodurch er vor den niederträchtigen Ausschweifungen der Wollust, und der eiteln Vertändeley des Lebens, so, wie vor der mühseligen Sclaverey des Geld- und Ehrgeizes, bewahret werden, sich auf eine edlere menschliche Weise vergnügen, und zweifelsohne auch andern, so wie sich selbst, nützlich seyn könnte. Alle Menschen machen ja nach ihrer Art Versuche und Vernunftschlüsse; sie sind Beobachter und Erfinder; nur daß sie es auf gemeine Dinge anwenden, und nicht wissen, daß ihre Fähigkeit zu was mehrerem aufgelegt sey, und sich, gleichsam spielend, ein viel größeres und reineres Vergnügen an betrachtungswürdigen Dingen erwerben könnte. Wir haben sehr viele schöne Beobachtungen und Erfindungen in der Natur und Kunst den Ungelehrten zu danken; ich kenne unterschiedliche derselben, die ihren Zeitvertreib müßiger Stunden mit der größten Lust in einer Sammlung oder Untersuchung einer gewissen Art von Dingen finden. Andere, und selbst das Frauenzimmer, nehmen doch, wider die lange Weile ein gutes Buch zur Hand, dadurch sie ihren Verstand und Witz schärfen, und ihr Erkenntniß vermehren können. Nichts aber ist für alle und jede begreiflicher, nützlicher und angenehmer, als was zur Betrachtung der Weisheit und Güte des Schöpfers in seinen Werken, und zu unserer Sittlichkeit und Glückseligkeit gehöret. Wie viele sind nicht, denen ihr Stand und Reichthum einen so leeren Raum des Lebens läßt,

daß

daß sie ihn unmöglich auf eine angenehme Weise mit lauter gewöhnten Kleinigkeiten ausfüllen können, sondern sich selbst zur Last werden, weil sie nichts größers vorzunehmen, oder etwas zu denken und zu lesen Lust haben? Die fühlen alsdenn, zu ihrem Verdrusse, daß sie dem Bemühen ihrer regen Naturkräfte entgegen handeln, und sich des wahren menschlichen Vergnügens berauben.

Die Gelehrten haben vor andern an der Belustigung des Verstandes und Witzes Anspruch, und finden darinn eine innere eigenthümliche Belohnung ihrer Beschäfftigung. Aber man muß von ihnen nicht nach derer Beispiele urtheilen, die ihre Wissenschaft ohne Geschmack und Nutzanwendung, handwerksmäßig, und nur um des Brodtes willen, treiben, oder sich bloß am Rande derselben aufhalten, und nichts, als die Hülsen, kosten. Ich rede von solchen, die ins Innere gedrungen sind, und das wahre Schöne und Nahrhafte derselben schmecken, das den wißbegierigen Verstand nicht minder sättigt als vergnüget, und das Gemüth durch Einsicht der Vollkommenheit der Dinge zu seiner eigenen Vollkommenheit bildet. Diese, sage ich, haben des erwähnten Vorzuges vor den Thieren, und vor deren bloß sinnlichen Lust, vorzüglich zu genießen. Gewiß wenn nicht das Vergnügen an der Einsicht nützlicher Wahrheiten, in sich selbst, stärker und erquickender wäre, als alle sinnliche Ergötzlichkeiten seyn können; so würden nicht Leute, die beides geprüft und erfahren, und eines sowohl als das andere zu wählen, Fähigkeit, Mittel und Gelegenheit genug haben, freiwillig der Untersuchung von Wahrheiten nachhängen und alle andere sogenannte Lustbarkeiten des gemeinen Haufens dagegen geringe achten.

5b) [Es ist nicht zu läugnen, daß zu unserm Nachdenken auch körperliche Werkzeuge nöthig sind, und daß auch diese

durch unmäßigen Gebrauch geschwächet werden können. Unsere Vervollkommenung erfodert auch, daß wir weder das Empfindungs- noch das Erkenntnißvermögen unserer Seele, als welche eigentlich nur aus einer einfachen Kraft entspringen, verabsäumen, sondern beide verhältnißmäßig üben. (S. Campe von der Empfindungs- und Erkenntnißkraft der menschlichen Seele; **Eberhard** Theorie des Denkens und Empfindens, und selbst den Stoiker *Seneca*, de tranqu. animi c 15.) Die Maaße ist also in beiden zu beobachten, und Abwechselung zu empfehlen: aber das Erkenntnißvermögen ist doch immer eines größern Wachsthums fähig, als die Empfindung, und dient folglich mehr zur Befriedigung des Grundtriebes unserer Seele, unsere Vorstellungen zu erweitern. „Die Anstrengung des Verstandes hat auch (wie Herr Prof. **Eberhard** das. p. 180. bemerkt) schon ihre heilsame Folgen, wenn wir gleich nicht allemal die Wahrheit finden: so wie die Beschäftigung der Jagd nützlich ist, auch wenn wir kein Wildpret erlegen, in soferne nämlich die Leibesübung Gesundheit und Stärke zur Folge hat. Dieselbe Bewandniß hat es mit allen Seelenkräften." — Unser Fortgang wird also desto größer und schneller seyn, je mehr wir auch für die Empfindung solche Gegenstände wählen, welche nicht allein dieses Vermögen an und für sich nicht schwächen, und den Körper nicht entnerven; sondern auch zugleich das Erkenntniß mit erweitern und beleben helfen, oder doch mittelbar, durch Aufheiterung und durch Stärkung der körperlichen Werkzeuge, dazu beförderlich sind. — Was entziehen sich denn nicht diejenigen, welche, von dem Gedanken betäubt, daß sie nicht mehr als ihr Brodgewerbe zu lernen nöthig hätten, vor anderer Nachforschung unempfindlich bleiben; fragen — wozu es nütze? und darunter nur verstehen — ob es die Schüsseln zu füllen nütze? die also immer leere Stunden auszufüllen haben, und diese, wo nicht mit bloß thierischer Empfindung, doch mit dem elendesten Zeitverderbe ausfüllen! Wie sehr gewinnt nicht hingegen derjenige, welcher sein sinnliches Vergnügen in nützlichen Beschäfftigungen, in Anschauung des Schönen und Mannichfaltigen der Natur, in gesellschaftlichem Gespräche, oder in gesunden Leibesübungen sucht!]

§. 15.

Der dritte Vorzug der Menschen entspringt aus dem vorigen. Das vernünftige Erkenntniß Gottes,

der

der Welt, und unserer eigenen Natur, giebt ein vernünftiges Vergnügen des Willens, an fremder Vollkommenheit sowohl, als unserer eigenen.

Ein Thier genießt zwar, nach seiner Art, des Nutzens, der ihm von innern und äußeren Vollkommenheiten sinnlich angedeiet; aber der Vollkommenheiten selbst genießt es nicht, weil es gar keine Einsicht oder Empfindung davon hat. Ein jedes ist für sich in seinen körperlichen Theilen, die zum Leben, zur Empfindung, Bewegung und Fortpflanzung gehören, aufs künstlichste gebildet, und dabey mit nöthigen Trieben und Fertigkeiten versehen: aber keines ist fähig, seine eigene Vollkommenheit, die im Baue des Körpers oder in den Kräften der Seele liegt, zu erkennen, oder daran Lust zu haben. Die Mannichfaltigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung der äußern Dinge ist gleichfalls für die Thiere was unsichtbares, und dringt ihnen daher auch nicht ans Herz. Alle Schönheit, Kunst und Absicht in der Natur rühret sie nicht; geschweige, daß sie sich zu dem Urbilde und zu der Quelle aller Vollkommenheiten erheben könnten, oder von dem Reize der Tugend etwas wüßten.

Der Mensch allein sieht und empfindet das Geistige in dem Irdischen. Es ist nicht der Kützel unserer sinnlichenGliedmaaßen von einer leblosen Materie, sondern eine eigenthümliche Fähigkeit der höhern Seelenkräfte, durch welche wir die Schönheit, Kunst, Vollkommenheit und Absicht in den Dingen wahrnehmen, bewundern, abbilden, und in dem anschauenden Erkenntnisse derselben Lust genießen. Unser Verstand ist es, der den Verstand und die gute Meinung in den Buchstaben der Natur einsieht, der darinn die Regeln aller Wissenschaft, Weisheit und Glückseligkeit lieset, und in den Ausdrücken der höchsten Vernunft und Liebe

den vollkommensten Urheber erkennet. Diese Einsicht aber reizet, rühret und ergötzet das Gemüth, auf eine Weise, die allen groben Kützel der Sinne übersteigt. Diese nährt, stärkt und erquickt den Geist, so ferne er sich von dem Körper unterscheidet. Diese allein beruhigt die menschliche Seele, und thut dem edlern Verlangen unserer Natur Genüge.

Wenn uns auch andere Menschen ein Bild der Vollkommenheit werden, so empfinden wir an ihrer Bekanntschaft und ihrem Umgange ein Vergnügen, davon die Thiere nichts wissen. Ihre Erfahrung, Wissenschaft, Kunst, ihre Gemüthsgaben, ihr guter Geschmack und ihre Geschicklichkeit, ihre Klugheit, Vorsicht, Mäßigkeit, ihre Ehrlichkeit, Treue, Liebe, Freundschaft, Dienstfertigkeit, Dankbarkeit, Sanftmuth, Billigkeit, Gerechtigkeit, und übrige Tugenden, nehmen uns das Herz durch einen süßen Zug der Liebe ein; und der Lasterhafteste selbst kann sich der Hochachtung und Ehrfurcht gegen solche Gemüthsvollkommenheiten nicht erwehren.

Nichts aber ist uns näher, als wir uns selbst sind. Und wenn wir menschlich handeln, so werden wir unsern Verstand und Willen, nicht allein nach den Vollkommenheiten anderer Menschen, sondern hauptsächlich nach dem göttlichen Urbilde, und nach den Regeln und Absichten, die Gott in der Natur ausgedrückt hat, bilden; damit wir zu einem Besitze wahrer Vollkommenheit gelangen, und mithin gegründete Ursachen haben, uns an unserer eigenen Vollkommenheit zu vergnügen. Keine Vorstellung kann uns angenehmer seyn, als die uns selbst in unsern Augen schön abmalet, und keine Lust ist dauerhafter, als welche nicht aus der Einbildung, sondern aus der unwandelbaren Empfindung

wirklicher Vorzüge, insonderheit der Seele, und die wir uns selbst erworben haben, entsteht.

Zwar sind uns auch unsere Natur- und Glücksgaben angenehm. Wir freuen uns über die gute Bildung, Gesundheit, Stärke, Hurtigkeit des Körpers; über die Fähigkeit und Schärfe der Sinne, der Einbildungskraft, des Gedächtnisses, des Witzes und der Vernunft; über unser Geschlecht, Stand, Verwandschaft, Mittel, Bequemlichkeit, Ehre. Aber nichts schmeichelt uns auf eine süßere Weise, als was wir zugleich unserm eigenen Bemühen zu danken haben, und was wir dadurch vornehmlich unserm Verstande und Willen zu eigen gemacht. Wenn wir uns durch fleißiges Gespräch, Beobachtung, Versuche, Lesen, Nachdenken, Erfinden, eine ausnehmende Einsicht, Kunst, Wissenschaft und Klugheit erworben; wenn wir unsere Neigung zu liebreichen, reinen, edeln Absichten gelenkt und gewöhnt haben; wenn wir uns der Vollziehung unserer Pflichten, nützlicher Bemühungen und rühmlicher Verrichtungen bewußt sind; wenn wir unser Gemüth durch eine heitere Zufriedenheit, getrosten Muth, und zuversichtliche Hoffnung aufgeklärt haben; dann genießen wir einer höhern und überwiegenden Lust, die uns Menschen vorzüglich glücklich macht.

Ich muß aber hierbey noch eine Vergleichung anstellen, welche die tägliche Erfahrung nöthig macht. Die Geschicklichkeit, welche wir in unserm Verstande wahrnehmen, ist allerdings ein angenehmer Gegenstand unserer Betrachtung: und dennoch wird der schärfste Verstand und das weiteste Erkenntniß dem Menschen oft ein Fallstrick zum Misvergnügen, wenn sein Wille nicht in die göttlichen Absichten tritt. Er thut sich selbst nimmer genug, und ist mit dem Reichthume der Natur-

und

und Glücksgaben noch nicht zufrieden: er erblickt Leibes-Gemüths-und Glücksvorzüge bey andern, und das quält ihn mit Unruhe und Neid: oder er sieht an andern viele Einfalt, Unwissenheit, Irrthümer, Thorheit, Bosheit, und das erfüllet sein Herz mit Verachtung und Haß; er wird nimmer genug geehret, geachtet, geliebt, erhoben, und das ängstet ihn mit Verdrusse, Zorne und Rache. Er bemühet sich wohl gar, mit allem seinem Witze und Erkenntnisse, Unvollkommenheiten in der Natur zu entdecken, die Vorsehung zu meistern, Gott aus der Welt hinauszudenken, und sich einem blinden Schicksale, oder einem blinden Ungefähr, ohne Zuversicht und Hoffnung, zu übergeben. Kurz, alle seine Geschicklichkeit dient ihm nur, sich misvergnügt und unglücklich zu machen; wie dem Geizigen sein Geld, nur es desto weniger zu gebrauchen, und desto ärmer zu leben. Die Vollkommenheit des Willens fehlt beiden, als welche unserm Vergnügen den rechten Ausschlag geben, und alle übrige Vortheile ans Herz bringen muß. Der Mensch ist vornehmlich zur vernünftigen Zufriedenheit und Liebe geboren. Je mehr er seine und anderer Dinge Vollkommenheit erkennt, sucht, liebt, genießt, so, wie es die Verknüpfung in der Welt mit sich bringt, desto glücklicher ist er. Und er kann es in seiner Maaße weit über alle Thiere seyn, wenn er nur seinen Willen nach dem Ziele, wozu ihn die Vorsicht des Schöpfers in der Welt bestimmt hat, richtet.

§. 16.

Es ist noch ein wichtiger Vorzug übrig, der uns Menschen von den Thieren sehr unterscheidet. Alle Thiere erreichen zwar durch ihre Sinne und Triebe, ohne Fehl, eine gewisse Art, und einen gewissen Grad der Vollkommenheit, und daraus fließende Lust und Glückselig-

seligkeit; aber sie bleiben auch immerfort in einerley unbeweglichen Schranken stehen, und können nicht ein Haarbreit weiter kommen. Ein Vogel einer Art bauet sein Nest nicht anders, nicht künstlicher, fester, bequemer, als der andere; und die neue Vogelwelt ist darinn nicht das geringste klüger geworden, als ihre Voraltern. Die Spinnen weben noch ihr Netz nach der alten Weise, die vor vielen tausend Jahren in ihrem Geschlechte gegolten. Der Gesang der Nachtigallen bleibt, wie er zu Adams Zeiten gewesen. Die Regierungs- und Haushaltungskunst der Bienen folgt den Regeln unverändert, welche stets ihr Glück gemacht. Mit einem Worte, kein Thier, und keine Thierart kann an Vollkommenheit zunehmen; sie sind gleich, ohne ihr Bemühen, so vollkommen, als sie werden können und sollen: es besteht aber alles im Sinnlichen. Sie wissen von keiner höhern Vollkommenheit, als die ihnen angeerbt ist; sie haben keine Fähigkeit zu einer größern, und also auch kein Verlangen oder Bemühen, sich und ihren Zustand zu bessern.

Der Mensch hingegen kömmt mit keiner bestimmten Fertigkeit und Kunst auf die Welt: er hat aber eine unbeschränkte Fähigkeit des Verstandes, und Begierde des Willens, zu einer immer höhern Vollkommenheit, und eine vernünftige Freiheit des Willens, daß er die besten Mittel zu diesem Zwecke wählen kann. Daher ist der Mensch unter allen Thieren des Erdbodens der einzige, der in seinem Geschlechte vollkommener wird und werden kann, als seine Vorfahren, und als er selbst anfangs gewesen. Die heutige Art, Mannichfaltigkeit und Menge sinnlicher Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeit übertrifft ohne Zweifel nicht allein die erste rauhe, sondern auch die alte und mittlere gesittete Lebensart. Die Künste, Handlung, Schifffahrt steigen

gen von Tage zu Tage. Die Wissenschaften, und insonderheit das Erkenntniß der Weltweisheit, Meßkunst, Naturgeschichte, Versuche, Beobachtungen und Naturlehre, werden immer höher getrieben. Regiment, Policey, Kriegskunst sind weit sicherer, billiger, vortheilhafter, als vor Zeiten.

Nur zweifelt man, ob die Menschen auch in guten Sitten besser geworden sind. Ich wünschte, daß dazu kein erheblicher Grund wäre. Die Vergleichung ist etwas schwer. Doch dünkt mich, daß wenigstens viele, vormals allgemeine, barbarische Gewohnheiten und unmenschliche Laster, theils durch einen bessern Geschmack der Menschen, theils durch weise Verordnungen und Gesetze, theils durch die gesäuberte Religion, abgeschafft, und durchgehends verabscheuet worden sind. Es scheint nur auf einige Verordnungen bey der Erziehung der Jugend, und in der Policey, anzukommen, daß den noch herrschenden Lastern vorsichtiger gesteuret, hauptsächlich aber mehrere innere Sittlichkeit und wahre Tugend in die jungen Gemüther gepflanzt, und durch Gewohnheit und Vernunft bestätigt werde. [6])

Das menschliche Geschlecht ist überhaupt noch einer weit größern Vollkommenheit nicht allein des Verstandes, sondern auch des Willens fähig, und die Tugenden sind unserer Natur, und deren Absichten, weit gemäßer, als die Laster. Daher kein Zweifel ist, daß die Nachwelt, durch das allgemeine natürliche Bemühen nach größerer Vollkommenheit, uns beides in Sitten und Erkenntniß noch weit übertreffen wird.

Wenn wir auf einzelne Menschen sehen, so äußert sich der Unterschied von den übrigen Thieren auch bey jedem insbesondere. Ein jedes Thier wird mit der Vollkommenheit geboren, die es jemals erhalten kann:

es kann sich selbst durch Witz, Uebung und Fleiß, nicht vollkommener machen: es denkt und sinnet auch nicht darauf, es weis von keiner Vorstellung eines Bessern, von keinem Hoffen, Wünschen und Verlangen des Zukünftigen und Möglichen. Aber ein jeder Mensch sucht allezeit vollkommener zu werden; und kein Mensch ist auf der Welt, der in seinem Leben wirklich so vollkommen wird, als er werden könnte oder wollte. Niemand thut seinem Begriffe, Vermögen oder Verlangen, hierinn genug, wenn er auch alle Klugheit und allen Fleiß anwendet. Er mag so glücklich, groß, mächtig, geliebt, geehrt und reich, so gelehrt, künstlich, witzig, weise, und klug, ja so edelmüthig, liebreich, sittsam und tugendhaft seyn, als er will, so hat er doch noch eine Vorstellung von einer weit größern Stufe oder höhern Art der Vollkommenheit, die er nicht besitzt, deren er sich doch fähig hält, die er sich wünscht, darnach er Lust hat und strebet. Wenigstens sucht er allezeit die mehrere Vollkommenheit, in der fernern Erhaltung seines Lebens und guten Zustandes, so lange, als er nur voraus denken kann. Kurz, die Begierden des Menschen gehen immer über das erreichte Ziel hinaus, und laufen ins Unendliche, er mag auf eine wahre oder bloß vermeinte Vollkommenheit fallen: und keine Zufriedenheit der Menschen ist so groß, daß sie sich die Fortsetzung und Vermehrung der Glückseligkeit versagte.

*) Wenn die Menschen überhaupt, sittlich, noch besser, und in soferne auch glücklicher und zufriedner werden können, als sie jetzo sind, wie ich nicht zweifele; so kann solches nicht füglicher geschehen, als wenn der Grund dazu in zarter Jugend gelegt wird. Wenn ein Gemüth erst durch Nachläßigkeit der Zucht, böse Beispiele und Gewohnheiten, verwildert und verdorben ist, so kommen hernach alle vernünftige Vorstellungen und Gesetze zu spät. Der Verstand erkennt vielleicht ihre Wahrheit, und das darinn liegende Gute; aber Sinnlichkeit, Affecten und Laster sind schon zu stark eingewurzelt, und siegen

ob. Die Tugend ist allerdings der menschlichen Natur gemäßser, als die Laster: Arbeitsamkeit und Fleiß reimen sich eher zu den Bemühungen reger Kräfte, als Müßiggang und Faulheit: es ist natürlicher, aufrichtig zu sagen, was man denkt, wie auch Kinder thun, als gegen seine Meinung sprechen: Ordnung und Uebereinstimmung, Liebe und Gegenliebe, sind uns von Natur angenehmer, als Unordnung, Unvollkommenheit, Haß und Feindschaft. Allein, wir sind wie die edlern Pflanzen, in welchen eine schöne Frucht stecket; die jedoch in ihrer eigenen Erde und Luft gepflanzt, gewartet und gezogen seyn wollen, die von allem Unkraute umher, das sie ersticken kann, befreiet, und dazu gepfropft oder oculirt werden müssen, damit der rohe und herbe Saft gemildert und zur süßen Reife gebracht werde. Menschen, und gute menschliche Gesellschaft, sind das Erdreich, in welchem wir aufwachsen müssen: aber böse Exempel sind das Unkraut in derselben, worunter alles Gute, was in uns ist, erstickt. Die Sinnlichkeit ist der rohe Saft in uns, welcher zur herben Frucht ausschlägt, wenn er nicht durch gute Gewohnheit und Gebrauch der Vernunft gemildert und gekocht wird. Die Erziehung ist die Baumschule, in welcher eines geschickten Aufsehers Hand gesunde und nutzbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zieht.

Wir haben zu dem Ende bisher einige gute Bücher von der Erziehung, für Aeltern. Aber wer liest sie? wer braucht sie? Ich weis auch nicht, ob ihre Regeln allemal aus der innern Natur der Menschen hergeholet sind, daß sie eine gründliche Besserung schaffen könnten. Die wenigsten Aeltern haben selbst die Zeit, den Verstand, oder die Lust, auf ihrer Kinder Erziehung genaue Acht zu geben: viele aber zeigen ihnen wohl gar schlechte Beispiele in Handlungen und Reden zur Nachahmung. Manche Aeltern sind aus Armuth nur über ihr Brodt aus, und lassen die Kinder verwildern, auf die Gassen laufen, Unarten lernen, betteln, stehlen, und, so es viel ist, früh ein Paar Groschen verdienen. Andere nehmen etwa zur Beihülfe Hofmeister an, so wohlfeil, als sie zu bekommen sind; Gott weis aber, wie geschickt an Wissenschaften, Geschmack und Sitten. Die öffentlichen Schulen sind mehr zum Unterrichte im Lesen, Schreiben, Rechnen, in Gedächtnißformeln, in ein Paar alten Sprachen und Geschichten, als zur Einflößung und Uebung der Tugendlehren, eingerichtet; können

auch kaum darinn viel Gutes stiften, da es zu Hause durch Verzärtelung, und durch allzugroße Freiheit der Jugend, mehrentheils wieder vernichtet wird. Und, damit ja nicht viele tüchtige Männer an Schulen zu dienen Lust bekommen mögen, so lohnt man sie wohl mit Hunger und Verachtung. Ich will von Universitäten nichts sagen, nach deren jetziger Verfassung der rasenden Wildheit noch viele Thüren offen stehen. Diese Erziehung ist es, welche uns die Bürger giebt. Wunder! daß sie noch so viele gute oder leidliche liefert. Sollte es nicht möglich, sollte es nicht der Mühe werth seyn, sie zu bessern? Und würde es nicht einem großen Herrn zu besonderer Ehre gereichen, wenn er in seinem Lande, wenigstens zum Versuche, alle Fündlinge, unehlige, verwaiste, und ihren dürftigen Aeltern zur Last fallende Kinder, auf dem Lande, besonders, unter eines vernünftigen Mannes Aufsicht, bis zum gesetzten Alter, erziehen ließe? Dergleichen Kinder haben sonst die allerschlechteste Erziehung, lernen nichts, werden Brudler, ungeschickte und ungetreue Dienstbothen, Arme, Bettler, Lasterhafte, Betrüger, Diebe, und setzen wieder eine Menge ihres Gleichen in die Welt, die den Staat überschwemmen. So aber könnten sie nicht allein für sich besser und glücklicher werden, sondern auch dem Staate großen Nutzen schaffen, wenn sie, nach ihrer Fähigkeit, zu allerley Künsten und Handarbeit, die der schon vorhandenen bürgerlichen Nahrung keinen Eingriff thun, wohl angewiesen würden. Es dürfte auch nicht unbillig seyn, wenn die schlechtern Köpfe zu gemeinen Soldaten erzogen würden. Die Kosten mögten auch anfangs geringer seyn, als man glaubt, wenn nur so viel Land dazu eingeräumt würde, als die erforderliche Anzahl, die das Land selbst bearbeitet, mit Landkost nähren kann. Mit der Zeit könnte eine solche Stiftung sogar einträglich und nutzbar gemacht werden. Allein, hier ist der Raum zu enge, mich darüber umständlicher zu erklären. [Man muß doch unserm Zeitalter zur Ehre anmerken, daß theils verschiedene wohlgesinnete Privatpersonen es sich schon mit gutem Erfolge angelegen seyn lassen, die Erziehung der Jugend zu verbessern, und besonders an zeitiger Bildung und Befestigung guter Gesinnungen und Sitten zu arbeiten: theils selbst die Fürsten mit dem edelsten Eifer diesen wichtigen Zweck zu befördern suchen. Die Nachwelt wird vergessen, daß hie und da noch Einfalt, Neid, oder Kützel der Tadelsucht diesem

Unternehmen widerstrebt und Hindernisse in den Weg zu legen gesucht hat.]

§. 17.

Wenn wir alles zusammen nehmen, was aus obiger Vergleichung kann geschlossen werden, so erhellet, 1) daß wir durch mehrere Bedürfniße leiblicher Dinge, und durch gänzlichen Mangel angeborner Fertigkeiten, von Natur, wie zur Geselligkeit mit andern Menschen, so zum Gebrauche unserer Vernunft getrieben werden, sowohl das Benöthigte zu erhalten, als es zu unserm wahren Nutzen anzuwenden. 2) Daß wir aber, durch die Stillung der leiblichen Begierden, nach unserer Natur, nicht so gänzlich zufrieden und glücklich werden können, als die Thiere; sondern eines Theils die sinnliche Lust durch die Vernunft reinigen, vervielfältigen, würzen, und zum feinern Geschmacke bringen, andern Theils, nach unserm Verstande, Vergnügen am Erkenntnisse der Wahrheit, nach dem Willen, Lust an der Vollkommenheit der Dinge finden, und darinn durch die Natur bis zur ersten Quelle aller Wahrheit und Vollkommenheit steigen. 3) Daß unsere Fähigkeit und Begierde nicht in so enge oder gemessene Schranken der Vollkommenheit und Glückseligkeit, als der Thiere, eingeschlossen ist; sondern, daß sich beides unsere Vorstellung des möglichen und zukünftigen Guten und unser Bemühen nach diesem erkannten Guten, über die Schranken des jederzeit gegenwärtigen Zustandes zu immer mehrerer Vollkommenheit und Glückseligkeit, bis ins Unendliche, erstrecket.

In diesem Stücke besteht demnach des Menschen besondere und vorzügliche Natur. Was der Gebrauch der Vernunft der Erlangung nicht allein einer gereinigten sinnlichen, sondern auch einer immer höhern Gemüths-

müthsvollkommenheit und Lust, mit sich bringt, das ist menschlich, das ist natürlich, oder der Absicht des Schöpfers bey unserer Natur gemäß. Denn das Wesen und die Natur der Dinge sind Mittel göttlicher Absichten, und alle Absichten Gottes sind auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Daher auch, umgekehrt, alles Gute, das aus der Natur oder den Kräften der Dinge, nach ihren Regeln, entspringen kann, göttliche Absicht ist. Also ist das Bemühen unserer vorzüglichen Kraft der Vernunft nach einer immer höhern Vollkommenheit, deren wir dadurch fähig sind, ein göttlicher Wink, Reiz und Trieb zu demjenigen Ziele, wozu wir bestimmt sind.

Daraus folgt auch, daß alle diejenigen ganz unnatürlich denken und handeln, die einen blinden viehischen Trieb zur Richtschnur menschlicher Handlungen machen. Denn der Mensch hat keine solche Triebe, das ist, solche angeborne Bemühungen, die mit einer Kunst und Fertigkeit verknüpft sind, als die Thiere haben. Daher ist es auch nicht möglich, daß uns ein blinder Trieb zu irgend einer Vollkommenheit und zu unserm wahren Wohl führen könne. Wir haben freilich eine Begierde zur sinnlichen Lust mit den Thieren gemein: aber diese Begierde ist in unserer Natur nicht durch regelmäßige Triebe, Künste und Fertigkeiten, zu unserm Wohl, bestimmt und beschränkt. Ein Thier braucht, bey seiner sinnlichen Begierde, zumal, wenn es seiner Natur und Freiheit gelassen ist, keiner Vernunft zum Wegweiser und Führer; der Trieb reizet seine Begierde nimmer zur Unzeit, oder unmäßig, und führt es allemal sicher und richtig zu seinem, obgleich niedrig gesteckten, Ziele. Aber wenn der Mensch bloß dem Reize sinnlicher Lüste nachgehen will, ohne einen solchen getreuen Führer zu haben, und ohne die eigenthümliche Kraft

der Vernunft, die ihm statt der Triebe gegeben ist, zu gebrauchen; so rennet er allemal in sein Verderben.

Ich kann demnach auch nicht unerinnert lassen, daß sich dasjenige, was uns natürlich, oder unserer Natur gemäß ist, auf eine ganz andere Art äußert, als bey den Thieren. Bey diesen braucht es keiner Erfahrung, Beispiele, Anweisung, Uebung, Ueberlegung und Wahl; ihre Kraft ist mit der Geburt selbst gänzlich und genugsam zu ihren Verrichtungen bestimmt, und erreicht ihren Endzweck, ohne weitere eigene Bemühung zu einer mehrern Vollkommenheit. Aber die menschliche Natur und Kräfte bringen uns zwar anfänglich auch ohne deutliche Ueberlegung und Wahl, durch eingepflanzte Regeln, auf den ersten Weg der Wahrheit und Vollkommenheit; daß wir schon als zarte Kinder über alle Dinge in unserer Vorstellung reflectiren, und ohne und wider die Regeln der Einstimmung und des Widerspruches wissentlich nichts gedenken können, und nichts wollen können, als unter der Gestalt des Guten, nichts verabscheuen können, als unter der Gestalt des Bösen. Ja, es liegt auch in eben denselben eingepflanzeten Regeln unsers Verstandes und Willens der Grundriß zu ihrem richtigen Gebrauche, und, so zu reden, zu einer natürlichen Vernunftkunst und Sittlichkeit. Allein die wirkliche Anwendung dieser natürlichen Regeln auf jeden vorkommenden Fall, das ist, die Kunst und Fertigkeit unserer Natur gemäß richtig zu denken und zu wollen, ist uns nicht zugleich durch einen blinden Trieb mitgegeben; (denn ein blinder Trieb, oder eine blinde Fertigkeit, konnte ja auch keine vernünftige Einsicht und Tugend, zuwege bringen:) sondern sie erfodert unsere Ueberlegung und freie Wahl, und in beiden eine anhaltende Uebung und einen Vorsatz. Und eben diese eigene Ueberlegung und Wahl bringt die menschliche

liche Natur nicht allein überhaupt mit sich, sondern sie ist auch dann besonders natürlich, oder unserer Natur gemäß, wenn sie den eingepflanzten Regeln, die den Weg zur Wahrheit und Vollkommenheit weisen, gemäß ist; aber unnatürlich, wenn sie auf das Gegentheil führt.

Es erhellet daraus, daß diejenigen einen gar verkehrten Begriff von der menschlichen Natur, und dem, was uns natürlich ist, haben, die keine Handlung durch unsere Natur bestimmt halten, weil wir nicht wie die Thiere durch einen blinden unwidersetzlichen Drang zu unsern Handlungen getrieben, und, so zu reden, mit Gewalt zu unserm Ziele gestoßen und gerissen werden; folglich, weil wir nicht alle einerley und auf eine Art, sondern einige Menschen so, andere anders denken und handeln. Das ist offenbar falsch geschlossen: unsere Natur bestimmt unsere Handlungen nicht blindlings und gleichsam zwangsweise; also bestimmt sie dieselben gar nicht. Hat denn nicht, außer der blinden Bestimmung, auch eine vernünftige Statt? und ist diese nicht der menschlichen Natur gemäß? Ist es darum nicht durch unsere vernünftige Natur bestimmt, daß wir die Füße, die den ganzen Leib tragen sollen, in ihrer ordentlichen Größe wachsen lassen; weil es dem Sineser einfällt, dem Frauenzimmer die Füße zu einer unnatürlichen Kleinigkeit zu zwängen? Ist es darum nicht vernünftig-natürlich, auf den Füßen zu stehen, und mit denselben vorwärts zu gehen; weil es möglich ist, daß auch einer rückwärts gehen, und daß ein Positurmacher auf dem Kopfe stehen und auf den Händen gehen kann? Gleichwie wir aber diesen Zwang und diese Bewegung billig unnatürlich heißen, ungeachtet sie nicht übernatürlich, und also natürlicher Weise möglich ist; so ist auch aller Misbrauch der Vernunft im Denken und Handeln unnatürlich, das ist, den uns eingepflanzten Regeln unserer Kräfte entgegen, weil er uns

nicht zur Wahrheit und Vollkommenheit führet; als wohin die Regeln des Verstandes und Willens gerichtet sind. Dagegen ist natürlich, oder unserer Natur und unsern angebornen Kräften gemäß, und sodann auch göttlicher Zweck, was mit dem Bemühen unserer Kräfte und mit den Regeln unserer Vernunft übereinstimmet.

§. 18.

Allein, wenn nun ein Mensch seiner Natur folget, das ist, wenn er, außer dem vernünftigen Bemühen nach Wohlstande, Freundschaft, Ehre und sinnlicher Lust, hauptsächlich in der innern Vollkommenheit des Verstandes und Willens sein Vergnügen sucht: kann er dann seiner Natur in der Welt Genüge thun, das ist, völlig zufrieden und glücklich werden?

Man sieht leicht, daß bey dieser Frage die Hindernisse unserer Zufriedenheit, und die Hülfsmittel, welche uns die Natur dagegen gegeben hat, mit in Erwägung zu ziehen sind. Auf das erste kann ich kurz antworten, weil es Dinge betrifft, die ein jeder aus eigener Erfahrung weis.

Unser natürliches Bemühen hat von außen und von innen viele Hindernisse, die es uns an sich unmöglich machen, dasselbe in diesem Leben so vollkommen zu vergnügen, daß wir nichts mehreres und besseres wünschten. Die Verknüpfung der körperlichen Dinge in der Welt unterwirft uns manchen widrigen Zufällen, die wir nicht voraus sehen noch verhüten können, und die wir doch nicht allein, wenn sie kommen, mit Schmerzen empfinden, sondern schon, ehe sie kommen, vermöge unserer Natur, aus anderer Beispiele und Geschichte, mit Bekümmerniß, uns als möglich vorstellen. Die Menschen, mit welchen ein jeder vornehmlich umgeht, die Verfassung

der Gesellschaft, und der Lauf der Zeiten, in welchen wir leben, sind unsern Absichten vielfältig entgegen. Wir empfinden also öftern Verdruß, wenn durch diese Ursachen unsere Lust, Ehre und Wohlstand gekränkt, oder wenigstens gehindert wird, so hoch zu steigen, als wir wünschten. Unser Körper ist vielen Schmerzen und Krankheiten bloß gestellt, und erwartet einen gewissen Tod, zur ungewissen Zeit, und auf unbekannte Art. Unser Gemüth wird durch Erziehung und Umgang bald gut, bald schlecht gebildet, und hängt von des Körpers Beschaffenheit, in seinen Verrichtungen, und in seinem Vergnügen, großentheils ab. Und wenn wir uns auch alle Mühe nach wahrem, gründlichem und nützlichem Erkenntniß, und nach Pflicht, Tugend, Freundschaft und Menschenliebe geben; so können wir doch weder allen Irrthum verhüten, noch den Grad und die Größe des Erkenntnisses erlangen, welche wir suchen, noch auch allemal unsere Leidenschaften und sinnliche Begierden in den Schranken der Vernunft erhalten, oder, durch die weiseste Aufführung, aller Menschen Liebe, Freundschaft und Achtung gewinnen.

Es ist wohl gewiß, wir können viele Unvollkommenheit und Widerwärtigkeit durch Fleiß, Weisheit und Tugend vermeiden, oder wenigstens mildern und versüssen, und uns dagegen manch großes Gute erwerben, manch überwiegendes Vergnügen verschaffen. Allein, eine Vollkommenheit und Glückseligkeit, die unserm Verlangen gleich wäre, ist doch nicht zu hoffen; und die größte Weisheit und Tugend reichet nicht zu, alle Unlust abzukehren. Wir sind so ferne weit schlimmer daran, als die Thiere, daß ein wenig gegenwärtigen Schmerzens und Verdrusses, wegen unserer Vorstellung, viel vergangene Lust und Vergnügen überwiegt, und daß wir das zukünftige mögliche oder gewisse Böse voraussehen und vorher

vorher empfinden; wenigstens, daß unser Verlangen, Wunsch und Bemühen, sich allemal weit über das allergrößte Glück, und über die größte Vollkommenheit, welche sich in diesem Leben erhalten lassen, erstrecket. Wenn auch das Leben noch so glücklich und vergnügt geführt wäre; so wird es doch, je näher es dem Tode rückt, durch die Vorstellung eines gewissen Endes, natürlicher Weise, mit Furcht und Angst vergället.

Ich rede noch von dem Menschen, ohne Religion betrachtet, um zu zeigen, daß wir unserer Natur, mit aller Vernunft und Tugend, noch lange nicht Genüge thun, wenn wir nicht bis zum Erkenntnisse des höchsten Wesens und seiner Absichten steigen. Denn, so wenig der Verstand ohne dieses Erkenntniß den zureichenden Grund und Zusammenhang aller Dinge, und die Vollkommenheit, welche in der Welt herrschet, finden kann: so wenig wird auch unser Wille, ohne Hochachtung, Liebe und Verehrung unsers Schöpfers, und besonders ohne Zuversicht auf dessen weise und gütige Vorsehung, und ohne die Hoffnung eines vollkommenern unvergänglichen Lebens, wozu er uns bestimmt hat, beruhiget. Ich weis aus dem Umgange mit Menschen, daß Atheisten, eben wegen Mangel dieses Erkenntnisses, ihre Gemüthsunruhe und Verwirrung ängstlich empfinden, zumal, wenn sie an den Tod gedenken, und daß sie nicht ohne Bewegung wünschen, davon überzeugt zu seyn. Es wird also meinem Zwecke gemäß seyn, daß ich diese beiden großen Wahrheiten, als Hauptstützen unserer Zufriedenheit, fest setze, und zuletzt überhaupt den Einfluß, welchen die Religion in unsere Glückseligkeit hat, klärlich darthue.

Die achte Abhandlung.

Von der göttlichen Vorsehung.

§. 1.

Die Vorsehung Gottes ist eine Folge des Raths der Schöpfung. Eben die innern Vollkommenheiten der Weisheit, Güte und Macht, welche ihn vermocht haben, die Welt in gewisser Absicht zur ersten Wirklichkeit zu bringen, die erstrecken sich auch über die ganze Dauer der Welt in allem Zustande, nach allen und jeden, selbst den allerkleinsten Theilen und Begebenheiten. Denn, man würde diesen unendlichen Vollkommenheiten zu nahe treten, wenn man sagen wollte, daß entweder seine Weisheit, bey der ersten Anlage nicht den ganzen Zusammenhang der zukünftigen Welt, nach der Uebereinstimmung mit seiner Absicht, aufs deutlichste durchgeschauet hätte; oder daß sein Rathschluß, bey solcher Einsicht in alles Zukünftige, die Begebenheiten, welche seinem Zwecke gemäß seyn würden, nicht auf einmal und unveränderlich gut geheißen; oder daß etwas außer Gott, ohne ihn und seine Kraft, bestehen könne. Demnach kann auch in der ganzen Welt, in allen Zeiten, nicht das geringste seyn und geschehen, was Gott nicht von Ewigkeit vorher gesehen hätte, oder was nicht in seiner Absicht und in seinem Rathschlusse mit befasset wäre, oder dessen Wirklichkeit nicht von seiner Wirkung abhienge.

Man kann also die göttliche Vorsehung nicht läugnen, ohne das Daseyn Gottes, und seiner Vollkommenheiten, nebst der Schöpfung, aufzuheben. Setzte man etwas in der Welt, das der Schöpfer nicht vorher gesehen, oder das er anders vermuthet hätte: so würde man zugleich seinem Verstande Schranken setzen, und ihm statt der Allwissenheit und vollkommensten Weisheit, Unwissenheit, Dunkelheit, Undeutlichkeit, Uebereilung, Widerspruch und Irrthum beilegen. Wollte man sagen, daß er sich um die Welt, oder um alle Kleinigkeiten in derselben, nicht weiter bekümmere; so würde man sich sowohl das göttliche Erkenntniß, als seinen Willen, nach menschlicher Schwachheit vorstellen. Denn, das setzte voraus, daß bey Gott, so wie bey uns Menschen, das Erkenntniß der Dinge erst nach ihrer Wirklichkeit erfolgen könnte, daß er um das Wirkliche zu erkennen, eine mühsame Achtsamkeit auf dieselbe nöthig hätte, und daß er doch die Dinge nicht von solchem Werthe hielte, sich die Mühe anzuthun. Allein, Gottes Wissen hängt nicht von der Wirklichkeit der Dinge, sondern, umgekehrt, die Wirklichkeit der Dinge hängt von Gottes Wissen und Rathschlusse ab. Es kann nichts Zufälliges wirklich seyn oder werden, was nicht völlige Möglichkeit hat; und nichts dergleichen kann möglich seyn, was nicht vorher gedacht, und in dem unendlichen Verstande befasset wäre, der sich alle Möglichkeit vor aller Wirklichkeit aufs deutlichste und auf einmal vorstellet. Dieser ist also die wesentliche Quelle alles Möglichen, und stellet sich darunter auch, ohne alles zeitliche Forschen, Bemühen und Bekümmern, dasjenige, was zureichenden Grund der Wirklichkeit in der Verknüpfung der Dinge hat, vor. Und hierinn ist ihm nichts zu geringe oder zu klein zu betrachten, weil er darinn seine großen Absichten im Ganzen, und in aller Folge der Zeit, durch die Uebereinstimmung in

den allerkleinsten Theilen, aufs vollkommenste erfüllet sieht.

Diese Einsicht ist zugleich ein steter Bewegungsgrund für den göttlichen Willen, die Welt in ihrer ganzen Wirklichkeit und Dauer unverändert zu erhalten. Denn, wenn sich Gottes Rathschluß von den wirklichen Begebenheiten und deren Mitteln änderte; so müßte er auch andere Bewegungsgründe dazu haben, als er anfänglich gehabt. Folglich würde er dadurch selbst seine vorigen Einsichten und Rathschlüsse für nicht gut und weise erklären, und würde also entweder zuerst, oder zuletzt, geirret und übel gewählt haben, welches der unendlichen Vollkommenheit Gottes widerspricht.

Wie könnte aber die Welt nach Gottes Willen unverändert wirklich bleiben, wenn nicht auch der wirksame Einfluß göttlicher Macht sie in der Wirklichkeit erhielte? Sie hatte ja einmal den Grund ihrer Wirklichkeit nicht in sich selbst und ihrem Wesen: denn sie mußte von Gott erschaffen werden, wenn sie da seyn sollte, und ihre erste Wirklichkeit hieng demnach unmittelbar von Gottes wirksamer Macht ab. Dadurch aber, daß sie geschaffen ist, hat sie kein anderes Wesen bekommen: sie ist bloß eine solche wirkliche Welt geworden, als vorher nur möglich war. Demnach kann ihr Wesen oder ihre innere Möglichkeit, auch noch jetzt, und in aller ihrer Dauer, nicht den Grund ihrer Wirklichkeit in sich halten. Sie kann dadurch, daß sie als Welt geschaffen ist, nicht unabhängig und selbständig, mit einem Worte kein Gott geworden seyn. Der andere, dritte, vierte Augenblick ihrer Wirklichkeit ist und bleibt, eben sowohl als der erste, außer ihrem Wesen, in der Macht des allein selbständigen Schöpfers gegründet; dessen fortdaurende Wirkung ihre fortdaurende abhängige Wirklichkeit unterhalten mußte. Wollte also Gott,

daß

daß eine Welt wirklich bleiben sollte, welche, vermöge ihres Wesens, für sich nicht bestehen konnte, so war auch in solchem Willen der Vorsatz enthalten, daß Gott die Welt durch seine kräftige Wirkung in allen Stücken erhalten, und nach den gesetzten Absichten regieren wollte.

Manche denken vielleicht hierbey: Es kann ja wohl ein Mensch, als Werkmeister, eine Maschine machen, die hernach von sich selbst nach seiner Absicht richtig geht, ob er gleich weiter keine Hand daran setzet; und man würde denjenigen für einen sehr unvollkommenen Künstler halten, der sein gemachtes Werk alle Augenblick herumdrehen und fortstoßen müßte. So, meinen sie, wäre man der Vollkommenheit des göttlichen Werks der Schöpfung auch dieses schuldig, zu sagen, daß die Welt nun für sich bestehe, und ohne Gottes fortdaurenden Einfluß dennoch alle seine Absichten erfülle.

Allein, dieser Einwurf beruhet auf einer ganz falschen Vorstellung. Denn der Mensch thut gar nichts zum Bestehen einer Maschine. Beides, Materie und Kraft, ist schon vor seiner Kunst da: er entlehnt sie bloß aus der Natur, und thut weiter nichts dazu, als daß er der Materie eine gewisse Figur, Eintheilung und Zusammenfügung giebt, damit die natürliche Kraft die verlangte Wirkung darinn hervorbringen möge. Er macht es auch nicht, daß die Materie hernach bleibt, oder daß sie ihre innere Kraft und Festigkeit behält. Er kann also wohl davon gehen: das, was ohne sein Zuthun da gewesen ist, kann auch ohne ihn bestehen. Aber daraus folgt nicht, daß es auch ohne ein höheres Wesen sey und bestehe, und keines Erhalters brauche. Der Gärtner pflanzt den Baum, säet den Saamen, und begießt ihn etwa: das ist alles, was er thut. Aber darf er sich und seiner Handlung das nachmalige Wachsen des Baumes und Saamens zuschreiben, da er doch nur Gelegenheit gegeben, daß die Natur so wirken kann?

Es

Es ist also falsch, daß ein Mensch etwas für sich bestehendes hervorbringe. Die gute Absicht, daß man, durch solche Unabhängigkeit der Welt, Gott und sein Werk desto vollkommener vorstellen will, trügt auch gar sehr. Denn das Werk wird dadurch dergestalt über seinen Werkmeister erhoben, daß dieser gar als unnöthig angesehen werden dürfte. Ein Atheist wird wenigstens das Angenommene nach seiner Absicht so drehen und sagen: Kann die Welt jetzo für sich ohne Gott seyn und bestehen; warum hat sie es nicht von Ewigkeit thun können? Man lernt zugleich daraus, daß bloße gute Absichten einen sehr mislichen und gefährlichen Grund zur Wahrheit legen [1]).

[1]) [Das Misverständniß liegt hauptsächlich darinn, daß man die Wirkungen, welche wir, unsers eingeschränkten Verstandes wegen, nach Ort und Zeit unterscheiden, sich auch in Ansehung Gottes als verschieden vorstellet. Aber aus der ersten selbständigen Ursache fließt alle Wirkung auf einmal und ohne Zeitfolge: die Wirkungen der Wirkungen sind Ihm gleich gegenwärtig, und indem eine von der andern abhängt, so hängen alle von Ihm beständig ab. Die Glieder einer Kette hängen auch eines vom andern ab: aber diejenige Kraft, welche das oberste Glied hält, muß doch die ganze Kette halten, und muß sie beständig halten, wenn sie in ihrem Stande bleiben soll — Daß Gott nur für das Allgemeine, und nicht für jeden besondern Fall sorge, oder gesorgt habe, ist auch nur eine verwirrte Vorstellung, theils von dem Verstande Gottes, als ob selbiger, wie der unsrige, von Theil zu Theil durchschauen müßte, und nicht alles in allem sähe: theils von den Wirkungen, die doch nirgends in etwas Allgemeinem, sondern immer in besondern Dingen bestehen, und deren kleinste sowohl als die größten, aus ihren Ursachen fließen müssen. Man betrachtet dabey auch nicht den Einfluß, welchen alles in der Welt auf einander hat, und daß jede Unordnung in dem geringsten Theile sich von Gliede zu Gliede über alles erstrecken würde — Wenn ein König oder Feldherr sich vornähme nur im Allgemeinen zu befehlen, daß sein Heer vollständig und zum Schlagen gerüstet seyn sollte: die Sorge aber, daß jeder Kerl wohl

genährt, gekleidet, geübt, mit gutem Gewehre, Pulver, Feuersteine u. s. w. versehen sey, für Kleinigkeiten hielte: würde der wohl seine Absicht erreichen? Wenn Menschen sich nicht in alles Besondere einlassen können, so ist es nur Mangel der Kräfte: aber, je mehr sie doch alles Besondere, und mit je schnellerem Blicke sie es übersehen, desto weniger werden sie in ihrem Vorhaben gestöret.]

§. 2.

Gleichwie nun bisher die Vorsehung Gottes über die fortdaurende Welt aus eben den wirksamen Eigenschaften erwiesen ist, welche in das Werk der Schöpfung einen näheren Einfluß gehabt haben; so kann man sich davon ferner auch aus der Betrachtung der Welt selbst lebhaft überführen.

Wir setzen hierbey die Absicht der Schöpfung voraus, die oben weitläuftig bestätigt ist; daß nämlich die Welt zum Wohl aller möglichen Lebendigen hervorgebracht sey. Dann zeigt sich in solcher Betrachtung der Welt erstlich ein Verstand, der alle Wirkung der Naturkräfte in dem ganzen Zusammenhange, auf alle Zeiten, ganz genau voraus gesehen, und alles nach seiner Absicht, so zu reden, abgezählt, abgewogen und abgemessen hat; so daß die Welt nach ihrer ersten Einrichtung, ohne alle weitere Aenderung der Naturgesetze, oder der Zusammenfügung, wenn es Gott will, in Ewigkeit in einerley Ordnung bestehen, und dem Zwecke Genüge thun kann.

In menschlichen Maschinen enstehet das Gegentheil aus Mangel einer genauen Vorhersehung. Die beste Maschine des klügsten Künstlers fängt bald an, ein wenig von dem verlangten Zwecke abzuweichen; und dieser Fehler vergrößert sich immer mit der Zeit. Diese Unrichtigkeit und Unordnung hatte ohne Zweifel schon in der ersten Einrichtung ihren völligen Grund, und viel-

vielleicht in einer sehr geringen Kleinigkeit. Allein, das war dem Künstler verborgen. Kein Künstler ist so scharfsichtig, daß er sich in dem gegenwärtigen Zustande seiner Maschine alle darinn gegründete zukünftige aufs genauste vorstellen könne.

Die körperliche Welt ist zwar auch nichts anders, als eine Maschine, aber von einer unermeßlich größern Vielheit und Mannichfaltigkeit der Theile, und der besondern Absichten. Sie ist zur Bewohnung aller möglichen Lebendigen, verschiedener Gattung, in gar viele lichte und finstere Kugeln vertheilt, davon diese sich um jene, in gemessener Zeit und Bahn, herum wälzen, um Licht und Wärme, Tag und Nacht, Jahreszeiten und Witterung, Nahrung und Wachsthum, nach jeder Einwohner Beschaffenheit zu empfangen. Die Stellung der Planeten, und ihre wirkende Anziehung gegen einander, ist in dem Laufe der Natur und Zeiten so mannichfaltig, daß es fast unmöglich scheint, eine künftige Zeit oder Cyclum zu setzen, da ihrer aller Stellung der ersten wieder ähnlich werden, und ihr großer Kreislauf wieder von neuem auf gleiche Weise anfangen wird. Mithin ist auch jedes Jahr von dem andern, in aller Folge der Zeit, an Witterung und an Fruchtbarkeit, bald dieses, bald jenes Gewächses oder Thieres, verschieden. Zudem, so wird der Planeten Bahn, durch einen außerordentlichen Lauf der Cometen, aus einer ganz andern Himmelsgegend, zum öftern durchschnitten. Es ist aber kein beständiger Weg durch unser Sonnensystem, der immer für die Cometen offen und frey wäre: sie kommen von so verschiedenen Strichen, und haben so verschiedene Richtung, laufen auch, bald der Sonne, bald diesem und jenen Planeten so nahe, daß schon den Menschen bange geworden ist, es mögte eine dergleichen Himmelsbombe uns treffen, oder uns einen unserer

Nachbarn entführen, oder unsere Sonne verrücken. Kein Sternseher kann uns auch dafür Bürge seyn: er nimmt sie nur wahr, wenn sie da sind, weis es aber nicht vorher, wann und woher ein Comet kommen, und welchen Lauf er nehmen wird; wenigstens, wenn ja ein voriger zu gewisser Zeit wieder kömmt, so stehen doch unsere Planeten alsdann nicht so, wie vorhin.

Bey aller dieser beständig fortwährenden Verschiedenheit der großen Erscheinungen in der Welt, hat noch kein Weltkörper den andern in so viel tausend Jahren, als wir Nachrichten haben, an seinem gebührenden Laufe, Zustande, oder in seiner Wirkung gehindert. Es sind ungegründete Hypothesen, daß jemals ein Comet auf unsere Erde, oder an die Sonne, gestoßen sey. Alle Planeten halten ihre Bahn und Zeit aufs richtigste: sie sind weder näher zur Sonne, noch gegen einander gezogen: ihre Kräfte sind in demselben Verhältnisse und Gleichgewichte geblieben: alle Erscheinungen der Fixsterne, die seit zwey tausend Jahren beobachtet sind, stimmen auch in ihrer veränderlichen Länge, Declination, und in ihrem Abstande vom Pol der Ecliptic, mit einander überein: Sonnenhöhe, Mittagslinie, Tag und Nacht, Jahre und Jahreszeiten, sind allewege aufs genaueste dieselben, welche sie gewesen. Ein offenbarer Beweis, daß der Urheber der Natur in der ersten Stellung der Himmelskörper, in dem Maaße, in den Regeln und Verhältnissen der Kräfte, welche er ihnen gleich anfangs bestimmet, in der Richtung und Geschwindigkeit ihres Laufs allen zukünftigen Zustand der Welt und ihrer Theile, auf alle unzählige Tausende von Jahren, voraus gesehen, in soferne darinn kein künftiger Fall entstehen wird, welcher seinen großen Zweck stören und aufheben mögte. Und diese göttliche Vorsehung ist uns in Zukunft Bürge, wofür

uns

uns kein Naturkündiger oder Meßkünstler Bürge seyn kann [2]).

[2]) [Es ist zwar alles in Bewegung: der Stand und das Verhältniß aller Körper gegen einander ändert sich immerfort. Der Körper, um welchen sich ein anderer schwingt, schwingt sich mit: die Axen der Ellipsen verändern ihre Richtung, so daß der Planet oder Comet bey der künftigen Sonnenwende nicht wieder auf der vorigen Stelle steht: auch die Fixsterne haben ihre Bewegung, u. s. f. Alles dieses aber muß seinen Einfluß von einem aufs andere, von System zu System verbreiten, über alle Fassung menschlicher Vorstellung, und zur unerschöpflichen Bewunderung nachdenkender Forscher. Denn, alle diese unermeßliche Bewegung geschiehet in solcher Stellung, nach so bestimmten Gesetzen, daß alles sich die Waage hält, und aus allen Anziehungs- und Schleuderungskräften nie eine Zerrüttung, sondern überall Ordnung und Uebereinstimmung, entspringet und erhalten wird.]

§. 3.

Ein gleiches muß man bey den Begebenheiten unsers Erdbodens sagen, soferne derselbe jährlich verschiedener Witterung und mancherley Zustande unterworfen ist. Denn, ob es gleich anfangs scheinen mögte, als wenn heiteres Wetter, Wärme, Kälte, Thau, Regen, Schnee und Hagel, Blitz und allerley Winde nach einem bloßen Ungefähr wechselten, und bald hier bald da blindlings ausgestreuet würden; als wenn das Wasser auf dem Erdboden nach einem unversehenen Zufalle wühlte, und die Oberfläche änderte, aus Land See, aus See Land machte, Berge aufwürfe, oder verschlünge, und den Lauf der Ströme versetzte: so ist doch nichts gewisser, als daß ein jeder Zustand unsers Erdbodens, nach allen seinen Umständen, in dem vorigen, und dieser wieder in seinem vorhergehenden, und alle endlich im ersten, zureichenden und natürlichen Grund haben.

Nichts aber kann uns Menschen mehr von unserer Unwissenschaft in den besondern Ursachen natürlicher Dinge, und von dem Zusammenhange mit dem Zukünftigen, überführen, als dieser verschiedene Zustand der Witterung und Erdfläche, wie auch der davon abhängenden Fruchtbarkeit. Wir mögen so viel Wetterbeobachtungen anstellen, als wir wollen; so werden wir doch in Ewigkeit kein Jahr dem andern vollkommen ähnlich finden, und aufs Zukünftige nichts gewisses und bestimmtes schließen können.

Unterdessen erfahren wir überhaupt so viel, daß dieses unsern Augen so verworrene Wimmeln, Wühlen und Toben aller Elemente [ja, daß eine so große Veränderung der Oberfläche, als diejenige gewesen ist, davon wir nur noch die Spuren finden] den Erdboden nicht in ein unwohnbares Chaos verwandelt, noch seine Figur und sein Gleichgewicht verkehrt; sondern daß es vielmehr das natürliche Mittel ist, die Ordnung, Fruchtbarkeit und Wohnbarkeit des ganzen Erdbodens ein Jahr und Jahrhundert nach dem andern zu erhalten. Da nun aller folgende stets veränderliche Zustand im ersten Grund hat: so erkennen wir daraus, daß hier nicht die Elemente nach einem wilden Ungefähr zusammen geflossen sind, sondern daß die ewige Weisheit des Schöpfers das erste Maaß und die erste Mischung aller Elemente und ihrer Kräfte mit genauer Vorsehung auf alle zukünftige Zeiten eingerichtet hat.

§. 4.

Ich muß noch ein drittes Beispiel der göttlichen Vorsehung anführen, welches uns gerade zu dem Hauptzwecke der Schöpfung leitet, vermöge dessen alle mögliche Lebendige in der Welt ein beständiges Wohnhaus

haben sollten. Wir finden also auf unserm Erdboden so viel tausend Arten lebendiger Thiere, als nur seyn konnten, die alle ihr Geschlecht in einem gewissen Verhältnisse fortpflanzen. Dazu sind jeder Art ihre besondern Werkzeuge des Lebens, der Bewegung, Empfindung, Zeugung, und mancherley innere Triebe und Fertigkeiten, nebst äußerer Nahrung, als natürliche Mittel, verliehen. Die Wirkung davon ist uns klar vor Augen, daß nämlich alle und jede Thiere auf dem Erdboden nicht allein bleiben, sondern auch in ihrem Gleichmaaße und Verhältnisse gegen einander bleiben.

Nun hat jedes in seiner Fortpflanzung eine beständige Proportion, sowohl der Fruchtbarkeit überhaupt, als auch des männlichen und weiblichen Geschlechts bekommen, welche von der Natur des ersten Paares abhängt. Jede Vögel, Insecten, Fische, Schlangen, Schildkröten u. s. w. legen ihre beinahe gewisse Anzahl Eier: und darinn ist bey verschiedenen Arten so großer Unterschied, daß die Zahl der Eier von eins zu vielen hunderttausenden steigt. Andere Thiere, die lebendige Jungen werfen, haben ebenfalls ihre gesetzten Schranken der Fruchtbarkeit; die aber bey weitem nicht an die Fruchtbarkeit der Insecten und Fische reichet. In jeder Art ist eine beständige Proportion des männlichen und weiblichen Geschlechts. Denn wie z. B. die weiblichen Geburten sich gegen die männlichen, wie dreizehn und vierzehn, oder, nach genauerer Berechnung, wie zwanzig zu ein und zwanzig verhalten: so legen die Tauben, welche ordentlich paarweise eine unzertrennliche Ehe führen, jedesmal auch nur zwey Eier, davon das erste gemeiniglich einen Tauber, das andere eine Taube enthält [3]). Ueberhaupt ist in allen Arten eine solche Austheilung des zwiefachen Geschlechts, daß jedes seinen Gatten findet.

Nun sind aber die Thiere, und ihre Eier und Jungen, sowohl der Nachstellung und Gewalt anderer unterworfen, als sie von der Witterung und Fruchtbarkeit abhängen. Wäre nun keine Vorsehung gewesen; so würde in aller der Zeit bald diese bald jene Thierart in sich vergangen und ausgerottet, oder verdrungen, und auf wenige gebracht seyn, wenn entweder ihre Fortpflanzung nicht so fruchtbar gewesen, oder die Erzeugung des männlichen und weiblichen Geschlechts einem bloßen Ungefähr wäre überlassen worden. Es würde bald diese bald jene Thierart an ihrem Orte nicht genugsames Futter gefunden haben, wenn kein Verhältniß zwischen ihrer Vermehrung und dem Futter gewesen wäre; oder sie würden die Luft und Witterung an dem Orte, wo ihr Futter zu finden war, nicht haben vertragen können. Es würde eine oder die andere Thierart durch die Gefräßigen aufgerieben und ausgerottet seyn, wenn die Schädlichen fruchtbarer gewesen, oder mehr Waffen, Stärke, Geschwindigkeit und List bekommen hätten, und die Unschädlichen hierinn nicht so gut, als sie jetzo sind, bedacht wären.

Der Schöpfer zeigt also seine Vorsehung offenbar in dergleichen Erhaltung aller Thierarten auf dem Erdboden, soferne er aller Natur, Werkzeuge, Fruchtbarkeit, Geschlecht, Größe, Waffen, Stärke, Geschwindigkeit, List, und übrige Triebe, nach ihrem bestimmten Futter, nach der Witterung eines jeden Landes, und überhaupt nach allem, was ihnen auf alle künftige Zeiten schaden oder nutzen konnte, aufs genaueste abgemessen hat, so daß jede Art gegen alle widrige Fälle, die sich in der Folge der Zeit äußern werden, zulänglich versehen ist, und doch davon in gebührenden Schranken gehalten wird.

[3]) Siehe die öconomisch-physicalischen Abhandlungen, den 5ten Theil, p. 96.

§. 5.

Es ist demnach soferne aus der Erfahrung klar, daß Gott, bey dem Rathschlusse der Schöpfung, zugleich die ganze künftige Folge der natürlichen Begebenheiten, nach seinem Zwecke, vorsichtig überdacht habe. Darinn liegt denn folglich ein Beweis, daß er sie auch weislich bestimmet und gewollt haben müsse. Allein, was den fortdaurenden Einfluß seiner Macht, oder seine Wirkung in die Erhaltung der Welt betrifft; so wird dieselbe aus den Beobachtungen der Natur etwas schwerer werden, zu erkennen. Denn wodurch wollen wir sie von den natürlichen Wirkungen unterscheiden, ohne übernatürliche, oder Wunder, daraus zu machen?

Lasset uns also erst die Begriffe durch besondere Merkmale bestimmen, damit wir ohne Verwirrung sagen können, was wir nach der Erfahrung beobachten.

Wenn wir uns Wunder, oder übernatürliche Wirkungen Gottes, gedenken, so setzen wir zwar, daß sie in der Welt oder in der Natur geschehen, aber daß die Natur oder die Kräfte der Welt nicht allein gar nichts dazu thun, und bloß leiden, sondern auch, daß die Wirkungen Gottes den Bemühungen und Regeln der thätigen Naturkräfte entgegen laufen. Eine solche Wirkung göttlicher Macht kann die ordentliche Erhaltung der Natur nicht seyn; denn sie würde derselben vielmehr widerstreiten. Wenn ein Regent seine Gesetze und die Sprüche seiner Unterrichter alle Augenblicke ändern, und diesen und jenen davon frey sprechen wollte, so würde es nicht anders seyn, als ob er gar keine Gesetze gegeben, gar keine Unterrichter gesetzt hätte: er würde dadurch die Verfassung des Staats nicht erhalten, sondern umkehren: und man würde von seinen Einsichten und Rathschlüssen nicht das Beste den-

ken, wenn man gleich seine Obermacht erkennen müßte. Wenn denn auch Gott alles unmittelbar und durch Wunder thäte, so würde er alles allein thun: und wozu hätte er denn eine Schöpfung endlicher Dinge vorgenommen? Wenn er das Bemühen der geschaffenen Substanzen, und die Gesetze ihrer Natur, alle Augenblick hemmete: wozu hätte er sie ihnen gegeben? Je mehr er nach der Schöpfung Wunder thäte, desto mehr würde er die Natur wieder vernichten, und umsonst geschaffen haben, nicht aber erhalten; und für sich würde er entweder die möglichen Naturmittel zu seinem Zwecke nicht eingesehen haben, oder auch seinen Zweck oft ändern, und seinem eigenen Einflusse in die Erhaltung der Natur entgegen arbeiten.

Da nun solche wunderthätige Wirkungen Gottes in der Natur hier in keine vernünftige Betrachtung kommen können, wo von der ordentlichen und beständigen Erhaltung die Rede ist: so fragt sich, welcher Einfluß seiner Macht sonst für die Erhaltung übrig bleibt, der sich von der Naturwirkung unterscheiden ließe? Ich antworte: Da, wo die Schranken der Natur, das ist, der Substanzen in der Welt und ihrer Kräfte, eine Abhängigkeit von einem unendlichen Wesen erfordern, da gedenket man sich nicht allein vernünftig einen wirksamen Einfluß einer unendlichen Macht in die Erhaltung der Substanzen und ihrer Kräfte, welcher ihrer Natur und der Absicht der Schöpfung gemäß ist; sondern derselbe Einfluß läßt sich auch soferne aus der Erfahrung wahrnehmen, als diese uns in dem Eingeschränkten auf das Unendliche verweist.

Wir können uns einen Begriff solcher Erhaltung machen, wenn wir eine Vergleichung von dem sittlichen Einflusse nehmen, den eines Regenten Obermacht in das Daseyn der Unterrichter, und in ihre abhängende Macht

Macht bey der Handhabung der Gesetze, hat. Die untern Obrigkeiten, und ihre Macht, nebst den Gesetzen, wornach sie dieselbe brauchen, haben nicht allein ihr erstes Daseyn und ihren ersten Ursprung von des Oberregenten Macht, sondern auch ihre Dauer von dem fortfahrenden Einflusse dieser Macht. Wenn dieser Einfluß aufhörte, wenn der Regent nicht allezeit die Richter, Gesetze, Sprüche bestätigte, für die seinen erkennete, und ihnen den Nachdruck seines unveränderten Willens und seiner Obermacht verliehe: so würden auch Richter und richterliche Macht, Gesetze und Sprüche, nichts mehr seyn. Die Ursache dessen liegt in der Abhängigkeit dieser Dinge von der Obermacht des Regenten, und in ihrem eingeschränkten Wesen. Und eben diese Ursache muß auch in der Natur, bey der Dauer eingeschränkter Substanzen, ihrer Kräfte, und deren Gesetze gelten, daß alles seine Wirklichkeit von der unendlichen Obermacht des Schöpfers behält. Gleichwie aber der Einfluß der Obermacht des Regenten in die Bestätigung der Richter, Gesetze und Sprüche, der Verfassung des Staats nicht entgegen, sondern gemäß ist; so ist auch der göttliche Einfluß in die Erhaltung der Welt und ihrer Kräfte der Natur und dem Zwecke der Schöpfung nicht entgegen, sondern gemäß.

Wenn man nun die Erfahrung hat, daß ein Vermögen abhängig sey, und dabey in beständiger Wirkung bleibe; so sage ich nicht unrecht, daß man auch darinn von dem Einflusse der unabhängigen Macht eine Erfahrung habe. In der beständigen Handhabung der Untergerichte erkennen wir die Wirksamkeit der Obermacht; in dem beständigen Gehen des Zeigers an der Uhr sehen wir, daß die Feder auch beständig wirksam sey. Von dergleichen Erfahrungen will ich nun auch eini-

einige in der Natur namhaft machen, welche derselben Abhängigkeit von einer unendlichen Kraft, und also den Einfluß einer unendlichen Kraft in die Erhaltung der Natur, zu erkennen geben.

§. 6.

Es ist der Erfahrung gemäß, daß jedes Dinges Ort, und dessen Veränderung, von seinen Nachbaren, und deren wirkenden Kräften, abhängt. Warum ruhet dieses Stück Holz, jenes schwimmt, das dritte fällt? Man gebe jedem andere Nachbaren: so wird das, was senkrecht fiel, horizontal schwimmen, das, was ruhete, wird fallen, das, was schwomm, wird ruhen. Selbst des ganzen Erdbodens Ort, und täglicher und jährlicher Lauf in der Welt, hängt von den Kräften und Wirkungen seiner Nachbaren, insonderheit der Sonne, mit ab: und es verhält sich mit den Fixsternen und Cometen nicht anders. Jedes Ort und natürliche Bewegung entsteht mit von den benachbarten. Eins hält das andere entweder im Gleichgewichte, oder stößt und schiebt es so lange fort, bis es an Nachbaren geräth, deren Kräfte den seinigen gleich sind.

Aus dieser Erfahrung habe ich oben schon geschlossen, daß die Natur nicht das erste Wesen seyn könne: weil von der Natur, das ist, vor allen Kräften und deren gewisser Wirkungen in einander, eine gewisse Stellung und Ordnung der Dinge gedacht werden muß, ehe die Kräfte in einander wirken, und diesen Lauf der Natur haben hervorbringen können. Ich habe also daraus bewiesen, daß ein Schöpfer oder Werkmeister seyn müsse, welcher diese Ordnung und Stellung der Dinge gemacht, die eine äusserliche Abhängigkeit von einander haben. Mich dünkt aber, daß eben diese allgemeine Beobachtung auch des Schöpfers erhalten-

den Einfluß in die Natur beweise. Denn die Abhängigkeit des Ortes und der Bewegung geht von Nachbaren zu Nachbaren. Warum ist a hier? weil bbb mit solchen Kräften um dasselbe sind. Warum sind aber bbb auf dieser Stelle? weil ccc dieselbe umgeben. Frage ich aber nach dem Grunde des Ortes von ccc so muß ich mich weiter auf ddd beziehen. Was folgt daraus? Entweder müßte die Abhängigkeit der natürlichen Ursachen von a ins Unendliche geschoben werden; welches in der That so viel hieße, als gar keine natürliche Grundursache geben; oder es muß eine erste unendliche Kraft seyn, von welcher alle natürliche Kräfte und deren Wirkungen abhängen.

Es wird vergeblich seyn, daß man sich die Welt selbst, als einen wirklich unendlichen vollen Raum, und die Natur als eine unendliche Kraft darinn, vorstellen wollte. Es ist unläugbar, daß die Theile der Welt, als Fixsterne, Planeten, und alle leblose und lebendige Körper, die wir vor Augen haben, eingeschränkte, endliche Dinge und zählbar sind. Eine Zahl aber von endlichen Dingen, die wirklich sind, kann nicht unendlich seyn, und folglich kein unendliches Ganzes ausmachen: weil noch immer eine größere Zahl, als die wirkliche, gedacht werden kann. Gesetzt, daß auch die Zahl der wirklichen Dinge alles Mögliche befassete: so muß doch die Zahl endlicher möglichen Dinge erschöpflich, eingeschränkt, und endlich seyn. Wir können uns davon bald überführen, wenn wir die verschiedene Möglichkeit der Dinge, deren Bestimmung und Eigenschaft wir kennen, von der obersten Stufe bis zur untersten durchgehen. Wenn also in der Welt auch alle mögliche Dinge wirklich wären, so würde doch ihre Anzahl bestimmt und endlich seyn. Wie kann also die Welt, als eine bestimmte Anzahl von lauter endlichen mögli-

chen

chen Dingen und Naturkräften, ein unendliches Ganzes ausmachen? Und wovon sollen die von einander abhängigen Kräfte der Natur endlich zuerst abhängen, wenn nicht eine unendliche Kraft außer der Welt wäre, wodurch sie ihr Daseyn haben und behalten [4])?

[4]) [Die Theile der Welt mögen immerhin eine unbeschränkte Menge ohne Zahl ausmachen (unendlich seyn); so bleiben es doch lauter eingeschränkte abhängige Wesen, und weder ihre Kräfte, noch ihre Stellung unter einander, sind in sich selbst gegründet; sondern ihre Wirklichkeit, welche alle die besondern Bestimmungen der Möglichkeit enthält, muß aus einer selbständigen unbeschränkten Urkraft fließen].

§. 7.

Es ist ferner der Erfahrung gemäß, daß die Kräfte der Dinge in einem unaufhörlich anhaltenden Bemühen zu einer gewissen Veränderung bestehen; welches zwar durch Hindernisse an seiner Wirkung kann gehemmet werden, aber dennoch auch mitten unter den Hindernissen beständig anhält, und daher den Augenblick, sobald nur der Widerstand weg ist, in gleichem Maaße seine Wirkung leistet. Dieses ist an der Schwere klar zu erkennen. Denn wenn ein Körper auch tausend Jahre ruhet, so hat er doch in aller der Zeit nicht einen Augenblick aufgehört, sich nach seiner senkrechten Bewegung zu bemühen, und den unter ihm liegenden Körper nach dem Maaße seiner Schwere zu drücken. Wenn man daher die unter ihm stehende Stütze wegschlägt, so bewegt er sich den Augenblick senkrecht und mit gleicher Stärke und Geschwindigkeit, als vormals.

Nun wird wohl ein jeder zugestehen, daß alle fortdaurende Kräfte der Natur ihren beständigen wesentlichen Sitz in den untheilbaren Urstoffen haben, und nicht erst durch die Zusammensetzung entstehen, noch mit derselben aufhören, oder sich verändern. Denn wenn

jeder dieser Urstoffe nicht sein Maaß der Kräfte zur Zusammensetzung mitbrächte, sondern in sich unkräftig wäre: so würde durch die Zusammensetzung vieler unkräftigen Urstoffe eben so wenig eine Kraft entstehen, als aus der Zusammensetzung vieler Nullen eine Zahl werden kann [5]). Wie aber an sich klar ist, daß die Kräfte der untheilbaren Urstoffe eingeschränkt sind; so erhellet nun auch, daß ihre Schranken nicht Schranken der Ausdehnung sind, sondern bloß intensive nach Graden oder Stufen gedacht werden können. Wenn sie also, als eingeschränkte Kräfte, in einem steten Bemühen zur Veränderung bestehen: so müßte auch diese Veränderung ihre Grade oder Stufen betreffen, das ist, die Kräfte müßten bey jeder wirklichen Veränderung stärker oder schwächer, vollkommener oder unvollkommener werden, wie wir an unserer Seele wahrnehmen [6]). Woher kömmt es denn, daß dieses Bemühen unverändert und in gleichem Maaße fortdauret? daß es weder aufhört, noch zu- oder abnimmt? In der Natur selbst ist dieses nicht gegründet. Eine endliche eingeschränkte Kraft kann ermüden und erschöpfft werden: sie kann aber auch durch ungehinderte Ausübung stufenweise zunehmen. Ich glaube also nicht, daß man eine vernünftige Ursache geben kann, warum die eingeschränkten Naturkräfte der Urstoffe, welche sich so viel tausend Jahre gegen mancherley Hindernisse bemühet haben, inzwischen nicht abgenommen haben und schwächer geworden sind, oder warum andere in ihrem ungehinderten Bemühen nicht zugenommen und stärker geworden sind, als weil eine unendliche Kraft sie stets nach dem bestimmten Maaße ihrer Schranken erhält und unterstützet.

[6]) [Eigentlich bleibt auch die Kraft, oder das innere Vermögen unserer Seele, wohl einerley. Die Aeußerung aber, oder die Wirkung dieser Vorstellungskraft in Erweiterung unserer Ideen, nimmt zu oder ab, nachdem sie

sich

sich mit mehrerem Vortheil entwickeln kann oder mehr Hinderniß vorfindet — So bleibt die Schwerkraft eines Körpers einerley, obgleich die dadurch bewirkte Bewegung, wenn sie ungehindert ist, immer schneller wird, und hingegen bey mehrerem Widerstande auch langsamer werden kann].

§. 8.

Ich werde mich, zum weitern Beweise des göttlichen Einflusses in die Natur, nicht unbillig auf die künstlichen Bildungen so vieler Millionen Samen in den Thieren und Pflanzen berufen, welche jährlich geschehen, und in keiner bloßen Naturkraft zureichenden Grund haben können. Ich will nur einen Fischrogen zur Betrachtung vorstellen. Ein gewisser Freund, der sich mit vieler Einsicht um die Naturgeschichte bekümmert, erforschete die Anzahl Eier in einem Kleiß [7]), welcher vierzehn Zoll lang, zwölf Zoll breit war, folgender Gestalt. Er wog den ganzen Rogen, und fand ihn eilf Loth schwer. Nun zählte er in einem Klümpchen Eier, das einen Gran am Gewichte ausmachte, mehr als zweyhundert Eier. Wenn folglich zweyhundert und vierzig Gran auf ein Loth, und also zweytausend sechshundert und vierzig Gran auf eilf Loth gehen: so folgte, daß in dem ganzen Rogen mehr als fünfhundert und acht und zwanzig tausend Eier enthalten waren. Wir wollen aber die übrigen, und selbst noch die acht und zwanzig tausend Eier für das Gewiche der Haut abrechnen, welche den Bündel bekleidet: so sind doch gewiß fünfmal hundert tausend Eier in dem Rogen eines einzigen solchen Fisches beschlossen. Ein jedes Eichen enthält schon seinen ganz zart gebildeten Fisch, der in der Eihaut ganz sorgfältig eingepackt liegt. Alle Eier sind ordentlich an die Zwischenwände des Rogens zu beiden Seiten angeheftet; und sie werden überhaupt von der gemeinschaftlichen äusseren Haut beschlossen, durch welche eine große Ader

vom

vom Herzen hin, und wieder eine gleiche zurückführende Ader her läuft, die ihre Aeste nach jeder Zwischenwand, und von da wieder fünfhundert tausend kleinere Aeste nach allen den Eiern schicken, wodurch ein jedes Ei seine Nahrung und sein Wachsthum empfängt.

Diese Bemerkung zeigt uns, daß die Eier nicht ausser den Thieren schon zerstreuet in der Welt da gewesen, und etwa durch den Nahrungssaft einzeln zu ihrem Behältnisse geführt sind, sondern, daß sie alle mit einander, nebst ihren Häuten und Gefäßen, als ein zusammenhangendes Gewebe, auf einmal, und aus einer Materie, in dem Thiere selbst entworfen und gebildet worden. Es läßt sich aber auch nicht wohl eine innere Präformation gedenken, als ob alle Saamen der künftigen Geburten schon in den Saamen der ersten Thiere eingepackt gewesen wären. Denn so müßten wir, wider alle Wahrscheinlichkeit, unendlich kleine wirkliche Theile annehmen: weil ein jedes Ei wenigstens eine Millionmal kleiner ist, als seine Mutter: und die zweite Ordnung der Eier, welche schon in diesem Eie stecken sollten, wieder eine Millionmal kleiner seyn müßte, als das erste Ei, und eine Bimillion kleiner, als die erste Mutter. Was wird denn aus der dritten, vierten, tausendsten Ordnung, ja aus allen künftigen in alle Ewigkeit werden, welche schon, als die Nürnberger Schachteln, in einander, und alle in dem ersten Eie, oder in der ersten Mutter, eingepackt seyn sollten? zu geschweigen, daß auch die Erfahrung solcher Präformation widerspricht, weil bey den Krebsen und Polypen die verlornen Theile wieder aufs neue gebildet werden [7b]). Da wir also in jedem Jahre eine neue Bildung der Saamen anzunehmen genöthigt sind: so fragt sich, welche mechanische oder elementarische Kraft und Regel bringt dieses zuwege? Wir können in dem

organischen Baue der thierischen Körper und Pflanzen nichts weiter finden, als daß er die zum Saamen dienliche Materie, so zu reden, sichte, presse, koche, und wie andere Säfte, die aus der Nahrung gezogen, und durch die Gefäße getrieben werden, zusammen nach einem Behältnisse führe. Was giebt ihr denn die Bildung eines organischen Körpers? Wollten wir in den Gefäßen, wodurch die Saamenmaterie gepreßt wird, ein Modell annehmen, welches der Materie eine gewisse Bildung gäbe, so würde dadurch höchstens nur eine äußere Gestalt und Figur des Saamens entstehen. Woher aber würden alle innere Theile des Saameneies so ordentlich gebildet? Der Herr Büffon, welcher dazu ein inneres mechanisches Modell ersonnen, das auch den innern Theilen der Saamenmaterie eine ordentliche Bildung eindrücken könne, sagt nichts, daß sich mit Verstande gedenken läßt, sondern vielmehr was widersprechendes. Denn ein Modell eines zu bildenden Körpers kann ihm nur auf einer Fläche, sie sey äußerlich oder innerlich, eine Form oder Figur geben, nicht aber den ganzen Körper in allen innern kleinsten Theilen durchdringen, ohne daß es den ganzen Raum selbst erfülle. Und wo bliebe denn der Körper, der durch das Modell soll gebildet werden? Es ist dazu eine Hypothese, welcher die Erfahrung ganz entgegen ist: weil eine vielfältige Unähnlichkeit zwischen den Mutterthieren und Mutterpflanzen, und zwischen der Frucht, sowohl äußerlich als innerlich, zu bemerken ist. So sind sie ja denn nicht in ihre Modelle gegossen, oder über ihren Leisten geschlagen [7c]).

Noch andere haben in der Materie, woraus die Saamen der Thiere und Pflanzen gebildet werden, eine Kraft angenommen, dadurch ein jedes Theilchen bemühet wäre, sich zu seines Gleichen zu gesellen, und sich in gewisser Ordnung daran zu hängen, oder anzuschließen. Allein, wer sieht nicht, daß nach solcher Bildungsregel entweder ein einför-

mig

mig gemischter Körper herauskommen würde, wie bey den Salzen und Metallen geschieht; oder daß auch die Knochen, und alles übrige, was eine Verschiedenheit hat, jedes sich in einen besondern Klumpen sammlen, folglich nimmer ein ordentlicher Bau eines organischen Körpers aus verschiedenen durch einander geflochtenen Theilen herauskommen würde. Was gäbe auch dem einen Knochen diese, dem andern jene Figur? was bildete die Fleischmuskeln bald so, bald anders? was fügte sie durch Knorpel und Sehnen zusammen? was durchflöchte sie mit Nerven, Drüsen, Schlag- und Blutadern? Alles dieses würde ohne und wider die gesetzte Bildungsregel geschehen.

Kurz, was bisher zur Erklärung der Saamenbildungen angenommen worden, ist alles bloß willkührlich, unzureichend, falsch, und zum Theile kindisch und lächerlich. Es wird auch nimmer, weder in dem organischen Baue der Mutterthiere und Pflanzen, ein mechanischer Grund solcher Bildung zu finden seyn; noch auch ein elementarischer in den kleinern Urstoffen der Saamentheilchen, daß sie sich von selbst, nach so viel tausend Modellen, zusammen fügen. Man kann einem Jeden alle Naturkräfte, die er nur brauchen will, Anziehung, Ausdehnung, Zittern, Oscillation, Gährung, Schwere, Schwung, und was er sonst verlanget, einräumen. Es wird doch allemal eine blinde unverständige Kraft seyn, in welcher für sich allein kein genugsamer Grund enthalten seyn kann, daß sich so viele verschiedene Theilchen, so zu reden, unter einander verstehen, und ohne alles äußerliche oder innerliche materielle Modell, und wider die Aehnlichkeit ihrer Natur, bloß nach Absicht, Gebrauch und Nutzen eines jeden Thieres und einer jeden Pflanze, ordentlich zusammen fügen. Gewiß, nichts kann künstlicher, verständiger, göttlicher seyn, als diese immer fortwährende

neue Bildung so vieler Millionen Thiere und Pflanzen; und wir werden durch den klaren Augenschein genöthigt, eine höhere Kraft eines verständigen Wesens zu erkennen, durch deren Einfluß die blinden Kräfte der Urstoffe, gleichsam als die Stralen durch den Spiegel, eine Richtung zur Entwerfung so vieler künstlichen Bildungen empfangen. Was oben wider das Entstehen der Thiere durch ein blindes Ungefähr gesagt worden, gilt auch bey ihrer Fortpflanzung durch blinde Naturkräfte. Man kann sich ja endlich wohl vorstellen, wenn erst die Urstoffe in ihrer rechten Zusammenfügung sind, daß denn alles für sich seinen ordentlichen Gang nimmt, und sich, so zu reden, von der Nothwendigkeit eines höhern Einflusses immer mehr entfernet. Aber, weil die Kräfte der Urstoffe, welche die ersten in der Natur sind, auch die erste Zusammenfügung geben sollen, und doch für sich, als blinde Kräfte, keinen Grund oder Regel zur ersten Bildung der Saamen in sich halten; so liegt uns darinn die nothwendige Abhängigkeit von einem göttlichen Einflusse klärlich vor Augen.

[7]) Kleiß ist eine Art Fische in der Nordsee, die einem Steinbutte an Figur, Größe und Geschmack nahe kömmt, nur daß ihm die harten Schuppen fehlen. Ich habe selbst nachher fast eben die Proportion in einem Dorschrogen gefunden; da dreyhundert Eier zwey Aß Ducaten Gewicht ausmachen; der ganze Rogen aber $10\frac{1}{8}$ Loth wog.

[7b]) Die beiden Hypothesen, theils der zerstreuten, theils der in einander beschlossenen Saamen von Thieren und Pflanzen, sind die einzigen, welche noch einige Wahrscheinlichkeit, oder wenigstens eine Möglichkeit vor sich haben, und uns bloß auf die einmal in der Schöpfung weislich gemachte Bildung verweisen. Unter vielen andern haben noch unlängst jene Hypothese Herr **Perrault** in seiner Mechanique des Animaux, Opp. T. II. p. 481 sqq, diese Herr **Charles Bonnet** in seinen beliebten Werken, Corps organisés und Contemplation de la Nature, vertheidigt. Ich gestehe, daß ich

ich von der Präformation, oder dem Emboitement gänzlich abgeschreckt bin, nicht sowohl weil mich die Imagination verläßt, als weil deutlich zu berechnen ist, daß diese Hypothese zu einer wirklich unendlichen Theilbarkeit führt, weil schon in der ersten Generation das Saamenthierchen tausend Millionenmal kleiner seyn müßte, als das vollgewachsene Thier. Da nun in sechstausend Jahren von der Schöpfung an, etwa zwey hundert Generationen vergangen sind, oder vielmehr bey den Fischen und Insecten fast so viele Generationen zu setzen wären, als Jahre verflossen sind und künftig kommen mögten: so würden die Saamenthierchen zuletzt wirkliche unendlich kleine Theile der ersten Generation werden. Eine unendliche Vielheit wirklicher Theile widerspricht aber der Wirklichkeit, da alles bestimmt seyn muß. Ich würde also weit eher die zerstreuten Saamenthierchen oder Saamenpflänzlein von determinirter Größe und Proportion annehmen, weil die Hypothese einfacher und an sich möglich ist, wenn mich nicht der Augenschein von fünfmal hundert tausend auf einmal und in einem Verbande gebildeter Saameneier der Fische abhielte. [Die neue Bildung der Saamen (epigenesin) hat neuerlich Herr Casp. Fried. Wolff in seiner Theoria generationis, Halae 1759. 4, welche daselbst 1774. 8. wieder aufgelegt worden, und in der Theorie von der Generation, Berlin 1764. 8. ingleichen in den Novis Comm. Petrop. T. XII. u. s. w. vertheidigt. Der Herr von Haller hat zwar in seinen Elementis Physiologiae T. VIII. lib. 29. verschiedenes dagegen erinnert, und sich für die Entwickelung vorhandener Keime (evolution) erkläret, welche Meinung auch bis jetzt von vielen Gelehrten angenommen worden. Herr Hofrath Blumenbach aber hat in dem Götting. Magaz. 1780 5. St. 1781. 1. St. und besonders in seiner Abhandl. über den Bildungstrieb (Gött. 1780. und 1789. 8.) die Gründe für eine solche Entwickelung sinnreich widerlegt und dagegen den Trieb zu neuer Bildung behauptet — Ich hatte gleichfals, bey den Betrachtungen über die Triebe der Thiere (Hamb. 1773. 8.) im Anhange von den Pflanzenthieren, §. IV. S. 164. mein Bedenken gegen die Entwickelung in einander enthaltener Keime, und dagegen die Meinung geäussert, daß der innere Lebenstrieb in organischen Körpern wirklich neue Bildungen hervorbringe, und vom Schöpfer, sowohl als die Bildung von Krystallen, in die Natur gelegt

 sey.

seyn. In der Abhandl. über die Gründe der menschlichen Erkenntniß §. 35. habe ich es **Organische Anziehung** benannt, um die Stufenfolge dieser, durch innern Zug wirksamen, neben der chemischen (Wahl-Anziehung) durch äussern Zusammenfluß bildenden, und der allgemeinen (kosmologischen) Anziehung, in einem Begriffe zu verbinden — Meine Vermuthung war also, daß die neuen Keime durch eine Aussprossung von Nerven und Gefässen der Mutter, gleich den jungen Polypen, entstehen könnten. Die Befruchtung würde dann bey denjenigen Thieren die derselben bedürfen den Reiz dazu erregen, und zugleich die Kraft mittheilen, durch eigenen Lebenstrieb zu bestehen — Es geschehe aber die Bildung wie sie wolle, denn die Beschaffenheit der Lebenskraft, durch welche sie bewirkt wird, bleibt uns immer, so wie von andern Naturkräften, verborgen; so zeigen doch allemal die aus den Anziehungs- oder Bewegungsgesetzen derselben entspringenden schicklichen Wirkungen die Weisheit dessen, der sie angeordnet hat. In der Folgerung macht es auch keinen Unterschied. Die Kraft, nach welcher sich die Stoffe zusammenfügen, mag ein für allemal alles, gleichsam als in einem Grundrisse, entworfen haben, oder sie mag, wie es mir wahrscheinlich vorkömmt, mit der Zeugung vom Geschlecht zu Geschlecht fortgepflanzt werden; so muß es doch eine und dieselbe von der ersten selbständigen Ursache, das ist, von Gott, abhängende Wirkung, und in Ansehung dessen ein für allemal bestimmt seyn: denn in dem vollkommenen Wesen findet kein Unterschied der Zeit, kein Nachherwirken Statt.]

70) Es verdient hievon, außer den Lettres à un Americain, des Herrn von **Hallers** Vorrede zu dem II. Bande der deutschen Uebersetzung von des Herrn **Büffon** Naturhistorie gelesen zu werden; welche auch, ins Französische übersetzet, zu Genf (Paris) 1751. 12. ans Licht getreten, und den Titel führt: Reflexions sur le Systeme de la generation de Mr. Buffon, traduites d'une Preface allemande de Mr. de Haller. Gött. G. Z. 1752. p. 181. sq.

§. 9.

Es ist demnach auch sinnlich offenbar, daß Gottes allmächtige Wirkung in die Welt nicht mit der Schöpfung

ganz aufgehört habe, sondern sich, wie sein Wissen und Wollen, über die ganze Dauer der Welt erstrecke, und seine Absicht in der Welt auf das Wohl der Lebendigen auch thätig hinausführe [7d]). Und dieses ist es, was wir eine göttliche Vorsehung nennen. Wir haben sie aber nicht nur, als eine allgemeine, sondern auch als eine besondere, in Absicht auf uns, zu betrachten. Nicht zwar in dem Verstande, als ob Gott andere Dinge nur überhaupt und geschlechterweise überdacht und bestimmt; aber bey den Menschen allein jeden besonders in seine Erwägung und Vorsorge genommen habe. Nein: in solchem Verstande würde alle Vorsehung, sowohl über lebendige als leblose Geschöpfe, eine besondere Vorsehung zu nennen seyn, weil seine Weisheit alle und jede, auch die allerkleinsten Theile und Begebenheiten in der Welt, in aller Folge der Zeit, aufs deutlichste betrachtet hat. Wir Menschen aber nennen die göttliche Vorsehung für uns eine besondere Vorsehung, soferne sie eine ausnehmende Güte für unser Wohl enthält.

Der Begriff hat seinen guten Grund. Denn, wenn es wahr ist, daß wir ausnehmende Vorzüge in unserm Wesen und Naturkräften zu einer höheren Glückseligkeit von Gott bekommen haben; und daß wir allein auf diesem Erdboden, durch die Fähigkeit, unsern Schöpfer zu erkennen und zu verehren in eine Gemeinschaft und Verbindung mit ihm gesetzt sind, wie ich oben ausführlich gezeigt habe; so muß auch die Absicht auf unser Wohl, und folglich seine Güte für uns, bey dieser Vorsehung ausnehmend, und in solchem Verstande besonder seyn; und ein jeder einzelner Mensch kann und muß sich diese besondere Vorsehung Gottes zu seiner Beruhigung zueignen.

Er wird nun die allgemeine Einrichtung der Welt, die Naturkräfte und deren Regeln, den Erdboden und dessen Bequemlichkeiten, als Dinge ansehen, die nach göttli-

cher Absicht auch ihm besonders zu Gute kommen sollen: da die ewige Vorsehung auch auf ihn gedacht, und ihm in diesem prächtigen Gebäude für die Lebendigen auch sein Daseyn und Leben zu seinem Wohl bestimmt hat; da auch für ihn die ganze Natur geschäfftig seyn muß, und, wo nicht in allen Stücken körperlich hilft, dennoch allenthalben zu einem Lehrbuche dient, seinen Schöpfer und dessen Vollkommenheiten zu erkennen, und daran ein vernünftiges Vergnügen zu haben. Er wird nun das Gute, was er am Leibe und Gemüthe, an Gesundheit, Bildung Kräften, Sinnen, Verstande, Witze, Gedächtnisse besitzt, nicht unempfindlich genießen, als Dinge, die er etwa bloß einer blinden Naturkraft zuschreiben dürfte, sondern er wird sie als Gaben ansehen, die ihm von dem weisen Schöpfer und Geber alles Guten zu einer vorzüglichen Glückseligkeit beschieden sind; und wird um so viel mehr von dankbarer Empfindung und von Eifer zur Erfüllung göttlicher Absichten, gerührt werden. Wenn er sich durch sein eigen Betragen eine Vollkommenheit oder äußerlichen Wohlstand erworben; so vergißt er nicht, daß ihm Gott dazu nicht allein die Kräfte und Gelegenheit gegeben, sondern auch die Regeln des Verstandes und Willens eingeprägt, welche ihn auf den Weg der Wahrheit und Glückseligkeit gebracht; und wird durch die innere Süßigkeit, welche in das Erkenntniß und die Tugend gelegt ist, und durch die äußern Belohnungen, die der Urheber der Natur mit solchen Handlungen verknüpft hat, desto williger, den weisen Vorschriften und Absichten seines Schöpfers zu folgen. Widerfährt ihm ohne sein Zuthun etwas Gutes; so erfreuet es ihn desto mehr, weil er es nicht einem ungefähren Zufalle und blinden Glücke beimißt, sondern versichert ist, daß es ihm von dem großen Regenten der Welt, als ein außerordentlich Gnadengeschenk, wissentlich, durch die weise Verknüpfung der Dinge beschieden sey. Er bedenkt oft, mit wie vielem

lem Bösen er von Gott verschonet worden, dem er theils nach seinem Wesen in der Welt unterworfen war, theils auch sich selbst bloß gestellt hatte, so, daß es ihm schon über dem Kopfe schwebte. Er achtet fleißig auf die göttliche Führung, wie ihm dieses und jenes vermeinte Glück nur würde geschadet haben, und wie ihm hingegen mancher Mangel und manches Böse zum Mittel seiner Wohlfahrt gedeien müssen. Er überläßt demnach alle seine Begierden und Leidenschaften in Gelassenheit einer so gütigen Vorsorge, nach welcher ihm nichts ohne den weisesten Rath widerfahren kann, sondern alles zum Besten dienen muß. Er genießt des Maaßes vom zeitlichen Glücke, das ihm bestimmt ist, in Zufriedenheit und dankbarer Freude. Das Zukünftige, was er weder voraussehen noch ändern kann, überläßt er dem großen Regierer der Welt unbesorgt: hoffet unterdessen das Beste, ist aber auch bereit, die Unfälle, welche die Schwachheit seiner Natur und sein Stand in der Welt, nach der allgemeinen Verknüpfung der Dinge, mit sich bringen mögte, getrost und standhaft zu übernehmen. Er ist versichert, daß ihm alles, nach dem Rathe der Vorsehung, zum Besten gedeien müsse; und er betrachtet selbst die Widerwärtigkeiten, Krankheiten und Schwachheiten des Alters, als Wohlthaten, welche ihm die Lust dieses sinnlichen Lebens nach und nach benehmen, und sein Verlangen nach einer reinern und dauerhaften Glückseligkeit erwecken sollen; ist auch gänzlich überführt, daß Gott ihm keine solche Natur gegeben haben würde, nach deren Regeln er eine Vorstellung und ein Verlangen nach einer zukünftigen bessern Glückseligkeit haben muß, wenn er ihn nicht nach seiner gütigen Vorsehung dazu bestimmet hätte.

7d) [Nur muß man sich, wie gesagt, diese Wirkung, in Ansehung Gottes, nicht mit einer Dauer oder Folge von verschiedenen Handlungen vorstellen, da in ihm ein Wissen, Wollen und Wirken alles zugleich begreift.]

§. 10.

Diese Verfassung des Gemüthes ist ohne Zweifel die einzige, welche unsere Begierden in Ordnung bringen, und uns bey allen Begebenheiten in der Welt getrost, zufrieden und vergnügt machen kann: sie ist auch die einzige, welche in unserer Natur, in der Verknüpfung der Dinge, und in den göttlichen Vollkommenheiten und Absichten Grund hat. Da sie nun besonders aus der Ueberführung von Gottes gnädiger Vorsehung entspringt; so müssen diejenigen eine sehr verkehrte Vorstellung davon haben, denen die göttliche Vorsehung zum Anstoße und Fallstricke gedeiet, daß sie darüber in Verwirrung, Unruhe, Misvergnügen und Verzweifelung gerathen. Sie machen sich nämlich, nach ihrem Unverstande und ihren Lüsten, ein Bild und eine Regel, wie die göttliche Vorsehung beschaffen seyn und verfahren müßte, wie die Welt aussehen, und wie sie regiert werden sollte. Und, da es nicht allewege so ist und geht, wie sie es wollten: so können sie nun gar keine Vorsehung, keine Weisheit, Absicht oder Güte, ja keinen Gott mehr in der Welt sehen. Alles ist ihnen verkehrt, unordentlich, widrig. Sie berauschen sich zwar zum Theil in den gegenwärtigen Lüsten, daß sie ihren Verdruß und ihre Verzweifelung übertäuben mögen. Dennoch dünkt ihnen das Leben mit überwiegender Unlust, und die Welt mit lauter Bösem angefüllt zu seyn. Sie sind nach ihrem Gedanken durch ein bloßes Ungefähr, oder durch eine blinde Nothwendigkeit, durch eine leblose Natur, die sich selbst nicht kennet, in solche Welt hinein geworfen; und täglich gleichsam allen Fluthen, Klippen und Stürmen einer wilden See, ohne einen Steuermann zu haben, bloß gestellt; und in dieser trost- und hoffnungslosen Ungewißheit ihres Schicksales, eilen sie dem Tode, als dem gänzlichen Ende ihres Seyns, mit Furcht und Zittern entgegen.

Der

Der Grund dieser unglückseligen Gemüthsverfassung liegt in verschiedenen Irrthümern von der Vorsehung; obwohl auch ein verkehrter Wille daran Theil zu haben scheint.

1. Sie meinen, wenn eine Vorsehung wäre, so müßte gar keine Unvollkommenheit und kein Böses in der Welt seyn; gleich als ob eingeschränkte Dinge, woraus die Welt besteht, gänzlich vollkommen, und von Mangel und Bösem frey seyn könnten.

2. Sie unterwinden sich, über die Unvollkommenheiten und das Böse in der Welt Richter zu seyn: gleich als ob ein Mensch die Verbindung und Uebereinstimmung aller Dinge übersehen könnte, und nicht oft, nach seinem engen Erkenntnisse, tadelte, was zur Vollkommenheit des Ganzen gehöret.

3. Sie setzen sich zum Mittelpunkte der ganzen Natur, und wollen, daß alles allein für sie, und nach ihrem Wunsche, geschaffen seyn sollte: gleich als ob die Welt nicht eben darum vollkommener wäre, da sie für alle mögliche Lebendige eingerichtet ist; und als ob eine solche Welt ihnen selbst nicht vortheilhafter wäre, als diejenige, welche sie etwa für sich allein, nach ihrem Sinne, bauen mögten.

4. Sie fodern von der göttlichen Vorsehung lauter gute und heitere Tage in der Welt; da doch diese trüben und gemischten ihnen schon zu gut sind, daß sie dieselben nicht ertragen können.

5. Sie wollen das Böse, gegen alle Natur und Verknüpfung der Dinge, von sich abgewandt wissen; und fodern eine Vorsehung, die stets Wunder für sie thun soll, und die über die Tugendhaften nichts als Gutes, über die Lasterhaften nichts als Böses verhängte: da doch durch stete Wunder, statt Eines Bösen, tausend-

sendfältiges würde eingeführt werden; nun hergegen selbst das Böse zum Mittel des Guten angewandt ist.

6. Sie schränken die Vorsehung auf dieses Leben ein, und schneiden sich selbst alle Hoffnung zu einem künftigen ab: da doch dieses die vornehmste Absicht der göttlichen Vorsehung über die Menschen, und der kräftigste Trost aus derselben ist, daß sie unsere Gedanken und Begierden auf eine dauerhaftere und höhere Glückseligkeit richtet.

Allein, die genauere Beantwortung dieser Zweifel erfordert eine besondere Abhandlung, worinn ich sie nach einander durchgehen und beantworten werde [8]).

[8]) Der erste Irrthum ist in der folgenden IX. Abhandlung erörtert, §. 1. 2. 3, der zweyte §. 4. 5. 6., der dritte §. 7 bis 10., der vierte §. 11. 12. der fünfte §. 13 bis 19., der sechste §. 20. und in der X. Abhandlung.

Die neunte Abhandlung.

Worinn die Nichtigkeit der Zweifel gegen die göttliche Vorsehung gezeigt wird.

§. 1.

Lasset uns die irrigen Vorstellungen, welche gegen die göttliche Vorsehung Zweifel erregen, nach einander durchgehen. Der erste Einwurf ist sehr alt: Wenn ein Gott, wenn eine Vorsehung ist, woher kömmt denn die Unvollkommenheit und das Böse in der Welt? Er setzt eines Theils ganz recht zum Grunde, daß aus Gottes Wesen und Eigenschaften an sich nichts Unvollkommenes oder Böses, sondern lauter Gutes, herzuleiten sey; und das ist genug zu Gottes Rechtfertigung. Aber andern Theils fehlt er darinn sehr, daß er das Wesen und die Natur des Geschöpfes gar nicht in Betrachtung zieht, was dieselben leiden oder in sich schließen. Beides muß gegen einander gehalten werden, wenn man urtheilen will, wie viel Vollkommenheit der unendliche Schöpfer den endlichen Dingen außer sich hat mittheilen können.

Wir würden ja eben so verfahren, wenn wir des verständigsten und besten Künstlers Werk in Thon und Erde untersuchen wollten: daß wir nicht allein aus der Vollkommenheit des Verstandes und der Wissenschaft des Künstlers, wie auch aus seinem guten Willen und

Absicht immer fortschlössen, wie das Werk beschaffen seyn müßte; sondern auch die Natur des Thons mit in Erwägung zögen, was, vermöge derselben, möglich sey. Wenn wir den vollkommensten Regenten als den Stifter einer gewissen Republik betrachten; so werden wir uns ja nicht, aus dem einzigen Begriffe des Regenten selbst, eine platonische Republic in elysischen Feldern vorstellen, sondern auch die Lage und Natur des Landes, die Fähigkeit, Eigenschaft und Neigung des Volkes, mit in Betrachtung nehmen, um zu sehen, was der vollkommensten Weisheit eines Regenten, bey einem solchen Volke, in einem solchen Lande, anzuordnen gemäß wäre. Warum betrachtet man denn Gott nicht auch als den herrlichsten Werkmeister, aber in zerbrechlichen Gefäßen? als den weisesten Regenten, aber über endliche Geschöpfe? so bliebe dem höchsten Wesen seine Ehre, bey aller Unvollkommenheit der Natur.

Es ist der Vernunft entgegen, daß man das Verhältniß zweier Dinge gegen einander nicht nach beider Natur und Wesen betrachtet; und man muß auf solche Art nothwendig in mancherley Widerspruch verwickelt werden. So sind denn einige Menschen dahin verfallen, daß sie wegen der Unvollkommenheit und des Bösen in der Welt, keine Vorsehung, keine Schöpfung, keinen Gott erkennen wollen: sondern die Welt und Natur für das erste selbständige Wesen gehalten haben. Welche Thorheit! Sie konnten nicht begreifen, daß ein Werk des ersten selbständigen Wesens irgend eine Unvollkommenheit oder Böses an sich haben könnte; und nun können sie begreifen, daß das erste selbständige Wesen selbst, nämlich, die Welt, welche sie dafür halten, alle diese Unvollkommenheiten und dieses Böse unter seinen wesentlichen Eigenschaften in sich fasset?

An-

Andere haben aus der Welt ein Werk gemacht, das von zweien selbständigen, nothwendigen, ewigen, aber ganz widrigen Wesen, einem guten und einem bösen, entstanden: so, daß daher Gutes und Böses in der Welt untereinander gemischt wäre. Aber auch dadurch wird die Unvollkommenheit und das Böse von der Welt in den Werkmeister selbst versetzt, und noch dazu die Vollkommenheit des besten Wesens eingeschränkt und abhängig gemacht. Wie kann denn ein nothwendiges, unendliches Wesen zwiefach und verschieden seyn? wie können sie beide einen unendlichen Verstand, Willen und Macht haben, da doch das eine nicht denkt, will und kann, wie das andere? Ihre Einsicht und ihr Zweck laufen wider einander: das eine will das Gute, das andere das Böse: das eine hat so wenig Macht, als das andere, seinen Willen gänzlich zu Stande zu bringen. Sie werden demnach bey dem streitenden Willen entweder eins, ein jedes das Seine zu dem Werke beizutragen; oder das Eine kann doch nicht hindern, daß dasjenige, was es gemacht hat, von dem Andern wieder verdorben wird. Welche Begriffe! wie haben die Menschen so blind seyn können, dergleichen Gemenge in ihren Gedanken zu beherbergen? oder wie hat ein gescheiter Mann neuerer Zeit seinen Witz verschwenden mögen, dieser Meinung eine Farbe zu geben?

§. 2.

Es gereichet dem Herrn von **Leibnitz** zum unsterblichen Ruhme, daß er diesen Nebel, der die Menschen so lange auf die gefährlichsten Irrwege verleitet hatte, durch ein neues Licht vertrieben, und einen richtigen Mittelweg gewiesen hat, der uns bey aller unserer Unvollkommenheit dennoch zu dem vollkommensten Wesen führet.

Ein

Ein unendlicher Verstand eines selbständigen Wesens konnte sich nichts außer sich als möglich vorstellen, ohne nur eingeschränkte, veränderliche, abhängige Dinge. Denn, wenn ihnen nichts an Vollkommenheit mangeln sollte; wenn sie ohne wesentliche Schranken, unveränderlich, unabhängig, nothwendig, selbständig, ewig seyn sollten; wie könnten sie denn als solche gedacht werden, die bloß durch Gott, als das erste Wesen, ihre Wirklichkeit erhalten müßten? Wenn also nichts außer Gott als eingeschränkte Dinge zu denken waren: so konnte auch bloß die verschiedene Möglichkeit der Schranken eines jeden Dinges besonderes Wesen bestimmen; nicht anders, als es sich in den Figuren verhält, davon so viele, verschiedener Art und Wesens, möglich sind, als die Einschränkung eines Raumes Verschiedenheit leidet.

Aber eben darum, weil ein jedes außer Gott mögliches Ding seine eigene wesentliche Schranken der Vollkommenheit haben mußte, und ohne dieselben eben so wenig das seyn konnte, was es ist, als ein Dreieck ein Dreieck seyn, und doch die Eigenschaften eines Zirkels haben kann: so folgt auch, daß etwas außer jeden Dinges Schranken der Vollkommenheit war, das ihm nach seinem Wesen unmöglich zukommen konnte. Wenn Fleisch die Härte und Festigkeit hätte, welche Stahl und Eisen hat, so würde es nicht biegsam, und kein Fleisch mehr seyn können. Wenn ein Baum, ein leblos Ding, Empfindung hätte, so würden sie zu den Thieren gehören. Wenn der Hund Vernunft besäße und sprechen könnte, so müßten wir ihn für ein Mittelding zwischen Menschen und Thieren halten. Und wenn wir Engelverstand hätten, so würden wir aufhören, Menschen zu seyn. Jedem sind seine Schranken so wesentlich als den Figuren. Ein Dreieck kann nicht

ohne Mangel der vierten Seite und des vierten Winkels, und also nicht als ein Viereck, gedacht werden. Und ein Viereck ist nicht ohne Mangel der Ründe eines Zirkels möglich. Demnach konnte Gottes Verstand jedes außer ihm mögliche eingeschränkte Ding nicht ohne Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit gedenken.

Eben dieser wesentliche Mangel einer andern oder mehreren Vollkommenheit, welcher von allen eingeschränkten Dingen gedacht werden muß, enthält auch die Möglichkeit des Bösen, sowohl des natürlichen, als des sittlichen. Denn wenn Dinge mit eingeschränkten Kräften von einander abhängen, so muß auch möglich seyn, daß das schwächere von dem stärkern überwältigt, verdorben und zernichtet wird; oder daß es sich in sich selbst durch seine widrigen Kräfte aufreibt. Blumen und Pflanzen waren nicht möglich, ohne daß zugleich ihre Vernichtung durch äußere und innere Kräfte möglich wäre. Das Fleisch der Thiere konnte nicht unbiegsam hart seyn, und ohne Nahrung bestehen, aber eben daher auch von Quetschung, Wunden, Krankheit und Tode nicht gänzlich frey seyn. Sollten solche Seelen seyn, als der Thiere und Menschen sind; so mußten auch ihre Vorstellungen von einem organischen Körper abhängen; folglich mußte auch ein Mangel dieses oder jenes Sinnes, oder ein Wahnwitz bey ihnen möglich seyn. Ein eingeschränkter Verstand, der vieles gar nicht, anderes dunkel, das meiste undeutlich vorstellet, ist nach dem Maaße seiner Schranken, mehr oder weniger, der Unwissenheit, Verwirrung, und dem Irrthume unterworfen. Daher können sich die Mängel auch in der Vorstellung des Guten und Bösen äußern, und das Böse statt des Guten gewählt, das Gute als ein Böses verworfen werden. Es ist also offenbar,

daß eine Welt von lauter eingeschränkten Dingen ohne Möglichkeit des natürlichen und sittlichen Bösen nicht zu gedenken sey; und daß besonders die Glückseligkeit der Lebendigen nicht höher, dauerhafter und reiner seyn konnte, als jedes eingeschränkte Wesen litte.[1])

[1]) [Man sehe von dem physischen und moralischen Uebel in der Natur, was Garve in den Anmerkungen zu Fergusons Moralphilosophie p. 375 — 378. kurz und deutlich entwickelt hat.]

§. 3.

Was sollte nun die vollkommenste Weisheit und Vorsehung thun? Sollte Gott nach derselben lieber gar keine Welt schaffen, damit nicht auch etwas Böses zur Wirklichkeit käme? Das hieße ja, wegen des Mangels einer Vollkommenheit, die unmöglich war, alle mögliche Vollkommenheit weglassen; wegen des zufälligen Bösen, auch das wesentliche Gute aufheben; wegen der Endlichkeit und Schranken des Lebens und der Lust, gar niemanden Leben und Lust gönnen.

Würde man den Fürsten für weise, gütig und mächtig halten, oder ihm eine diesen Vollkommenheiten gemäße Vorsehung zuschreiben, der deswegen sein Land nicht bevölkerte, und keine Städte, Flecken und Dörfer anlegte, weil nicht alle darinn gleich vornehm, reich und bequem seyn, oder gleich lange gesund und vergnügt leben könnten? weil einer hie und da verwundet werden oder ersaufen mögte; ja alle endlich doch sterben müßten? weil Betrug, Diebstahl, Mord, Ehebruch, bey diesen Einwohnern nicht gänzlich ausbleiben würden? Nein, ein weiser, gütiger und mächtiger Regent stiftet so viel Gutes, als möglich ist, und macht gegen den Mangel und das Böse alle mögliche Vorkehrung. Er bekömmt dadurch die edle Freude, sein Land

mit Leben, Nahrung, Ueberflusse, mit Künsten, Wissenschaften und guten Sitten, mit Lust, Vergnügen und Glückseligkeit dergestalt zu erfüllen, daß aller Mangel und Kummer dabey verschwinden, und daß einiger Faulen und Boshaften muthwilliges Verderben gegen der übrigen Bürger und des ganzen Staats Wohlfahrt für Nichts zu achten ist.

Wie wäre es denn der göttlichen Weisheit und Güte gemäß gewesen, die Schöpfung so vieler möglichen Vollkommenheiten, wegen der ihrem Wesen anklebenden Unvollkommenheit, zu unterlassen? Eine Welt, die alle mögliche Lebendige in sich fasst, begreift alle innere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit, die möglich ist, und alle damit übereinstimmende äußere Vollkommenheit und Schönheit; so, daß darinn stets alle Stufen des Vergnügens, nach allen möglichen Arten des Lebens, durch Sinne, Triebe, Bewegung, Nahrung, Fortpflanzung, Verstand, Witz, Einsicht, Liebe, und alle höhere Kräfte genossen werden. Diese also wirklich zu machen, und allem, was einer Lust fähig war, Leben und Glückseligkeit nach seiner Art zu gönnen, das ist der große Zweck des Schöpfers gewesen.

Hiernach ist der ganze Bau der Welt aufs weiseste eingerichtet; und die Natur der leblosen Dinge ist stets für das Wohl der Lebendigen, ohne unser Denken und Zuthun, arbeitsam. Die mechanischen Regeln, wornach sowohl in den großen Weltkörpern, als auf unserm Erdboden alle sichtbare Begebenheiten erzeugt werden, stimmen an sich mit dieser Absicht unverbesserlich überein. Die körperlichen Werkzeuge der Lebendigen, zum Sehen, Hören, Riechen, Schmecken, Fühlen, zum Bewegen, Nähren, Zeugen, Sprechen, sind mit wunderbarer Kunst zum Genusse der Lust gebildet.

Die anerschaffenen Fertigkeiten und Künste der Thiere, die innern Kräfte der Seele, die eingepflanzten Regeln, wornach sich unsere Vorstellung, Einbildungskraft, Erinnerung, unser Bewußtseyn, unser Verstand und Wille richtet, zielen alle gerades Weges auf die Erlangung einer jedes Natur gemäßen Glückseligkeit. Was also von diesem Ziele in der Welt abweicht, das kömmt nicht von dem, was Gott zur Wirklichkeit gebracht hat und erhält (denn das ist alles untadelich, gut und vollkommen), sondern von den wesentlichen Schranken der Dinge, das ist von dem Mangel solcher Vollkommenheit, die das Wesen der Dinge nicht litte. Es ist nicht die ordentliche Wirkung der Kräfte und ihrer Regeln, noch die gerade Absicht Gottes, sondern eine zufällige Begebenheit, welche ein Zusammenlauf der natürlichen Kräfte und Regeln, wegen der wesentlichen Schwäche endlicher Dinge, veranlasset.

In einer solchen Welt muß demnach das Gute überschwenglich herrschen, weil es in der ganzen Einrichtung und Natur, so ferne sie in einer Wirklichkeit besteht, gegründet ist. Das Böse muß also weit überwogen werden, weil es nicht weitern Grund hat, als in denen Fällen, welche die Schranken der Dinge, oder eine Abwesenheit mehrerer wirklichen Vollkommenheit, veranlassen. Ja, selbst das Böse muß sich zum Guten lenken, und ein Mittel der Vollkommenheit des Ganzen, oder auch einzelner Dinge und ihrer Arten und Geschlechter, werden: weil es nur zufälliger Weise, selbst aus den Regeln des Guten, entspringt, und demnach seine Richtung zum Guten allezeit behält. So war es denn auch den Regeln der höchsten Weisheit und Güte gemäß, solche Abweichungen zuzulassen, da sie in der Vollkommenheit des Ganzen verschwinden, und ohne Aufhebung des Guten nicht wegbleiben konnten,

ten, sondern vielmehr zu dessen Beförderung das Ihrige beitragen.

§. 4.

Es ist aber zweitens offenbar, daß solche Menschen, welche die Schöpfung und Vorsehung meistern, oft nach ihrem engen Erkenntnisse, und nach ihrer kurzen Einsicht von der Verbindung der Dinge, für unvollkommen und böse erklären, was in der That gut ist, und was zur Vollkommenheit sowohl des Ganzen, als der Geschlechter, Arten und einzelnen Dinge, gereichet. Daher es denn auch geschieht, daß sie das Böse in der Welt nach ihren irrigen Gedanken vermehren und vergrößern, und das Uebergewicht des Guten desto weniger einsehen.

Eines Theils sind sehr viele Dinge in der Welt, deren Absicht, Nothwendigkeit, Nutzen und Uebereinstimmung mit den andern keines Menschen Verstand übersehen kann. Es gehört ein unendlicher Verstand dazu, die Vollkommenheit und Unvollkommenheit der ganzen Welt, im Großen, im Kleinen, dem Raume und der Zeit nach, zu beurtheilen. So sehr wir nun von solcher Einsicht entfernt sind, so vermessen ist es auch, etwas für unnütze, unvollkommen oder böse zu erklären, bloß weil man nicht weis, wozu es gut seyn sollte. Es kann in einem niedrigen Gesichtspunkte lauter Unordnung zu seyn scheinen, was ein erhabenes Auge billiger für Schönheiten hält. Wie? wenn ein Hund, mit seinem an der Erde schwebenden Kopfe, des besten Gartens Schönheit sich getrauete zu übersehen: würde er nicht allenthalben Mängel und verkehrtes Wesen darinn zu finden vermeinen; zumal, wenn er sich einbildete, daß der Garten bloß für ihn angelegt seyn müßte? Würden ihm nicht die Beete, Stauden,

Töpfe, Bildsäulen, Hecken und Lauben, ja selbst die Blumen und Fruchtbäume, allerwärts im Wege seyn, wenn er mit seinem Gatten wild herum schwärmen wollte? unterdessen, da des Herrn scharfes Auge aus seinem Altane alle Schönheit dieser künstlichen und nutzbaren Einrichtung mit dem größten Vergnügen auf einmal übersieht. Wie wollten wir Menschen, die wir an der Erde kleben, von dem wahren Verhältnisse der Dinge in der ganzen Welt richtiger urtheilen?

Aus dem, was wir von der Vollkommenheit so vieler Dinge klärlich wissen, schließen wir weit vernünftiger und billiger auf das, was wir nicht wissen, daß es gleichfalls nutzbar und gut seyn werde, als daß wir, wider die erkannte Beschaffenheit so vieler Dinge, von andern, lediglich wegen unserer Unwissenheit, gedenken wollten, als ob sie unnütze, unordentlich, unvollkommen und böse seyn sollten. Demnach hat das Tadeln der Schöpfung und Vorsehung, auch in den besondern Fällen, wo kein Mensch die Güte der Dinge beweisen kann, den gerechten Vorwurf des Unverstandes gegen sich.

Wie viele aber haben nicht schon ihre thörichte Uebereilung im Tadel der Natur verrathen, da sie manches aus bloßer Unwissenheit für unnütze und böse erkläret, davon man jetzt klärlich zeigen kann, daß es allerdings nützlich, und, wie zur Erhaltung der Menschen oder Thiere, so auch zur Vollkommenheit des Erdbodens, überaus nöthig sey? Wenn **Lucretius**, nach **Epicurs** Anweisung, darthun will, das die Natur der Dinge nicht von Gott seyn könne, weil sie so viele Fehler hat; so beruft er sich gleich anfangs darauf, daß Berge, Felsen, Wälder, Seen und Meere so vielen Platz unnützer Weise einnähmen, ja, daß zwey Theile des Erdbodens vor gar zu großer Kälte und Hitze ganz unwohnbar wären [1b]. Sehet theils eine große Unwis-

Unwissenheit, theils einen verwägenen Schluß aus derselben! Er wußte nicht, daß die warmen und kalten Länder bewohnt und wohnbar wären, welches jedoch schon zu seiner Zeit vielen bekannt war. Unterdessen war er doch nicht befugt, so zu folgern: ich weis nicht, daß die Länder bewohnt sind; also sind sie es auch nicht: ich kann nicht begreifen, wie es möglich seyn sollte, daß Menschen die strenge Kälte und Hitze aushielten; also kann das auch nicht geschehen; also ist der Erdboden nicht nach weisem Rathe und Vorsehung eingerichtet. So müssen sich die Menschen vergehen, und selbst lächerlich machen, die sich erkühnen, den Mangel ihrer Einsicht zum Grunde eines Tadels der Werke Gottes zu legen. Wir wissen heutiges Tages noch genauer und gewisser, als die Alten, daß der Erdboden von den wärmsten Gegenden an, bis auf einen sehr hohen Grad der Kälte, seine Einwohner habe und haben könne. Wir genießen die Vortheile mit von so vielen nutzbaren und angenehmen Dingen, die uns aus Ost- und Westindien, aus Norwegen, Island, Grönland und Siberien zugeführet werden. Wir bewundern demnach vielmehr die weise Vorsorge Gottes für uns Menschen, daß er uns eben dadurch zu Herren des ganzen Erdbodens machen wollen, da unsere Natur sich zu aller Kost und Luft in allen Gegenden gewöhnen kann; wenn hingegen die unvernünftigen Thiere in einem kleinen Erdstriche eingeschränkt sind, weil sie nicht allerwärts ihr Futter finden, noch alle Luft vertragen können [1c]).

Der große Nutzen, welchen die Berge leisten, kann auch nunmehro genugsam bekannt seyn [2]). Denn, außer daß es dem Auge so angenehm als prächtig läßt, den steten Wechsel von Bergen, Hügeln, Thälern, Wiesen und Feldern zu schauen, so sind die Berge mehrentheils ein bequemer Aufenthalt für so viel Menschen

schen und Vieh, die daselbst sichere Wohnung, reine und gesunde Luft, und reichlichen Unterhalt finden. Manche Thiere, nützliche Gewächse und Bäume, könnten gar nicht auf dem Erdboden seyn, wenn nicht hohe Berge wären, als auf welchen allein ihre Natur ihnen zu leben und zu wachsen verstattet. In dem Innern der Berge werden uns allerley nutzbare und köstliche Metalle, Edelgesteine, Werkstücke und Erdgewächse erzeuget. Sie geben an sich der äußern Erdrinde eine Festigkeit, zumal, wo sie in einer zusammenhangenden Kette fortgehen; sie sind guten Theils eine Vormauer gegen die Wuth des Wassers oder der Winde: und, was das vornehmste ist, so saugen sie aus dem Dunstkreise die Feuchtigkeit an sich, daß hernach von solchem durchgesickerten Wasser, das aus den Bergen rinnet, alle Quellen, Bäche und Ströme ihren Ursprung, Schuß und Lauf über den ganzen Erdboden, zu dessen Befruchtung und Schiffbarkeit, wie auch zum Getränke, und zu Genesmitteln der Brunnen und Bäder, nehmen. Selbst die rauhen Eisberge, deren Gipfel von stetem Schnee und Eise starren, sind Schatzkammern dieser nöthigen Feuchtigkeit, welche sie in haushälterische Verwahrung nehmen, und uns nach und nach zum Gebrauche, so viel nöthig ist, geschmolzen zufließen lassen.

Ein Poet kann ja wohl, aber ein Weltweiser müßte nicht an den Gebirgen einen Abscheu finden, und sich den Erdboden, wenn er allenthalben eben wäre, gleichsam als ein Paradies vorstellen. Denn es ist aus den jetzt angeführten Gründen leicht zu begreifen, daß alsdenn alle die angeregten Vortheile wegfallen, und dagegen der Erdboden in einen Sumpf und Morast stehender Wasser verwandelt seyn würde, darauf wegen der stinkenden und schädlichen Ausdünstungen kein Mensch oder Thier dauren, noch von einem Orte zum andern kommen könnte [3]).

Wenn

Wenn man aber auch unserer Erde, wegen beständiger Abnahme der Berge, eine vollkommene Ebene, auf künftige Zeiten, verkündigte; so bin ich desfalls unbesorgt. Die weise Vorsehung, welche die jetzigen Berge und Felsen, durch natürliche Mittel, aus der Tiefe der See, mit allen darinn beschlossenen Muscheln, zu der jetzigen Höhe erhoben, hat das Spülen des Regens und das Wühlen des Meeres so abgemessen, daß es nicht zur Verschlämmung des Erdbodens ausschlagen kann, sondern daß durch eben die natürlichen Mittel sich noch jetzo, obwohl unvermerkt, die Berge wieder so viel erheben, als nöthig seyn wird.

Auf die Klage von dem vielen Wasser der Seen und Meere, welches unsere Erdfläche unnützer Weise bedecken soll, will ich nur kürzlich dieses zur überführenden Antwort sagen, daß das Maaß des Regens, Schnees und Thaues genugsam beweist, es sey des Wassers auf der Erdfläche nicht zu viel. Denn es ist unläugbar, daß der Regen, Schnee und Thau von den Ausdünstungen der Flüsse, Seen und Meere, nach dem Verhältnisse ihrer Oberfläche, entstehen [3b]). Da wir nun des Regens, Schnees und Thaues, in Absicht auf die Befruchtung des Erdbodens, nicht zu viel haben; so folgt auch unwidertreiblich, daß die Flüsse, Seen und Meere nicht unnöthiger Weise, das ist, zu viel Platz auf der Erdfläche einnehmen; sondern daß sich auch darinn die weiseste Vorsehung des Schöpfers offenbaret, da er das Maaß der natürlichen Ursachen so genau nach dem abgezielten Nutzen, auf alle künftige Zeiten, abgewogen. Wenn also das Wasser in eine engere Oberfläche eingeschränkt wäre: so würde zu wenig ausdünsten, folglich auch zu wenig Regen, Schnee oder Thau fallen; mithin würde der Erdboden an sehr vielen Orten dürre und unfruchtbar werden, so wie er gegentheils, bey dem Mangel der

Berge, einer schlammigten Ueberschwemmung bloß gestellt gewesen wäre. Er würde also in beiden Fällen unwohnbar seyn; und die Menschen verrathen ihren Unverstand, welche eben das, was ihnen selbst und andern Thieren gut und höchst nöthig war, für böse und überflüßig erklären. Zu geschweigen, daß der Schöpfer in den Meeren selbst, nach seinem großen Zwecke, desto mehr Lebendige, und mehr, als auf dem Lande seyn könnten, unterhält. Gewiß haben wir Menschen noch nicht zu klagen, daß nicht Raum genug für uns auf der Erdfläche geblieben sey. Denn es könnten noch weit mehr Menschen darauf wohnen und Nahrung finden.

1b) Lucretius V. 196.

1c) Man sehe das trefliche Werk des Herrn Hofrath E. A. W. Zimmermann: Geographische Geschichte des Menschen und der allgemein verbreiteten vierfüssigen Thiere.

2) Siehe Derham's Physicotheologie III. B. 4. Cap. und E. Bertrand Essai sur les usages des Montagnes avec une lettre sur le Nil, Zuric. 1754. 8.

3) Herr Popowitsch hat in seiner Untersuchung vom Meere p. 187 — 194. diese Materie gründlich ausgeführt.

3b) Dieses ist, als ein beständiges Naturgesetz, durch viele Erfahrungen, vom Herrn Nils Wallerius in den Schwedischen Abhandlungen Th. VIII. S. 3. u. f. bewiesen; jedoch nimmt die Ausdünstung mit dem Grade der Wärme und des Windes zu.

§. 5.

Es ist ferner eine ungegründete Klage des **Lucretius** wider die Natur, oder vielmehr wider die Vorsehung, daß die übergebliebene Erdfläche uns nicht von selbst Früchte darreiche, sondern mit Dornen und Büschen überzogen sey, so daß sie erst mit schwerer Arbeit bereitet werden

den müßte; dabey dennoch oft die hoffnungsvolle Saat entweder von Hitze oder Regen, oder Kälte, oder Sturmwinden verdürbe [4]).

Wie schlecht kennt doch **Lucretius** der Menschen Natur! Wie wenig weis er den Werth der Arbeit zu schätzen! Wenn uns alle Früchte ohne Bemühung in den Mund wüchsen: so würde eine allgemeine Faulheit, und ein durchgängiger Müßiggang entstanden seyn, weil niemand für seine Nothdurft zu sorgen gehabt hätte. Eine solche Lebensart würde alle edlere Kräfte der Menschen einschläfern und ersticken, daß sie auf keine Künste und Wissenschaften dächten, weil sie dazu nicht einmal den ersten Trieb von der Nothdurft empfiengen. Das Band menschlicher Gesellschaft, die Stände und die Abhängigkeit eines von dem andern, würde aufgehoben werden, weil selbst die Kinder ihre Nahrung nicht mehr von dem Fleiße ihrer Aeltern erwarten dürften, vielweniger nachmals anderer Menschen nöthig hätten, sondern ein jeder für sich leben könnte, ohne dem andern gehorsam, gefällig und dienstfertig zu werden. Es würde mithin das ganze menschliche Geschlecht in eine rohe, wilde und viehische Lebensart verfallen seyn, und ein jeder, wie bey den Thieren geschieht, wenn sie der Muttermilch entwachsen sind, und der Fütterung ihrer Aeltern nicht mehr bedürfen, für sich in die Welt dahin laufen, ja von den Aeltern selbst weggewiesen werden.

Wir haben es der Nothdurft allein zu danken, daß sich die menschlichen Vorzüge in uns hervorgethan, daß unser Witz zur Erfindung erweckt worden und daß wir nun theils im äußerlichen bequemer leben, und mehr sinnliches Vergnügen genießen, als das Vieh; theils auch, daß wir gesellig, vernünftig und sittsam geworden sind, und daß Künste und Wissenschaften unter uns blühen. Die Arbeitsamkeit ist überhaupt den Menschen gut, heil-

heilsam und nöthig. Wenn seine regen Kräfte sich mit nichts beschäfftigen, so ist er sich selbst eine Last, so wird ihm die Zeit lang, so verfällt er in eine dumme Unwissenheit, in eine faule und niederträchtige Wollust, und allerley andere Laster. Eine Arbeit hingegen ist seinem natürlichen Bemühen gemäß, und vergnügt ihn, wenn sie geräth und Nutzen schafft; ja desto mehr, je mehr Schwierigkeiten dabey zu überwinden sind, und je mehr Kunst, Witz, Nachdenken, Vorsicht, Wissenschaft dabey angewandt worden.

Was insonderheit die Landarbeit beym Acker- Garten- und Weinbau, oder bey der Viehzucht betrifft; so dürfen sich die wenigsten Menschen damit bemühen. Es ist durch Witz und Ordnung dahin gebracht worden, daß die Arbeit eines kleinen Theiles der Menschen zureicht für das ganze Geschlecht genugsame Lebensmittel zu schaffen; und daß die übrigen sich mit andern guten Künsten und Wissenschaften beschäfftigen können. Unterdessen haben sich die edelsten Gemüther aus der Landwirthschaft eine Lust gemacht: der Bauer selbst hat auch seine Freude, und sieht seinen Fleiß mit Vergnügen gedeien. Die jugendliche Gewohnheit macht ihm die grobe Arbeit leicht, und wir, die wir dergleichen nimmer angreifen, legen demselben die Empfindung, welche wir davon haben würden, fälschlich bey. Wenn nicht manche Bauern faul und dumm wären, und zu sehr an der alten Gewohnheit hiengen, als daß sie allerley Versuche zur Verbesserung machen sollten; so würden sie auch die Früchte ihres Fleisses reichlicher sammlen. Die Witterung und andere Zufälle, welche dem Landmanne oft zuwider sind, haben sonst in der Verbindung der Dinge ihren großen Nutzen, und wenn sie das Wachsthum auf der einen Erdart hindern, so fördern sie dagegen dasselbe auf andern. Dadurch wird die Fruchtbarkeit überhaupt durch alle Länder

und Landarten, und für das ganze menschliche Geschlecht, zur Gleichheit gebracht: der Miswachs hält auch in jedem Striche seinen Kreislauf, da man ein Jahr ins andere rechnen muß. Und überhaupt wäre es nicht gut, wenn nicht etwas von der Arbeit verloren gienge, und wenn die Natur das Bemühen des Landmannes, nach seinem Wunsche, so gar ergiebig vergölte. Wie würde er denn nicht selbst klagen, daß das Korn und die Früchte zu wohlfeil wären!

4) Lucretius V. 207.

§. 6.

Lucretius beschweret sich weiter über die Vorsehung, daß so viele dem Menschen schädliche Thiere in der Welt sind; daß wir nackend, weinend, ohne Waffen, und ohne Vermögen uns selbst zu erhalten, auf die Welt kommen, und noch vieles Unglück im Leben auszustehen haben; dagegen die Thiere ihre beständigen Kleider und Waffen mitbringen, keines Spielzeuges, keines liebkosenden Lallens der Ammen, keines Wechsels der Kleidung, keiner Mauren und Städte bedürfen, und ihr Futter bereitet vor sich finden [5].

Aber darum sind sie auch unvernünftig Vieh, und bleiben in den engen Schranken einer niedrigen Glückseligkeit stehen. Uns hergegen war die natürliche Bedürfniß nöthig, das wir gesprächig, vernünftig, künstlich weise, gesellig, umgänglich, liebreich, tugendhaft und vorzüglich glücklich würden, und in aller Vollkommenheit immer höher steigen mögten. Hätten wir nach der Muttermilch keiner weitern Handreichung und Hülfe nöthig; so würden wir, wie die Thiere, für uns leben, keine Sprache lernen, und ohne dieselbe keinen Gebrauch unse-

unserer Vernunft machen, noch Unterricht genießen können; folglich auch kein deutliches Bewußtseyn, kein Erkenntniß von uns und andern Dingen, keine Kunst oder Wissenschaft, keine Bequemlichkeit des Lebens, kein höheres Vergnügen des Gemüthes erhalten; vielweniger zu irgend einer Sittlichkeit erzogen werden. So aber macht der hülfsbedürftige Zustand der Kinder, daß sich die Alten aus Liebe und Mitleid ihrer annehmen, und daß sich die Kinder, aus Empfindung ihres Mangels, und aus Furcht vor Gefahr, zu den Aeltern halten, und sich nach ihrem Beispiele und nach ihrer Vorschrift zur Sprache, zum Gebrauche der Vernunft, und zur Sittlichkeit gewöhnen, daß sie in allem guten Erkenntniß Unterricht empfangen, tüchtige Menschen und Bürger werden, und in einer anständigen Lebensart ihr eigen Glück bauen, und auf ihre Kinder fortpflanzen.

Sie können dabey alles dessen, was die Thiere voraus zu haben scheinen, gerne entbehren. Sie brauchen weder angeborne Haare, noch Federn zur Kleidung, weder Zahn noch Klaue, oder Schnabel, zur Wehre und Waffen, weder schärfere Sinne, noch eine gewisse angeerbte Kunst zu ihrer Nahrung und Erhaltung. Sie würden vielmehr durch solche Naturgaben nur in einen niedrigen Grad sinnlicher Vollkommenheit eingeschränkt seyn. Ihre Sinnen, ihr Verstand und ihre Hände, sind allein genug, Kleider, Waffen, Häuser, Nahrung, Werkzeuge, nicht nur zur Nothdurft und Sicherheit, sondern auch zur Gemächlichkeit und Ergötzung, zum Wohlstande und zum Ueberflusse zu verschaffen; alle mögliche Geschicklichkeit und Wissenschaft zu erhalten; alles, was in den Reichen der Natur ist, sich zu Nutze zu machen; und unter einander Geselligkeit, Umgang, Gespräch, Freundschaft und Vergnügen zu stiften.

Demnach ist eben der Mangel, worüber **Lucretius** die Vorsehung anklagt, der wahre Grund unserer vorzüglichen Glückseligkeit, und das beste Mittel, was die göttliche Weisheit und Güte erwählen konnte, die menschlichen Fähigkeiten zu ihrem eigenen Wohl zu treiben. Wenn sich alle Menschen ihrer Fähigkeit nach dieser Absicht gebrauchten; so würde von hundert jetzigen Elenden kaum ein Paar überbleiben, welche die Schuld ihres Unglücks mit Recht von sich abwälzen, und auf ihr Schicksal schieben könnten; oder deren übrige Widerwärtigkeiten nicht durch weit mehr Gutes versüßet, und dadurch das Leben erträglich und angenehm gemacht würde.

Ich muß hierbey überhaupt anmerken: daß, wenn auch eine mehrere Vollkommenheit, als jedem Dinge nach seinen wesentlichen Schranken, jedem Thiere nach seiner Art des Lebens zukömmt, möglich wäre, dieselbe ihm dennoch vielmehr schaden würde, und also der Mangel einer mehrern Vollkommenheit soferne nichts Böses, sondern was Gutes sey.

Ein Hund ist jetzt, bey seinem Hundesverstande vergnügt mit den Brocken, die von des Herrn Tische fallen: er sucht sie wohl gar aus dem Sande und Staube begierig heraus. Es hindert nicht, daß er draußen liegen muß, daß er durch Schläge gewöhnt wird, dem Befehle zu gehorchen: er ist gleich munter, und freuet sich ungemein zu seinem Herrn, und zu einer guten Miene, die er bekömmt. Gebet ihm aber Menschenverstand, und sehet, wie alle seine Glückseligkeit verschwinden wird. Was? denket er: ich soll die ganze Nacht über wachsam seyn, und muß dabey frieren? alles im Hause schläft auf weichen Betten, ich allein muß mich auf hartem Holze und Steinen behelfen? ich diene, ohne Lohn und Kleidung zu bekommen, für die bloße

Kost,

Kost, und kaum giebt man mir so viel als zur Sättigung: oder, wenn ich ja was bekomme, so muß ich als Gnadenbissen annehmen, was andere nicht mögen, und was sie im Sande und Unflathe herumgekehrt haben? ich thue mein Bestes, jedem zu liebkosen und doch muß ich mich unverschuldet nach dem Eigensinne der Kinder und des Gesindes rupfen oder prügeln lassen? das ist nicht länger auszuhalten. Kurz, er läuft davon; er kehrt in zehn Häuser ein, und wird aus zehn Häusern wieder weggejagt: wo man ihn aber noch aus Barmherzigkeit aufnimmt, da findet ers allenthalben noch schlechter. Er läuft nunmehr ohne Herrn allenthalben herum, und stiehlt sein Brod, so gut er kann, wird aber darüber halb lahm geprügelt. Ja, daß ich doch Hände, daß ich doch Sprache hätte! denkt er, ich wollte mich so nicht placken lassen. Er fluchet auf sein Schicksal, das ihn so hat lassen geboren werden, er stirbt vor Hunger und Verdrusse mit seinem Menschenverstande.

Sehet hieran, was wir machen, wenn wir die Welt, und jedes Ding darinn, besser haben wollen, als es seyn kann, und als es die göttliche Vorsehung geordnet hat. Es ist bloß ein irriger Wahn, und eine Schwachheit des Verstandes. Das, was wir besser heißen, würde gerade dasjenige seyn, welches den Zustand der Dinge verdürbe: und was uns eine Unvollkommenheit oder etwas Böses zu seyn dünket, ist eben dasjenige, was zur Vollkommenheit der Dinge gehöret, und nach reiferer Einsicht gut zu nennen ist.

s) Lucretius V. 219.

§. 7.

Ich könnte noch mehrere dergleichen Vergehungen namhaft machen, da man dieses und jenes in der Welt

mit

mit bösen Augen ansieht, das doch in der That untadelich, und nach den Regeln der höchsten Weisheit und Güte bestimmt ist. Allein, wer sich die Dinge nicht willkührlich verkehrt vorstellen will, der kann nach obiger Anleitung entweder leicht einsehen, was zur wesentlichen Vollkommenheit der Dinge gehöre, und was für Gutes darinn liege, oder, so es ihm an solcher Einsicht mangelt, so wird er sich auch bescheiden, daß er aus seiner Unwissenheit keinen widrigen Schluß ziehen könne, der so vielen klar erkannten Wahrheiten widerspricht.

Jetzt will ich einen sehr gemeinen Irrthum bemerken, welcher den Menschen noch bis auf den heutigen Tag die Werke der Schöpfung und Vorsehung ganz verstellt. Sie setzen ihr Geschlecht, ja jeder sich allein, zum allgemeinen Mittelpunkte und äußersten Ziele aller übrigen Dinge. Was ihnen denn nicht offenbar und unmittelbar vortheilhaft ist, das dünkt ihnen überflüßig und unnütz zu seyn: und was nicht mit ihren Wünschen übereinstimmet, das erklären sie für unordentlich und böse.

Daher kömmt es dann insonderheit, daß sie sich nicht darein finden können, warum so viele verächtliche Würmer, Insecten und Geschmeiß, ja so viele unbequeme, giftige und schädliche Thiere in der Welt sind; warum sie nicht allein sich einander fressen, stechen, saugen, und ihr Leben auf Unkosten anderer erhalten müssen, sondern auch den Menschen zur Last fallen, ihre Arbeit und Mühe vernichten, ihnen Unlust und Schmerzen verursachen, oder wohl gar gefährlich werden. Anderer Dinge und Begebenheiten in der Welt, die ihren Absichten entgegen sind, zu geschweigen.

Wenn wir Menschen aber allein die unermeßliche Größe der göttlichen Absichten erfüllen könnten; allein verdienten, daß um unsertwillen eine Welt erbauet

würde; allein verlangen könnten, daß sich alles Mögliche nach uns richten sollte; so mögten wir mit einigem Scheine des Rechtens viele Dinge aus der Natur verbannen, und eine andere Einrichtung nach unserm Eigensinne machen. Aber das ist nicht der Gesichtspunkt, worinn wir uns zur Betrachtung der Welt stellen, darinn muß uns nothwendig vieles unordentlich und verkehrt vorkommen. Das Daseyn anderer möglichen Lebendigen hat einerley Grund mit dem unsrigen in der großen Absicht des Schöpfers; es trägt das Seinige gleichfalls zur Vollkommenheit des Ganzen bey, und macht, daß der Erdboden, daß die Welt allenthalben mit reger Kraft und Empfindung erfüllet wird. Die Kette der möglichen Lebendigen, der Zusammenhang der Dinge, kann keine Lücken leiden; kann nicht zerrüttet und zerrissen werden: und wenn wir es recht betrachten, so ist in dem Weltgebäude kein Stein umsonst, nichts so geringe und widrig, das nicht zur Vollkommenheit des Ganzen gehörte, und demnach nicht auch, wenigstens mittelbar, mit jeder Dinge Daseyn und Wohl übereinstimmte.

Wie? wenn ein vornehmer und bemittelter Mann sich in einer großen Stadt niederließe, um da recht bequem und vergnügt zu leben; würde er vernünftig, billig und bey sich selbst wohl handeln, wenn er sich einbildete, daß um seinetwillen alles in der ganzen Stadt da seyn oder nicht da seyn müßte? Auf die Weise mögte er etwa von den Gelehrten denken: was sollen die unnützen Grillenfänger in einem Staate? sie zanken sich unter einander um nichts, setzen den Leuten allerley neue Meinungen in den Kopf, und wollen dabey allen vorgezogen seyn. Bey den Kaufleuten und Krämern, mögte ihm das Gedränge, da einer dem andern den Gewinn vor dem Maule wegzunehmen und ihn zu übervortheilen

sucht, zuwider seyn. Das ewige Getöse und Geklapper so vieler Handwerker und Arbeiter, das grobe Geschrey so vieler Bauern, und anderer, die ihre Waaren öffentlich feil biethen, würde er vielleicht aus seiner Nachbarschaft und aus der Stadt wünschen. Schmierige und schmutzige Handthierungen, oder die Dampf und Gestank machen, wären ihm vollends verhaßt und abscheulich; Lumpensammler, Scheerenschleifer, Tablittenkrämer, Obstweiber, Matrosen und dergleichen, mögte er für unnütz und verächtlich Bettelvolk ansehen. Saget mir, würde ein solcher Mann die Vollkommenheit dieser Stadt aus dem rechten Gesichtspunkte betrachten, und sich seinen Aufenthalt darinn selbst vergnügt machen? Vernünftiger dächte er so: hier ist alles fein lebendig, munter, und voller Menschen; sie müssen doch leben können. Wie finden so viel tausend und tausend Leute von allerley Stande und Lebensart an einem Orte ihr Auskommen! Es ist ein Vergnügen, zu sehen, wie emsig ein jeder ist, sein Brod zu verdienen, und wie er sich befleißigt, es dem andern zuvor zu thun. Da kann ja wohl nichts auf der Welt erdacht werden, was hier nicht zu haben wäre. Das muß ein weiser Regent seyn, der alle mögliche Waaren, Handthierungen, Künste und Wissenschaften in einem Staate zu verbinden gewußt; darinn ein jeder den andern dienet, und von den andern seinen Unterhalt und seine Bequemlichkeit erhält.

Dieses ist auch der rechte Gesichtspunkt in welchem wir die Vollkommenheit der Welt einsehen können. Wir wohnen in einer großen Stadt Gottes, die um so viel blühender zu achten, je volkreicher sie ist, und je weniger darinn ein Stand, eine Lebensart und Handthierung mangelt. Die gütigste Vorsehung des weisesten Regenten erstreckt sich über alle: er hat sie alle her-

ein gesetzt, und ihnen das Bürgerrecht gegeben. Die Anlage der Wohnungen, die Gesetze und Verordnungen, die Nahrung und Zufuhr, soll allen zu Statten kommen, und eines dem andern nützlich seyn. Wir Menschen sind in dieser Stadt mittleren Standes, ja in unserm Sprengel die Vornehmsten. Wir müßten aber schlechte Bürger seyn, und an dem allgemeinen Wohl keinen Theil nehmen, folglich uns auch von den edelsten Absichten unsers gemeinschaftlichen Regenten sehr entfernen, wenn wir nicht leiden könnten, daß so viele geringere Mitbürger neben uns wohnen, sich nähren, fortpflanzen, und nach ihrer Art fröhlich sind. Wenn man bedenkt, wie viele und große Wohnplätze Gott für die Lebendigen in den Weltkugeln angelegt; wie viele und mancherley Einwohner er in dieser großen Stadt erhalte und regiere; wie er allen und jeden Liebe und Lust zum Leben eingepflanzt; wie er allen, bis auf die niedrigsten, rege Leibeskräfte, allerley Kützel der Sinne, Nahrung mit Wohlschmacke, Neigung zum Gatten, Vergnügen an ihren Jungen, manchen auch noch höhere Ergötzungen gegeben: so wird man nicht zweifeln, daß in allen möglichen Arten des Lebens auch alle mögliche Lust genossen werde. Wenn gleich nicht ein jedes Geschöpf aller Arten und Stufen der Lust fähig ist, so weis es auch von keiner bessern, es ist mit derjenigen, die seiner Natur gemäß ist, zufrieden, und erfüllet seine Triebe in süßer Beschäfftigung.

Ich habe oft meine Betrachtung über die geringsten Thiere, so ferne sie auch Leben und Empfindung haben, und nach ihrer Art einer Lust und Glückseligkeit fähig sind. Wenn ein Schwarm Mücken unter einander spielet; wenn die Bienen durch Blumen und Heide emsig herumflattern, um Honig und Wachs zum gemeinen Besten des Stockes zu sammlen; wenn die Vögel durch

Büsche und Bäume rauschen, zwitschern, oder eine Gattinn locken; wenn der Hund über seines Herrn Ankunft, oder im grünen Felde, von tausend Freuden ausser sich, zehnmal hin und wieder läuft; wenn ein Kätzlein mit dem andern in hunderterley artigen Stellungen, Springen und Haschen, scherzend die Zeit vertreibt; wenn eine Sau sich so willig hinlegt, und sich von ihren saugenden Ferkeln zerwühlen läßt: so ergötze ich mich an der unschuldigen Lust der Thiere, und stelle mir die Vielheit und Mannichfaltigkeit derselben, wie sie von der unzählbaren Menge und Verschiedenheit der Lebendigen auf dem ganzen Erdboden, ja allenthalben in den großen Weltkörpern empfunden wird, mit Entzücken vor. Ich denke an den großen Schöpfer, der aller seiner Geschöpfe Lust mit anschauendem Erkenntnisse gegenwärtig vor sich hat, und in derselben den erhabenen Zweck seiner Schöpfung nicht ohne eigene Lust bewirket sieht. Ich schwinge mich in diese göttliche Vorstellung, als den wahren und einzigen Gesichtspunkt, aus welchem sich die Welt in ihrem ganzen Zusammenhange und in ihrer rechten Vollkommenheit zeiget. Ich gönne nun allen, auch den niedrigsten Geschöpfen, das Leben; und sehe, daß, wie wir Menschen in dem Zusammenhange des Möglichen auf einer mittlern Stufe der Vollkommenheit stehen, jedoch selbst noch einer höhern fähig sind, und von Natur darnach streben, so Millionen andere Geschöpfe von noch höherer Vollkommenheit und Lust in der Welt seyn müssen, die nichts in der göttlichen Absicht leer lassen, und aller noch über unsern jetzigen Zustand möglichen Glückseligkeit, außer der unendlichen, genießen.

§. 8.

Wir würden aber auch unser eigen Bestes in der Verknüpfung der Dinge nicht einsehen, wenn wir nur

mit denen wenigen Thieren, die uns unmittelbar Nutzen schaffen, und zu Dienste sind, allein in der Welt seyn wollten. Denn, wie in einer Stadt ein Handwerk ohne das andere, und das andere ohne ein drittes, und das dritte ohne ein viertes, und endlich keines ohne alle, zu seiner Vollkommenheit gelangen kann; so daß jedes der geringsten, bis auf den Gassenfeger und Schinder, dennoch seinen Einfluß in das gemeine und besondere Beste giebt: so trägt auch eines jeden Thieres Daseyn in der Verknüpfung der Dinge, nicht nur zur Vollkommenheit des Ganzen, sondern auch zur Erhaltung und Bequemlichkeit anderer, theils mittelbar, am meisten aber für uns Menschen, bey, die wir über alle herrschen, und uns alle wissen zu Nutze zu machen.

Wie schlecht würde der die Verbindung unter uns Menschen selbst übersehen, der da meinte, er hätte nur seiner Nachbaren allein nöthig, die andern konnten seinethalben aus der Welt seyn. Nein: dort in America pflanzet, wartet und presset jetzt ein Mohr das Zuckerrohr für dich: dort gräbt ein Sclav in Brasilien das Gold und Silber, welches du brauchen wirst: dort bereitet ein Russe die Juchten zu deinen Stühlen: dort fährt ein Bergmann in Schweden nach seiner Grube, Eisen und Kupfer zu deinem Hause und Geräthe zu holen. Der Sineser ist emsig, dir den feinsten Thee und Porcellan zu schaffen. Der Indianer nimmt mit Reis vorlieb, damit er deine Speisen mit allerhand Gewürze schmackhaft mache. Der Grönländer, der Matrose schlägt die Robben, fängt die Wallfische, mit seiner Mühe und Gefahr, zu deinem Gebrauche, ohne daß du es bedenkest und weißt. Und ehe du nur dein Schälchen Thee und Caffee mit einer Pfeife Tabak trinken kannst, so hat die Hälfte des menschlichen Geschlechts, nicht nur der jetzt, sondern auch der vormals Lebenden, müssen da und beschäfftigt seyn.

Lasset

Lasset uns denn auch vernünftig bedenken, daß der Schöpfer, welcher eine so genaue Verbindung unter dem ganzen menschlichen Geschlechte, ohne ihr Denken, zu aller Vortheile gestiftet hat, auch unsere Nebengeschöpfe nicht umsonst mit uns auf einem Erdboden beschlossen habe. Auch dir sammlet die Biene, und spinnet der Seidenwurm, für dich nähret sich die Cochenille, die Ameise, die spanische Fliege, und so manches Insect, welches die Befruchtung der Pflanzen befördern muß [5b]. Wenn du gleich andere Mücken, Würmer und Insecten nicht selber issest oder brauchest, so speiset sie doch der Vogel, der dir singt, oder auf deinen Tisch kömmt, und der Fisch, der deine Mahlzeiten angenehmer macht, ja manches Schwein, das zu deiner Tafel in die Mast getrieben wird, oder der Wallfisch, der dir sein Fett und seine Baren hergiebt [5c]. Du beherrschest und bestreitest sie alle, und dein Verstand kann aus allen Vortheil ziehen. Wenn du aber auch sonst keinen Nutzen von ihnen zu erzwingen weißt, so laß sie dich, durch Betrachtung ihrer wunderbaren Bildung, Bewegung, Triebe, Nahrung, Fortpflanzung, des großen Schöpfers unendliche Weisheit und Güte lehren. Gönne denen das Leben, die es aus einer Hand haben, woraus du das deine empfangen, die die Welt, durch ihre Lust und Freude, mit mehreren Vollkommenheiten erfüllen, ja, die dich selbst weiser und klüger machen, wenn sie dir ein Spiegel der Gottheit werden.

[5b]) [Es wird zwar nunmehr geläugnet, daß die Befruchtung der Feigen nothwendig durch ein Insect (eine Galläpfel-Fliege, Cynips ψὴν) welches den Blumenstaub von dem wilden Feigenbaum hinein trüge, bewerkstelligt werden müsse. (S. Godeheu de Riville sur la Caprification: in den Mem. présentés à l'Acad. R. des Sc. T. II p. 376. sq. und Bernard. Mem. pour servir à l'hist. nat. de la Provence T. I. p 95. sqq.) Indessen giebt es doch gewiß viele Beispiele, wo Blü-

then bloß durch Hülfe der Insecten befruchtet werden. Dieß ist von den kürbisartigen Pflanzen außer Zweifel, und bey den Melonen schon den Gärtnern bekannt. Herr Kölreuter aber zeigt, daß es bey viel mehrern Pflanzen eben so nothwendig sey. (Nachricht das Geschlecht der Pflanzen betreffend, p. 21. sqq. u. erste Fortsetz. p. 70 sqq.) Außer dergleichen Pflanzen aber, deren Befruchtung nothwendig durch Insecten bewerkstelligt wird, sind noch viel andere, bey denen sie doch meistens durch eben diese Thiere befördert wird. Da nämlich der Blumenstaub entweder unmittelbar von dem Insect, welches um Honigsaft zu saugen in der Blume herum wühlt, auf die Fruchtspitze gebracht wird, oder die Staubfäden dadurch gereizt werden, daß sie sich zur Fruchtspitze hinneigen. (S. I. E. Smith Obs. on the irritability of vegetables. Phil. Trans. Vol. 78. p. 158. sqq. und daraus im Magaz. für die Botanik 1790. 7ten St. S. 78). Es würden also ohne Hülfe der Insecten viele Pflanzen nicht Frucht tragen, sich nicht vermehren, nicht in ihrer Art bestehen können. Gewiß eine Verbindung des Thierreiches mit dem Pflanzenreiche, welche die allweise Vorsehung des Schöpfers bezeuget!]

5c) [Noch ein wichtiger Nutzen von den Insecten und Gewürmen. Durch sie wird Fäulung verzehrt und in Leben verwandelt! Ohne diese Einrichtung würde uns der Gestank von Moder und Schlamm tödtlich werden: und wenn uns jetzt noch der Anblick davon abscheulich ist, so sollten wir um so mehr mit Bewunderung erwägen, wie er durch und durch von Insecten wimmelt, die sich so wohl darinn befinden, und uns einen so nöthigen Dienst leisten. Der große Linné bemerkt unter andern in seiner vortrefflichen Abhandlung: Oeconomia naturæ, Amœn. T. II. p. 50. „Die Mücken legen in stillstehendes faules, stinkendes Wasser eine Menge Eier: und die daraus entstehenden Würmer verzehren die Fäulung desselben. Man darf nur den Versuch machen, zwey Gefäße mit solchem Wasser zu füllen. In dem einen lasse man die Mückenwürmer: aus dem andern fische man sie sorgfältig heraus. Jenes wird man in kurzer Zeit rein, dieses aber stinkend finden." — Sollten wir denn nun noch diese unangenehmen Gäste von unsern Gräben weg wünschen?]

§. 9.

Ja, denkt wohl mancher, die andern Thiere mögten immerhin in der Welt seyn, wenn sie dem Menschen nur nicht zum Theil Verdruß und Schaden thäten. Wozu aber so viel Geschmeiß, das Saat, Gewächse, Eßwaaren, Kleider und Häuser verdirbt? das uns sticht und uns das Blut aussauget? wozu so viele giftige Schlangen, Kröten, Scorpionen? wozu die wilden reißenden Wölfe, Bären, Löwen, Tieger und dergleichen, die uns entweder selbst, oder dem uns nützlichen Viehe, gefährlich oder schädlich sind?

So vernünftig auch die Frage, und die darunter steckende Beschwerde über die Einrichtung und Verknüpfung der Dinge, scheint: so beruhet sie dennoch auf eben denselben Fehlern der Unbilligkeit, und des Mangels der Einsicht, welche vorhin bemerkt sind. Beides äußert sich darinn, daß wir in der Welt, das ist, in einem Wohnplatze aller möglichen Lebendigen, seyn, und doch die Welt für uns allein haben, und nicht das geringste Ungemach von unsern Nachbaren erdulden wollen; imgleichen, daß wir wegen des Ungemachs, daß uns etwa in die Sinne fällt, den Nutzen und die Nothwendigkeit der Dinge läugnen, weil dieselbe uns so offenbar nicht sind. Dieses gleicht der Beschwerde jenes reichen Mannes, der in einer volkreichen Stadt wohnen will, da alles zu haben ist, und alle mögliche Handthierungen sind; aber da keiner von den Einwohnern seine Ruhe und Bequemlichkeit stören soll. Er will eiserne und kupferne Gefäße haben, aber das Getöse der Schmiede kann er nicht vertragen: er will allerley Eßwaaren vor der Thüre kaufen, aber das Geschrey der Bauern, welche sie feil biethen, kann er nicht leiden: die Fleischbank soll in der Nähe seyn; Butter, Hering, Stockfisch, Klipfisch, Zucker läßt er zwar von seinen Nachbaren holen, aber den

Gestank, Dampf und Schmauch, der damit verknüpfet ist, verabscheuet er: die Gassen sollen rein seyn, aber der schmutzige Dreckfeger soll vor seinen Augen den Koth und Staub nicht auskehren: die Kaufleute und Krämer sollen ihn mit allerhand Waaren versorgen, aber sie müssen keinen Vortheil von ihm nehmen. Die Betrüger und Diebe müßten gar ausgerottet seyn, in Feuersgefahr müßte ihn niemand setzen, die Dachziegel müßten nirgend herunter wehen, u. s. w.

Es ist schon ausführlich gezeigt worden, daß die Welt um der Lebendigen willen ihr Daseyn hat, und daß in dieser Naturkette keine Lücke seyn kann, sondern, wenn eins und anderes seyn soll, daß auch alles Mögliche in dem Zusammenhange der Dinge seyn müsse, und daß dieses den Vollkommenheiten des Schöpfers sowohl, als der Welt, gemäß sey. Wer also in der Welt seyn will, der muß auch wollen, daß alle andere möglichen Dinge, welche einerley Grund ihrer Wirklichkeit mit ihm selbst haben, neben ihm sind. Daß wir also mit einigen wenigen Thieren, die uns anstehen, allein eine Welt ausmachen wollten, ist so unverständig, als unbillig. Alle die uns verachteten und verhaßten Thiere gehören mit zu den möglichen Lebendigen; denn wir sehen, daß sie wirklich sind. Sie gehören also mit zur Welt, als einem System aller möglichen Lebendigen; und zu deren Vollkommenheit. Ein jedes derselben will auch leben, und hat Lust von seinem Leben, sowohl als wir. Wenn nun die Verbindung anderer Menschen mit uns in einem Wohnhause, oder einer großen Stadt, vermöge unserer wesentlichen Schranken, einiges Ungemach mit sich bringet: wie wollen wir uns mit Recht beschweren, daß wir durch das Daseyn so vieler andern und ganz verschiedener Thiere in einiges Gedränge und einige Ungelegenheit kommen?

Wir Menschen haben bey dieser göttlichen Ordnung im Reiche der Thiere am allerwenigsten zu klagen, indem wir selbst eins von den allergefräßigsten Thieren sind, und alle übrigen Thiere leicht abwehren, vertreiben, übermeistern, fangen, zähmen, und zu beliebigem Nutzen anwenden. Wenn wir also nicht unverständig und undankbar sind, so müssen wir eine besondere und gütige Vorsehung Gottes für uns erkennen, da er uns, bey der wehr- und waffenlosen Bildung unsers Leibes, genugsamen Verstand und Witz gegeben hat, alle Mittel zur Beherrschung anderer Thiere zu erfinden, und Hände, womit wir die nöthigen Werkzeuge bereiten können. Wir gebrauchen uns demnach so mancher Thiere zum Pflügen, Ziehen, Tragen, Reiten, Jagen, Mahlen, Dreschen, Streiten; wir halten, fangen, fischen und schießen sie zu unserer Nahrung; wir bedienen uns ihrer Haare, Federn, Wolle, Felle und Seide zu unserer Kleidung; wir unterhalten sie zu unserm Zeitvertreibe und Vergnügen; wir betrachten ihr Auswendiges und Inwendiges zu unserer Belehrung im Erkenntnisse der Natur und unser selbst, ja unsers gemeinschaftlichen Schöpfers.

Was besonders die schädlichen Thiere betrifft: so haben die Menschen den Vortheil, daß sie sich zu aller Luft und Speise gewöhnen, und folglich den ganzen Erdboden besetzen können; da denn die großen reißenden Thiere weichen und verjagt, andere gar ausgerottet werden. Die allermeisten derselben haben einen natürlichen Scheu vor einem Menschen [5d]), man kann sie mit Gewehr erlegen, oder ihrer auch mit List und leichten Mitteln los oder habhaft werden, und es ist ein sehr seltener Fall, daß ein Mensch das Unglück hat, den reißenden Thieren in die Klauen zu gerathen. Es ist ein großer Beweis der göttlichen Vorsehung in diesem

Stü-

Stücke, daß sich solche Thiere nicht stark vermehren, daß sie lange hungern können, daß sie selbst einander aufreiben, und in gebührenden Schranken halten. Von den giftigen Thieren wird mehr Geschreies gemacht, als es in der That ist [6]), und ich werde nicht wider die Wahrheit reden, wenn ich sage, daß sich solche Leute am meisten darüber beschweren, die wohl in ihrem Leben keine giftige Schlange und keinen Scorpion lebendig gesehen haben, und höchstens von einem Flohe, einer Mücke oder Wespe gestochen seyn mögen [6b]).

Die Insecten, Vögel und Mäuslein thun allerdings den Früchten und der Saat Schaden. Aber wenn sie nicht wären, so würde manches anderes Thier nicht leben können, welches den Menschen zu Nutze kömmt. Wenn alle Saat unbeschädigt aufwüchse, und unverzehndet in die Scheure und zum Verkauf käme; so würde der Bauer über die allzureiche Erndte und über den wohlfeilen Preis klagen. Wenn alle Blüthe an den Bäumen zur reifen Frucht gediehe; so würde sie den Baum entkräften, und viel zu klein und unbrauchbar werden. Siehe, das Ueberflüßige ist, nach göttlicher Vorsehung, für die Mäuslein, Vögel, Würmer und Raupen gewachsen; es bleibt für die Menschen ein zureichender Vorrath nach; der Preis bleibt mäßig, und lohnet seinen Arbeiter; die Frucht wird nun größer und schmackhafter. Wenn Menschen voraus sehen könnten, und ihr Bestes verstünden, so würden sie selbst auf manchen Baum Raupen hinauf tragen, und zuweilen Mäuse und Vögel ins Land einladen, daß sie ihnen den Ueberfluß der Natur verzehren hülfen [6c]). Es ist ihnen gut und heilsam, daß sie in beständiger Emsigkeit und Vorsicht erhalten werden, und daß sie nicht mit allzuweniger Arbeit zu viel schaffen und gewinnen. So schädlich es für uns seyn wür-

würde, wenn des Goldes und Silbers zu viel in der Welt wäre; so viel Unordnung würde auch entstehen, wenn aller Reichthum der Natur den Menschen zu Nutzen käme, und wenn der Landmann mit eines Jahres Arbeit mehrerer Jahre Vorrath gewönne. Die weiseste Vorsehung hat dieses allein zum Gleichmaaße bringen können, und gute und schlechte Jahre so unter einander zu mischen gewußt, daß die Menschen in steter Arbeit unterhalten werden, aber daß es auch den Fleißigen an Belohnung, und überhaupt allen an Nahrung nicht gebricht. Darinn müssen wir auch die milde Fügung mit der Witterung bewundern, daß, wenn einmal das Ungeziefer von Heuschrecken, Mäusen und dergleichen, einem ganzen Lande die äusserste Verheerung zu drohen scheint, dabey alle menschliche Vorsicht unzulänglich seyn würde, die künftige Brut aufs folgende Jahr auszurotten, bald darauf eine solche Witterung kömmt, welche alles Geschmeiß verjaget, alle Brut erstickt, und, so zu reden, ausfeget. So sehen wir jährlich bey allen Insecten in Gärten und Feldern, daß bald diese, bald jene Art überhand nimmt, die hergegen im nächsten Jahre durch eine andere Witterung unterdrückt, und in engere Schranken gebracht wird [6d]).

[5d]) Mr. Bouguer, Figure de la terre determinée par les observations de Mr. Bouger et de la Condamine, Paris 1749. 4. p. XCV. *Il y a dans le fleuve* (Magdaleine) *des Caymans qui ont 18 à 20 pieds de longueur, qui n'attaquent guere les hommes, que quand ils ont, par quelque accident, deja mangé de la chair humaine: je les ai toujours vû fuir, lorsqu'ils étoient couchés sur le rivage et que je m'approchois.* Wölfe sind, wie mehr andere reißende Thiere, vor den Menschen scheu, und wagen sich nicht leicht an ihn, als wenn sie der Hunger im harten Winter plaget. In England sind sie gar ausgerottet.

Daher

Daher kann ich nicht begreifen, was es mit dem wilden Thiere im Gevaudan für Bewandniß haben müsse, oder warum man selbiges mit so unglaublicher Zurüstung, und einem Heere von Menschen und Hunden, nicht auftreiben oder erlegen kann. Ich dächte, ein guter deutscher Jäger mit einem Dutzend Hunden würde bald damit fertig werden.

⁶) Beverley in seiner Historie von Virginia schreibt, daß es ein grober Irrthum sey, wenn die Leute sich einbildeten, daß man da nicht anders, als mit der größten Gefahr, vor Schlangen, besonders vor der Klapperschlange, durch die Wälder reisen könnte. Die Klapperschlange ist selten zu sehen, und in ganz Nord-America, so weit Europäer angebauet haben, fast ausgerottet. Dazu wird diese so wenig, als irgend eine andere Schlange, den Menschen von selbst angreifen oder verfolgen, wenn sie nur unangetastet bleibt. S. Philosoph. Transact. Vol. XXXVIII. n. 433. p. 323. Eben das bezeugt Herr Kalm in den Schwed. Abhandl. Th. XIV. p. 319. 322. sqq.

⁶b) [Es ließe sich auch der artige Gedanke, welchen der Verfasser der Voyage à l'isle de France, lett. 9. p. 92. bey Gelegenheit der beißenden Skolopendern (cent-pieds: scolopendra morsitans) äußert: „daß dieses Insect, welches sich in dunkeln feuchten Orten aufhält, dazu dienen könne, den Menschen von solchen ungesunden Gegenden zu entfernen," auf viele giftige oder schädliche Thiere anwenden, als welche eben in dergleichen dumpfigten ungesunden Orten am meisten wohnen. Selbst die gemeinen Mücken finden sich am häufigsten bey Sümpfen und Gräben, deren Nachbarschaft dem Menschen ungesund ist. Sie mindern sich, wo das Land ausgetrocknet, mit fliessendem reinen Wasser versehen, und also gesunder gemacht wird. So treiben uns auch andere Insecten an, unsere Wohnungen von ungesundem Schmutz, Feuchtigkeit und dumpfigter Luft zu befreien, da sie den Durchzug freier austroknender Luft fliehen!]

⁶c) Herr Peter Kalm erzählt in den schwedischen Abhandl. T. XIV p. 44. sq. eine artige Geschichte von den americanischen Vögeln, welche Maißdiebe genannt werden, weil sie dem Maiß, als dem nützlichsten Korne für Menschen und Vieh, so sehr nachstellen. Man hätte nämlich in Neu-

eng-

england, um sie auszurotten, auf jeden Maißdiebskopf eine Belohnung gesetzt, und dieses hätte auch die gesuchte Wirkung gethan. Aber dagegen hätte sich im Jahr 1749 im Sommer eine Menge Grasraupen eingefunden, welche das Heu des Jahres so zu Grunde gerichtet, daß Schiffe voll Heu aus England hätten verschrieben werden müssen. Da man nach der Ursache geforscht, so hätte man sich erinnert, daß die Maißdiebe einen guten Theil des Sommers, ehe der Maiß reif wird, von diesen Raupen lebten und deren Vermehrung verhinderten. Folglich hätte man sichs gereuen lassen, daß man durch Ausrottung der Maißdiebe dieses Ungeziefer vermehrt hätte.

6d) [Der achtsame Rösel bemerkt, daß, da es fünf bis sechs Arten besonders schädlicher Raupen giebt, ihre Lebesbeschaffenheit so verschieden eingerichtet ist, daß eine jede auch einer besondern und den andern ganz widrigen Witterung zu ihrem Fortkommen bedarf, daher dann nicht leicht zwo dieser Arten zugleich in Menge bestehen könnten. Tag-Papil. II. Cl. n. III. §. 1.

§. 10.

So sehr wir Menschen aber wider den Schaden von andern Thieren durch die göttliche Vorsehung verwahrt sind; so sehr mögte man sich wundern, wie es der Güte des Schöpfers gefallen mögen, unter den Thieren selbst eine solche natürliche Ordnung zu stiften, daß eins von dem andern seine Nahrung suchen, und also das andere verzehren muß. Warum sind nicht alle Thiere unschädlich? Warum ist ihre Natur nicht so beschaffen, daß sie ihre Nahrung von leblosen Dingen suchen? Warum muß ein beständiger Krieg, lauter Mord und Blutvergießen unter ihnen seyn? Es kann seyn, daß dieses einigen Menschen gar keinen Anstoß giebt, die gegen ihre Nebengeschöpfe gar zu unempfindlich, oder wohl grausam sind: aber vielleicht haben auch andere ein gar zu zärtliches Herz gegen die Thiere, so ferne sie sich dieselben als empfindende Wesen vorstellen, und sich ihren Schmerz und Tod in

Gedanken anmaaßen. Wir müssen aber nicht das Herz und dessen angenommene Neigung, sondern die Vernunft, hiervon urtheilen lassen.

Wenn man sich eine solche Ordnung vorstellete, daß alle Thiere auf dem ganzen Erdboden von lauter leblosen Dingen ihre Nahrung haben sollten; so ist offenbar, daß nicht der zehnte Theil von Lebendigen bey uns seyn könnte, und daß sie doch alle, eben sowohl, als jetzt, endlich sterben müßten. Das erstere erhellet aus der Menge der Raubthiere, unter den Insecten, Vögeln, Vierfüßigen, und insonderheit unter den Fischen. Denn entweder müßten diese alle fehlen; oder, wenn an deren Statt andere Arten seyn sollten, die sich bloß mit Kräutern und Wurzeln behülfen, so würde folgen, daß sie den ganzen Erdboden verwüsteten und kahl machten. Gewiß, was jetzt auf Wiesen, Aeckern, Bäumen und Stauden wächst, dienet alles, theils Menschen, zahme und wilde Thiere, Vögel und Insecten zu nähren, theils die Pflanzen und deren Früchte zu bedecken. Sollten nun auch die Raub- und reißenden Thiere an gleiches Futter gewiesen seyn: sollten die großen Raubvögel bey Tage und bey Nacht auf unsere Saatäcker, Küchen- und Fruchtgärten fallen: so würde keine Erndte für uns überbleiben, so würden alle Pflanzen verzehrt, oder wenigstens ihrer Blätter, Blüthen und Früchte beraubt werden, und in einigen Jahren ganz vergehen, mithin auch eine allgemeine Hungersnoth und Sterben unter den Thieren erfolgen. Die Menschen würden auch für sich die größte Noth haben, sich zu erhalten, wenn sie nicht nebst den Erdgewächsen auch andere Thiere essen sollten, und wenn die, welche sie essen, sich nicht zuvor von andern Thieren genährt hätten. Und wie würden vollends die zahlreichen Schaaren der Fische und Insecten von dem wenigen Moose und Kraute, das im Wasser wächst, unterhalten werden können?

Es ist also offenbar, daß der Erdboden in allen seinen Elementen viel öder, und des größten Theils seiner Einwohner beraubt seyn würde; welches der Vollkommenheit der Welt und dem Endzwecke der Schöpfung entgegen ist. Und dennoch würde für die überbleibenden Thiere nichts bey solcher Ordnung gewonnen. Denn sie müßten doch natürlicher Weise alle sterben, weil nach den ordentlichen Gesetzen der Bewegung eine solche Maschine eines organischen Körpers, als die Thiere haben, nicht ewig bestehen kann; und sie würden eines natürlichen Todes nun viel langsamer und schmerzhafter sterben, als wenn sie auf einmal von ihren Feinden hingerückt und überwältiget werden. Ja, aus dem natürlichen Tode würde noch ein neues Ungemach für die Nachbleibenden entstehen, wenn die hin und wieder umgefallenen Aeser der Landthiere, und die herumtreibenden todten Fische, Luft und Wasser mit ihrem Gestanke und mit ihrer Fäulung ansteckten, indem sie von keinem fleischfressenden Thiere verzehrt würden: woraus denn nothwendig unter den Lebendigen Ekel, Krankheit und Pest entstehen müßte [7]).

Es ist also eine weise und gute Ordnung in der Natur, daß sich manche Thiere von andern nähren. Die Welt wird dadurch mit einer weit größeren Mannichfaltigkeit und Menge von Lebendigen, und sodann mit allerhand Art von Lust und Vergnügen erfüllet; welches sie desto vollkommener macht. Die Nahrung ist nunmehro für alle zureichender, da sie nicht bloß in dem Pflanzenreiche gesucht werden darf. Eine jede Thierart wird, vermittelst dieser Ordnung, in gemäßigten Schranken gehalten, daß bloß ihr Ueberfluß beschnitten wird, und sie weder zu sehr zunehmen, noch auch vertilgt werden kann. Den leidenden Thieren geschieht dadurch nicht mehr Böses, als daß sie sterben; welches ihnen doch nach dem Laufe der Natur hätte begegnen müssen, und welches ihnen auf die

Art noch weit schmerzhafter gewesen wäre. Sie genießen unterdessen ihres Lebens, so lange sie es haben, ohne alle Besorgniß und Furcht des Zukünftigen. Der bevorstehende Tod benimmt ihrer Zufriedenheit nichts, weil sie durch keine Vorstellung des zukünftigen Endes oder der Gefahr beunruhigt werden; sie sterben, ohne zu wissen, daß sie sterben. Ihr entseelter Leichnam bleibt nicht zum Gestanke und Scheusale anderer liegen, sondern wird bald aufs neue wieder beseelt, indem er alsobald durch die Nahrung in die Gemeinschaft des Lebens tritt. Unterdessen verneuert und vervielfältiget sich eine jede Art der Sterblichen im bestimmten Verhältnisse durch die Erzeugung neuer Geschlechter, und die Welt bleibt nicht allein stets gleich lebhaft an Thieren, sondern die edlern, nämlich die Menschen, und die unschädlichen zahmen und wilden, nehmen zu, und die Welt wird noch vollkommener, als sie gewesen.

Man muß dabey die unendliche Vorsicht des Schöpfers bewundern, der den Raubthieren nicht mehr Fruchtbarkeit, Waffen, Stärke, List, Geschwindigkeit und Fraß beigelegt, als zur Verzehrung des Ueberflusses anderer Geschlechter und der Aeser ihrer Todten nöthig war; hingegen aber die leidenden und unschädlichen, wo nicht mit Waffen und Stärke, dennoch mit so viel Fruchtbarkeit, List oder Geschwindigkeit versehen hat, daß allezeit so viele der Gefahr entgehen, als zum gebührenden Verhältnisse der Thiere unter einander gehört [und mit dem Vorrathe von Futter aus dem Pflanzenreiche bestehen konnte]. Keine Art wird demnach zu sehr verdrängt, vermindert oder gar ausgerottet, keine nimmt zum Untergange anderer überhand.

Dieses beweist eine Vorsehung, welche die Begebenheiten, in der Folge der Dinge, nicht bloß unbestimmt, und insgemein überdacht, sondern alle einzelne Fälle aller

künfti-

künftigen Zeiten, nach den natürlichen Wirkungen, genau abgewogen und berechnet hat: wie viele und welche Thiere jeder Art, an jedem Orte und zu jeder Zeit, nach dem gegebenen Maaße in ihrer Vermehrung, Kräfte, Waffen, List oder Geschwindigkeit, in der Verknüpfung der Dinge, ihren Feinden entkommen würden, damit ein beständiges Verhältniß unter allen bliebe. Wäre nicht jeder einzelner Fall in dem allgemeinen vorausgesehen; so würde der besondere wirkliche Erfolg der Begebenheiten einem blinden Zufalle überlassen seyn, und so wäre das Gleichgewicht in dem Thierreiche längst gestört und aufgehoben, und manche Art würde zu volkreich, manche zu gering geworden und vergangen seyn.

7) Herr Hasselquist bemerkt in den schwedischen Abhandlungen Th. XIII. p. 203 sqq., daß der Bergfalke, nebst den Geiern und wilden Hunden, in der Türkey, Aegypten, Natolien, u. s. w. sehr nöthige Thiere sind, um die vielen Aeser der umgefallenen Pferde, Esel, Maulesel, Kameele u. s. w. zu verzehren; zumal da die Türken so schweinisch und sorglos sind, daß sie solche Aeser nicht einscharren. Er meint auch p. 207. sq., daß daher vielleicht die muselmannische Barmherzigkeit entstanden, da fromme Leute in ihrem Testamente Capitalia vermachen, diesen Vögeln alle Morgen frisches Fleisch hinauszuführen.

§. 11.

Gleichwie wir Menschen nun eine besondere Vorsehung des Schöpfers über uns erkennen müssen, daß er uns so viele Vorzüge vor den Thieren zugestanden hat, nicht aber verlangen können, daß die Welt allein um unsertwillen seyn sollte; so wäre es auch eine unbedachtsame Foderung, daß wir lauter gute Tage in der Welt haben, und sonst keine Vorsehung über uns erkennen wollten. Denn eine solche Welt und Lebensart, darinn dem Menschen nichts Widriges, sondern lauter Lust und Freude, begegnete,

wäre nicht allein unmöglich, sondern uns auch selbst nicht zuträglich.

Lasset uns einmal eine bessere Welt für uns, wenigstens in Gedanken, bauen und sehen, ob sie für sich und mit unserm Wohl bestehen könne. Es soll uns darinn kein Blitz, kein Sturm, kein Erdbeben, keine Ueberschwemmung treffen oder schrecken. Nicht Hitze, nicht Kälte, soll zu unserer Belästigung zunehmen, sondern allerwärts und allezeit soll angenehmes Wetter seyn, regnen und wehen, wenn und wie wir es verlangen. Auf der Erde finden sich nun keine Wüsten, Sand, Mohr, Heyde, Felsen: die Berge lassen sich herunter, Unkraut, Dornen und Disteln verschwinden, der Boden wird überall eben und fruchtbar, so, daß er seine Einwohner mit wechselnder Schönheit anlachet. Man weis von keinem Miswachse, sondern alle Jahre bezahlen uns die Einsaat und Pflanzung mit dem reichsten Wucher. Wenn wir ja das Ungeziefer, nebst den giftigen und reißenden Thieren, dulden, so wollen wir sie in eine große Insel verweisen. Menschen und Vieh müssen keinen Fehl, oder schwache und ungestalte Körper gebären. Ueber Armuth, Schmerz und Krankheiten werden keine Klagen geführt, sondern was nur irgend Sinne und Gemüth ergötzen kann, das wird allenthalben in steter Gesundheit, Lust und Ueberflusse genossen. Die Vorstellung des Todes soll uns auch nicht quälen: man kann nach eigenem Gefallen entweder beständig hier leben, oder sanft einschlafen. Ich weis nicht, ob ich auch die heftigen Leidenschaften und Laster aus der Welt verbannen soll, und statt deren lauter Tugend einführen: denn vielleicht mögten, nach manches Sinne, jener eher, als diese, zur besten Welt und zu den güldenen Zeiten gehören.

Allein, träumen wir denn nicht, wenn wir so denken? Nehmen wir nicht lauter widersprechende Dinge für Mög-

lich-

lichkeiten an? Die Erde kann ja nicht eben seyn, und doch mit fließenden Bächen und Strömen gewässert werden: sie kann nicht einerley fruchtbaren Boden haben, und doch allerley Kräuter, Pflanzen, Bäume und Früchte tragen. Sie kann nicht Leimen, Sand, Kreide, Torf, Kohlen, Salz, Steine, Kalk, Kieß, Schwefel, Vitriol, Mineralien, Metalle, Gesundbrunnen und Bäder hergeben, ohne daß sie aus verschiedenen Theilen und Schichten zusammen gesetzt sey, und daß sich hie und da eine Gährung und Entzündung äußere, welche ein Erdbeben nach sich zieht. Sie kann nicht mit einem Luftkreise umgeben seyn, und doch keine Ausdünstungen aufsteigen lassen, welche Blitz, Wind und allerley Wetter verursachen. Wollen wir vom Monde Licht, nebst Ebbe und Fluth, genießen, so müssen wir auch von seinem Anziehen Stürme und Ueberströmungen annehmen. Soll die Sonne auf- und untergehen, Frühling, Sommer und Herbst machen, und die Erde allenthalben wohnbar seyn, wie können wir einerley Wärme und Wetter verlangen? Wie soll zu gleicher Zeit für die Wäscherinn die Sonne scheinen, und für den Landmann Regen fallen? für das magere Land ein feuchtes, für das fette ein trockenes Jahr werden? für den auslaufenden Schiffer ein Ostwind, für den einkommenden ein Westwind wehen?

Wir aber selbst können ja nicht Menschen, und doch von Natur unsterblich seyn; einen organischen Leib zu unserm Werkzeuge brauchen, ohne, daß er den mechanischen Gesetzen, dem Miswachse, der Schwäche und Krankheit, dem Tode und der Verwesung unterworfen wäre: wir können nicht zugleich Menschen- und Mückenaugen haben, die zugleich ein Mikroskopium und ein Fernglas wären; nicht Ohren, die alles von Ferne, und doch ohne Verwirrung hörten. Wie reimten sich unsere

zarten Empfindungen und geschlanken Glieder mit einer eisenharten Unempfindlichkeit gegen allen Schmerz und alle Verletzung?

Gesetzt aber, daß dergleichen Welt und Lebensart möglich wäre: würde dieser Zustand für uns gut seyn? Ich zweifele daran sehr. Man wünscht die Erde so schön, daß sie vor Schönheit unwohnbar seyn würde. Das beständige angenehme Wetter, ohne Blitz, Sturm und Fluthen, wird Luft und Wasser anstecken, das keine lebendige Seele dauren kann, und wird alle Pflanzen übertreiben und ersticken, daß keine Frucht oder Saat zur Reife gedeiet. Die ebene Erdfläche wird ein artiger Morast werden, weil man die Berge, Felsen und Gletscher verwünscht hat. Dem fruchtbaren Boden wird es an tausenderley nöthigen Pflanzen und Bäumen, an Heyde, Torf, Kohlen, Sand, Leimen, Kreide, Kalk, Steinen und allen Mineralien gebrechen. Und wo will man endlich mit allem Ueberflusse hin, der die Menschen träge, wollüstig und viehisch macht? Warum will man Dürftigkeit und Armuth verbannen, da sie doch das festeste Band der menschlichen Gesellschaft knüpfen, und ohne sie aller Unterschied der Stände aufhören, keiner dem andern dienstbar seyn, keiner auf Erfindungen und Künste denken, alle arm und elend seyn würden.

Stete sinnliche Lust ist der menschlichen Natur eben so wenig gemäß: ein täglicher Zucker höret auf süß zu schmecken, und erweckt bald Ekel und Unlust: die körperlichen Nerven können den anhaltenden Kützel nicht vertragen, und werden dadurch geschwächet: das Gemüth aber wird insonderheit dadurch entkräftet, und in fauler Wollust begraben. Wir können jetzt kaum die guten Tage vertragen, da noch Regen mit dem Sonnenscheine wechselt: wie viel weniger würde uns eine lautere

tere Heiterkeit dienen! Müßiggang, Trägheit, Schwelgerey, Geilheit, Dummheit, Unwissenheit, Thorheit, Uebermuth, Stolz, Zank und Unverträglichkeit würden die Folgen eines solchen Lebens seyn. Arbeit, Mühe, Widerwärtigkeit, stärken und schärfen hergegen unsere Kräfte des Leibes und Gemüthes, und halten uns von mancher Ausschweifung und Lastern ab. Die Unlust, welche sich in unsere Fröhlichkeit mischet, erhöhet sogar ihre Empfindung, wie der Winter den Frühling, das Gewitter den Sonnenschein, der Schatten die Farben, der Uebelklang die Uebereinstimmung der Töne. Oft ist sie auch eine zwar bittere, doch heilsame Arzeney, die uns zur Gesundheit gereichet, und unsere Begierden wieder in Ordnung bringt. Wenn wir uns nur selbst kein Böses zuziehen, und weise sind, so wird bey allem Wechsel von Leid und Freude eine solche Mischung bleiben, die uns das Leben nicht allein erträglich, sondern auch angenehm macht.

§. 12.

Diejenigen, welche überhaupt dem menschlichen Leben ein überwiegendes Elend zuschreiben, scheinen mir dessen Werth nach den Wünschen einer übertriebenen oder weichlichen Wollust zu schätzen, welche immer in vollem Kützel der Sinne seyn will, und sobald derselbe aufhört, oder durch ein kleines Ungemach gestört wird, schon heftig zu klagen anfängt. Sie scheinen die sanfte Ruhe und Ergötzung nicht zu kennen, welche von der Beschäfftigung mit einer nützlichen Arbeit, von der Betrachtung der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte ihres Urhebers, von der Einsicht der Wahrheiten, von Witze und Erfindung, von einer weisen und klugen Aufführung, und von der Zufriedenheit des Gewissens über die Erfüllung seiner Pflicht entsteht. Sie scheinen

nichts von der Hoffnung eines noch bessern Lebens in den Genuß des gegenwärtigen einfließen zu laßen, und, da ihnen dieses Leben, nach ihrer Natur, nicht volle Genüge thun kann, dasselbe gar zu verachten.

Man bezieht sich gegentheils, wie mich dünkt, mit Unrecht auf aller Menschen Urtheil und Empfindung, weil keiner sein voriges Leben noch einmal anzufangen verlangen würde, wenn er eben das Uebel, welches er ausgestanden, von neuem wieder ausstehen sollte. Denn eines Theils ist dieses, was zum Grunde gelegt wird, der Wahrheit nicht gemäß, andern Theils wird fälschlich daraus geschlossen.

Vernunft und Erfahrung lassen uns nicht anders denken, als daß die meisten Menschen ihr voriges Leben gern wieder anfangen würden, wenn sie sichs als möglich vorstellten. Denn die Natur hat einem jeden eine starke Liebe zum Leben eingepflanzt; so daß wohl einige dessen Erhaltung mit vielem Schmerze erkaufen würden, wenn es ihnen frey stünde. Da nun die meisten Menschen ihr Leben in einem mittelmäßigen und erträglichen Zustande zubringen, viele auch glücklich, reich, geehrt, gesund gewesen sind: was sollte sie menschlicher Weise bewegen, ihr voriges Leben so sehr zu hassen? Die fröhlichen Jugendjahre und die vollen Kräfte des männlichen Alters wünschen sich ja viele wirklich wieder, ungeachtet sie ihres eingemischten Leidens nicht vergessen haben: und selbst diejenigen, denen im höhern Alter das ganze menschliche Leben so elend, eitel und betrübt vorkömmt, würden es vielleicht, wenn der Tod sie im Ernste erlösen wollte, so machen, wie jener Holzträger in der Fabel. Es giebt ja, leider! viele, die kein zukünftiges Leben glauben, oder nicht daran gedenken: warum entleiben sich die denn nicht alle, wenn sie es für besser halten, todt

zu seyn, als zu leben? warum sehen sie vielmehr den Tod als das allerschrecklichste an?

Aber ich will zugestehen, daß es einige Menschen giebt, die ihr voriges Leben nicht wieder verlangen würden: dennoch folgte daraus nicht, daß sie es darum thäten, weil sie eine genaue Berechnung von aller empfundenen Lust und Unlust gemacht, und die Unlust weit größer gefunden hätten. Etliche können wohl im Affecte, bey gegenwärtiger Empfindung oder Erinnerung eines gewissen Leides und Verdrusses, in eine starke Verwünschung ihres Lebens ausbrechen: aber, wenn sich die ungestüme Bewegung gelegt hat, so sind sie anderes Sinnes. Andere haben, ihrer Meinung nach, noch eine gute Zeit zu leben vor sich, und richten alsdann, wenn sie darauf sehen, ihr Verlangen mehr auf das Zukünftige, und auf die Hoffnung des Bessern. Denn wir suchen und hoffen, nach unserer Natur, immer vollkommener und glücklicher zu werden; und in der Betrachtung ist leicht zu begreifen, daß ein Mensch die niedern Stufen nicht gern noch einmal steigen will. Es geht solchen wie den Reisenden, die noch manchen schönen Ort zu besuchen vor sich haben. Die werden bey der Begierde nicht gern umkehren, und die vorigen Oerter noch einmal durchreisen wollen. Aber daraus folgt nicht, daß ihnen ihre vorige Reise misfallen habe. Dieses ist noch vielmehr von denen zu sagen, welche an dem Ende ihrer Zeitlichkeit einen ernstlichen Blick in jene frohe Ewigkeit thun, und, in Vergleichung beider, die bevorstehende lautere und höhere Freude mit einer vermischten und niedrigen nicht wieder vertauschen wollten.

Wenn man die Glückseligkeit des menschlichen Lebens nicht sowohl nach dem äußerlichen Glanze der Mittel und Ehre, als nach der Empfindung der Lust, mißt; so ist unter den Menschen, wes Standes und welcher

Umstände sie auch sonst seyn mögen, kein großer Unterschied [7b]). Geringe und Arme essen und trinken ihre wohlfeile Kost mit eben so vielem Wohlschmacke, als der Reiche und Vornehme seine theuren Leckerbissen; sie freuen sich über Kleinigkeiten ja so sehr, als ein König über Siege und eroberte Länder. Die Gewohnheit macht ihnen Arbeit und Mühe leicht, welche andern so sauer wird, und selbst die Widerwärtigkeiten schärfen und erhöhen eine geringe Lust, welche dazwischen kömmt. Was ist daran gelegen, ob sie ihre Lust und ihr Vergnügen aus prächtigen und kostbaren, oder aus schlechten und täglichen Dingen schöpfen, wenn sie nur eben so viel Lust und Vergnügen haben können, als der Glücklichste?

Die Weisheit giebt allein bey solcher Gleichheit der Menschen, einen Vorzug. Weil wir nämlich, nach unserer Natur, nicht anders, als durch niedrige Stufen, zu einer höhern Vollkommenheit und Glückseligkeit kommen können: so verachtet und vergället ein Weiser das jetzige Leben und seinen Stand nicht durch thörichte Erfindungen zur Betrübniß und Klage. Er weis, er ist in der natürlichen Empfindung der Lust nicht schlimmer daran, als die Größten und Reichsten; er genießt also des gegenwärtigen Guten, und störet sich den Genuß nicht mit neidischer oder voreiliger Vorstellung eines größern Guten, das er nicht besitzt, oder das andere besitzen. Er verachtet selbst die sinnlichen Ergötzungen nicht; aber er weis sie, durch klugen Gebrauch, unschädlicher, schmackhafter und feiner zu machen: er bemühet sich jedoch vornehmlich die Vollkommenheiten in andern Menschen, in der Natur, und in deren großem Urheber einzusehen, und darnach seinen Verstand zum wahren und festen Erkenntnisse nützlicher Wahrheiten, und sein Herz zur Liebe, Tugend und Zufriedenheit zu bil-

bilden. Und dieses sichert ihn vor Thorheiten, Verdrusse und Reue; es beglückt sein Leben mit einem höhern und reinern Vergnügen, das niedrigen Seelen unbekannt bleibt; es setzet ihn über die widrigen Zufälle seiner zerbrechlichen Natur, und gönnet ihm, unter steter Versicherung von der weisesten und gütigsten Obhut des allerhöchsten Wesens, einen Vorschmack von einer künftigen größeren Glückseligkeit, dazu er bestimmt ist.

7b) Dieses ist eine unerkannte, aber große Wahrheit, die zur Rettung der Vorsehung und Beruhigung der Menschen gleich nützlich ist. Wenn es hier der Ort litte, so könnte ich viele Spuren von derselben bey den vernünftigsten Weltweisen alter und neuerer Zeiten anweisen, dasjenige zu bestätigen, was ich selbst davon in einer Rede zu Wismar gesagt: Omnes homines aeque felices esse, welche daselbst 1723. 4. gedruckt worden. Siehe auch Pope's Essay on Man, Epist. IV. v. 47 sqq.

§. 13.

Ein Weiser wird aber keine wunderthätige Vorsehung in der Welt von Gott erwarten oder verlangen: noch sich daran stoßen, wenn es das Ansehen hat, daß auch die Frommen einigen widrigen Zufällen in der Verknüpfung der Dinge unterworfen sind; oder, daß die Lasterhaften nicht gleich auf der Stelle gestraft werden, sondern wohl gar vor andern glücklich zu seyn scheinen. Er weis fürs erste, wie oft man sich in solchen Begebenheiten trügt, als ob es den Frommen so häufig übel, und den Gottlosen wohl gehe; und in den seltenen Fällen, wo es Wahrheit hat, erkennt er doch, daß die Zulassung solcher widrigen Begebenheiten der weisesten Vorsehung gemäß sey, und von derseben zum Guten gelenkt werde.

Wer

Wer die Menschen und ihre Zufälle genauer untersucht, der wird finden, daß von der meisten Gemüthsbeschaffenheit, Aufführung und Zustande falsch geurtheilet wird. Sie sind mehrentheils entweder nicht fromm, oder selbst Schuld an ihrer Widerwärtigkeit, oder auch in der That nicht unglückselig.

Wenn wir sehen, daß ein wunderlicher Heiliger mit seinen Grillen, oder mit seinem unzeitigen Eifer anläuft; daß ein unruhiger Kopf seine vermeintlich gerechte Sache, zu seinem Schaden, zu weit treibt; daß mancher, ohne Fleiß, Vorsicht, Geschicklichkeit und ordentliche Haushaltung, bloß mit Bethen, Lesen, Kirchengehen seine Nahrung vergeblich sucht; daß ein anderer, bey seiner Einfalt und Unwissenheit, ohne Beförderung bleibt; daß dort ein Eigensinniger, Mürrischer, Zanksüchtiger viele Feinde hat; werden wir solchen Leuten eine ächte Frömmigkeit und Tugend beylegen, und ihren Klagen Recht geben können, daß sie unverschuldet leiden?

Die meisten Menschen sind blind gegen ihre Fehler, und daher geneigt, ihre eigene Schuld von sich ab, und auf andere, oder aufs Unglück, auf ein Schicksal, auf die Vorsehung zu wälzen; dagegen aber sich fälschlich alle Fähigkeit, Vollkommenheit und Tugend; insonderheit die Frömmigkeit, zuzueignen. Allein, sie haben mehrentheils einen irrigen Begriff von dieser großen Pflicht und deren Belohnung. Denn sie bilden sich ein, daß entweder der äußerliche Gottesdienst, oder doch die Verehrung Gottes, alles ausmache, was Gott von ihnen fordert, und daß sie dadurch schon an sich allen Segen verdienten, sie mögten sich übrigens betragen, wie sie wollten. Die göttliche Ordnung erheischt eben auch die Pflichten gegen andere Menschen und gegen uns selbst; und zwar, was uns selbst betrifft,

daß

daß wir nicht allein unsern Willen, sondern auch unsern Verstand und äußerlichen Zustand bessern; daß wir vernünftig, weise, klug, vorsichtig werden, was rechtschaffenes meisterlich lernen, emsig und fleißig sind, und uns andern Menschen nütze und gefällig machen. Wer dieses versäumt, oder auch das Gegentheil thut, der kann nicht sagen, daß er sich der göttlichen Ordnung gemäß bezeige, und soferne Gott seinen Gehorsam, Furcht oder Dienst leiste. Was Wunder ist es denn, das ihr Betragen seine natürliche Folgen hat? oder wie kann man solche Begebenheiten unter diejenigen zählen, welche einen Anstoß gegen die göttliche Vorsehung geben?

Können sich aber die Menschen nicht eben sowohl in dem Urtheile, daß einer lasterhaft und gottlos sey, irren, als sie der Schein einer Frömmigkeit, oder ihre Eigenliebe, trügt? Es wäre zu wünschen, daß nur der Pöbel alle diejenigen, welche weltlichen Standes sind, für Weltlichgesinnete, alle Juristen für böse Christen, alle Naturforscher für Materialisten, alle Mathematiker für Atheisten, alle Reiche und Vornehme für ungerecht und gottlos hielte. Allein, vielleicht sind auch Klügere nicht gänzlich von solchen Vorurtheilen frey, und oft mischt sich ein Neid, oder eine besondere Zwistigkeit mit in das lieblose Urtheil ein. Gesetzt aber, man kann solche Leute, denen es wohl geht, nicht eben unter die Frommen und Tugendhaften rechnen: sind sie darum alsobald gottlos und lasterhaft zu nennen? Es giebt einen mittleren Zustand in der sittlichen Vollkommenheit und Unvollkommenheit. Manche Menschen sind nicht völlig gut, aber auch nicht völlig böse zu nennen; und solche können doch viel natürliches Gutes und viele Geschicklichkeit, Klugheit, Emsigkeit, Dienstfertigkeit und dergleichen löbliche Eigen-

schaften an sich haben. Sollen sie darum alle natürliche Belohnung, [und besonders diejenige welche eine Folge jener guten Eigenschaften ist,] verlieren, weil sie nicht alle Tugenden, oder doch nicht die höchste, besitzen? oder kann man sie mit Recht zum Beispiele der Gottlosen stellen? oder kann Gott, nach seiner weisen Vorsehung, eines seiner Kinder, dem es nöthig thut, nicht mit Schärfe ziehen, das andere mit der Güte lenken?

Hiezu kömmt noch, daß viele sich von der Glückseligkeit und Unglückseligkeit eine falsche Vorstellung machen; als ob es auf den äußerlichen trüglichen Schein, und nicht auf das Vergnügen des Gemüthes, ankäme. Wer die Glückseligkeit auf großen Reichthum, Pracht, Ehre, vornehmen Stand oder Wohlleben stellet, der macht andere in seinen Gedanken glücklich, die es bey allem Ueberflusse der äußerlichen Glücksgüter, dennoch wegen Mangels der Zufriedenheit, und wegen vieler Unruhe und Misvergnügens, in der That nicht sind: sich selbst aber macht er unglücklich, wenn er nicht alles nach seinem Wunsche erhält: zumal, wenn er meinet es mehr als andere verdient zu haben, und dagegen das Gute, was er in seinem mittelmäßigen Zustande besitzt, nicht erkennet oder genießt, ungeachtet ihm die Vorsehung so viel gegönnet, daß er könnte zufrieden seyn, und keine Ursache hätte zu klagen.

Aber selbst das vermeinte Böse, das dem Menschen begegnet, verdient soferne den Namen nicht, als es ihm entweder den Weg zum Glücke bahnet, oder als eine bittere Arzeney heilsam und nöthig ist, daß er sich nicht überhebe und ausschweife. Wie mancher wäre nicht glücklich geworden, wenn er nicht unglücklich gewesen wäre! Hingegen bezeugt alle Geschichte, daß vielen Lasterhaften ihr anscheinendes Glück nur zum

Falle gereicht habe, und soferne nicht für ein Glück zu achten sey. Wenn wir auch wissen sollten, mit welcher unempfindlichen Gewohnheit die meisten ihre Glücksgüter genießen; wie hochmüthig, üppig, wollüstig sie durch stete gute Tage, und wie zärtlich sie gegen die geringste Unlust werden; wie viel Verdruß sich verborgener Weise auch in die Palläste einschleicht, und wohl gar bis zu den Thronen klimmt; mit welcher inneren Unruhe, Scham, Reue und Furcht das böse Zeugniß des Gewissens die Lasterhaften züchtigt: so würden wir ihnen gewiß solche trügende Glückseligkeit nicht misgönnen.

§. 14.

Was aber die Fälle betrifft, da den wirklich Unschuldigen und Frommen etwas wahrhaftig Böses, den wirklich Lasterhaften und Gottlosen etwas wahrhaftig Gutes begegnet: so kann man dabey vernünftiger Weise keine wunderthätige und übernatürliche Vorsehung verlangen; sondern höchstens nur daraus schließen, daß beide widrige Begebenheiten zugelassen, weislich zum Guten gelenkt, und zu seiner Zeit nach Verdienste vergolten werden.

Es giebt viele Menschen, die sich solchen Begriff von der besondern Vorsehung machen: Gott müßte, so oft die Unschuldigen und Frommen in der Verknüpfung der Dinge mit einem Unfalle bedrohet würden, denselben ausserordentlich von ihnen abkehren, und ihnen dagegen lauter Gutes widerfahren lassen; die Lasterhaften aber müßte er alles Glückes berauben, und mit gegenwärtiger Strafe belegen. Allein, eine solche Vorsehung wäre beides den Vollkommenheiten Gottes und seiner Werke entgegen, und den Menschen selbst nicht zuträglich.

Würde Gott, in der Zeit, um einzelner Menschen willen, etwas in der einmal beliebten Ordnung der Natur ändern; so müßte er nicht alles voraus gesehen und überlegt haben; so müßten seine erstern oder letztern Einsichten und Rathschlüsse nicht die besten seyn und er würde aus Mangel des Verstandes oder des Willens eine Ordnung beliebt haben, die täglich an allen Orten einer Verbesserung bedürfte. Das widerspricht aber der Unendlichkeit seiner Vollkommenheiten. Zudem, so würde durch die Veränderung der weisesten Einrichtung und Naturgesetze weit mehr Gutes verhindert, und statt eines Bösen weit mehr Böses eingeführt werden. Denn, man darf nicht gedenken, daß etwas der Natur und dem Wesen eines Dinges entgegen geschehen könne, dessen Aenderung sich nicht weiter erstreckte, als auf den kleinen Theil, worinn es geschähe. Es hängt alles in der Welt zusammen, und eine Veränderung muß die andere, ja viel mehrere nach sich ziehen. Wenn nun die Kräfte und das Wesen der lebendigen und leblosen Dinge die Mittel sind, wodurch so viel Gutes in der Welt gestiftet wird; so folgt auch, daß eine außerordentliche Veränderung in den Begebenheiten der Natur, die der ersten Einrichtung nicht gemäß ist, viel Gutes aufhebt, und dagegen mehr Böses einführt, als dadurch verhindert würde; je öfterer aber die Ordnung der Natur zerrüttet und gestöret würde, desto mehr würde auch die Uebereinstimmung und Vollkommenheit der Welt geschmälert. Nicht anders, als wie in einer bürgerlichen Gesellschaft keine Ausnahme von den Gesetzen, bey dieser oder jener einzelnen Person, geschehen kann, ohne daß es Folgen nach sich zieht; und öftere Ausnahmen den Gesetzen selbst ihre Kraft benehmen, und die ganze Verfassung des Staats umkehren.

Wie?

Wie? wenn denn nach eben den Regeln, wodurch so viele gesunde Körper gebildet werden, unter etlichen hundert Geburten, zufälliger Weise, ein Bresthafter, unter vielen tausenden eine Misgeburt hervorkommen wollte; wenn ein unschuldig Kind durch Verwahrlosung seiner Wärterinn Schaden leiden, oder erdruckt werden würde; wenn ein frommer Mann von einem herabfallenden Ziegel gequetschet, von einem tollen Ochsen gestoßen, durch eine Feuersbrunst seiner Güter beraubt, von einem Feinde verwundet, vom Blitze erschlagen, von der See verschlungen werden mögte: sollte denn Gott alsobald in die Natur gewaltsam einbrechen, die Regeln, wornach so viele gesunde Körper gebildet werden, wodurch das Wachsthum und Leben der Menschen und Thiere befördert wird, wornach sich alle mechanische Bewegung in der Welt und der freie Wille richtet, hemmen, stören, ändern? Dadurch würde das Wesen und die Natur der Dinge selbst aufgehoben, und für ein Uebel Millionen gestiftet.

§. 15.

Aber, wenn es auch die Vollkommenheit Gottes und seiner Werke zuließe, daß Gott eine so wunderthätige Vorsehung über die Frommen und Gottlosen äusserte; so würde es doch den Menschen selbst nicht ersprießlich, noch ihrer Vollkommenheit und Tugend förderlich seyn. Selbst die Meinung, daß eine solche wunderthätige Vorsehung sey, ist den Menschen höchst schädlich: was würde nicht die Sache an sich seyn? Denn, wie viele schöpfen nicht aus solcher falschen Einbildung ein unzeitiges Vertrauen zu der göttlichen ausserordentlichen Hülfe und Obhut, daß sie die natürlichen Mittel der Weisheit, Klugheit, Behutsamkeit, ja Pflicht und Tugend in ihren Handlungen darüber

versäumen? Bey aller ihrer Nachläßigkeit, Unvorsichtigkeit und Thorheit verlassen sie sich dennoch auf den göttlichen Segen und Beystand; welches nichts anders ist, als glauben, daß Gott ihrenthalben alle Augenblicke Wunder thun werde. Solche Leute schließen auch wohl umgekehrt: es geht mir besonders wohl, es gelingt mir dieß und das; also hat es Gott um meinetwillen außerordentlich so gefügt, also muß ihm mein Wandel gefallen; da doch aus ihren Handlungen selbst nichts weniger zu urtheilen ist, als daß sie den göttlichen Vorschriften gemäß leben sollten. Man kann denn auch leicht gedenken, wie unvernünftig und lieblos dergleichen Menschen von andern urtheilen, wenn ihnen etwa widrige Begebenheiten zustoßen. Aus eben der irrigen Vorstellung von der besondern Vorsehung geschieht es, daß einige sonst nicht böse Menschen mit ihrem Gebethe, so zu reden, den Himmel zu stürmen gedenken, und Gott andere Rathschlüsse gläubigst abzwingen wollen, als seine ewige Weisheit festgesetzt hat; da sie vielmehr ihre Pflicht sorgfältig thun, und den Erfolg der göttlichen Vorsehung in gelassenem Vertrauen empfehlen sollten.

Hieraus sieht man schon, wenn eine solche wunderthätige Vorsehung wirklich wäre, als sich manche träumen lassen, daß sie nichts Gutes unter den Menschen stiften würde. Wenn mit der Frömmigkeit lauter gute Tage, Gesundheit, Wohlstand, Ehre, Freundschaft und Glück, mit der Gottlosigkeit hergegen stets Krankheit, Armuth, Schande, Feindschaft, Haß und alles Unglück verknüpft wäre: so würden die, welche sonst noch tugendhaft werden mögten, aus allzugroßem Vertrauen auf solche Vorsehung, ihre natürliche Fähigkeit, sich vollkommen und glücklich zu machen, nicht gebrauchen, ihre Pflicht versäumen und übertreten, in ihren Hand-

lungen und Gebethe verwägen werden, wenigstens die Tugend nicht sowohl um ihres innern Werthes, als um des äusseren Lohnes willen, lieben und üben. Dagegen würden die, welche ein böses Herz haben, zwar vielleicht durch Furcht einer gegenwärtigen außerordentlichen Strafe von ihrer Büberey abgeschreckt; aber ihr Wille und Gemüth würde nicht geändert oder gebessert, sondern nur unter beständiger Furcht gehalten. Durch beides aber würde die aufrichtige willige Neigung zur Pflicht und Tugend, die innere Vollkommenheit der Menschen, und aller Unterschied zwischen Tugendhaften und Lasterhaften aufgehoben.

Die lockere Verbindung der äußerlichen Belohnungen des Glücks, und der äußerlichen Strafen des Unglücks, mit Tugenden und Lastern, ist demnach weise und gut, damit die Menschen ihre Pflicht nicht knechtisch thun, sondern Tugend als Tugend, um ihres innern Werthes willen, hauptsächlich lieben, Laster als Laster, wegen ihrer innern Häßlichkeit, vornehmlich hassen mögten. Es ist auch nicht zu befürchten, daß solche Verknüpfung der Dinge, welche die Frommen vom Unglücke nicht ganz frey macht, und den Gottlosen nicht alles Glück abschneidet, die Menschen vom Guten abschrecken, und zum Bösen reizen könne. Denn, weil das Unglück, eben darum, daß es nur ein Unglück ist, nicht für eine Folge und Wirkung tugendhafter Handlungen angesehen werden kann; so giebt es auch keinen Bewegungsgrund, die Tugend zu meiden. Und weil das Glück, eben darum, daß es ein bloßes Glück ist, nicht in der Gewalt des Lasterhaften steht; so kann niemand denken, wenn ich ein Schelm werde, so müssen mir lauter Gewinne in Lotterien und gute Erbschaften zufallen.

 §. 16.

§. 16.

Hieraus ist genugsam zu erkennen, daß es auf alle Weise der höchsten Weisheit und Güte gemäß gewesen, die widrigen Begebenheiten des Glücks und Unglücks in der Verknüpfung der Dinge zuzulassen; in so ferne durch deren außerordentliche Aenderung unendlich mehr Böses in die Natur und unter die Menschen selbst würde eingeführt werden. Es erhellet also auch, daß dieses mit Gottes allgemeiner und besonderer Vorsehung gar wohl bestehe, und ihr gar nicht zur Last gereiche.

Der eigentliche Zwek Gottes ist nicht: weder seinen lebendigen Geschöpfen überhaupt Böses widerfahren zu lassen, und besonders die frommen Menschen unglücklich, die Gottlosen glücklich zu machen, die Tugend zu unterdrücken, die Laster zu reizen, oder zu verstatten, daß es einer so gut habe als der andere. Es ist auch nicht mehr Böses in der Welt zugelassen, als was die wesentlichen Schranken endlicher Dinge in der vorsichtigsten Verknüpfung unvermeidlich nach sich ziehen, und ohne welches Zulassung nur mehr Gutes gehindert, mehr Böses befördert seyn würde. Dagegen liegt in der Hervorbringung aller möglichen Lebendigen, und in der Uebereinstimmung aller Einrichtung, Kräfte und Regeln mit dem Wohl der Lebendigen, der wahre Zweck des Schöpfers vor Augen: daß so viel und so mancherley Vollkommenheit, Gutes, Lust und Glückseligkeit in der Welt gestiftet und genossen werden soll, als nur möglich ist. Alles, was von Gott zur Wirklichkeit gebracht ist, geht gerade auf diesen Zweck. Der ganze Bau der Welt, die Vertheilung der Materie in eine Menge lichter und finsterer Kugeln, die Bewegung der himmlischen Körper, die Abwechselung von Tag und Nacht, von Jahren und Jahreszeiten, die Mannichfaltig-

faltigkeit der Erden und Erdgewächse, die Fruchtbarkeit der Pflanzen und Thiere, die mechanischen Kräfte und Regeln, die Bildung der thierischen Körper und ihrer sinnlichen Werkzeuge, die Triebe, Fertigkeiten und Künste, welche ihren Seelen eingepflanzt sind: alles ist gerade auf die Erhaltung und auf die Lust der Lebendigen gerichtet, alles ist nicht allein untadelich, sondern unverbesserlich.

Des Menschen Natur ist besonders gemacht, den ganzen Erdboden zu bewohnen, alle Thiere zu beherrschen, alles zu seinem Nutzen und Vergnügen anzuwenden. Er genießt nicht allein derselben sinnlichen Lust, welcher die Thiere genießen, sondern er kann sie auch durch seinen Witz vervielfältigen, schärfen und erhöhen: er hat vor andern eine Einsicht und Empfindung von Ordnung, Proportion, Uebereinstimmung, Vollkommenheit, Schönheit, Weisheit, Kunst, Geselligkeit, Menschenliebe, Tugend, Sittlichkeit und Religion: die natürlichen Regeln seines Verstandes bringen ihn auf den Weg der Wahrheit; die natürlichen Regeln seines Willens führen ihn zu nichts, als zum Guten und zur Glückseligkeit, und er hat ein Vermögen und Verlangen, immer bis ins Unendliche vollkommener und glücklicher zu werden.

Nun ist es des Menschen Sache, sich dessen auch so viel zu gebrauchen, als es möglich ist. Bewegungsgründe dazu hat der Schöpfer schon genug in seine Seele gelegt. Mit dem Erkenntnisse der Wahrheit und Vollkommenheit, mit der Ausübung von Pflicht und Tugend, hat er ein süßes Vergnügen, und eine innere Beruhigung und Zufriedenheit, als eine eigenthümliche Belohnung, verknüpft, welche über alles geht, und ihm nimmer fehl schlägt. Ueberdem ist eine solche Verknüpfung in der Natur und unter den Menschen selbst ge-

macht, daß solche Bemühungen, welche der göttlichen Absicht gemäß sind, nämlich Erkenntniß, Weisheit, Kunst, Mäßigkeit, Fleiß, Treue, Liebe, Dienstfertigkeit, Frömmigkeit, u. s. w. an sich selbst nothwendig angenehme Folgen und Wirkungen von Gesundheit, Wohlstande, Ehre, Freundschaft haben müssen, welche wir als äußere Belohnungen guter Handlungen anzusehen haben, die uns die Vorsehung, mit Absicht auf unser Bestes, bestimmt hat, und die selten ausbleiben.

Wir können also nicht anders denken, als daß auch Glücks- und Unglücksfälle, welche nicht von unsern Handlungen, sondern von Gottes allgemeiner Verknüpfung der Dinge, entstehen, wenn sie gleich widrig scheinen mögten, dennoch, nach eben der weisen und gütigen Vorsehung des Schöpfers, eine Verbindung mit unserm Betragen, und zwar zu unserm Wohl, haben müssen. Denn es kann in dem Laufe der Natur nichts so geringe seyn, daß Gott nicht vorher gesehen und beliebt hätte; und er kann nichts belieben, als was Gutes, oder auch nur zulassen, als aus guter Absicht. Demnach muß auch die Verknüpfung der Glücks- und Unglücksfälle mit verschiedener Menschen Betragen was Gutes zur Absicht haben, und zum Mittel desselben angewandt seyn. Und es folgt umgekehrt, daß alles Gute, was aus der Verknüpfung des Glücks und Unglücks mit verschiedener Menschen Betragen entsteht, oder entstehen kann, göttliche Absicht sey.

§. 17.

Wir mögen uns demnach eines Theils nur selber fragen, was für Vortheile aus den Glücks- und Unglücksfällen wirklich entstehen oder entstehen können; so werden wir die Absichten Gottes soferne erreichen. Uebrigens aber

aber müssen wir uns, vornehmlich in besondern Fällen, erinnern, daß wir Menschen nicht vermögend sind, den Zusammenhang jeder Begebenheit mit dem Nutzen einzelner, oder mehrerer, oder gar aller Menschen einzusehen; und wir haben dennoch nicht Ursache, anders zu denken, als daß sie nach weisem Rathe und Fügung zum Besten verhängt oder zugelassen sind. Denn wir müssen diese Begebenheiten billig so betrachten, wie die Werke der Natur, weil sie von einem und demselben Urheber, nach einerley Absicht und Regeln der Weisheit, entstanden sind. Da lehrt uns nun Erfahrung und Vernunft in tausend Beispielen, daß die Theile der Thiere, Pflanzen, und des ganzen Erdbodens, die Naturkräfte und Gesetze der Bewegung, die Einrichtung und Zusammenfügung der großen Weltkörper, die Ordnung und der Lauf der Veränderungen in der Welt, nicht umsonst sey, sondern alles seinen Nutzen für die Lebendigen habe. Wenn wir aber den Gebrauch und Nutzen eines Theiles der Pflanzen, und thierischen Körper, oder einer andern Sache und Geschichte, in der Natur nicht errathen können: was denken wir denn vernünftiger Weise? schließen wir, daß die Sache deswegen gar keinen Nutzen habe, weil wir ihn nicht wissen und einsehen? Nein, wir setzen vielmehr zur Regel: in der Natur ist und geschieht nichts umsonst; alles hat seinen Nutzen, ob wir ihn gleich nicht wissen. Nun gehen ja die Glücks- und Unglücksfälle auch natürlich zu, und sie sind nicht anders als Begebenheiten der Natur anzusehen. Wir heißen sie nur Glück und Unglück, wegen unserer Unwissenheit, weil wir sie nicht voraus sehen, oder ihre Verknüpfung mit den Ursachen und Absichten wissen. Vor Gott ist aber nichts Glück oder Unglück, sondern alles in seiner Vorwissenheit so gewiß, als die Sonnen- und Mondfinsternisse, Jahreszeiten und Witterungen sind. Müssen sie denn nicht eben so, wie diese Begebenheiten, in dem göttlichen

Rathschlusse zureichenden Bewegungsgrund, Absicht, Regel und Nutzen haben?

Ich brauche nicht viel von den Glücks- und Unglücksfällen zu sagen, da Fromme Gutes, und Gottlose Böses trifft: denn die geben der Vorsehung gar keinen Anstoß, sondern bestätigen sie vielmehr. Unterdessen machen sich diejenigen hauptsächlich dergleichen Fälle zu Nutze, die das Gute nicht als ein Ungefähr, sondern als ein Gnadengeschenk ihres Schöpfers, annehmen, das sie zur Dankbarkeit, Liebe und Gehorsam gegen ihn, zu mehrer Gutthätigkeit gegen andere Menschen, und zum beharrlichen Vorsatze der Tugend ermuntern soll. Die Unglücksfälle hingegen machen sich die zu Nutze, welche sie für eine göttliche Züchtigung und Warnung ansehen, und sich forthin seinen Absichten gemäßer zu leben entschließen.

So werden wir auch diejenigen Fälle leichtlich mit der besondern Vorsehung zusammen reimen, da eben das Unglück den Frommen ein Mittel zum Glücke, das Glück hingegen den Gottlosen zum schwereren Falle gediehen ist. Denn wenn uns gleich solche Begebenheiten anfänglich wunderbar und widrig scheinen, so kann doch die Auflösung und das Ende solcher Geschichte, wenn wir es absehen können, nicht anders, als gefallen. Ein fremder nimmt an solchem Ausgange, sogar auf der Schaubühne, geschweige in den wirklichen Begebenheiten, mit Freuden Theil, wenn er die Tugend endlich belohnt, und die Laster dennoch zuletzt gestraft sieht. Was muß es aber nicht für eine innere Genugthuung für denjenigen selbst seyn, der mitten im Unglücke Pflicht und Gewissen standhaft beobachtet, und sein Vertrauen zu der göttlichen Vorsehung nicht weggeworfen hat; wenn endlich die Beständigkeit seiner Tugend desto reichlicher gekrönet wird?

§. 18.

§. 18.

Was kann aber das Böse für Nutzen haben, so ferne es, ohne folgende Vergütung, Unschuldige und Fromme trifft? Mich dünkt, wer die Verknüpfung in der Welt, und die Natur der Menschen, nur ein wenig mit Bedacht betrachtet hat, der muß leicht einsehen können, daß das Böse, welches den Schranken der Dinge anhängt, in der Ordnung und dem Laufe der Natur, allenthalben zum Mittel des Guten angewandt sey.

So unzählig verschiedene Dinge, mit verschiedenen Kräften und Bemühungen, müssen nothwendig einander alle Augenblick entgegen arbeiten. Sie sind aber in eine solche Verbindung gebracht, wie von einem geschickten Baumeister die Steine eines Gewölbes zusammen gefügt werden, da selbst eines jeden Steines Neigung zum Sturze und Falle die Festigkeit des Gewölbes und ganzen Gebäudes machen hilft. Das Bemühen eines jeden Stäubchens, Tropfens und Luftkügelchens, sich nach einem und demselben Punkte zu bewegen, und seine Nachbaren zu verdrängen, giebt der Erde ihre Figur und Festigkeit, dem Wasser seine Wasserwagsregel, der Luft ihren uns so nützlichen Druck. Die streitenden Bemühungen der Planeten, auf die Sonne zu fallen, und der Sonne, sie abzuhalten, verursachet und erhält ihre richtige Wirbelung und ihren ordentlichen Lauf. Das Toben der Elemente in unserm Luftkreise, welches nothwendig von den verschiedenen Ausdünstungen entstehen mußte, geht mit der folgenden fruchtbaren Witterung schwanger. Die Vergänglichkeit der organischen Körper von Pflanzen und Thieren wird zur Erzeugung und Erhaltung anderer angewandt. Alles ist seiner Natur nach verweslich und verderblich, aber in der ganzen Natur verdirbt nichts umsonst.

Wir Menschen sind insbesondre so geartet, daß uns unsere Unvollkommenheit eine Stufe zur Vollkommenheit werden muß, die entweder dem ganzen menschlichen Geschlechte, oder einzelnen Personen, ersprießlich ist. Wir kommen nackt, ohne Waffen, Wissenschaft und Vermögen, uns zu erhalten, auf die Welt; aber eben dieser Mangel wird das Mittel der Geselligkeit, Sprache und Uebung der Vernunft. Erst mußten die Menschen Noth und Kummer leiden, ehe sie zur Erfindung der Künste und Wissenschaften erweckt werden konnten: erst roh und wild gegen einander verfahren, ehe sie sich ein friedfertiges, sittsames und bürgerliches Leben besser gefallen ließen. Barbarey, Aberglaube, Religionsverfolgung, Hexenprocesse über Unschuldige, und dergleichen, mußten zuvor aufs höchste steigen, ehe sie allen konnten zum Abscheue werden. Hätten sich nicht so mancher, zu seinem Schaden, in die See und unter die Erde gewagt, so wären uns noch Schifffahrt und Handlung, Eisen und alle Reichthümer der Erde verborgen. Noch müssen wir manche Abwege der Irrthümer durchwandern, ehe wir den rechten Weg der Wahrheit finden: erst durch viele Beispiele der Unbehutsamkeit gewarnet werden, ehe wir die Mittel der Vorsicht gebrauchen, erst manchen Schaden erdulden, ehe wir den gewünschten Vortheil ziehen können. Wenn wir überhaupt alles Gute bedenken, was jetzt in Wissenschaften, Künsten, Gesetzen, Policey, Landwirthschaft, Handlung und Bequemlichkeit des Lebens, den Menschen zu Statten kömmt; so werden wir finden, daß es fast durchgehends eine Frucht des vorhergegangenen Bösen sey. Und es ist kein Zweifel, daß noch viel Böses unter uns waltet, welches noch mit einem verborgenen allgemeinen Guten schwanger geht.

Es werden zuweilen bresthafte Kinder, ja Misgeburten erzeugt. Aber, zu geschweigen, daß sie uns manches

in

n der Zergliederungskunst, und von dem Gebrauch er Theile, entdeckt haben; so würden wir auch ohne olche Fälle meinen, die gesunde Bildung könne nicht nders seyn. Nun lernen wir, daß auch Regeln mög- ich sind, nach welchen lauter Misgeburten entstünden, daß die Natur nichts schlechterdings nothwendiges sey, und daß wir unsere Gesundheit einem weisen Schöpfer zu danken haben, der uns so vollkommen gebildet. Manches Kind wird von seiner Amme oder eigenen Mutter im Schlafe erdrückt, von der Wärterinn ver- wahrloset, oder durch unnöthigen Zwang der Glieder verrenkt und verletzt. Was klagen wir aber die Vor- sehung an, daß sie die Luft dem Menschen zum Leben so nöthig gemachet, oder daß sie die sorglosen Ammen und Mütter nicht übernatürlich erwecket, oder daß sie den Wachsthum des Leibes nicht gegen den unnatürli- chen Zwang bewahret? Lasset uns vielmehr lernen, be- hutsamer und sorgfältiger zu werden. Lasset uns ein Schutzmittel für die Kinder gegen die Schläfrigkeit ihrer Säugerinnen erfinden, oder vielmehr, was schon er- funden ist, einführen und gemeiner machen [8]. Lasset uns der Natur in ihrem Wachsthume keine unnöthige Pflege und thörichte Fessel anlegen, da wir offenbar sehen, daß bey den Ständen und Völkern die zarten Leiber am stärksten und gesundesten aufwachsen, bey welchen sie die wenigste Wartung und den wenigsten Zwang haben.

Die göttliche Vorsehung ist zwar so gütig gegen die Menschen gewesen, daß sie eine solche Verknüpfung unter ihnen gemacht, wo selbst ihre Vergehungen, Thorheiten und Laster dem ganzen Geschlechte, oder der bürgerlichen Gesellschaft, zum Vortheile gereichen müs- sen. Die bloße Eigenliebe eines jeden Mitglieds muß, wenn einer nur die geringste Vernunft dabey brauchet,

eben solche Handlungen hervorbringen, welche er auch aus Menschenliebe und bürgerlicher Pflicht hätte thun sollen; weil er wohl einsehen kann, daß er sein Wohl durch keine andere Mittel in der Gesellschaft zu befördern fähig sey, als durch solche, wovon auch andere Menschen Nutzen haben. Selbst die Laster, als Wollust, Ueppigkeit, Eitelkeit, Verschwendung, Geiz, Dieberey, u. s. w. ernähren die Hälfte des menschlichen Geschlechts; nicht so ferne es Laster sind, oder weil an sich eine bürgerliche Gesellschaft ohne Laster nicht bestehen könnte, und ohne dieselbe nicht noch besser daran seyn sollte; sondern weil Gott die Verknüpfung unter den Menschen so weislich gemacht, daß selbst ihr unsinniges Betragen, wider ihren Dank und Willen, den Nebenmenschen zum Guten gereichen muß. Allein, die Menschen müßten auch, nach göttlicher Absicht, selbst das Ihrige thun, und aus dem Bösen Vortheil ziehen lernen, so weit es in ihrer Macht ist; das ist, auf solche Verordnungen und Mittel sinnen, wodurch, ohne solch Böses, eben derselbe, und noch weit größerer Vortheil erwüchse. Es ist auch fast kein Zweifel, daß durch weise Regenten und Landesväter dergleichen immer mehr wird veranstaltet werden, wodurch dem Müßiggange, der Betteley und Dieberey, dem Betruge, der Lüderlichkeit und andern Lastern zeitiger gesteuret, eine bessere Erziehung und Sittlichkeit eingeführt, und den Unterthanen, ohne sclavischen Zwang und Unterdrückung, mehrere Gelegenheit zum Wohlstande gegeben werden möge. Denn unter allem, was der Menschen wahrer Glückseligkeit in der Welt entgegen ist, macht unstreitig dasjenige den allergrößten Theil aus, was aus der Menschen eigener Thorheit entsteht, oder da ein Mensch dem andern schadet; welches beides der Vorsehung nicht zur Last fallen kann.

*) Die Florentinische Obrigkeit hat bey Strafe der Verbannung gebothen, daß keine Amme oder Mutter ihrem Kinde die Brust geben sollte, wenn dasselbe nicht in einem Gehäuse läge, welches sie Arcuccio nennen. Dieses besteht aus drey oder vier Brettern, worinn das Kind so verwahrt liegt, daß es durch Betten nicht kann erstickt werden, und daß ihm dennoch die Brust durch einen Ausschnitt gereicht werden mag. Man findet dieses Arcuccio genauer beschrieben und abgebildet in dem II. Bande der schwedischen Abhandlungen aus der Naturlehre, Haushaltungskunst und Mechanik p. 112 sq. und in den Philosophical Transactions, Vol. XXXVII. n. 422. p. 256.

§. 19.

Bisher habe ich gezeigt, wie das Böse, durch göttliche Vorsehung, zum Mittel des allgemeinen Guten angewandt werde. Nun will ich noch mit wenigem zeigen, was einzelne Menschen selbst von dem Bösen, das sie wider ihr Verschulden trifft, für Nutzen haben, oder haben können: dabey ich jedoch überhaupt erinnern muß, daß das eine Unglück mehr diesen, das andere mehr jenen Nutzen verschaffe.

Der erste Nutzen äußert sich im Verstande des Menschen. Unglück, Noth, Armuth, Elend machen klug, weise, vorsichtig, erfinderisch, kunstreich: wie hergegen das Glück träge, unwissend, unverständig, thöricht.

Der zweite Nutzen betrifft den Willen. Es bewahret vor Hochmuth, Stolz, Verachtung anderer, Ueppigkeit, Wollust, Faulheit und allerley Ausschweifungen: und macht dagegen arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, umgänglich, demüthig, dienstfertig, mitleidig.

Der dritte Nutzen zeigt sich in der Zufriedenheit des Gemüthes. Unglück und Elend verursachen, daß wir

wir das Gute im Leben, wenn es auch geringe ist, desto mehr schmecken und empfinden, aber gegen die widrigen Zufälle hart werden. Dagegen das Glück Gelegenheit giebt, daß Menschen das viele Gute nur in unempfindlicher Gewohnheit genießen, und gegen die geringste Unlust desto zärtlicher werden. Es steht dahin, ob manche, zumal Lasterhafte, den Ueberfluß so mancher Glücksgüter, mit eben so großem Vergnügen und ungestörter Zufriedenheit, genießen, als ein Weiser und Tugendhafter selbst von der Linderung seines Schmerzens und Elendes gerührt wird, oder sich an Kleinigkeiten zu ergötzen weis: ohne der Vortheile zu gedenken die ihm seine Weisheit, Tugend, sein gutes Gewissen und die Religion an sich gewähret.

Der vierte Vortheil bezieht sich auf die menschliche Gesellschaft. Denn Leute, die allerley versucht haben, und durch manche Noth geübt sind, werden die besten Bürger, weil sie nämlich arbeitsam, ordentlich, mäßig, geduldig, verträglich, demüthig, mitleidig, dienstfertig geworden sind. Und dieses sind Tugenden, die nicht allein andern gute Beispiele geben, und dem gemeinen Wesen ersprießlich sind, sondern die auch dem, welcher sie an sich hat, Liebe, Mitleid, Gunst, Lob und Beistand verschaffen, weil er sich, selbst im Unglücke, klug, vernünftig und tugendhaft beweist.

Ich will fünftens noch mancherley andern Nutzen des Unglücks zusammen fassen: daß es Tugendhafte von Lasterhaften unterscheidet; daß sie die Belohnung der Tugend nicht im Aeußerlichen, sondern in der Tugend selbst, in der Pflicht und dem guten Gewissen suchen; daß sie desto fleißiger an Gott denken, und ihr Vertrauen auf seine weise Führung schärfen; daß sie ihre Gedanken und Hoffnung desto eifriger auf ein besseres

Leben richten, desto weniger furchtsam sind vor dem Tode, desto williger sterben.

Ueberhaupt ist gewiß, daß es uns Menschen in diesem Zustande, nicht ersprießlich seyn würde, wenn wir lauter reines Glück und gute Tage hätten. Wie aber gar wenige in einem hohen Grade glücklich zu nennen sind: so sind hergegen auch sehr wenige Menschen, die in einem hohen Grade, und ohne ihre eigene Schuld und Versehen, unglücklich wären. Der meisten Menschen Zustand ist mittelmäßig und gemischt, und den muß man, was das Vergnügen betrifft, nicht nach dem äußerlichen Scheine der Geburt, des Standes, Ranges, Reichthums u. s. w. schätzen. Es ist eine große Wahrheit, die sowohl zur Vertheidigung der göttlichen Vorsehung, als zum Troste der Niedrigen, dienet, daß, so ungleich die äußerlichen Glücksgüter ausgetheilt scheinen, dennoch die Lust und das Vergnügen allen und jeden am wohlfeilsten und in ziemlich gleicher Maaße dargebothen werde. Da heißt es in Wahrheit, wie von dem Manna der Israeliten: **der hatte nichts über, der viel gesammlet hatte, und der nichts drunter, der wenig gesammlet hatte; sondern ein jeglicher hatte gesammlet, so viel er für sich essen konnte.** Die Weisheit allein giebt wahren Geschmack der Süßigkeit, und das Uebermaaß des Vergnügens, das auch die eingemischten Bitterkeiten dämpfen kann.

§. 20.

Unterdessen will ich nicht läugnen, daß es einige seltene Fälle eines großen Unglücks giebt, da ein Mensch, welchen es trifft, ein wenig zeitiger denken muß, was wir alle im Alter und gegen das Ende des Lebens zu denken erinnert werden, daß wir nicht hauptsächlich für dieses

ses Leben gemacht sind. Denn, wir mögen noch so lange, und noch so glücklich gelebt haben, so finden wir doch, wenn es vorbey ist, daß es vorbey, und einem bloßen Traume ähnlich sey. Unsere Augen sehen natürlicher Weise vorwärts ins Weitere, unsere Begierden erstrecken sich aufs Zukünftige, und dieses um so viel mehr, je weniger uns das Gegenwärtige befriedigt. Wenn also die Tage kommen, die einem nicht gefallen, es sey wegen schwächlichen Alters, oder wegen eines empfindlichen Unglücks: so kann doch die Hoffnung eines bessern und dauerhaftern Lebens das gegenwärtige Leid versüßen. Hat uns nun die Vorsehung dazu bestimmt, und wird sie denen besonders, welche hier einen schweren Stand gehabt, für ihre Geduld und Treue Rechnung halten: so haben wir in keinen, auch den schlimmsten Zufällen über die Vorsehung zu klagen, als wären wir Geschöpfe, die keine Hoffnung haben: so wenig, als wir die Lasterhaften in ihrem kurzem Glücke beneiden dürfen, da sie zu einer desto größeren Strafe aufbehalten sind.

Wenn Menschen sich und andere ihre Unsterblichkeit aus dem Sinne zu reden bemühen, so zeigen sie schon dadurch, daß sie lasterhaft sind, und unnatürlich denken. Denn, wenn sie das böse Gewissen nicht mit künftiger Strafe bedrohete, sondern sie sich vielmehr, nach ihrer Aufführung, eine unaufhörliche Seligkeit versprechen könnten: so mögten sie ja wünschen, daß die Seele unsterblich wäre. Wenn sie aber bedächten, daß das Verlangen nach einer unaufhörlichen Glückseligkeit, bey einer Creatur, welche Vernunft hat, und sich, vermöge derselben, ihre zukünftige Dauer vorstellen kann, aus den eingepflanzten Regeln des Verstandes und Willens nothwendig fließe: so würden sie einsehen, daß solch Verlangen nichts anders, als den Zweck des Urhebers unserer Natur, vorstelle, und sowohl dessen Vollkommen-

menheiten, als unserm Wesen und ganzes Bemühen, gemäß sey. Sind andere, welche den Lastern und der Sinnlichkeit nicht so sclavisch dienen: so wünschen sie doch wenigstens von dieser Wahrheit überzeugt zu seyn, und fühlen in sich die Stimme der Natur, welche sie ihre Begierden über das Ziel dieses Lebens ins Unendliche erstrecken heißt: indem ihnen alle Ergötzlichkeiten der Welt und selbst die vernünftigsten, so oft sie an ihr Ende gedenken, nicht Genüge thun wollen, sondern vielmehr bitter werden.

Es wird demnach meine Pflicht seyn, daß ich diese Wahrheit klar und deutlich erweise, welches nicht allein unser gegenwärtiges Leid versüßet und verkürzet, sondern auch alle unsere Glückseligkeit, deren wir in diesem Leben zu genießen fähig sind, reinigt und erhöhet, alle Religion versiegelt, und uns auch im Tode getrost macht.

Die zehnte Abhandlung.

Von der Seelen Unsterblichkeit, und den Vortheilen der Religion.

§. 1.

Die Hoffnung, daß unsere Seele, nach diesem Leben, zu einem unendlich dauerhaftern und glückseligern Leben bestimmt sey, gründet sich hauptsächlich auf die göttliche Absicht in der Schöpfung, und auf seine besondere Vorsehung über die Menschen. Wir können zwar aus dem Wesen unserer Seele eine Möglichkeit begreifen, daß sie auch nach dem leiblichen Tode fortdauren, und sich bewußt seyn, folglich leben und glückselig seyn könne; aber die Absicht und Vorsehung unsers Schöpfers kann uns allein die feste Versicherung geben, daß solches auch wirklich geschehen werde.

Die Schöpfung ist überhaupt auf das Wohl der Lebendigen gerichtet. Zu welcher Art des Lebens und der Glückseligkeit nun jedes bestimmt sey, das ist aus dessen besonderer Natur und deren Regeln zu ersehen, so ferne dieselben von Gott zum Mittel gebraucht werden, wodurch seine Absichten zur Wirklichkeit kommen sollen. Das allgemeine Verlangen, glücklich zu werden, das allen Lebendigen eingeprägt ist, wird bey jedem, durch seine besondern Naturkräfte und deren Regeln, zu seinem besondern Ziele gerichtet und bestimmet. Wenn es also

aus

aus den Kräften und Regeln unsers Verstandes und Willens natürlich fließt, daß wir, vor allen übrigen Thieren, nicht allein eine Vorstellung von unserer zukünftigen möglichen Dauer und höhern Glückseligkeit haben, sondern auch unser Verlangen weit über den kurzen Genuß einer gemischten Glückseligkeit dieses Lebens, bis ins Unendliche, erstrecken müssen; so sind wir Menschen auch von dem Schöpfer, vermöge unserer Natur, zu einem unendlich dauerhaften Leben, und zu einer höhern Glückseligkeit in demselben bestimmt, und darnach zu streben erwecket.

Die göttliche Vorsehung zeigt sich gegen die Menschen besonders gütig, da sie ihnen, vor allen übrigen Thieren, so mancherley vernünftige Ergötzungen der Sinne, so angenehmen Vorschmack von Wahrheiten, und Vollkommenheiten, ein Vermögen und Verlangen, immer vollkommener zu werden, ja einen fernen Blick von der unendlichen Weisheit, Liebe, Macht und Glückseligkeit ihres Schöpfers gegönnet. Wenn wir aber nicht in einem dauerhaftern und bessern Leben zu einem völligern Genusse dieser Vorzüge gelangen sollten; so würden sie alle, durch eine so baldige Entziehung, da wir uns noch auf der niedrigsten Stufe sehen, wieder vereitelt. Die Menschen würden dadurch nur desto misvergnügter und unglückseliger gemacht, daß sie einen Begriff und Reiz von einer weit vollkommenern und beständigern Glückseligkeit erhalten hätten, deren sie nimmer genießen sollten; zumal, wenn sie auch in diesem Leben, bey aller vernünftigen und redlichen Bemühung nach Einsicht, Tugend, Frömmigkeit und Glückseligkeit, unverschuldet in die widrigsten Umstände gesetzt wären. So wenig dieses mit den göttlichen Eigenschaften, und mit der geäußerten Liebe zu seinen vernünftigen Geschöpfen, übereinstimmen würde; so gewiß können wir hergegen von seiner gnädigen Vorse-

hung versichert seyn, daß sie uns, durch diese kurze Vorbereitung, zu einem höhern Maaße der Vollkommenheit und Glückseligkeit, dazu er unsere Natur fähig gemacht, führen werde.

Dieses ist der kurze Abriß derjenigen Gründe, welche unser natürliches Verlangen nach einem dauerhaftern und bessern Leben, mit zuversichtlicher Hoffnung, bestärken, und unser jetziges Leben versüßen. Lasset uns dieselben etwas umständlicher betrachten.

§. 2.

Es ist fürs erste nichts Ungereimtes, Widersprechendes und Unmögliches, wovon wir uns eine Vorstellung machen; sondern wir werden durch die Regeln der Vernunft dazu gebracht, und die Sache hat ihre innere und äußere Möglichkeit.

Wer kann läugnen, daß er, vermöge seiner Vernunft, voraus denken müsse, und in der Vorstellung des Zukünftigen keine Gränzen kenne? Wer kann also läugnen, daß er einen Begriff von einer künftigen weit längern Dauer des Lebens habe, als worinn er sich jetzo eingeschlossen sieht? Es empfindet also ein jeder bey sich selbst, daß sich ein weit längeres Leben, als das jetzige, gedenken lasse. Nun läßt sich aber nichts gedenken, als was an sich möglich ist. Demnach wird auch ein jeder überführt, daß ein weit längeres Leben an sich möglich sey.

Dieses aber, was an sich möglich ist, muß auch ein jeder, vermöge seiner eigenen Empfindung und gesunden Vernunft, in Absicht auf seine Seele, für möglich erkennen. Wäre die Seele eine bloße Beschaffenheit des Körpers, oder ein materielles Theil desselben: so mögte man sagen, daß sie der Verwesung des Leibes unmöglich

ent-

entgehen könnte, und daß ein weiteres Leben nur ein leeres Hirngedicht sey. Aber die Seele ist das Wesen in uns, welches sich bewußt ist; und eben dadurch ist sie sich auch aufs klärste bewußt, daß sie eben diejenige sey, welche vor Zeiten dieses und jenes empfunden, gedacht und gewollt hat; folglich, daß sie unter verschiedenen auf einander folgenden Veränderungen, als ein und dasselbe Wesen fortgedauret habe, und mithin keine bloße Beschaffenheit eines andern Dinges, sondern eine Substanz sey, die für sich besteht. Wenn sie sich aber als ein und dasselbe fortdaurende Wesen kennet, hergegen kein einziges Stäubchen ihres ganzen Körpers kennet, ob es noch eben dasselbe sey, worinn sie vormals empfunden: so unterscheidet sie sich, durch ihr inneres Bewußtseyn, von allen Urstoffen ihres ganzen Körpers, als ein besonderes, unkörperliches, einfaches Wesen, welches, bey aller äußern Veränderung des Körpers, für sich unzertrennlich fortdauret. Sie kann also, als eine einfache Substanz, weder durch die Auflösung, Fäulung, Vermoderung oder Verwesung des zusammengesetzten Körpers in kleinere Theile zertheilt werden, noch natürlicher Weise in sich vergehen und zu Nichts werden. Und wenn sie gleich ihren Ort und ihre Verbindung mit den körperlichen Theilen verändert; so muß sie doch auch nach dem Tode in der Welt bleiben, und in sich unvergänglich seyn.

Diese Unvergänglichkeit macht nun zwar noch kein Leben aus, und ist auch den leblosen Elementen und einfachen Urstoffen der Körper gemein. Allein die Seele unterscheidet sich auch von allen Urstoffen des Körpers, daß sie allein vermögend ist, sich alles innerlich und äußerlich bewußt zu seyn. Da nun alles Vermögen und alle Kraft eigentlich in den einfachen Dingen wohnt, und nicht erst durch die Zusammensetzung entsteht; so muß auch das Vermögen, oder die Kraft der Seele, dadurch sie sich

ihrer selbst und anderer Dinge außer sich bewußt ist, eigentlich in der einzigen einfachen Seele wohnen, und ihr wesentlich seyn; obgleich die Ausübung in dem jetzigen Leben von dem organischen Körper und dessen Werkzeugen abhängt. Wie nun die Urstoffe der Körper, wenn sie aufgelöset und von einander getrennt werden, dennoch ihre innere Kraft behalten, und auch wirklich wieder äussern, sobald sie wieder mit andern elementarischen Urstoffen verbunden werden: so sieht man wohl, daß auch die Seele ihr wesentliches Vermögen, oder ihre wesentliche Kraft sich bewußt zu seyn, noch nach dem Tode behalten müsse, und daher auch eine Möglichkeit sey, daß sie solche Kraft wirklich äußern, das ist, daß sie ferner leben könne, wenn ihr Zustand darnach beschaffen ist.

Wenn ich nun zu den Gegnern der Unsterblichkeit sagen wollte, daß sie mir beweisen mögten, woher ein solcher Zustand unmöglich sey: so würden sie gewiß die Achseln zucken, und ihr Unvermögen gestehen müssen. Warum sollte der Schöpfer, da er der Seele einmal ein Leben und Bewußtseyn verliehen, diese Kraft nicht auch stets wirksam erhalten können? Wenn er so manches lebloses Perpetuum Mobile, oder so viele immer bewegte Maschinen, (in den Sternen und Planeten) erschaffen: warum sollte er nicht auch ein Perpetuum Cogitans & Vivens, ein immer denkendes und lebendes Wesen, haben schaffen können? Oder, so wir uns ja nur auf die bloße Natur berufen wollen; wenn unsere Naturkündiger mit Recht annehmen, daß die kleinsten Urstoffe der Körper stets in einer wirklichen Bewegung sind, obgleich diese Bewegung im Ganzen nicht sichtbar ist: was könnte denn seyn, welches die innere stete Veränderung und Vorstellung einer lebensfähigen Seele unmöglicher machte, als die äußerliche stete Veränderung des Ortes in beweglichen Theilen? Man ist ja doch geneigt, allen und jeden Urstoffen der

Mate=

Materie ein inneres Leben zuzustehen; warum nicht auch der Seele ein ihrem Wesen gemäßes?

§. 3.

Wie? wenn man aber auch mancherley Art und Weise zeigen kann, wodurch ein solcher Zustand der Seele nach dem Tode möglich ist, so wird um so viel weniger an dessen Möglichkeit zu zweifeln seyn. Laß immer die Seele in diesem Leben von dem Körper und dessen Werkzeugen abhängen; so ist doch erstlich eine Möglichkeit, daß ihre Kraft nachmals davon unabhängig werde. Wie viele Kräfte sind nicht, die zu ihrer Ausübung anfangs eines Werkzeuges und Mittels nöthig haben, dessen sie hernach entbehren können? Noch sieht die Seele, in ihrer niedrigen Stufe der Vollkommenheit, alles in dem Spiegel des Körpers, und muß sich mit bloßen Erscheinungen (Phaenomenis) der Dinge, die der Eindruck in die Sinne giebt, behelfen. Aber, wie sie sich jetzt doch ihren Körper, der ihr zum Spiegel dienet, unmittelbar, und nach allen kleinsten Theilen, vorstellet: so ist auch ein Zustand der Seele möglich, da sie zu einem unmittelbaren und anschauenden Erkenntnisse anderer Dinge gelangen kann, und keines körperlichen Spiegels mehr bedarf.

Oder, soll ja die Kraft der Seele immer in ihrer Ausübung abhängig bleiben: so kann man sich etwa gedenken, daß sie nach dem Leben, wenn sie in die Zahl der reinen Geister versetzt ist, alles in Gott sehe; wie **Malebranche** schon von dem jetzigen Zustande behaupten wollen. Oder, man kann sagen, daß sie nicht so gänzlich von aller Materie entblößet werde, sondern einen eigenthümlichen feinern Körper behalte, worinn sie sich alles vorstellen werde; wie die Kirchenväter, so gar von

von den Engeln, gelehret, und in neuerer Zeit einige Weltweisen von der Seele gemuthmaaßet haben. Man kann sagen: wenn auch die Seele aller wesentlichen Verbindung mit der ihr jetzt verbundenen Materie entblößet, in die ätherischen Gegenden versetzt würde, daß sie sich da ihrer selbst, und der Dinge außer sich, weit vollkommener, als in dem jetzigen Leibe, bewußt seyn könne.

Ich will einmal das Letztere, als das Natürlichste, setzen, nicht, als wenn ich diese Art unsers künftigen Lebens für die wirkliche hielte, sondern, weil deren Möglichkeit am leichtesten zu begreifen ist. Die Seele, als eine einfache unvergängliche Substanz, bleibt in der Welt, wenn sie von den Banden der gröbern Materie befreiet worden: sie wird aber nunmehro mit lauter ätherischen Theilchen umgeben: was würde alsdann ihr Zustand seyn, wenn sie ja zu ihrem Bewußtseyn, Denken, und Leben eines fernern Spiegels benöthiget ist? Ich antworte: sie muß in den ätherischen Theilen, womit sie umgeben ist, als in einem weit hellern Spiegel, alle Dinge, deren Veränderungen dadurch an sie kommen, weit vollkommener, als in dem jetzigen groben Körper, sehen.

Wenn wir annehmen wollten, daß die ätherischen oder Lichttheilchen selbst, außer der Kraft, welche sie in einander und in die groben Körper äußern, auch eine Kraft hätten, sich die Veränderungen, welche an sie kommen, mit einer Ueberlegung vorzustellen: so wäre kein Zweifel, daß sie sich ihrer selbst, und anderer Dinge außer sich, noch weit vollkommener, als unsere Seele jetzt, bewußt seyn würden. Denn es ist, so viel wir wissen, nichts feiners in der Welt, das alle übrige Materie so leicht durchdringt, aller Dinge Beschaffenheit so genau bildet und ausdrückt, alle Veränderungen so bald annimmt, und durch die schnellste Bewegung auf Millionen

lionen Meilen weit mittheilet, als der Aether oder das Licht. Hätten also jede Lichttheilchen zugleich eine innere Vorstellungskraft mit einer Ueberlegung: so würde ein jedes eine höhere Art von Seelen seyn, da ihm von allen Orten die Beschaffenheit und Veränderung der Dinge, durch die benachbarten, aufs schleunigste mitgetheilet würde, und folglich alle übrigen zum reinsten Spiegel dienten, worinn es einen sehr großen Theil der Welt, mit dessen Veränderungen sehr deutlich und geschwind erkennen könnte. Was wäre denn Unmögliches in derselben Vorstellung, da wir dergleichen Zustand auch von der abgeschiedenen Seele gedächten? und was brauchte sie denn eines groben Körpers, oder der darinn erzeugten Lebensgeister zum Bewußtseyn; da sie selbst Licht wäre, und in lauter Licht wohnte, worinn ihr alles sichtbar würde?

Wir spüren schon in diesem Leben, daß die Seele an die äußerlichen groben Werkzeuge der Augen, Ohren und übrigen Gliedmaaßen in ihrer Vorstellung nicht gebunden ist; sondern, wenn in dem zartesten Gehirne, von inneren Ursachen, oder von der Einbildungskraft, einerley Veränderungen, wie sonst von außen, entstehen, so hat sie eben die Vorstellung, als ob sie mit Augen sähe, mit Ohren hörete. Es liegt also nichts daran, durch welche Werkzeuge die Dinge in der Welt und deren Veränderungen, der Seele einen Eindruck geben; genug, wenn sie auf irgend eine Art, welche es auch sey, klar und deutlich an dieselbe kommen können: so wird sie, nach ihrer wesentlichen Kraft, alles vorstellen, und sich wenigstens eines Theils der ganzen Vorstellung bewußt seyn können [1]).

[1]) [Jedes Wesen ist mit eigener unzertrennlicher Kraft begabt. Nun ist wahr, daß die Aeusserung unserer jetzigen Vorstellungskraft gewisse Bewegungen oder Veränderungen im Ge-

Gehirne erfodert. (S. oben VI. 5. Not.) Ganz unrichtig aber ist die Folgerung, als ob das innere Wirken oder Streben dieser Kraft schon eine körperliche Bewegung oder Veränderung voraussetze. Jede Erscheinung oder Aeusserung der Kraft in einer Uhr erfodert eine ungehinderte Bewegung der Räder: aber setzt denn das Wirken der Federkraft oder des Gewichts selbst schon eine Bewegung der Räder zum voraus, oder wird jene Kraft aufgehoben wenn die Zusammensetzung der Uhr zerstöret wird? Die Ausübung einer Kraft wird durch das Verhältniß zu andern Wesen befördert, verhindert, aufgehalten, verändert, ohne daß in der Kraft, welche wesentlich ist, ein Unterschied entstehet. Die Schwere, z. B. oder Anziehung, bleibt dieselbe, obgleich der Körper bald geschwinder, bald langsamer, bald so, bald anders sich bewegt, bald gänzlich ruhet. So wird auch unsere eigenthümliche Kraft durch das Verhältniß zum Körper, als Werkzeug oder Gegenstand, fähig so wie jetzt zu wirken, Vorstellungen zu haben, zu denken. Hindern es die Werkzeuge, so ruhet sie, wie eine Uhr stille steht, wenn etwas die Räder aufhält, obgleich die Kraft, das Gewicht oder die Feder, unverändert bleibt. Werden die Werkzeuge aufgelöset, so muß sie anders wirken: aber aufhören zu streben wird sie deshalben nicht. Ich sehe auch nicht, daß es nöthig sey, wie einige meinen, daß ein feiner Theil des gegenwärtigen Körpers mit der Seele bleibend verbunden sey. Ohne irgend eine Gegenwürkung äusserer Wesen würde freilich das Bewußtseyn unser selbst schlafen. Denn, so wie wir unsern Körper nur da fühlen wo ihn etwas (oder ein Theil das andere) berührt; so fühlt oder unterscheidet sich auch unser Ich nur in der wechselseitigen Kraftäusserung bey der Verbindung mit andern Wesen. Nach Auflösung der einen bedarf es aber nur einer andern Verbindung, um wieder seine Kraft zu äussern, d. i. fort zu leben. Und, wie solte es uns daran ermangeln! Haben doch alle Kräfte in der Welt einen Zug zu einander, zur Wirkung und Gegenwirkung! — Organe, d. i. Werkzeuge haben, heißt doch nur in einer gewissen Verbindung mit andern Wesen stehen, nach deren Verhältnisse uns die Wirkungen äusserer Gegenstände so oder so rühren (afficiren) d. i. diese oder jene Erscheinung in uns erregen müssen. Organisazion, ein Wort, damit man jezt so oft in dunkler Bedeutung viel sagen will, ist also nur, wenn man es deutlich betrachtet, eine Zu-

sam-

sammenstellung vereint wirkender Kräfte, d. i. kraftäussernder Wesen. Diese scheinen nun in einigen Fällen nur gemeinschaftlich (demokratisch) zu wirken, wie in den Pflanzen und einigen zusammengesetzten Pflanzenthieren. In andern sind sie mehr oder weniger einer (monarchischen) Hauptkraft untergeordnet, wie schon bey der Seefeder, und noch mehr bey den vollkommeneren Thieren. Es sind aber auch bey diesen, und selbst im menschlichen Körper, noch die vor sich wirkenden eigenen Lebenskräfte der besondern Theile (gleichsam wie im Bienenstocke) zu bemerken — "So kann also bey der Veränderung, die wir Tod oder Verwesung nennen, unsere Seele, als herrschendes Wesen, wenn sie aus dem jetzigen Zusammenhange mitwirkender ihr dienender Kräfte tritt, in einer Welt, wo alles in der engsten Verbindung steht, immer neue ihr dienende Kräfte, oder Organe finden, wenn sie der Verbindung mit denselben fähig geworden ist, und mit jeder Wirkung würde sie sich zu ihrer folgenden Wirkung den Weg bahnen. Mit der innigen Erweiterung würde auch ihre äussere Wirkung oder Ausbreitung wachsen„ (Anzeige von **Herders** Gesprächen über Gott, im Deutsch. Merk. Nov. 1787. S. CLXX. u. f.) — Ein tauber Sehender, der folglich nur bildliche Vorstellungen hat, bildlich denkt, wird gar nicht wähnen, daß ein blinder hörender auch Ideen haben, und noch deutlicher als er denken kann. Ein blinder Fühlender hingegen begreifft nicht, wie ein anderer Sinn, oder eine Empfänglichkeit von Wirkungen möglich sey, dadurch auch weit entfernte Gegenstände bemerkbar, und auf einmahl deren Unzählige vernommen werden. Was können wir vollends von einer neuen Verbindung in der Welt, von einem neuen Auftritte urtheilen? Sehr wohl aber stimmt es mit der ganzen Harmonie der Welt zusammen, daß dieser Schauplatz, darauf wir jetzt gestellt sind, nicht von allen übrigen abgeschlossen sey und bleibe; sondern, daß es ein Wesen gäbe, welches einen Uebergang und eine Verbindung zum Grossen, Weitern, machen solle, und dazu eröfnet uns unser Erweiterungsvermögen und unser Erweiterungstrieb die reizende Aussicht — Wir können zwar, auch in einem künftigen Zustande, da wir doch immer abhängige Wesen bleiben, die nur das was sich auf uns bezieht, und in so ferne es sich auf uns bezieht, wahrzunehmen fähig sind, nicht erwarten, daß wir unmittelbar die Dinge wie sie an sich sind, oder ihre innere Natur und Kraft einsehen werden:

den: wohl aber, daß wir, unter immer neuen Beziehungen, auch so viel mehr neue und erweiterte Vorstellungen von den Verhältnissen und Wirkungen der verschiedenen Wesen erlangen werden. So erhält, schon in gegenwärtigem Zustande, ein Blindgebohrner, der nur das Erwärmen von der Sonne kannte, wenn er zum Gesichte gelangt, ganz neue und erweiterte Vorstellungen, nicht zwar von deren innern Beschaffenheit, aber doch von ihren Verhältnissen zu andern Körpern].

§. 4.

Es kann also die Möglichkeit eines fortdaurenden Lebens abgeschiedener Seelen, weder an sich, noch abseiten Gottes, oder der Natur und Verknüpfung der Dinge, oder auch der Seele selbst, einige Schwierigkeit haben, noch jemanden ungereimt und anstößig scheinen; wenn er überführt ist, daß die Seelen für sich bestehende einfache Substanzen sind, denen das Vermögen, sich bewußt zu seyn, wesentlich ist. Dieses aber muß jedem, der nur auf sich selbst und seine eigene Empfindung achten will, so klar und überzeuglich seyn, als irgend eine Wahrheit seyn kann; wie ich oben schon ausführlich genug gezeigt habe. Ich halte es also für unnöthig, daß ich mich hier abermals mit solchen Leuten einlassen sollte, die nimmer in sich gehen wollen, sondern sich stets außer sich suchen, und sich dahero auch in dem körperlichen thierischen Wesen selbst verlieren.

Die Hauptfrage ist nun übrig, was wir Menschen aus der Vernunft für zuverläßigen Grund haben, zu glauben, daß unsere Seele auch wirklich nach diesem Leben unsterblich seyn werde? Dieses ist eine Sache, welche aus der bloßen Möglichkeit nicht nothwendig fließt, sondern auf unsere künftige Bestimmung ankömmt. Wenn ein jedes der Lebendigen von dem Schöpfer zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt ist, und jedes Naturkräfte und deren

deren Regeln mit seiner Art des Lebens, welcher es gewidmet ist, übereinstimmen: so läßt sich auch aus unsern Naturkräften und deren Regeln schließen, zu welcher Art des Lebens uns der Schöpfer bestimmt habe. Es ist aber vorhin mit mehrerem gezeigt worden, daß nach der Absicht des Schöpfers alle mögliche Lebendige haben seyn sollen; und daß so vielerley Lebendige möglich sind, als Arten des Lebens und der Glückseligkeit möglich waren; folglich auch ein jedes zu einer gewissen Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sey. Es ist gezeigt worden, daß jedes bestimmte Art des Lebens die Regel und den Grund in sich halte, wornach sich alles übrige in dem Körper und der Seele eines jeden richtet; und daß dieses selbst bey den unvernünftigen Thieren nach der größten Weisheit und Güte zur Wirklichkeit gebracht sey, deren sinnliche Werkzeuge sowohl, als Seelenkräfte, Triebe, Fertigkeiten und anerschaffene Künste, mit jedes Lebensart vollkommen übereinstimmen. Es ist folglich gezeigt worden, daß alles regelmäßige Bemühen der Naturkräfte in den Lebendigen, insonderheit der Seelenkräfte, gerade zu einem gewissen Ziele führe, das nicht trügen kann; daß mithin eine solche Art des Lebens und der Glückseligkeit, welche darinn allein Grund hat, jedem bestimmt sey, und zur Erfüllung kommen müsse.

Nun ist unter allen möglichen Arten des Lebens auch diejenige möglich, da eine Seele von einem sinnlichen Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistigen erhoben wird: und das regelmäßige Bemühen unserer Natur, insonderheit der Seelenkräfte, führt gerade und allein zu dieser Art des Lebens, als seinem äußersten Ziele. Demnach kann auch dieses Bemühen unserer Seelenkräfte nicht trügen, sondern solche Art des Lebens ist diejenige, wozu wir von dem

Schöpfer bestimmt sind, und welche zur Erfüllung kommen muß.

§. 5.

Daß unter andern möglichen Arten des Lebens auch eine solche möglich sey, da eine Seele von einem unvollkommenern sinnlichern Leben zu einem vollkommenern, immerwährenden, geistigen erhoben wird, solches ist kurz zuvor aus der Beschaffenheit unserer eigenen Seele gezeigt worden. Denn, wenn sie, als eine einfache unverwesliche Substanz, sich auch außer dem groben Körper bewußt seyn und also leben kann; so können ihre geistigen Kräfte ohne weitere Verdunkelung und Verwirrung von sinnlicher Vorstellung, und ohne falschen Reiz zu sinnlicher Neigung, in deutlichem und mannigfaltigem Erkenntnisse des Verhältnisses der Dinge, in Einsicht der Mannichfaltigkeit und Uebereinstimmung der Natur, und der darinn ausgedrückten Weisheit und Güte des Schöpfers, in Liebe und Lust zum Guten, in eigener Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, beständig zunehmen, und dem unendlichen Geiste an Vollkommenheit immer ähnlicher werden, ohne ihm jemals gleich zu kommen. Wenn nun nach göttlichen Absichten, und nach den Regeln der Weisheit, alle mögliche Arten des Lebens in der Welt wirklich seyn müssen; so müssen auch solche Seelen wirklich in der Welt seyn, die von unvollkommenern Stufen eines sinnlichen Lebens immer zu höheren Vollkommenheiten in einem geistigen Leben steigen.

Wenn wir aber auch an solche allgemeine Wahrheit nicht gedenken, und nur den Bemühungen unserer höhern Naturkräfte nachgehen: so müssen wir erkennen, daß sie gerade und allein zu diesem Ziele führen, und auf keine andere Weise beruhiget werden können. Wir haben

haben es überhaupt mit allen Thieren und Lebendigen gemein, daß wir von Natur alle trachten glücklich zu leben. Welche Art der Glückseligkeit aber unserer Natur gemäß sey, oder zu welcher uns der Urheber der Natur gebildet und bestimmt habe, das müssen unsere besondern Naturkräfte und deren Regeln weisen. Jede Begierde, glücklich zu werden, richtet sich nothwendig nach den Schranken der Vorstellung des Guten. So wenig als eine Begierde nach einem Guten entstehen kann, davon man gar keinen Begriff hat; so natürlich ist es auch dem Willen, das erkannte Gute wollen und verlangen. Setzet man nun Seelen, die nur von einer gewissen Art des Guten eine Vorstellung haben, so ist auch deren Verlangen und Bemühen dadurch eingeschränkt; ihre Begierde kann nicht weiter gehen, und sie sind durch ihre Natur bloß zu der Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt, welche aus dem Genusse solches vorgestellten Guten entstehen kann. Setzet man aber andere Seelen, deren Vorstellung vom Guten anders ist, oder weiter geht; so muß auch ihre Begierde ein ander Ziel haben, und weiter gehen; folglich sind sie auch durch ihre Natur zu einer anderen und höheren Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt.

Diesen Unterschied sieht man aus der vorhin weitläuftiger angestellten Vergleichung der Thiere und Menschen. Ein jedes Thier hat in der Seele seine eigene Art und sein eigen Maaß der Vorstellung, dadurch ihm dieses allein als gut vorkömmt, und alles übrige unbekannt oder gleichgültig bleibt; und so ist ein jedes zu seiner Art des Lebens und der Glückseligkeit durch die Naturkräfte bestimmt. Jedoch kommen alle Thiere mit einander darinn überein, daß sie bloß vom sinnlichen und gegenwärtigen Guten eine Vorstellung haben, von einer größern und vernünftigen Vollkommenheit,

von einer längern Dauer des Lebens, von einer reinern und edlern Glückseligkeit, nichts wissen, noch dazu eine Fähigkeit, ein Verlangen oder einen Trieb bey sich verspüren. Sie sind demnach durch ihre Natur in unveränderliche Schranken eines sinnlichen gegenwärtigen Lebens eingeschlossen, vermögen und trachten nicht vollkommener oder glücklicher zu werden, erhalten ihres Leibes Nothdurft, nach eingepflanztem Triebe, genießen sie mit Lust, und sind zufrieden; das höhere und zukünftige kömmt nicht in ihre Gedanken, und macht also auch ihre Begierden nicht rege, noch ihr Gemüth unruhig; der Tod selbst überraschet sie, sie sterben, ohne daß sie selbst wissen, daß ihr Leben ein Ende habe.

Der Mensch hingegen ist von Natur, durch die vernünftige Vorstellung seiner selbst und anderer Dinge, zu einem Vermögen und Verlangen nach einer höhern, reinern und dauerhaftern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als er in diesem Leben erhalten kann, bestimmt. Es fließt nämlich natürlich und nothwendig aus der Vernunft, die eine wesentliche Eigenschaft aller Menschen ist, daß ihre Gedanken, durch Vergleichung des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen, auf das Zukünftige geführt werden, daß sie eine Vorstellung von Zeit und Dauer bekommen, daß sie voraus denken, und wenn sie sich selbst und ihr Leben nach der zukünftigen möglichen Dauer betrachten, daß ihre angeborne Begierde zum Leben sich so weit, als ihre Vorstellung der zukünftigen Zeit geht, das ist, bis ins Unendliche, erstrecken muß. Es fließt natürlich und nothwendig aus der Vernunft, daß alle Menschen sich durch ihre allgemeinen und abgesonderten Begriffe noch immer eine höhere und reinere Vollkommenheit, Lust und Glückseligkeit gedenken, als sie wirklich besitzen, oder in diesem Leben erhalten können, und daß ihr Verlan-

gen

gen folglich mit dieser niedrigen und gemischten Glückseligkeit nimmer völlig befriedigt wird, sondern der Vorstellung des größern möglichen Guten ohne Aufhören folget. Kurz, der Menschen Begierden müssen sich, vermöge ihrer Verstandeskräfte, nothwendig ins Unendliche, und über die Schranken dieses kurzen und unvollkommenen Lebens auslassen.

Man bemerkt daher, in Absicht auf den äußersten Zweck, mancherley wichtigen Unterschied zwischen den Thieren und uns. Die Thiere sind von Natur unvermögend vollkommener und glücklicher zu werden, als sie in diesem Leben sind und werden: wir aber werden selbst in diesem Leben immer vollkommener; doch nimmer so vollkommen und glücklich, als wir werden könnten. Die Thiere haben keine Vorstellung von einer höhern und dauerhaftern Glückseligkeit, als sie hier wirklich genießen: wir aber können die Dauer und Stufe des Lebens und der Glückseligkeit bis ins Unendliche in unsern Gedanken vergrößern. Die Thiere sind bloß sinnlich, und nur einer sinnlichen Lust fähig: wir aber, als vernünftige Menschen, auch einer geistigen. Die Thiere denken nicht weiter, als das Gegenwärtige: wir aber können und müssen uns auch das Zukünftige vorstellen. Die Thiere können durch die Stillung leiblicher Nothdurft völlig befriedigt werden: ein Mensch hergegen kann sich, mit aller Bemühung, weder in der sinnlichen noch vernünftigen Lust, während dieses Lebens, Genüge thun. Die Thiere bezahlen der Natur ihre Schuld; ohne den herannahenden Tod vorher zu kennen oder zu fürchten, noch an ein ferneres und besseres Leben zu denken, oder solches zu wünschen; der Mensch allein weis zum voraus, daß er sterben muß, denket mit Furcht an sein Ende, und kann nicht anders zu-

frieden sterben, als wenn er auf ein besseres Leben hoffet. [1b)]

[1b)] [Die Vergleichung der Natur und Beschaffenheit der Thiere mit der menschlichen giebt überaus einleuchtende Folgerungen an die Hand, die wir noch weiter erwägen müssen. Es ist, wie gesagt, klare und allgemeine Erfahrung, daß bey allen Arten von Thieren die Einrichtung ihrer Werkzeuge, ihrer Kräfte und eigenthümlichen Triebe sich zur Erhaltung und zum Genusse ihrer besondern Lebensart schicket, und daß sie durchgehends zu diesem Ziele reif ausgebildet werden, und kein weiteres Streben, als was auf das gegenwärtige Leben sich erstreckt, äussern können. Des Menschen eigenthümliche Fähigkeit aber, das deutliche Vergleichen eines Vergangenen und Zukünftigen, schwächet sogar die Erhaltung, sowohl als den Genuß des gegenwärtigen Lebens. Die daraus entspringenden Leidenschaften zerstören offenbar seine sonst mögliche Lebensdauer. Die Furcht einer Veränderung verbittert ihm manchen Genuß, macht ihm manchen ganz unnützen Kummer. Die stete Aussicht zu Weiterm, Bessern, macht ihm schon beym Genusse des Gegenwärtigen bald Ueberdruß, und es vergnügt ihn das Gute im würklichen Daseyn oft weniger als in der Hofnung des Zukünftigen. Wie sehr sich der Mensch auch bestrebt bloß des Gegenwärtigen rein zu geniessen, wird er es doch nie dahin bringen. Hiezu kommen noch so manche Verdrießlichkeiten von äussern Dingen, Sorgen, Angst, Abhängigkeit, Theilnehmung, Beleidigung, davon die Thiere nichts wissen. Des Misbrauchs seiner Begierden und Kräfte, welcher bey den eingeschränkten thierischen Trieben nicht Statt findet, nicht zu erwähnen. Die erste Erhebung des rohen wilden Menschen über die bloß sinnlichen Triebe, oder das, wodurch er sich von den thierischen Leidenschaften auszeichnet, ist Ruhmsucht. Diese entspringt aus einer dunkeln Vorstellung eines daurenden geistigen Genusses und wirkt Tapferkeit, d. i. Verachtung und Zerstörung des gegenwärtigen Lebens. Ja auch unsere feinere Aeusserung des vorzüglichen menschlichen Vermögens, das Sreben nach Wissenschaften, ist der Erhaltung dieses körperlichen Lebens nicht günstig. Der Viehhirte, welcher nicht mehr Kenntnisse sucht als sein Hund, wenn er nur nicht von andern Menschen gedruckt und geplagt wird, lebt am längsten, gesundesten, ruhigsten, glücklichsten. Es scheinen demnach diese

Vorzüge der Menschen fast nur für einen künftigen Zustand sich zu schicken, davon wir sie zum Nachtheile des Gegenwärtigen voraus zu erhaschen streben, und dabey wir doch unserer Natur nach zu diesem Streben getrieben werden. Kurz: es würden die Eigenschaften und Kräfte des Menschen nicht mit seinem Wirkungskreise, seiner Art des Daseyns, und folglich nicht mit der Einrichtung der ganzen übrigen Natur übereinstimmen, wenn dieser Wirkungskreis auf das gegenwärtige Leben eingeschränkt wäre. Er allein hätte, bey seinen Vorzügen, unnöthige, ja nachtheilige Fähigkeiten, da sonst jedes vollkomnere Thier mehr Genuß des Lebens als die unvollkomnern zu haben scheint. Folglich zeigt die allgemeine Uebereinstimmung der Dinge in der Welt, ohne einmal auf den Urheber zu sehen, schon das Unstatthafte der Voraussetzung, daß mit diesem Leben unser ganzes Daseyn begränzt wäre. — „Dieser mächtige, niemahls zu widerlegende Beweisgrund, (sagt Kant. Crit. d. r. V. S. 426.) begleitet durch eine sich unaufhörlich vermehrende Erkenntniß der Zweckmäßigkeit in allem was wir vor uns sehen, und durch eine Aussicht in die Unermeßlichkeit der Schöpfung, mithin auch durch das Bewustseyn einer gewissen Unbegrenztheit in der möglichen Erweiterung unserer Kenntnisse, samt einem dieser angemessenen Triebe, kann uns immer zur ungekünstelten Ueberzeugung zureichen.“]

§. 6.

Weil dieses Sehnen der Menschen nach einem dauerhaftern und bessern Leben, als das gegenwärtige ist, aus den Kräften und Regeln unsers Verstandes und Willens natürlich entspringt, und dem Wesen unserer Seele und deren Fähigkeit zu einer mehrern Vollkommenheit und Glückseligkeit gemäß ist: so kann man es nicht unter die unnatürlichen Grillen und süßen Träume der Menschen rechnen. Von diesen läßt sich allemal zeigen, daß sie den Regeln unsers Verstandes und Willens, so, wie dem Wesen und der Natur der Dinge, entgegen laufen. Aber, hat unser Wille, vermöge

seiner Natur, eine Glückseligkeit zum Ziele seines Wunsches und Bemühens, und streckt er sich natürlicher Weise nach den Schranken der vernünftigen Vorstellung von möglicher Vollkommenheit und Glückseligkeit: so muß sich auch sein Verlangen, nach den Regeln unserer Natur, über das Ziel dieses zeitlichen Lebens, in eine glückseligere Ewigkeit erstrecken. Selbst die falschen und irdischen Begierden der Menschen zeigen, daß sie ins Unendliche gehen, und daß sie bloß darum fehlen und trügen, weil sie unsere zu höhern Dingen geschaffene Natur mit endlichen und vergänglichen Dingen zu vergnügen gedenken.

Wir müssen also nothwendig daraus schließen, daß wir von dem Schöpfer zu solcher Art des Lebens und der Glückseligkeit bestimmt sind, wozu uns das Bemühen unserer Natur nach eingepflanzten Regeln führet. Es ist uns so natürlich, voraus zu denken, und uns unsern künftigen Zustand auf eine ungemessene Länge vorzustellen, als es den Thieren natürlich ist, sich bloß an das Gegenwärtige zu halten: es ist uns eben so natürlich, daß wir immer vollkommener werden können und wollen, als es den Thieren natürlich ist, daß ihre Fähigkeit und Begierden in gewissen unveränderlichen Schranken der Vollkommenheit eingeschlossen sind: es ist uns eben so natürlich, daß wir uns, bey dem Begriffe von einer möglichen längern und höhern Glückseligkeit, mit diesem kurzen Leben und dessen niedrigen und oft vergällten Lust nicht begnügen, sondern ein besseres und dauerhafteres wünschen, als es den Thieren natürlich ist, daß sie mit der gegenwärtigen Ersättigung ihrer Nothdurft und Triebe vollkommen zufrieden sind, und weiter nichts bedenken noch verlangen. Wenn nun dieses ganz offenbar ist, so ist unser natürliches Verlangen nach einem bessern und dauerhaftern Leben auch eben sowohl ein

Reiz des Schöpfers zu unserer Bestimmung, als es bey den Thieren die blinden Triebe sind.

Kann man sich wohl vorstellen, daß den Lebendigen ein Hunger nach einer gewissen Speise natürlich sey, und daß doch die Speise nicht in der Welt wäre, womit der Hunger könne ersättigt und das Leben erhalten werden? daß ihnen ein Trieb zur Gattung mit dem weiblichen Geschlechte beywohne, und daß doch nichts als männliche Thiere wären, die ihre Brunst für sich nicht stillen könnten? Kann man sich einbilden, daß Vögel von Natur einen Drang bekommen haben, gegen den Winter sich einmüthig zu versammlen, und über unbekannte Gegenden in ein entferntes Land zu eilen, und daß doch in der Gegend kein Land sey, wo sie ihr Leben fortsetzen und unterhalten könnten? Kann man sich gedenken, daß Wasserinsecten, gegen das Ende ihres dermaligen Zustandes, ein Verlangen nach der Luft haben sollten, und sich aus dem Wasser heraus begäben, wenn sie nicht, nach ihrer Verwandelung, in diesem Elemente aufs neue leben würden? [1c] Nein, die Stimme der Natur trügt nicht, sie ist ein Ruf und Wink des Schöpfers zu jedes bestimmten Art des Lebens; sie ist ein Ausdruck und zugleich ein Mittel der göttlichen Absichten. Wie könnte er denn seine vernünftigen Geschöpfe, durch ihre Natur, zu einer Vorstellung eines längern und bessern Lebens, und zu einem Verlangen nach demselben, rege gemacht haben, wenn es nicht eben dasjenige wäre, wozu er uns beschieden hat?

1c) [Diese Verwandelung ist doch in der That ein merkwürdiges Beispiel einer möglichen Fortdauer in einem ganz veränderten Zustande, und zugleich des Bestrebens, welches auf diesen künftigen Zustand deutet.]

§. 7.

Alle Vorzüge, welche uns Menschen durch die besondere Vorsehung Gottes zugestanden sind, bestätigen dieses: weil sie uns bloß in Absicht auf ein zukünftiges geistiges Leben zu Statten kommen. Wären wir hingegen nicht zu einem bessern Leben nach diesem bestimmt, so würden sie uns alle umsonst, und vielmehr zu unserer Quaal, gegeben seyn. Es ist aber nichts in der Natur umsonst; nichts ist besonders den Lebendigen, selbst den unedlern, geschweige den edlern, als zu ihrem Wohl verliehen; und aller Nutzen, welcher in ihrem natürlichen Vermögen einzigen Grund hat, ist Gottes wirkliche Absicht. Dieses stimmt mit seiner Weisheit und Güte überein; das Gegentheil aber würde sie gänzlich aufheben.

Was hülfen uns deutliche Vorstellungen, was allgemeine und abgesonderte Begriffe von Dingen, die nicht in die Sinne fallen, wenn sie uns nichts angiengen, und wenn wir bloß für dieses sinnliche Leben gemacht wären? Sind wir aber zu einem geistigen Leben bestimmt, so legen diese Begriffe den Grund zu einer höhern Vollkommenheit. Wozu diente uns das Voraussehen, oder die Vorstellung des zukünftigen Zustandes, als uns damit zu quälen, daß alles ganz gewiß bald ein Ende haben werde; und uns also auch das gegenwärtige Leben bitter zu machen? Sind wir aber für ein künftiges dauerhafteres Leben geschaffen, so ist uns die weite Aussicht in die entfernten Zeiten ein fröhlicher Blick, der den Genuß des gegenwärtigen Guten durch die Hoffnung einer unaufhörlich steigenden Vollkommenheit desto angenehmer macht, und alle Widerwärtigkeiten, ja selbst die Furcht des Todes, leicht überwinden hilft.

Was nützte uns Wahrheit und Wissenschaft zu einer solchen Zufriedenheit, als wir wünschen, da wir bey jedem klei-

kleinen Wachsthume in derselben nur desto mehr wahrnehmen, wie vieles wir nicht wissen, oder uns mit desto mehrern Zweifeln beunruhigen; wenigstens unsere Begierde zu dem mannichfaltigen Erkenntnisse der Dinge in der Welt, und deren Gewißheit, in diesem Leben nimmer ersättigen können? Ist aber dieser Erdboden, dieses erste Haus, das wir bewohnen, bloß eine Schule, darinn wir die Anfangsgründe der Wissenschaften fassen, um darnach zu höhern Dingen geführt zu werden: so legt dieses Erkenntniß den Grund zu einer weitern Einsicht, und wir können uns in dem geringen Vorschmacke der Wahrheiten schon die süße Vorstellung machen, wie wir dereinst im Reiche des Lichts die ganze Natur und alle uns noch verborgene göttliche Geheimnisse mit erleuchteten Augen beschauen werden.

Was haben wir in diesem Leben von unserer Weisheit, für Vortheil zu unserer Glückseligkeit? Die unvernünftigen Thiere werden durch einen blinden Trieb viel sicherer zu diesem Zwecke geleitet; ob sie sich gleich weder eine deutliche Absicht vorsetzen, noch die besten Mittel dazu überlegen. Nichts kann zu jedes Art des Lebens klüger ausgedacht werden, als was sie durch angeborne Fertigkeit meisterlich verrichten. Der Mensch hingegen lernt erst durch öftere Vergehungen, und durch zugezogenen Schaden, weise werden, wird es kaum mit dem Alter, wird es unvollkommen, und bekömmt doch die zeitliche Glückseligkeit mit aller seiner Weisheit nicht in seine Macht; hat aber eben darum, weil er weise ist, viel Kummer, da er die Schwierigkeit, Gefahr und Ungewißheit voraus sieht, und an seiner eigenen Schwachheit, so wie an anderer Thorheit, Arglist und Bosheit, vielfachen Ekel und Verdruß empfindet. Ist aber unser Ziel der Weisheit auf eine höhere Vollkommenheit, dazu kein blinder Trieb führen kann, auf ein göttliches Vergnügen,

das aus Einsicht der Wahrheit, und aus Uebereinstimmung der Handlungen entspringt, ja auf eine nähere Verbindung mit dem allerweisesten Wesen gerichtet; so müssen wir einmal die ersten Stufen betreten, und in unsern Lehr- und Probe-Jahren durch Fehltritte immer klüger und gesetzter werden; daß wir zur hohen Schule der Weisheit geschickt seyn mögen, wo wir unser Gemüth mit reinerer Einsicht, nach dem vollkommensten Muster der Weisheit, bilden, und daran in ungestörter Lust ergötzen können. Inzwischen müssen wir alle Mittel ergreifen, welche Gott uns darbietet, dadurch wir uns aus dem Stande der Unvollkommenheit zu einer wahren Vollkommenheit, die seinen Absichten gemäß ist, schwingen können [2]).

[2]) Es ist jedoch hier die Frage zu erwägen — wie dann in einem künftigen neuen Zustande die Erinnerung des vorigen, und also das Bewußtseyn der Fortdauer als eines und desselben Wesens, übrig bleiben könne? — Anders empfinden, anders wirken (mögte man sagen) würde alle unsere Erinnerung des Vorigen auslöschen, folglich unsere Persönlichkeit verändern, uns so gut als zu neuen Wesen machen. — Ich antworte — Fürs erste: wenn auch die eigentliche Erinnerung (Wiederholung einer gleichen Empfindung) verlöschen sollte, so wäre damit doch nicht aller Einfluß des Vergangenen aufgehoben. Desjenigen, was mit uns in unserer ersten Kindheit vorgegangen ist, erinnern wir uns auch nicht. Hat es deswegen doch nicht gewiß seinen Einfluß auf die Entwickelung unserer Kräfte und auf unser ganzes Leben? Wenn ein Taubgebohrner die Sprache erlernt und damit eine neue Denkart anfängt, so erinnert er sich fast nicht, wie er zuvor gedacht und gehandelt habe, und dies würde noch mehr der Fall seyn, wenn er nun hörend und zugleich blind würde. Bliebe aber deswegen kein Einfluß des zuvor Erworbenen? Gewiß es bleibt ein grosser Unterschied unter einem solchen nur auf neue Weise denkenden und einem Kinde, welches noch gar keine Kräfte geübt hat. Also: alle Entwickelung und Uebung der Kräfte hat auch auf folgende neue Uebung Einfluß. — Wie können

wir aber auch urtheilen, daß eine neue Verbindung kein Mittel gäbe das Vorige, wiewohl auf eine andere Weise, doch so zu überschauen, daß der Zusammenhang merkbar bliebe? Daß wir nicht so ganz davon abgeschnitten seyn werden, müssen wir vielmehr aus triftigen Gründen der Sittlichkeit, diesem Eigenthümlichen der menschlichen Natur und seiner Kräfte, schliessen. Die Erwerbung von Kenntnissen, mögte man sagen, nutzet doch den Nachfolgern in dieser Welt: wiewohl dies nur ein Geringes ist in Ansehung dessen, was ein jeder sich selbst von vorne an erwerben muß, und was in jedem Abgeschiedenen, ja oft in ganzen Geschlechtern und Völkerschaften verloren geht. Die Bestrebung aber nach grösserer Vollkommenheit des Willens bezieht sich doch nur auf jeden Einzelnen, und käme dem der mehr darin geleistet hat nicht in der Folge zu Gute, wenn er eben wie der Bösewicht durch den Trunk aus dem Fluß Lethe aller Erinnerung dessen was er gewesen und gewollt hat beraubt würde. — Nun läßt sich doch gar wohl eine neue Art von Erinnerung gedenken, welche die jetzige noch mehr als ersetzen könnte. Alles hängt ja in der Welt zusammen. Wir könnten also durch weiter ausgebreitete Beziehung mit andern Wesen als uns unser gegenwärtiger Körper verstattet zu einer Einsicht gelangen, in dem alsdann Gegenwärtigen auch Vergangenes und Zukünftiges mit zu begreiffen, gleichsam wie wir jetzt durchs Gesicht vor und hinter uns weit umher Gegenstände wahrnehmen. Ein Blindgebohrner, der nur das was ihn berührt, und also nur eins nach dem andern empfindet und denkt, kann sich auch davon keine Vorstellung machen. Schafft nun ein anderer Sinn, bey übrigens gleichem Zustande, schon so viel; was kann nicht ein ganz neues Verhältniß mit sich bringen! Zeit überhaupt ist ja nur eine Form unserer gegenwärtigen Vorstellungs-Art, die folglich nicht andern Vorstellungs-Arten, deren unzählige seyn können, zuzueignen ist. — Der Trieb zum Weitern, Bessern, Vollkommenern, welcher in unserer Natur liegt, läßt uns also allerdings auch eine persönliche Fortdauer und einen Zusammenhang unsers Bewußtseyns erwarten.]

§. 8.

Sind uns etwa Tugenden und Pflichten, deren wir uns vor den Thieren rühmen, zur Glückseligkeit ersprieß-

 licher,

licher, wenn wir unsere Hoffnung in die engen Schranken dieses sinnlichen Lebens beschließen? Ich will der Tugend so wenig, als der Weisheit, alle gegenwärtige Süßigkeit und Belohnung streitig machen. Aber unsere Tugend ist erstlich hier noch eben so unvollkommen, als unsere Weisheit. Die Bienen thun durch blinden Trieb, zu ihrer und des ganzen Stockes Erhaltung, ihr Amt und ihre Pflicht weit genauer, als wir Menschen durch unsere Tugend. Und so sind alle Thiere in ihren Handlungen vollkommen regelmäßig; der Mensch ist es allein, der noch von den Regeln seiner Pflicht abweicht. Wenn also unsere zeitliche Glückseligkeit von der Tugend abhängt, so wird sie dadurch auch nur unvollkommen erreicht werden. Allein, es ist auch keine so genaue Verbindung zwischen der Tugend und zeitlichen Glückseligkeit, daß nicht ein Tugendhafter, durch Zufälle, oder selbst durch seine Tugend, unglücklich werden könnte; wenigstens sich eben daher, weil er Pflicht und Gewissen beobachtet, mancher Vortheile der Lust, der Ehre und des Wohlstandes berauben würde. Wenn nun nach diesem Leben nichts weiter zu hoffen ist, wie können wir denjenigen für glücklich halten, der für das Vaterland, der für seine Mitbürger seine Gesundheit, seine Güter, ja selbst sein Leben aufopferte; der Wort und Zusage mit seinem offenbaren Schaden hielte; der Zölle und Abgaben mit Kränkung seines Hausstandes redlich entrichtete; der den allgemeinen Nutzen seinem eigenen vorzöge; der den Gesetzen mit Unlust und Mühe genauen Gehorsam leistete; der sich durch Zeugniß der Wahrheit gefährliche Feinde zuzöge? tausend anderer Fälle zu geschweigen. Ein solcher würde ja in der Zeit seiner Dauer nicht das geringste Gute, sondern lauter Unlust und Schaden, von seiner Tugend zu gewarten haben. Würden also nicht die meisten solche Tugend für einen leeren Ton und trügliche Einbildung halten? Würden sie nicht eine kluge Eigennützigkeit, an

deren

deren Stelle, zur Regel ihrer Handlungen machen, und, jeder nach seinem Temperament, bloß sinnliche Lust, Bequemlichkeit, Pracht, Hoheit, Macht, Wohlstand und Reichthümer, durch erlaubte und unerlaubte Mittel, suchen, wenn sie sich nur dabey vor Strafe und Schaden gesichert hielten? Allein, wenn der Mensch hauptsächlich Seele ist, wenn sich deren steigende Vollkommenheit bis in die Ewigkeit erstrecket, und dazu hier der Grund gelegt werden muß; wenn wir künftig erst die rechten Früchte unserer Bemühung von unserm Schöpfer zu gewarten haben: so ist es keine Thorheit, daß wir die geringern zeitlichen Vortheile einer dauerhaftern und höhern Glückseligkeit aufopfern.

Was soll ich endlich von der Religion sagen? Wäre es mit diesem Leben um uns gethan: so würde das Erkenntniß von Gott weder unsere innere noch äußere Glückseligkeit befördern, sondern vielmehr beide stören. Denn wir fänden in solcher Religion nur eine leere Betrachtung eines Wesens, das für uns viel zu hoch wäre, als daß wir jemals dazu gelangen könnten; ja, wir hätten alsdann ein Bild von dem Schöpfer, das uns nothwendig Unruhe und Widerwillen erwecken müßte. Wozu hätte er uns allein vor allen andern Thieren ein Vermögen gegeben, mit unsern Gedanken bis zu ihm zu dringen; wozu hätte er uns allein eine Fähigkeit verliehen, der Seele nach, immer vollkommner zu werden; wozu hätte er uns allein eine Vorstellung des Zukünftigen, und ein Verlangen nach einem unendlich glücklichern Leben eingeprägt; wenn er uns doch den Genuß alles dessen hätte versagen wollen? Würden wir ein solches Wesen als weise und gütig verehren können, daß uns zu unserer Quaal ein Gutes erkennen ließe, daß wir nicht erhalten könnten oder sollten? Würden wir nicht die Thiere in ihrer zufriedenen Unwissenheit von einem höheren Wesen und vollkommenern Zustande,

in ihrer gesättigten sinnlichen Lust, und in ihrer vergnügten Niedrigkeit, viel glücklicher preisen?

Wie könnte uns auch solch Erkenntniß und solche Verehrung Gottes in dem gegenwärtigen Leben äußerlich glücklich machen, da Frömmigkeit und Glück keine nothwendige Verbindung mit einander haben, sondern Lasterhafte und Gottlose, bey menschlicher Klugheit und günstigen Umständen, ihre Bosheit oft gelingen sehen, und prächtig, geehrt, reich, gesund und fröhlich leben; die Frommen hergegen, vielmals, eben darum, weil sie sich nach göttlicher Vorschrift richten, statt der Güter dieses Lebens, lauter Verdruß und Jammer zum Lohne bekommen? Wird denn das Betragen der Menschen gegen ihren Schöpfer weder hier, noch in einem zukünftigen Leben, nach Recht und Güte vergolten: so ist die Religion gar umsonst, und hat in keine Glückseligkeit der Menschen einen Einfluß: so wird die Hochachtung für Gottes thätige Vollkommenheit und Weisheit, die Liebe zu seiner unendlichen Güte, das Vertrauen zu seiner gnädigen Vorsehung, das Gebet um seinen Beystand umd Hülfe, die Dankbarkeit für das erhaltene Gute, der willige Gehorsam gegen seine aufmerksame Regierung, die Hoffnung auf seine künftige Vergütung, und die Furcht vor seiner gerechten Ahndung, gänzlich aufgehoben werden.

Wenn hergegen die Seele zur Unsterblichkeit im Reiche der Geister bestimmt ist, wenn sie da einen nähern Zutritt zu dem unendlichen Geiste haben wird, und von dem nach der Beschaffenheit ihres Betragens in der Welt wird angesehen werden: so giebt die Religion einen verehrungswürdigen Begriff von Gott, seinen Vollkommenheiten, seiner Absicht und Regierung über die Menschen; so bewegt sie uns, dem großen Zwecke des Urhebers unserer Natur nachzugehen, und in dem Vorschmacke einer nie-

drigern, gemischten und zeitlichen Glückseligkeit eine höhere, reinere und ewige zu hoffen.

§. 9.

Welches von beiden haben wir denn aus unsern Vorzügen vor den Thieren, nach Betrachtung göttlicher Vollkommenheit, Weisheit und Güte, zu schließen? Gesetzt, wir wären, wie die Thiere, bloß für dieses Leben geschaffen; so kämen doch die Thiere in diesem Leben durch niedrige Kräfte zu so großer Vollkommenheit, Zufriedenheit und Glückseligkeit, als nach ihrem Wesen möglich war: wir hergegen erreichten mit viel höherem Vermögen nicht den tausendsten Theil der Vollkommenheit, die unserer Natur gemäß ist, und wozu wir fähig sind; wir hätten Vorzüge, die uns zu diesem sinnlichen und zeitlichen Leben nur unnütze, ja an unserer Zufriedenheit mit einem solchen Leben, und mithin an unserer ganzen Glückseligkeit nur hinderlich wären. So würde der Schöpfer bey allen und jeden, auch den geringsten Thieren, Weisheit und Güte, bey uns keines von beiden bewiesen haben, so ferne er theils überflüßige, theils hinderliche Mittel der Glückseligkeit bey uns angewandt hätte.

Man stelle sich vor, daß ein großer Herr Knaben von besonderer Fähigkeit aussuchte, und erziehen ließe: sie fiengen nach seiner Vorschrift an, Sprachen und Geschichte alter und neuerer Zeiten zu lernen, die Gründe der Weltweisheit, Mathematik, und Naturlehre zu treiben, die Rechte, die Staatskunst, die Finanzen zu begreifen. Kaum hätten sie einen Geschmack an allen bekommen: so würde der eine dem Schuster- der andere dem Schneiderhandwerke gewidmet, der dritte würde zu einem Schäfer gethan, der vierte müßte ein Matrose wer-

werden. Was würde man von solcher Verordnung und von der Weisheit und Güte des Herrn denken? Würde man nicht sagen: wenn die Kinder zu nichts anders bestimmt waren, so hätten schlechtere Köpfe dazu genommen werden mögen? Was hilft diesen ihre Fähigkeit und ihre Wissenschaft zu so schlechter Lebensart? Vielmehr sind diese weitersehende Schuster, Schneider, Schäfer und Matrosen nur durch solche Anweisung bey ihrem Stande unzufrieden und unglücklich gemacht. Dieses wäre aber gerade der Fall mit uns Menschen, wenn wir mit unserer besondern Fähigkeit, und mit dem Vorschmacke an höhern Dingen, zu nichts, als zu einem thierischen Leben, bestimmet wären. Läßt sich nun jene Erziehung der fähigsten Köpfe von eines vernünftigen und gütigen Regenten Verordnung nicht gedenken: so kann die Bestimmung der Menschen, bey ihren vorzüglichen Naturgaben, zu einem bloß thierischen Leben noch viel weniger von dem großen Schöpfer gedacht werden, ohne seiner Weisheit und Güte zu nahe zu treten.

Würden wir Gott nicht auch besonders in dem hauptsächlichsten Vorzuge der Menschen, welcher das Erkenntniß der Religion betrifft, als unbarmherzig und grausam darstellen, wenn wir zu keiner nähern und dauerhaftern Verbindung mit ihm gelangen sollten. Die unvernünftigen Thiere sind wie die Fündlinge in einem Waisenhause: die wissen nicht, wie sie in die Welt gekommen sind, kennen keinen Vater, können sich also auch keine Gedanken zum künftigen Antheile an irgend einige Güter in den Sinn kommen lassen; unterdessen haben sie ihre Nothdurft, und sind bey ihrer Lebensart fröhlich und vergnügt. Gesetzt, ein vornehmer Herr hätte ein Kind darunter; das würde zweifelsohne, in der Unwissenheit von seinem Vater, ganz wohl zufrieden seyn, wenn es gleich nur zu einer schlechten Lebens-

art

art bestimmt wäre. Nun aber giebt sich der Fürst dem Kinde zu erkennen, und läßt ihm einen Begriff von seinem hohen Stande und seiner Glückseligkeit beybringen. Muß da nicht das Kind natürlicher Weise ein Verlangen bekommen, ihn zu sehen, und sich Hoffnung zu einer höhern Glückseligkeit machen, als seine Gefährten sich machen können? Aber nein, es soll nimmer vor ihn kommen, es soll an der großen Herrlichkeit nicht den geringsten Antheil haben, es soll sein Lebenlang im Staube kriechen. Kann ein solch Vaterherz seyn, das sich seinem Kinde als Vater offenbaret, nur damit es sich nicht väterlich beweise, damit es sein Kind quäle? Und wenn es möglich wäre, was würde unbarmherzigers und grausamers seyn können?

Sehet! die Thiere wissen auch nicht, wer sie erschaffen hat oder ernähret; sie haben keinen Begriff von dem Urheber ihres Wesens, noch Empfindung von seiner Güte, oder Verlangen sich ihm zu nähern; und Gott macht sich doch ein Vergnügen daraus, allerley Lebendigen, die ihn nicht erkennen, noch ihm danken können, mit Wohlgefallen, ihrer Natur gemäß zu sättigen. Uns Menschen aber giebt er sich allein als unser Schöpfer zu erkennen; er offenbaret uns seine Vollkommenheiten in dem Spiegel seiner Natur, er hat uns sein Bild und seine Aehnlichkeit eingeprägt, und unser Verlangen nach einem göttlichen Leben gereizet. Wer kann sich ihn dabey so unbarmherzig gedenken, daß er diese höhere Einsicht und Begierde bloß zu unserer Betrübniß und Quaal bey uns erwecket habe? Hätte er sich denn nur darum zu erkennen gegeben, damit er sich uns auf ewig entziehen mögte? Hätte er uns nur deswegen höhere Güter von ferne gezeigt, damit wir wüßten, daß sie uns versagt seyn sollen? Hätte er unsere Sehnsucht zu einem bessern und dauerhaftern Leben nur

zu,

zu dem Ende erregt, damit uns die Verzweifelung an demselben auch das gegenwärtige Leben vergällen mögte? Nein: wir haben gar zu viel Beweise von Gottes väterlicher Liebe und Güte gegen uns: er würde sich uns ganz gewiß nicht zu erkennen gegeben haben, wenn wir nicht an seinen unvergänglichen Gütern einen nähern Antheil haben sollten.

§. 10.

Wir müßten auch der Gerechtigkeit Gottes zu nahe treten, wenn wir nicht glaubten, daß er tugendhafte und fromme Menschen, die in der gegenwärtigen Verknüpfung der Dinge, aus Vertrauen und Gehorsam gegen ihn, allerley Widerwärtigkeit und Elend ausgestanden, in einem bessern Leben für ihre Treue mit desto milderer Gnade ansehen, und dagegen boshafte Frevler, welche so vielen Nebenmenschen Drangsal und Herzeleid angethan, und dennoch wohl gelebt, dereinst nach Verdienst züchtigen würde. Denn es ist einmal gewiß, daß das Naturgesetz Gottes Gesetz, Vorschrift und Wille ist: es ist unläugbar, daß Gott, nach seiner Allwissenheit und Vorsehung, aller Menschen Betragen aufs genaueste erkennet. So kann es ihm denn auch nicht gleichgültig seyn, ob sie sich seinem Willen gemäß bezeigen, oder demselben widerstreben; vielweniger kann es seine Absicht seyn, daß die Gehorsamen und Unschuldigen in ihrer ganzen Dauer mit vielem Elend, die Ungehorsamen mit Wohlleben belohnt werden sollten. Solche widrige Verknüpfung des Bösen mit guten Handlungen, und des Guten mit bösen Handlungen, könnte keinen Bewegungsgrund zur Tugend und Frömmigkeit, oder zur Ausübung göttlicher Gebote geben; sondern würde die Menschen nothwendig dahin bringen, daß sie sich an die göttliche Vorschrift nicht kehreten.

Sie

Sie wäre also wider die Regeln der Weisheit, weil sie ein Mittel wäre, das dem göttlichen Zwecke und Willen entgegen liefe. Sie würde aber auch den Regeln der Liebe widersprechen, weil sie vielmehr die Wirkungen des Hasses auf die Guten, und die Wirkungen der Liebe auf die Bösen würfe. Und dadurch würde die göttliche Regierung über die Menschen ganz verkehrt, unbillig und ungerecht gemacht.

Da nun doch dergleichen widrige Begebenheiten wirklich in diesem Leben nicht selten entstehen: so könnte Gottes Weisheit, Liebe und Gerechtigkeit gegen die Menschen, nicht gerettet werden, wenn kein anderes Leben wäre, worinn diese Disharmonie aufgelöset, und, als in dem letzten Auftritte der Schaubühne, die gekränkte Unschuld gekrönet, die tobende Bosheit gestraft würde. Wer kann denn von dem höchsten Wesen, und von seiner Vollkommenheit, anders gedenken, als daß er diese Schicksale nur aus besondern Ursachen auf eine kurze Zeit zugelassen und verhängt habe, gleichwie er das Gewitter auch über die gute Saat, Sonnenschein auch über das Unkraut ergehen läßt? Es muß aber eine Zeit kommen, da das gute Betragen der Menschen, gleich als ein guter Saame, desto reichere Frucht und Aernte gewähret, und das Böse, wie das Unkraut, ersticket und vertilget wird. Es muß ein ander Leben erfolgen, da die durch manche Versuchung bewährte Treue der Frommen sie zu ihrer rechten Vollkommenheit, und zum vollen Genusse ihrer Früchte bringen, sodann aber auch von den Lasterhaften, durch die Folge und Vergeltung ihrer Bosheit, unterscheiden wird. Alles unser vorzügliches Vermögen gedeiet in diesem Leben noch zu keiner Reife, alles bereitet sich nur zu einem künftigen vollkommenern Zustande: wie könnten wir denn hier schon die reifen Früchte unsers Bemühens ärnten?

§. 11.

Es ist nur ein sehr seichter Trost, damit ein Atheist die Menschen in solchem Falle gegen die Sterblichkeit aufzurichten suchet: als ob die Tugend sich selbst schon in diesem Leben eine genugsame Belohnung für alle Widerwärtigkeiten gäbe. Alle menschliche Tugend ist sehr unvollkommen, und kann daher für sich selbst keinen völligen Selbstgefallen oder ungestörte Gemüthsruhe wirken, zumal solche, die gegen das gehäufte Unglück Stand hielte. Aber eine Tugend ohne Religion (wo sie anders alsdenn noch den Namen der Tugend verdienet) ist gewiß von der niedrigsten Art, und nichts, als eine feinere Eigenliebe, die ihre Lust an gewissen natürlichen, zuweilen auch nur jedes Einbildung und Eigensinn gemäßen Handlungen findet. Wenn nun die menschliche Natur auch für leibliche Schmerzen, Krankheiten, Beschimpfung, Mangel der Nothdurft, Beraubung der Freiheit, Treulosigkeit vermeinter Freunde, und tausend andere Unfälle, die wir nicht in der Macht haben, empfindlich ist: so giebt es einem Menschen wider so vielen Verdruß, der die Seele von außen bestürmen kann, nur ein ohnmächtiges Gegengewicht, daß er sich selbst in seinen Handlungen gefällt. Vieles kann der Mensch erleichtern und überwinden, wenn er auf einen bessern Zustand Hoffnung hat: aber wer sich selbst, gegen die Natur, diese Hoffnung versaget, dem ist es auch bey den besten Tagen schrecklich zu gedenken, daß er bald aufhören wird zu seyn, geschweige, wenn er auch in der kurzen Zeit seiner Dauer nichts als Elend, Noth und Verdruß empfinden soll.

Wir Menschen sind viel zu unvollkommen, schwach, abhängig und empfindlich, als daß wir uns lediglich an uns selbst halten, und unser Vergnügen, unsere Lust und

und Glückseligkeit allein in unserer eigenen Macht und unserm Willkühr haben könnten. Hergegen sehen unsere Begriffe und Begierden viel zu weit und hoch hinaus, als daß wir unsere Natur mit der gegenwärtigen innern und äußern Vollkommenheit, oder mit einer so kurzen und oft vergällten Lust zufrieden stellen könnten. Der allein kann sich beruhigen, der im Erkenntnisse seiner Abhängigkeit von dem weisesten und gütigsten Regenten der ganzen Welt gelassene Zuversicht auf die Vorsehung schöpfet; der seines Schöpfers Vorschriften und Absichten, so viel in seinem Vermögen ist, treulich und emsig folget, und in dem fröhlichen Genusse des gegenwärtigen Guten seine Hoffnung nach einer künftigen unendlich größern und dauerhaftern Vollkommenheit und Glückseligkeit, als dem wahren Ziele seiner Bestimmung, strecket.

§. 12.

Wenn ein Atheist auch keinen andern Irrthum hegte, als daß er sich alle Hoffnung eines fernern Lebens abschneidet, so wäre der allein genug, ihn schon in diesem Leben misvergnügt und unglücklich zu machen. Er kann sich, nach seiner Natur, das bevorstehende Ende nicht aus dem Sinne schlagen, und die täglichen Sterbefälle anderer Menschen, selbst seiner Gesellen, erinnern ihn fleißig daran. Die eingepflanzte Liebe zum Leben macht ihm also den Tod zum schrecklichsten Bilde, das ihn allenthalben begleitet, und alle seine gegenwärtige Lust störet. Je älter er wird, desto mehr nimmt die fürchterliche Vorstellung zu, und ihm bleibt nichts, als Verzweifelung, übrig. Allein, wir mögen ihn auch nach allem seinen übrigen Denken und Thun im ganzen Leben betrachten: so finden wir lauter Ursache, sein Elend zu beklagen, und hergegen die Religion, auch wegen des wichtigen Einflusses in unsere zeitliche Glückseligkeit, hoch zu schätzen.

Hat und braucht ein Atheist einigen Verstand: so ist nicht möglich, daß er sich mit irgend einem Lehrgebäude der Atheisterey beruhigen könne. Denn, wie mag er doch in seinen unendlichen Reihen von vergangenen Geburten und Veränderungen, die er nicht absehen kann oder will, klares Licht und Erkenntniß finden? Oder, welche Kraft ist in der Welt und Natur, welche lebendige Thiere hervor bringen könne? Was enthält ein wüstes Ungefähr für verständlichen Grund der Dinge, und was für eine Regel, daraus Ordnung und Uebereinstimmung zu erklären stünde? Wie kann ihm eine unbedingte Nothwendigkeit: die er vor aller Möglichkeit der Dinge, und also selbst vor ihrem Wesen willkührlich annimmt, zur Ursache genug seyn? [Wie kann er den Grund aller Einstimmung in der Welt lieber in eigenthümlichen Kräften aller unzähligen, die Verhältnisse von sich selbst und vom Ganzen nicht kennenden Dinge, als in Einem alles übersehenden Wesen, einer alles hervorbringenden Quelle, suchen?] oder warum stellet er sich das als ewig und selbständig vor, was von Ewigkeit seiner Wirklichkeit nicht genossen, und in Ewigkeit nicht genießen wird? Wie will er dasjenige, was in seiner eigenen Seele vorgeht, aus mechanischen Gesetzen der Materie begreiflich machen, oder was ihm sein inneres Bewußtseyn überzeuglich sagt, verläugnen? Es fehlt ihm an aller derjenigen Klarheit und Deutlichkeit, die eine zuverläßige Einsicht von der Richtigkeit seiner Meinung geben kann: und je wichtiger die Sache ist, welche er gegen das allgemeine, auch der vernünftigsten Leute, Urtheil verwirft, desto zweifelhafter und unruhiger tappet er in seinem finstern Irrgarten herum.

Allein, was muß auch nicht für Verwirrung, Streit und Vorwurf in seinem Gemüthe entstehen, wenn er hier wider eben dieselben Regeln denkt, wornach er sonst aller

übri-

übrigen Dinge Wahrheit und Falschheit bestimmet? Wo wird er sonst in seinem Forschen der Dinge zufrieden seyn, wenn man ihn ins Unendliche verweist, die Antwort nur verschiebt, und seine Frage nimmer auflöset? Nun will er doch den Ursprung der Geburten in unendlichen Reihen der Vorfahren, das ist, in keinem Ursprunge, in Nichts, gefunden haben. Sonst erkennet er alles für endlich, dem sich noch etwas in seiner Art hinzufügen läßt: hier soll die Anzahl der vormals Lebenden unendlich seyn, ob sie gleich täglich durch neue Geburten vermehrt wird.

Will er den Ursprung der Menschen und Thiere gelten lassen, aber seine Zuflucht zu einem Ungefähr nehmen: so urtheilt er abermals wider sich selbst. Er verwirft sonst leere Töne, und fordert in den Ursachen natürlicher Begebenheiten, daß sie völligen Grund in sich halten sollen, woraus die Wirkung verständlich zu erklären ist. Hier soll ein bloßer Zufall, eine wilde Gährung in einem todten untauglichen Schlamme, eine Ursache von dem künstlichen Baue der thierischen Leiber, von ihrem Leben, von der Empfindung, vom Verstande und freien Willen, ja von angebornen Künsten seyn. Er nimmt in seinem Zufalle Regeln an, die der Ordnung und Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen gerade widersprechen. Er erkennet, daß jetzo keine Kraft in der Welt ist, welche von ungefähr lebendige Thiere, ohne Mutter, erzeugte. Doch soll die Natur solches vor Zeiten vielmals gethan haben. Sie soll alt, unvermögend und unfruchtbar geworden seyn, da sie doch in seinen Gedanken ein ewiges, nothwendiges, selbständiges Wesen ist.

Wie kann er aber sonst eine blinde Nothwendigkeit der Dinge, ohne Widerspruch, ergreifen? Er erkennet die körperliche Welt als leblos. Wenn es ihr denn, vermöge dessen, einerley ist, ob sie ist oder nicht ist, ob sie so, oder anders ist: wie soll ihr wirkliches Daseyn, und ihre be-

stimmte Beschaffenheit, in ihrem eigenen Wesen nothwendigen Grund haben? Er kann nichts in der leblosen Welt und Natur selbst finden, womit alles übereinstimmen könnte; sie ist also keiner innern, eigenen Vollkommenheit fähig: wie kann sie denn das allervollkommenste Wesen seyn? Er kann sich keine leblose Maschine gedenken, wo sie nicht von einem Werkmeister um der Lebendigen willen hervorgebracht ist; warum will er denn die Weltmaschine ohne Urheber und Absicht gedenken? Das sind Widersprüche, die kein vernünftiger Mensch in seinen Gedanken zusammen reimen, und dabey er einer zuverläßigen Gemüthsruhe genießen kann.

§. 13.

Soll denn die liebe Natur sein Abgott werden: wie will er sich selbst antworten, wem sie von Ewigkeit zu Ewigkeit arbeitet, da sie ohne Leben, Empfindung und Verstand ist? Warum müßte das die erste, selbständige Kraft seyn, die ewiglich für sich selbst verborgen, und ein Nichts bliebe? Sind alle Kräfte und Wirkungen in einer steten Reihe von einander abhängig: wie soll denn endlich alles von Nichts abhängen? Setzet die Wirkung und Uebereinstimmung in dem Laufe der Natur eine gewisse Stellung der Dinge voraus, ehe sie diese übereinstimmende Wirkung hervor bringen können: muß denn nicht etwas vor der Natur gedacht werden, welches die Dinge mit ihrer Natur geschaffen, und jedem seinen Ort und seine Stelle zur übereinstimmenden Wirkung angewiesen? Wenn ein jedes Ding beweglich, und also sein Ort veränderlich, und nicht nothwendig ist: wie kann denn die Naturkraft und deren Uebereinstimmung, die von dem Orte abhängt, nothwendig seyn? und warum könnte nicht eben diese Natur, nach eben denselben Regeln der Kräfte, in einer andern Ordnung und Verbindung, wi-

der sich selbst wüthen? Wenn es Misgeburten giebt, die natürlich entstehen: sind denn nicht Regeln der Kräfte, oder eine Verbindung der Theile möglich, die das Gegentheil von wohlgestalten Geburten hervorbringen können? Wenn die mechanischen Regeln der Bewegungskräfte in dem Wesen jedes Dinges oder in dem Ganzen nothwendigen Grund hätten: woher läßt sich denn keine einzige geometrisch beweisen, wo man nicht etwas willkührliches voraus setzet? Wie wird doch ein Atheist sich selbst darauf, ohne inneren Zweifel, Widerspruch und Verwirrung, antworten?

Sonst, wenn wir ein Werk sehen, das mit einem Zwecke oder Nutzen vollkommen übereinstimmet: so schliessen wir, daß es einen verständigen Urheber habe, und daß dessen Absicht dahin gehe, womit die Sache übereinstimmet. Hier aber soll die vollkommenste Uebereinstimmung der Dinge mit dem Nutzen der Lebendigen ohne Urheber, ohne Absicht seyn. Die unvollkommenen Denkbilder von einem kleinen Theile der Natur sind bey dem Atheisten Verstand, Wissenschaft, Weisheit: und das vollkommenste Urbild in der wirklichen Welt, wodurch er klug geworden ist, woraus er alles gelernt hat, wovon er den million-tausendsten Theil mit allem Witze nicht erforschen oder ergründen kann, soll ohne Verstand, Weisheit und Absicht geworden seyn, was es ist. Er schließt täglich in natürlichen Dingen aus dem Grunde der Absicht und des Nutzens, daß dieses oder jenes seyn, daß es so und nicht anders seyn müsse; dennoch läugnet er eben den Grundsatz, woraus er alles geschlossen, daß es Absichten gebe, daß nichts in der Natur umsonst sey. Er betrachtet die Werke der Natur, nach ihrer Einrichtung, Ordnung, Kraft, Wirkung und Uebereinstimmung, nicht ohne Vergnügen und Bewunderung: dennoch soll das, was seinen Verstand so sehr ergötzet, und wor-

wornach er seinen Verstand bildet, ohne allen Verstand und Einsicht gemacht seyn. Er beschauet seines eigenen Leibes künstlichen Bau, und sieht, daß darinn nicht das geringste, kein Knöchlein, keine Sehne, Ader, Drüse, Haut, kein Mäuslein, kein Gefäß umsonst sey; er spüret und genießt alle Augenblicke den Nutzen davon; und doch zweifelt er, ob das Auge zum Sehen, das Ohr zum Hören, Mund, Magen und Gedärme zum Essen und Verdauen gebildet sind. Er erstaunet über der unvernünftigen Thiere angeborne Fertigkeiten und Künste, darinn sie, ohne eigene Erfindung, ohne Erfahrung und Unterricht, aufs vollkommenste, zu ihrer und ihres Geschlechts Erhaltung, handeln. Was denkt er denn doch: woher kömmt diesen solche Weisheit? soll auch Kunst, und deren Anwendung zum Nutzen, nicht mehr aus Verstand und Absicht fließen?

Sage ein jeder, ob sich ein Mensch, der Verstand braucht, nach denen Regeln, die er sonst im Denken zum Grunde legte, Genüge thun, und sein Gemüth beruhigen kann, wenn er Gott und göttliche Absichten aufhebt, und ob er nicht vielmehr in tausendfältigen Widerspruch und Verwirrung gerathen, ja von jedes Dinges Betrachtung, wegen seiner Blindheit des Verstandes, oder vielmehr wegen seiner Verstockung, innerlich beschämt und bestraft werden müsse. Kann er sich die Augen, gegen klare, offenbare, und jedem einleuchtende Wahrheiten, mit dem lockeren Hirngespinnste eines künstlich ergrübelten Systems, so verschließen, daß er nicht den Stral des göttlichen Lichtes zu seiner inneren Beunruhigung öfters empfinden sollte?

§. 14.

§. 14.

Ich brauche es übrigens solchen Atheisten, die sich bloß durch übertriebene Spitzfindigkeit im Denken verirret haben, nicht vorzuhalten, daß sie den natürlichen Neigungen und Begierden der menschlichen Natur entgegen handeln. Sie wissen es selbst, sie fühlen ihre Abweichung von dem Wege der Glückseligkeit, sie beklagen ihren Zustand, sie wünschen oft mit Wehmuth von denjenigen Wahrheiten überführt zu seyn, welche ihnen eine Ruhe der Seelen, die ihre Natur verlangt, von ferne zeigen.

Alles vernünftige Vergnügen der Menschen entsteht aus dem anschauenden Erkenntnisse der Vollkommenheit, sowohl in den Dingen außer uns, als in uns selbst. Je mehr also einer Vollkommenheit in den Dingen außer sich erkennet, und in sich selbst hervorbringt und sieht, desto vergnügter und glücklicher ist er. Hergegen, wer diese Vollkommenheit nicht erkennet, sondern vielmehr lauter Unvollkommenheiten außer und in sich wahrzunehmen vermeinet, der beraubt sich nicht allein vieles Vergnügens, sondern macht sich auch durch seine verkehrte Vorstellung lauter verdrüßliche und betrübende Gedanken. Ein Atheist räumet erstlich das Urbild aller Vollkommenheit, die ewige Quelle alles Lebens und Verstandes, aller Weisheit und Güte, aus seinen Gedanken weg, und setzet dafür eine ewig todte Materie, die keine innere Vollkommenheit hat noch haben kann, die ihres Daseyns selbst nimmer genießt, und einer blinden Nothwendigkeit unterworfen ist. Er mag denn nun auch in der Welt und Natur betrachten, was er will, so bleibt ihm doch das Vergnügende durch seinen Wahn verborgen. Ich beziehe mich auf deren Empfindung, welche jemals in den Werken der Natur eine verständige Ordnung, Uebereinstimmung und Ab-

sicht bemerkt, und durch die daraus erkannte unendliche Kunst, Weisheit, Vorsehung und Güte des Schöpfers, von süßer Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht, Liebe und Dankbarkeit gegen denselben gerühret sind. Die werden sich am lebhaftesten vorstellen können, was sich ein Atheist für einen großen Theil des menschlichen Vergnügens abschneide, da es ihm nach seinen Grundsätzen unmöglich ist, die Dinge aus einem solchen Gesichtspunkte zu betrachten. Und wenn ihm ja wider seinen Willen ein Stral der göttlichen Weisheit aus diesem Spiegel einleuchtet, so kann er ihn nicht anders, als zu seiner Verwirrung und Beschämung, empfinden. Sonst sieht er in diesem unermeßlichen Raume nichts, als ein wildes Schicksal, das ohne Verstand und Absicht über eine todte Materie blindlings tyrannisiret, theilet, mischet, bildet, zernichtet, wie es fällt. Ja, er befleißigt sich, lauter Unordnung und Unvollkommenheit in der Welt zu entdecken, und alles als wüste, verkehrt, häßlich und scheußlich anzusehen.

Er betrachtet sich selbst, gegen seine innere Empfindung und sein Bewußtseyn, als einen bloßen Klumpen Materie, und zernichtet sein wahres Ich, seine Seele, in seinen eigenen Gedanken. Er sieht sich in dem nothwendigen Laufe der Dinge auf eine kurze Zeit belebt, um bald wieder zu vergehen. Wenn andere sich noch unterdessen mit sinnlicher Lust zu ergötzen suchen, so speiset er sich mit trockenen und unnatürlichen Grillen, die weder Körper noch Geist ermuntern, sondern vielmehr beide niederschlagen. Er empfindet keine freudige Dankbarkeit gegen den Geber des Guten, keine getroste Hoffnung auf das Zukünftige, keine Zuversicht zu einer gnädigen Obhut, keine gelassene Ergebung in eine weise Führung. Unter vielen Klagen über das Böse, über die Nichtigkeit des Lebens, und

über das Schicksal, ist sein einziger Trost, **ich muß;** und so sieht er sich durch den schnellen Strom der Zeit in den Abgrund einer ewigen Vernichtung hineingerissen.

§. 15.

Sind aber diejenigen besser daran, welche, ohne einen Gott zu erkennen, und ohne vieles Nachdenken, blindlings der sinnlichen Lust nachjagen? Ich halte es nicht dafür. Indem sie sich des Gebrauchs ihrer Gemüthskräfte entäußern, an Wahrheit, Wissenschaft und Einsicht keinen Geschmack haben, und von keinem vernünftigen Vergnügen wissen: so handeln sie ihrer Natur entgegen, und berauben sich des edelsten Theiles der menschlichen Glückseligkeit. Ihr Verstand ist eine Wüsteney voll grober Unwissenheit und Dummheit, die keinen Selbstgefallen, sondern Scham, Ungewißheit, Zweifel, Unschlüßigkeit, lange Weile, Furcht und Reue hervorbringen. Selbst die sinnliche Lust wird von solchen Leuten durch keinen Verstand, Witz und Wohlstand erhöhet und geschärfet, sondern es wird bloß ein grober Kützel mit stumpfen und betäubten Sinnen in ein Paar Gliedmaaßen empfunden. [Den regen Trieb zu immer neuen Vorstellungen wissen sie nicht anders als durch Zerstreuung zu befriedigen, die aber bald alle Neuheit verliert und nicht den wahren Fortschritt, die Erweiterung gewähret, welche zu suchen der Seele eingeprägt ist.] Weil sie auch den Zucker des Lebens zur täglichen Kost und zur Sättigung gebrauchen; so höret er eben darum auf, süß zu schmecken, und gedeiet zum Ekel. Sie genießen also in der That auch der gröbern sinnlichen Lust in weit geringerer Maaße, als diejenigen, welche sie seltener und mäßiger, zur Nothdurft, und zur Erquickung von nützlicher Arbeit,

gebrau-

gebrauchen, und zugleich mit Verstande, Witze und vernünftigem Gespräche würzen. Weil sie hergegen Sclaven ihres Affects sind; und auf ihre Natur und ihren Wohlstand mit übertriebener Ausschweifung einstürmen; so schwächen sie ihre Leibes- und Gemüthskräfte vor der Zeit, ziehen sich die empfindlichsten Schmerzen und Krankheiten zu, erschöpfen ihr Vermögen, zerrütten ihr Hauswesen, setzen sich in Verachtung, Haß und Abscheu aller ehrlichen Leute. Bald verläßt sie die Wollust ganz, und ihre Freude nimmt ein klägliches Ende.

§. 16.

Allein, von solchen unglückseligen Mittelthieren zwischen Vieh und Menschen braucht es nicht weiter Vorstellung zu machen. Sehet mir aber einen witzigen Atheisten, der nicht allein die grobe Wollust, sondern auch alle übrige schandbare Laster und Bosheit, mit Verachtung aller Religion und alles Gewissens, als den einzigen Weg zur Glückseligkeit vorzustellen bemühet ist. Man streitet bisher, ob die Atheisterey zu Lastern führe, und der menschlichen Gesellschaft und Glückseligkeit gefährlich sey. Aber man muß aufhören, daran zu zweifeln, wenn man des **La Mettrie** Schriften lieſt, und überführt werden, daß ein **Spinoza** und sehr wenige seines gleichen, nicht nach dem System der Atheisterey, sondern bloß nach Temperament, Erziehung und Gewohnheit, ehrbar gelebt haben.

La Mettrie hat einerley Grundsätze mit andern Atheisten: es ist kein Gott; die Welt und die Natur ist ewig; alles, was entstanden ist, ist durch ein Ungefähr entstanden; alles ist Materie; der Mensch ist nichts, als eine bloße körperliche Maschine; Seele und Geist sind nur lauter leere nichtsbedeutende Töne; ein anderes

Leben,

Leben, als dieses, ist nicht zu hoffen. Was folgert er aber daraus? Also entsteht alle Glückseligkeit des Menschen von einer gesunden und starken Leibesbeschaffenheit, und besteht in einer angenehmen sinnlichen Empfindung; also muß ein jeder, der glücklich seyn will, seinen angenehmen Empfindungen, welche die Maschine seines Körpers mit sich bringt, nachgehen, alles aber, was dazu nichts beyträgt, oder denselben Einhalt thut, für Blendwerk halten; also ist alles, woran einer nach dem Temperamente seiner Maschine Lust findet, es werde gut oder böse genannt, ein wahres wirkliches Mittel zur Glückseligkeit, und alles erlaubt. Liebe, oder vielmehr Wollust, ist, nach des **La Mettrie** besonderm Temperamente, der höchste Gipfel der Glückseligkeit. Wenn aber ein anderer an andern Dingen Vergnügen findet, so laß ihn ohne Scheu dessen satt werden, und sich darinn nähren. Vernunft und Wissenschaft quälen die Menschen nur mehrmals; Recht, Tugend, Pflicht, Ehrbarkeit, Gewissen, sind lauter Thorheiten und erdichtete Dinge, die der Glückseligkeit hinderlich sind, und davon man höchstens nur den Schein um des Pöbels willen nöthig hat. Also kann auch ein Schelm, Dieb, Mörder, Säufer, Hurer, und blutgieriger Tyrann, soferne ein jeder an solchen Thaten Vergnügen findet, dadurch glückselig werden, daferne sich nur ein jeder vor Schaden, der Unterthan vor den Strafen, der Tyrann vor der Faust eines herzhaften Patrioten, in Acht nimmt. Die andern Menschen, die dadurch leiden, sind zwar zu beklagen: aber diese Menschen, deren Maschine von Natur so beschaffen ist, können doch nicht anders handeln, noch anders glückselig werden.

Dieses sind keine Folgerungen, welche ich dem Manne aufbürde, sondern sie sind ganz deutlich in seinen Schriften enthalten, und zum Theile noch weit härter

ter und schandbarer ausgedruckt. Es sind aber auch Folgerungen, davon ich nicht absehen kann, wie sie irgend ein anderer Atheist von seinem Lehrgebäude ablehnen will, da er in den Grundsätzen einig ist. Das beste ist, daß sie schon an sich selbst die vollkommenste Widerlegung der Atheisterey enthalten, und einem jeden, der seine und anderer Menschen Glückseligkeit vernünftig sucht, einen wahren Abscheu vor der Quelle so vieler Bosheiten und Schandthaten beybringen. Wenn **la Mettrie**, nachdem er den Menschen erst zur Maschine, hernach zur Pflanze gemacht hatte, sein letzteres Buch vom glücklichen Leben, l'Homme bête & plus que bête betitelt hätte, so würde er den Inhalt am richtigsten entdeckt haben: und keine Vorstellung ist geschickter, den Menschen endlich durch solche Stufen auch zum Menschen zu machen, indem er hiedurch in sich schlagen und erkennen muß, wie weit wir verfallen würden, wenn wir ohne Religion wären.

§. 17.

Wie elend wäre das ganze menschliche Geschlecht und die bürgerliche Gesellschaft daran, wenn ein jeder diesen Lehren folgen wollte. Warum sollte denn einer seine süße Empfindung, seine Bequemlichkeit und Ruhe, seine Mittel, seine Gesundheit, sein Leben, als ein ehrlicher Mann, als Ehemann, Vater, Bürger, Kriegsmann, der Frauen, den Kindern, den Mitbürgern, dem Vaterlande aufopfern? Tugend und Gewissen, Pflicht, Ehre und Nachruhm, wären ja nur leere Wörter in seinen Gedanken: warum sollte er denn dieses einzige Leben, nach welchem nichts zu hoffen ist, für andere, und nicht für sich, anwenden? Was hielte einen Geld- und Ehrgeizigen zurück, daß er nicht Treue und Bund bräche, Recht und Freundschaft verletzte, durch Betrug und List zu Reichthümern, durch Gift

und Meuchelmord zu Erbschaften, durch Verleumdung und Lügen zu Würden, durch anderer Gut und Blut zur Hoheit zu gelangen trachtete, wenn er darinn seine einzige Glückseligkeit gesetzt hätte, und sonst nichts achten wollte? Welcher Bürger, welcher Freund und Bruder, welcher Ehegatte, welcher Sohn, wäre vor den andern seiner Freiheit, Ehre, Güter und seines Lebens sicher, wenn er etwa dem Vortheile oder dem Vergnügen des andern im Wege stünde? Würde der Zwang und die Strafe der Gesetze etwas gegen so wohl unterrichtete Bosheit helfen? Nein: Keiner würde sich selbst für so einfältig halten, daß er nicht etwas erfinden sollte, dabey er seine Absicht, heimlich oder unter einem Scheine des Rechten, ausführen könnte. Selbst Könige und Regenten würden für ihre eigene Person durch nichts mehr geschützt seyn, wenn eine feine Arglist und ein kühner Frevel, bey der Unterdrückung alles Gewissens, erlaubte Mittel der gesuchten Nachfolge im Reiche, der Eroberung von Ländern, oder auch nur der Selbstrache, wären.

Wie könnte denn die menschliche Gesellschaft, wie könnte der Atheist selbst, und ein jeder mit seiner Glückseligkeit, bey solchen Lehrsätzen bestehen? Sind es nicht Gedanken, die gerade gegen aller Menschen Natur, und gegen den allgemeinen Zweck, der uns eingepflanzt ist, anlaufen? Sind wir denn wohl dazu gemacht, Atheisten zu seyn, und durch diesen Weg glücklich zu werden?

§. 18.

Allein, wir wollen einmal den Menschen, außer der Verbindung, für sich selbst betrachten: würde ihn des la Mettrie Atheisterey glücklich machen? Er selbst urtheilt, daß Vernunft und Wissenschaft die Menschen

nur quälen [2b]). Und ich glaube es gerne, wenn sie solche Meinungen und Regeln hegen, wie la Mettrie. Denn die lassen sich mit gesunder Vernunft und ächter Wissenschaft nicht zusammen reimen. Ich nehme dieses für ein Geständniß an, daß er an Wahrheit und gründlicher Wissenschaft keinen Geschmack gefunden, und folglich alles des reinern und edlern Vergnügens beraubt gewesen sey, welches aus der Einsicht des Zusammenhanges der Dinge, und aus dem Gebrauche der höhern Verstandeskräfte entspringt. Ich nehme es für ein Geständniß von seiner eigenen Verwirrung und Gemüthsunruhe, so oft er seine gesunde Vernunft und sein Gewissen über seine Lehrsätze befraget. Beide mußten ihm nothwendig verdrießliche Hofmeisterinnen werden, die ihn innerlich beschämten, und ihm stets seinen Unfug aufrückten. Es ist nicht möglich, daß ein Atheist seinem Verstande Genüge thun, und den inneren Widerspruch seiner Meinung nicht empfinden sollte; geschweige, wenn er sich Regeln des Lebens gemacht hat, welche aller natürlichen Ehrbarkeit entgegen laufen.

La Mettrie befleißigt sich, lauter Unvollkommenheit und Unordnung in der Welt zu finden. Da ist dieses und jenes unnütze, häßlich, schädlich: das eine sollte so, das andere nicht so seyn oder gehen. Selbst seine Abgöttinn, die Natur, ist blind und unverständig, alt und kraftlos, alles wird durch ein wüstes Ungefähr regieret. Er selbst hat keine Seele, sondern ist eine bloße zerbrechliche Maschine, gleichwie die Thiere sind; und hat nach diesem kurzen Leben nichts weiter zu hoffen. Wenn er also nicht allein alles außer sich, sondern auch sich selbst höchst unvollkommen macht: so benimmt er sich nothwendig allen Grund zu einem dauerhaftern Vergnügen, das unserer Natur gemäß ist. Muß er nicht hergegen höchst misvergnügt werden, so oft er alles

um sich aus seinem verkehrten Gesichtspunkte beschauet, daß es ihm in allen Theilen und Begebenheiten wild, verwirrt, unnütze, mangelhaft, böse, scheuslich und gefährlich lassen muß. Er dünket sich in diesen wüsten Raum der Welt durch ein blindes Ungefähr oder Schicksal, ohne Endzweck, hinein geworfen zu seyn, da er mit seiner Schwäche tausenderley Zufällen bloß gestellt ist, da ihn keine obere Macht schützet, kein gütiger Rathschluß zu einer gewünschten Glückseligkeit bestimmt hat: sich selbst allein gelassen, mit sich selbst und der Natur übel zufrieden, ohne Zuversicht und Hoffnung des Zukünftigen.

Diese betrübten und fürchterlichen Gedanken sucht er bey sich und andern, durch sinnliche Lüste, so gut zu unterdrücken, als möglich ist. Er muß aber zuvor Vernunft und Gewissen, Recht und Pflicht, Tugend und Ehrbarkeit, aus dem Herzen verbannen, und zum eiteln Wahne machen, damit er die Leute überrede, sie können ohne Bedenken alle und jede Laster und Schandthaten begehen, daran sie nach ihrem Temperamente ein Vergnügen finden. Er mag wohl in der That für sich kein so böses Herz gehabt haben, diejenigen Thaten, welche andern Menschen zum Nachtheile gereichen, zu billigen. Denn er war der Wollust ganz ergeben. Aber zum Unglück wollte er ein allgemeines Lehrgebäude der thätigen Atheisterey machen, und da mußte er nothwendig allen Lastern das Wort reden. Sonst äußert er hin und wieder einen Abscheu gegen die Laster, welche andern Menschen Leid und Drangsal zufügen, und die bürgerliche Gesellschaft elend machen. Er beklagt diejenigen, welche von solchen bösen Leuten belästigt werden. So muß er ja aber in sich selbst den Unterschied des sittlichen Guten und Bösen gefühlt haben; so ist ja Recht und Tugend nicht ein leerer Ton. Wie sollte denn ein

Mensch, der solche Laster selbst an sich hat, von der Empfindung seiner eigenen Unvollkommenheit frey bleiben, zumal, wenn er die schlimmen Folgen davon erfährt? Hat **la Mettrie** wohl glauben können, daß ein **Tiberius**, ein **Domitianus**, in sich so vergnügt und ruhig gewesen, als ein **Titus Vespasianus** und **Marcus Antoninus**?

Wenn er aber seine geliebte Wollust nicht anders zu vertheidigen weis, als durch einen allgemeinen Grund, der alle Laster, auch diejenigen, welche ihm selbst misfallen, gut heißt: so widerspricht er sich, und entschuldiget sich schlecht in seinen eigenen Gedanken. Es läßt auch, als wenn er an einem Orte von der Völlerey dieses Affects etwas wieder nüchtern geworden wäre 2c). **Ich habe zwar, schreibt er, vor Zeiten, alle Trunkenheit, welche die Wollust in meine Sinne ergossen hatte, wieder aus meiner Feder fließen lassen; aber jezt mache ich mich von den Fallstricken dieser Sirene los, und billige, vielleicht aus Temperamente, eine größere Mäßigkeit. Ich will, daß künftig nur die Nothdurft, als die wahre Mutter des Vergnügens, meine Wollust reizen, und, so zu reden, den Glockenschlag zu meiner Lust angeben soll.** Das war ein kleiner Anfang, von dem Viehischen wieder zum Menschlichen zu kommen. Er gesteht gleich darauf, daß die sinnlichen Lüste, ihrem Wesen nach, viel zu kurz und selten wären, als daß sie einen so dauerhaften Zustand wie die Glückseligkeit ist, ausmachen sollten. Dennoch meint er, wären dieselben als ein Blitz der Glückseligkeit anzusehen, ohne welchen die Freude im Leben verstümmelt und unvollkommen seyn würde. Wie kann er denn durch die einzige Wollust glücklich werden, wenn sie ihm nur wenig vergnügte Augen-

Augenblicke schenket? Gewiß, die Glückseligkeit des Menschen muß hauptsächlich durch ein reineres, sanfteres und beständigeres Licht erheitert, und das wilde Feuer der sinnlichen Lüste durch Vernunft und Pflicht gemäßigt werden; sonst wird uns die Wollust zu einem zerschmetternden Blitze, und inneren Brande, der unsere Kraft, Gesundheit, Ruhe, und selbst das Leben jämmerlich verzehrt.

Mich dünkt, das aufrichtige Bekenntniß eines Mannes, der aus der sinnlichen Wollust sein einziges und höchstes Gut machte, beweist sattsam, daß sie nur ein flüchtiger und trüglicher Schimmer der Glückseligkeit sey, und der menschlichen Natur nicht Genüge thun könne. Da sie aber bey Unterdrückung der Vernunft, Religion und Sittlichkeit, nothwendig, unnatürlich, ausschweifend und zügellos wird; so bezahlt sie die kurze und niederträchtige Freude mit vielen bittern Schmerzen, Krankheiten, Schande, Verachtung, Reue, Furcht und frühem Tode. Wenn auch der wollüstige Atheist mitten in dem Genusse des sinnlichen Kützels betrachtet wird, so ist er doch, nach seiner Vorstellung, daß mit diesem Leben alles aus sey, nicht anders anzusehen, als ein Missethäter, der gewiß weis, daß ihm das Leben unwiderruflich abgesprochen sey. Denn ob er schon auf einige unbestimmte Tage oder Wochen gut gespeiset wird, und sonst erhalten kann, was ihm gelüstet; so verbittert ihm doch die Gewißheit seines peinlichen Endes allen Genuß der Lust. Er mag sich noch so sehr bemühen, daß er bloß an die gegenwärtige süße Empfindung denken, und deren noch recht froh werden will: so schiebt ihm doch die Einbildungskraft, bey aller angenehmen Reizung der Sinne, allezeit das gräßliche Bild des Todes vor. Man höre den **la Mettrie** selbst sprechen [3]). **Ich** gestehe es selbst, sagt er,

daß meine ganze Philosophie mir nichts hilft, daß ich den Tod nicht als die allertraurigste Nothwendigkeit der Natur betrachten sollte: und ich wollte, daß ich diese Vorstellung, welche mich so niederschlägt, auf ewig verbannen könnte. Denn ich höre gleichsam schon auf, zu seyn, so oft ich daran denke, daß ich einmal nicht seyn werde. Dieses innere Gefühl der Gemüthsunruhe, welches der Mann bey aller seiner Wollust aufrichtig an den Tag legt, giebt einen unläugbaren Beweis, wie sehr und oft die Lust bey solchen Leuten vergället und gestöret werde, welche sich die Hoffnung eines fernern Lebens abschneiden. Und mir ist ein gleiches auch von einigen Grüblern zuverläßig bekannt, daß sie sich nicht weniger mit den Gedanken der Sterblichkeit vielmals quälen, und überhaupt in ihrer stillen Forschung mancherley unruhige Vorstellungen haben. Das ist die nothwendige Folge eines Lehrgebäudes, welches alle Religion ausschließt: weil diese allein eine Versicherung geben kann, daß wir zur Unsterblichkeit von unserm Schöpfer bestimmt sind; gleichwie sie überhaupt allein der menschlichen Natur nach allen unsern Kräften Genüge thut [4]).

[2b]) Traité de la Vie heureuse par Seneque avec un Discours du Traducteur sur le même Sujet, pag. 29. *Autre consequence de tout ce qui a été dit: l'Esprit, le Savoir, la Raison sont le plus souvent inutiles à la felicité, et quelque fois funestes et meurtriers: ce sont des ornemens étrangers, dont l'ame peut se passer, et elle me paroit toute consolée de ne les point voir dans la plupart des hommes qui souvent les méprisent et les dédaignent; contens du plaisir de sentir, ils ne se tourmentent point au fatigant métier de penser. Le Bonheur semble tout vivifié, tout consommé par le sentiment.*

[2c]) pag.

²c) pag. 126. *Je ne prétens pas faire consister le Bonheur dans la Volupté; car, quoique j'aye autrefois fait couleur de ma plume toute l'yvresse qu'elle avoit repandue dans mes sens, me degageant aujourd'hui des pieges de la Sirene, je souscris (par tempérament peut-être) à plus de moderation, et veux que le besoin seul, ce Père du Plaisir, l'appelle désormais, et sonne, pour ainsi m'exprimer, l'heure de ma volupté. Mais si les plaisirs des sens sont essentiellement trop courts, et trop peu fréquens pour constituer un état aussi permanent que la félicité, regardons les du moins comme des éclairs de Bonheur, qui ne peuvent manquer, sans rendre les joyes de la vie imparfaites et tronquées.*

³) Abregé des Systemes, §. 8. *J'avoue moi même, que toute ma Philosophie ne m'empéche pas de regarder la mort comme la plus triste necessité de la nature, dont je voudrois pour jamais perdre l'affligeante idée — je cesse d'être en quelque sorte, toutes les fois que je pense que je ne serai plus.*

⁴) [Daß indessen diese Wahrheiten sich uns nicht mit der lebhaften Klarheit darstellen, als die sinnlichen Dinge und was zur Erhaltung unsers gegenwärtigen Lebens erfodert wird, hat seinen guten Grund und Nutzen. Sie gehören zwar zu unserm weitern Zwecke: aber dieses Leben mit den gegenwärtigen Verhältnissen sollte doch unser nächster Zweck seyn. Sähen wir nun unsern künftigen Zustand so klar vor Augen als man das Ufer an der andern Seite eines Flusses siehet; so würden wir gewiß immer dahin schielen und uns des gegenwärtigen Lebens nicht so annehmen als wir sollten. Wir würden das, was in der gegenwärtigen Verknüpfung gethan werden soll, versäumen oder mit Unlust thun, und die Stufen, durch welche wir gehen sollen, zu überspringen suchen. Genug also, daß wir von jenen Aussichten schon so viel durchschimmern sehen, als unsern Verstand zu seiner Würde erheben und unsere Hoffnung beleben kann.

Es waren auch dergleichen Nachspürungen ehemahls den rohen Menschen, so wie noch jetzt einigen Völkern, die nur auf ihrem nöthigen Lebensunterhalt bedacht seyn müssen, noch unbekannt. Sind sie aber deswegen nur erkünstelt und nicht aus der Natur hergehohlt? Ein Kind denkt noch auf gar keine Ursachen und Folgen: kann sie deswegen der aufgeklärte Mensch nicht mit Zuversicht aufspüren, und ist diese Aufspürung nicht in seiner Natur gegründet? Das menschliche Geschlecht muste ja, eben wie einzelne Menschen, seine Kräfte erst langsam und stufenweise ausbilden, und die Ordnung des Ganzen erfoderte alle die verschiedenen Stufen der Entwickelung des menschlichen Verstandes, durch welche derselbe, von Blindheit und Irrthümern, nicht allein gegangen ist, sondern, welche in so mancherley Abänderung, von dem rohesten bis zum ausgebildetsten Menschen, von den unsinnigsten Volksmeinungen bis zu den Einsichten des scharfsinnigsten Wahrheitsforschers, jetzt und noch künftig auf dem Erdboden gefunden werden. — Die Einsicht und Ueberzeugung von Religions-Wahrheiten ist dem rohen Menschen nicht so nöthig als dem ausgebildeten. Jener denkt nur auf seine nächsten wenigen Bedürfnisse und macht sich keinen Kummer wegen der Zukunft. Dabey sind seine Sitten so einfach, daß er keines Gesetzes bedarf. Ganz anders verhält es sich mit dem ausgebildeten Menschen, der sich vielfache Bedürfnisse geschaffen, viele Leidenschaften erregt hat, und weiter nachdenkt. Wenn dieser sich für ein unabhängiges Wesen, ja für ein augenblicklich vorübergehendes Wesen hält; muß er dann nicht nach la Mettries Lehren den gegenwärtigen Augenblick auch nur zur gegenwärtigen Befriedigung, ohne alle andere Rücksicht zu nutzen suchen? Wird nicht das natürliche oder aus anderweitigen Lehren geschöpfte Gefühl von Sittlichkeit durch die nun allein zum Zweck übrig bleibende Sinnlichkeit bald abgestumpft? Wird er nicht alles ihm nur nun widrig bleibende Vorausdenken so viel möglich im Genuß gegenwärtiger Lust zu ersticken suchen? Wird er das Wohl seiner Nebenmenschen achten, da ihm keine Verantwortung, kein künftiges Erwägen seiner Handlungen vorschwebt? — Daß dieses die natürlichen Folgen einer solchen Denkungsart seyn müssen, ist offenbar. Wie weit es damit gehen werde, wenn die Bemühungen zur Verdunkelung unserer Ueberzeugung von einem allweisen und allgütigen Urheber und Regierer der Welt und von der höhern Bestimmung des

Menschen, und überhaupt zur Untergrabung aller Gründe unserer edelsten Nachforschung, fernern Eingang finden sollten; mag die Erfahrung künftiger Zeiten lehren. Vielmehr aber ist zu hoffen, daß, wie alle Unordnung in der Welt durch höhere Kraft zum Besten geleitet wird, so auch, bey allem Zweifel und Widerspruche, die Einsicht von Uebereinstimmung und Gründe, welche unserer Vernunft sowohl als unsern Trieben Genüge leistet, durchdringen und siegen werde.]

§. 19.

Die Natur des Menschen kann theils nach der Verbindung mit andern Menschen, theils für sich betrachtet werden. Auf beide Weise aber hat die Religion eine gleiche Uebereinstimmung mit ihr, und einen gleichen Einfluß in ihre Glückseligkeit.

Wir sind durch unsere wesentliche Beschaffenheit zur Geselligkeit, zur Erziehung, und zum Gebrauche der Vernunft gewiesen, um zu leben, um Menschen, und menschlich glücklich zu werden. Die erste Nothdurft erheischet die Geselligkeit der Aeltern, ohne deren Pflege, Wartung und Beistand wir bald jämmerlich umkommen, oder für unsere Lebtage elend seyn würden. Wenn nun die Aeltern keine Religion hätten, und bloß ihren Lüsten nachhiengen, so würde der natürliche Trieb der Kinderliebe sehr oft, durch die sinnlichen Reizungen der Wollust, und durch die Empfindung der großen Beschwerde bei der Erziehung, erstickt werden. Man würde die Kinder entweder nach alter Weise wegwerfen, oder durch Nachläßigkeit verderben und verwildern lassen, oder, wenn sie an einer neuen Heirath hinderlich wären, heimlich aus dem Wege räumen. Das Gewissen allein hindert Tausende an diesem Unternehmen, und macht vielen so gar die Last der Wartung und Erziehung ihrer Kinder leicht und angenehm. Demnach haben die Kinder sowohl ihr

 Leben,

Leben, als ihre Gesundheit und Geschicklichkeit, guten Theils, der Religion der Aeltern zu danken.

Die Aeltern aber würden ihren Kindern nur kümmerliche Hülfe leisten, wenn sie nicht selbst in anderer Menschen Gesellschaft Schutz und Sicherheit, nebst einem Vorrathe von allem, was zum Unterhalte und zur Bequemlichkeit des Lebens gehöret, genössen. Demnach haben auch die Pflichten der Geselligkeit unter erwachsenen Menschen in die Erhaltung und Glückseligkeit der zarten Jugend einen großen Einfluß. Wenn nun eine menschliche Gesellschaft ohne Religion nicht bestehen kann, wie bereits oben gezeigt ist, so haben schon die Kinder in ihren ersten Jahren die Früchte der Religion auch von andern Menschen in der Gesellschaft zu genießen.

Setzet nun eine genugsame Anzahl Kinder, die, nach des la Mettrie Grundsätzen und Entwurfe, zu einer künftigen Republik erzogen sind. Man hat ihnen zeitig beigebracht, Gott, Geister, Seele, Gewissen, Sittlichkeit sind nichts, als thörichte Einbildungen, womit sich andere Menschen plagen; wir sind bloße körperliche Maschinen, die weiter nichts, als dieses sinnliche Leben, zu gewarten haben: dieses müssen wir uns recht zu Nutze machen, und alles thun, was uns gelüstet, wenn wir wollen glücklich seyn. Setzet, sage ich, so erzogene Menschen, lasset sie eine Republik unter einander anfangen, und darinn nach ihren eingesogenen Lehren handeln. Was wird entstehen? Weil sie sämmtlich eine Regel angenommen, wornach ein jeder sich allen Pflichten zum gemeinen Besten entziehen, und alles ohne die geringste Einschränkung thun kann, was der Wohlfahrt und Sicherheit der Gesellschaft und deren Mitbürger entgegen ist: so ist nicht möglich, daß sich solche Glieder, in einer Gesellschaft, zur Beförderung allgemeiner Wohlfahrt und

Sicher-

Sicherheit, und zur Beobachtung der Gerechtigkeit und Liebe gegen jeden, verbinden lassen. Eine solche Republik muß also bald in sich selbst zerfallen, und ein jeder wird für sich, weil er wider die Natur der Menschheit ungesellich ist, höchst elend seyn. Wir sind nicht geboren, Atheisten zu seyn.

Setzen wir hergegen Menschen, in deren Gemüthern ein Erkenntniß Gottes und seiner Absichten thätig und wirksam geworden ist: so werden sie auch das Naturgesetz und die Pflichten der Geselligkeit zu ihrer Regel machen, niemand auf irgend eine Art weder heimlich noch öffentlich beleidigen, jedem das Seinige aus Gewissen leisten, aller Bestes befördern, Liebes- und Freundschaftsdienste, ob man sie gleich durch Recht von ihnen nicht erzwingen kann, freiwillig üben, und einen Theil ihrer Arbeit, Mühe und ihres Vermögens zum gemeinen Wohl anwenden. Deswegen darf in solcher Gesellschaft keine Lust fehlen, die das gegenwärtige Leben vergnügt und fröhlich macht; sie sey nun bloß sinnlich, oder mit Witze und Geschmack gewürzet; oder sie werde auch allein in Erforschung der Natur, in Künsten und Wissenschaften gesucht. Ja, ich behaupte, daß so gar mehrere, feinere und schärfere sinnliche Lust und Ergötzung genossen wird, wo die Religion unsere Begierden vor Ausschweifungen bewahret, und in Ordnung gebracht hat, wo man die Ergötzlichkeiten seltener, und zur Nothdurft und Erquickung braucht; wo man sich auf eine aufrichtige Treue, Liebe, Freundschaft und Gefälligkeit der Bekannten verlassen kann; wo man Erfindung, Gespräch, Scherz, Witz, Umgang, durch Verstand, Wahrheit, Ehrbarkeit, in Schranken setzet, und nicht weniger zum Nutzen, als Vergnügen richtet; wo man unter andern auch dieses zum anständigen Zeitvertreibe macht, daß man die Einrichtung, Ordnung, Schönheit und Vollkommenheit

der Natur, als Muster der unendlichen Weisheit, Kunst, Absicht, Güte und Allmacht des Schöpfers betrachte.

§. 20.

Es wird zwar eine so vollkommene Gesellschaft, wo alle und jede Mitglieder die Religion in volle Uebung bringen, eben so wenig jemals zur Wirklichkeit kommen, als eine Republik von lauter Atheisten wirklich seyn kann. Aber es ist genug, daß der Begriff und die Regel einer atheistischen Republik die größte Unvollkommenheit darstellet, sich selbst aufhebt, und der Natur und Glückseligkeit der Menschen ganz entgegen ist; jene aber, welche die Religion in allen Mitgliedern verlangt, einen Begriff und eine Regel ihrer größten Vollkommenheit enthält, wohin wir zwar, durch vieler Schuld, nimmer gelangen werden, aber doch alle mehr und mehr zu streben haben. Wir hören ja nimmer auf, die Naturgeschichte, Erfahrungen, Künste, Wissenschaften und andere nützliche Dinge weiter zu treiben, und mehr auszubreiten, ob wir gleich wohl wissen, daß wir sie nimmer zur Vollkommenheit bringen, noch ganz allgemein machen werden. Vielweniger lassen wir uns in den Sinn kommen, zu denken, daß sie der menschlichen Natur nicht gemäß, oder entbehrlich und unnütze wären; und daß die Menschen besser daran wären, wenn sie nichts von allen wüßten und übten. So würde es auch sehr thöricht seyn, zu glauben, daß die Religion deswegen, weil sie nimmer bey allen in vollkommene Uebung gebracht werden wird, der bürgerlichen Gesellschaft unnöthig, und dagegen Ungötterey und Laster derselben ersprießlicher wären.

Die wenigen, welche eine ungeheuchelte Religion, nach Vernunft und Christenthum, thätig beweisen, machen

chen uns schon den Umgang und den Handel in der menschlichen Gesellschaft zuverläßig, vertraulich und nutzbar. Und andere, welche doch wenigstens so viel Empfindung von der Religion haben, daß sie keine vorsetzliche Bosheiten begehen, machen die Gesellschaft erträglich. Beide können sie auch, bey anderweitiger Geschicklichkeit, angenehm und vergnügt machen. Wir sehen in diesem edlern Theile der Menschen, was für güldene und silberne Zeiten im menschlichen Geschlechte seyn würden, wenn es möglich wäre, dasselbe von allen unartigen Schlacken zu reinigen: und alle Regenten, die das Wohl ihrer Unterthanen, ja ihr eigenes Bestes beherzigen, haben dahin zu sehen, daß eine wahre Religion mehr und mehr in den Gemüthern ihrer Unterthanen fruchtbar, und dadurch die Verbindung und Pflichten in der ganzen Gesellschaft immer unverbrüchlicher und heiliger gemacht werden.

Wenn einige Laster zuweilen der menschlichen Gesellschaft, in gewisser Maaße, Vortheil bringen: so geschieht solches nicht, so ferne sie Laster sind, sondern nur zufälliger Weise; oder vielmehr durch die weiseste Vorsehung des Schöpfers, der die Verknüpfung unter den Menschen so fest geschlungen, daß auch diejenigen, welche sich und andern zu schaden bemüht sind, dennoch ohne und wider ihren Willen etwas zum allgemeinen Besten beytragen müssen. An sich aber schadet ein Lasterhafter sich und andern allezeit, ja weit mehr, als er Vortheil bringen kann. Es verhält sich mit Lasterhaften überhaupt nicht anders, wie mit einem, der sich durch unzüchtige Unmäßigkeit eine böse Krankheit zugezogen hat. Der giebt auch den Aerzten, Wundärzten und Apothekern, den Krämern und Handwerkern, ich will nicht sagen, den Huren, zu verdienen; aber er verschwendet sein Vermögen mit Schande, zerstört seine

Kräfte,

Kräfte, Gesundheit und Leben, vor der Zeit, leistet dem gemeinen Wesen diejenigen Dienste nicht, dazu er doch natürliche Fähigkeit hatte, steckt Unschuldige mit seiner Krankheit an, und pflanzt sie auf seine Frau und Familie fort, verführt manches unschuldiges Mädchen und manche Ehefrau, richtet Zank und Uneinigkeit unter Ehegatten, Aeltern und Kindern, ja unter den besten Freunden an, und stiftet tausendfältiges Unheil.

§. 21.

Wenn wir aber das Verhältniß der Religion zu eines jeden einzelnen Menschen Beruhigung und Glückseligkeit, außer der Verbindung mit andern Menschen, betrachten: so ergiebt sich leicht, daß unsern Naturkräften, nach deren Regeln und äußerstem Zwecke, allein durch die Religion Genüge geschehen, und eine wahre, dauerhafte Zufriedenheit angedeien könne.

Ein Mensch kömmt so auf die Welt, als wenn einer im tiefen Schlafe, ohne sein Wissen und Willen, in ein Schiff gebracht würde, und sich, wenn er erwachte, mitten in einer unbegränzten See befände. Wird ein solcher Mensch damit zufrieden seyn, daß er in dem Schiffe Essen und Trinken, eine kleine Gesellschaft, eine Spielkarte, oder ein Paar Bücher zum Zeitvertreibe findet? Wird er nicht vielmehr bekümmert fragen: wo bin ich? wie bin ich hieher gekommen? was soll ich hier machen? wo soll ich hin? bin ich auch in guten Händen? und wer regiert das Steuerruder? Gewiß, ein Mensch müßte sein ganzes Leben verträumen oder vertändeln, oder in einem steten Rausche zubringen, wenn er nicht so viel erwachte, daß er eben diese Fragen, über sein ganzes Seyn und Schicksal in

der

der Welt, an sich thäte. Und wie kann er sich darinn beruhigen, als durch die Religion?

So wenig als sich in unendlichen Reihen einem wüsten Ungefähr, in einer blinden Nothwendigkeit der leblosen Welt, oder Natur, verständlicher Grund der Dinge und unser selbst, finden läßt; und so unzufrieden, zweifelhaft und verwirrt ein Gemüth werden muß, das darauf alles Denken, Verlangen und Hoffen bauen will: so sehr thut es den Regeln unsers Verstandes und Willens Genüge, wenn wir ein lebendiges, unendlich weises, gütiges und mächtiges Wesen für das erste, ewige und selbständige erkennen, das die ganze leblose Welt und Natur, mit allen möglichen Lebendigen, zu ihrem Wohl hervorgebracht, und besonders uns Menschen, in gewisser Ordnung, zu einem immerwährenden glückseligen Leben bestimmt hat.

Es läßt sich begreifen, daß ein lebendiges Wesen selbständig und ewig sey; aber nicht, daß ein solches das erste wäre, welches von Ewigkeit seines Daseyns nicht genossen hätte, und dem es seinem Wesen nach allezeit einerley wäre, ob es sey oder nicht sey, so oder anders beschaffen sey. Es stimmt mit der ganzen Natur der Dinge überein, daß sie einen Anfang gehabt, zufällig sey, und um der Lebendigen willen geschaffen worden; aber nicht, daß sie nothwendig um ihrer selbst willen seyn müsse. Nun sieht man den allgemeinen Grund der Wirklichkeit, der Einrichtung und des Zusammenhanges der Welt. Nun ist es verständlich, warum dieses ganze Wesen in lauter lichte und finstere Kugeln vertheilt ist, da sie Wohnhäuser für alle mögliche Arten der Lebendigen haben seyn sollen. Nun ist es klar, wem die ganze Natur arbeitet, warum sich die finstern Kugeln um die lichten wälzen, warum sie mit

einem

einem Dunstkreise umgeben sind, wozu sie in gewisser Ordnung und Maaße Licht und Wärme genießen, was endlich die erste Ursache und äußerste Absicht aller Gesetze der Bewegung sey. Nun sehen wir ein, warum auf unserm Erdboden, nebst uns, so viele wunderbare Geschöpfe der lebendigen und leblosen Dinge ihr Daseyn bekommen haben; wie jede mögliche Art des Lebens die Regel enthält, wornach der Bau des thierischen Körpers und seiner Gliedmaaßen, wornach die Kräfte, Triebe und Fertigkeiten der Seelen eingerichtet sind; wie wir endlich selbst, durch unser vorzügliches Vermögen, zu einer Vollkommenheit bestimmt sind, die von einem sinnlichen und vergänglichen Leben zu einem geistigen und immerwährenden steigen soll.

§. 22.

In diesem großen Entwurfe des Zusammenhanges aller Dinge, welchen uns schon die bloße vernünftige Religion darstellet, ist lauter Uebereinstimmung, die nicht allein dem Gemüthe keine Dunkelheit und Verwirrung zurück läßt, sondern es selbst zu aller Vollkommenheit bildet, und sein natürliches Verlangen ersättigt. Wir haben darinn ein Urbild aller Vollkommenheit, dessen Betrachtung uns allezeit in entzückende Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe setzt. Wir fangen selbst an, verständig und weise zu werden, so ferne wir von dem großen Verstande, der sich in dieser Einrichtung und Ordnung der Welt offenbaret, und von den edelsten Absichten, die darinn aufs klügste ausgeführt sind, Einsicht bekommen. Unsere Wissenschaft von der Natur, und deren Mannichfaltigkeit im Großen und Kleinen, von den allgemeinen und besondern Gesetzen der Bewegung, von dem Laufe der Sterne, von den Ursachen der Veränderungen am Himmel,

in der Luft und auf dem Erdboden, von der Beschaffenheit, Erzeugung, Nahrung und Wachsthume der Thiere und Pflanzen, und was unsern Geist sonst mit Erkenntniß begabet, alles dieses ist nichts, als ein schwacher Abdruck derjenigen Weisheit und derer Regeln, die Gott in seinem Werke der Schöpfung wirklich ausgeübet hat. Sie ist auch nur in so ferne reizend und nahrhaft, als wir die Vollkommenheit und Uebereinstimmung der Dinge, und die bequemste Erfüllung des gütigsten Zweckes, welchen der Schöpfer gehabt, darinn wahrnehmen. Dann finden wir in der Erforschung und Betrachtung der Dinge eine unerschöpfliche Quelle des reinsten Vergnügens, immer neue Wunder, Meisterstücke, und Muster eines unendlichen Verstandes. Dann empfinden wir die Vorzüge unserer Seele, da wir in dem Buche der sichtbaren Natur des unsichtbaren Geistes weiseste Gedanken und liebreichste Meinung in einem Zusammenhange einsehen. Dann schmecken wir die Vortheile der Religion, wenn wir, was Thoren, aus ihrem falschen Gesichtspunkte, unordentlich, verwirrt, unvollkommen, böse, widrig und fürchterlich vorkommen muß, nach seiner innern Schönheit, Ordnung, Verbindung, Uebereinstimmung und Nutzen, mit einem Worte nach der wahren Absicht des großen Urhebers, zu beurtheilen wissen.

Wenn nun unser Verstand von Natur bemühet ist, den Grund, die Ursache und den Zusammenhang der Dinge klar und deutlich einzusehen, und der Betrachtung solcher Gegenstände hauptsächlich mit Lust nachhängt, welche am lehrreichsten, am wichtigsten, am schönsten sind: so thut die Religion allein unserer Natur in diesem Bemühen Genüge, weil sie uns die Vollkommenheit der Dinge in ihrem rechten Zusammenhange zeigt. Alles übrige Erkenntniß kann seinen Nutzen und seine Anneh-

nehmlichkeit haben, soferne es der Religion unterworfen und nicht entgegen ist. Sonst ist es entweder eine eitle Tändeley, die dem Geiste nicht die rechte Nahrung, Ersättigung und Stärke giebt; oder es beunruhiget und verwirret auch sogar, wenn es uns alles in der Welt als zufällig, wüste, zerrüttet, unordentlich und häßlich vorstellet.

§. 23.

Wie verhält sich aber die Religion zu unserm Willen? Wir wollen alle glücklich und zufrieden seyn. In den Zustand setzt uns aber die Religion ausnehmend, theils, weil sie unsere Begierden in die Ordnung und Übereinstimmung bringt, welche unserer Natur gemäß ist, theils, weil sie uns so viele und so edle angenehme Empfindungen gewähret, als wir vernünftig verlangen können, und alle widrige Empfindungen überwiegt und versüßet.

Ich sage erstlich, daß uns die Religion zufrieden stellet: indem sie unsere Begierden in solche Ordnung und Uebereinstimmung bringt, die unserer Natur gemäß ist. Ein Mensch hat natürlicher Weise zu vielen und mancherley Dingen Begierde, so ferne sie seine Vollkommenheit des Leibes, der Seele, und des äußerlichen Zustandes zu befördern scheinen, und folglich Lust der Sinne oder des Gemüthes versprechen. Er kennet aber in seinen Begierden keine Schranken, sondern sein Verlangen geht immer weiter, und erstreckt sich ins Unendliche. Es kann also nichts unsere natürlichen Begierden erfüllen und zufrieden stellen, als was einen Wachsthum der wahren Vollkommenheit und dauerhaften Lust ins Unendliche zum äußersten Ziele hat, und diesem äußersten Bemühen alles übrige ähnlich und einstimmig macht,

macht, folglich die Begierden in Ordnung bringt. Dieses aber kann ein wirksames Erkenntniß Gottes und seiner Absichten, oder die Religion, allein bey uns ausrichten.

An sich läßt sich nichts vollkommeners gedenken, als ein Wesen, das ein selbständiges, ewiges Leben hat; ein Verstand, der alles Mögliche, und alles Möglichen mögliche Uebereinstimmung, das ist, alle Wahrheit und Vollkommenheit aufs deutlichste einsieht; ein Wille der aus der unendlichen Fülle seiner eigenen Zufriedenheit und Glückseligkeit, allen möglichen Lebendigen ausser sich so viel Vollkommenheit und Lust mitzutheilen geneigt ist, als eines jeden Wesen in der Verknüpfung der Dinge leidet; eine Macht, durch welche die unermeßliche Welt, in der herrlichsten Ordnung und Uebereinstimmung, zu Wohnhäusern aller Lebendigen, hervorgebracht ist und beständig erhalten wird. Ein Wesen, von dem alles, was Odem hat, abhängt, und das in der Vollkommenheit seiner Werke, besonders in der Lust und Glückseligkeit der lebendigen Geschöpfe, seinen grossen Zweck stets mit eigener Lust bewirkt sieht: dieser Begriff an sich erfüllet alles, was wir Großes und Herrliches denken können; er reizet uns zur Bewunderung, Hochachtung, Ehrfurcht und Liebe; er wird durch die aufmerksame Betrachtung der sichtbaren Werke in der Natur, und der darinn offenbarten Weisheit und Güte, lebhaft, überführend und wirksam; er bildet unsern Verstand und Willen zu einer ähnlichen Vollkommenheit, so weit es unsere Natur leidet, daß wir nunmehr, von einem so großen Urbilde erfüllet und eingenommen, an nichts, was unedel, unfläthig und boshaft ist, Geschmack und Belieben finden, und uns auch zu den Menschen, in deren Eigenschaften sich das Göttliche ausdrückt, am liebsten halten.

 Wenn

Wenn wir aber die Absicht der göttlichen Schöpfung besonders auf uns ziehen, daß er uns zur Glückseligkeit, und zwar zu einer solchen bestimmt habe, die von der jetzigen kurzen und gemischten zu einer reinern höhern und ins Unendliche wachsenden steigen soll: so kann ja wohl nichts unserm Wünschen und Verlangen, in allem seinen Umfange, völliger Genüge thun, nichts uns stärker bewegen, in die göttliche Absicht und Ordnung zu treten, und alle unsere Neigungen nach diesem großen Zwecke zu richten. Wir sehen und empfinden an uns selbst, daß der weiseste und gütigste Schöpfer diese Absicht in unserer Natur ausgedrückt habe; so, daß wir uns selbst zuwider und gehäßig seyn müßten, wenn wir von solcher Absicht und Vorschrift abwichen. Unsere Seele wird selbst durch ihre Naturkräfte, und durch die Regeln, wornach sie bestimmt sind, auf den Weg der Wahrheit und Vollkommenheit gebracht. Unsere Beachtung der Gegenstände folgt natürlicher Weise dem klärsten Eindrucke, und locket uns dadurch zur Wißbegierde, zum Lichte und Erkenntnisse. Unsere Reflexion und Vernunft macht sich schon in der Kindheit von dem Beachteten allgemeine und deutliche Begriffe, forschet bald darauf nach Ursachen und zureichendem Grunde, kann wissentlich nichts Widersprechendes gedenken, und muß das Einstimmige bejahen. Wir haben von Natur an Ordnung, Uebereinstimmung und Vollkommenheit, sowohl außer, als in uns, Lust. Selbst das einstimmige Betragen der Menschen, nach dem Naturgesetze, nach Pflicht und Tugend, reizet uns zum Wohlgefallen, zur Hochachtung, zur Liebe, zur Nachahmung. Wir können von Natur nichts anders wollen, als so ferne wir es gut halten, nichts verabscheuen, als so ferne wir es böse halten; wir wählen unter vielen Guten das beste, unter mehreren Bösen das geringste; und wir können unserer Begierde

gierde zum Guten, zur Vollkommenheit, zur Lust und Glückseligkeit keine Schranken setzen.

Je mehr wir nun in diesen eingepflanzten Grundregeln unserer Natur die weiseste und liebreichste Absicht des Schöpfers auf unsere Glückseligkeit, und deren in die Ewigkeit reichenden Wachsthum, einsehen: desto williger werden wir in solche Ordnung treten, die alle unsere Begierden zur Erfüllung bringt; wir werden uns darinn, selbst durch die Erfahrung der dabey gespürten Gemüthsruhe und Zufriedenheit, befestigen, und uns einer gnädigen Obhut des Schöpfers, dessen Vorschrift wir aufrichtig gefolgt sind, zuversichtlich getrösten. In solcher Gemüthsverfassung braucht uns auch keine fürchterliche Vorstellung seiner Macht und Strafgerechtigkeit zu einem Gehorsame zu zwingen, noch von Ausschweifungen abzuschrecken, weil wir die göttliche Absicht von selbst zu unserer eigenen gemacht haben.

§. 24.

Leute, welche sich die Religion, und ein Leben, das darnach eingerichtet ist, als etwas Gezwungenes, Trauriges, und von aller Lust Entferntes vorstellen, die müssen davon sowohl, als von ihrer eigenen Natur und Glückseligkeit, nothwendig ganz irrige Begriffe haben, oder in ihren Neigungen schon sehr verdorben seyn. Wenn wir uns auch nur in dem gegenwärtigen Leben betrachten so genießen wir darinn von der Religion so viele und so angenehme Empfindungen, damit keine falsche und ausschweifende Lust zu vergleichen ist.

Verbietet uns etwa die Religion den Wohlschmack an Essen und Trinken? Gar nicht; sondern sie ver-

doppelt und erhöhet dieses Vergnügen, indem sie uns des Gebers erinnert, der für Menschen solche unendliche Mannichfaltigkeit der Speisen geschaffen, und unsere Zunge zu so vielfältigem Genusse der Lust bereitet hat. Sie erhält und vergrößert den Wohlschmack, da sie uns lehrt Maaße halten, und dabey arbeiten, damit wir zu jeder Mahlzeit eine ungekränkte Gesundheit, neuen Appetit und ein aufgeräumtes Gemüth mitbringen.

Untersagt sie uns Bequemlichkeit und Wohlstand in Kleidung, Behausung und Bedienten? Keinesweges. Sie macht es wohl gar zur Pflicht bey denen, deren Leibes- und äußerlicher Zustand solches erfodert. Aber sie warnet uns vor Weichlichkeit, welche die Kräfte des Leibes und Gemüthes schwächet, vor Ueppigkeit, die das Vermögen erschöpft, vor Pracht über unsern Stand, der, statt Ehre und Freundschaft, nur Neid nnd Gelächter, erwecket.

Wehret sie uns ehelich zu werden? Das sey ferne. Aber sie lehrt uns, die Kräfte nicht vor der Zeit zu verschwenden, und hergegen was rechtschaffenes in der Jugend zu lernen, damit die Lust zur Arbeit alle unzeitige Begierden der Wollust vertreibe, und wir desto geschickter werden, eine glückliche Heirath zu thun, und darinn die beständige Liebe und Treue des Ehegatten, und die Freude an wohlgearteten Kindern zu haben.

Findet jemand sonst Vergnügen an Ergötzungen der Sinne, an Gärten, Musik, Ausfahrten, an Gesellschaft, Gespräche und Scherzen: so macht es ihm die Religion an sich zu keiner Sünde, sondern sie wird ihm diese Lust vielmehr schärfen und erhöhen, daß sie recht ans Herz komme. Denn wer, nach ihrer Vorschrift, die sinnlichen Lustbarkeiten seltener, hauptsächlich zur Nothdurft der

Gesundheit, und zur Erquickung des Gemüths nach nützlicher Arbeit, genießt; wer die Gegenstände der Natur in Gärten und Feldern zugleich nach ihrer weisen Einrichtung zu betrachten weis, wer die Gespräche durch Vernunft und Vertraulichkeit würzen, den Witz im Scherzen mit Wahrheit, Wohlstande und Liebe mildern kann, der genießt in der That weit mehreres, edleres und reineres Vergnügen, als der sich mit diesem Zucker täglich, und bis zum Ekel oder Schaden, nähren will.

Gesetzt, Temperament und Gelegenheit machten es jemand angenehm, Mittel zu sammlen, oder Ehre zu erwerben: so unterdrückt die Religion auch dieses nicht. Sie wird aber dem Gelde ein zehnmal größeres Vergnügen beilegen wenn sie dessen Liebhabern die Vergnüglichkeit, ein gut Gewissen, Billigkeit, Menschenliebe und guten Namen bey der Erwerbung anpreiset: wenn sie das Herz von der Angst und Sorge der Bewahrung befreiet, und das Erworbene auch zur Nothdurft, zur Bequemlichkeit, zur Ergötzung, zum Wohlstande, ja zur Mildthätigkeit zu gebrauchen lehrt. Eben die Religion wird die Ehrliebenden weit geruhiger und zufriedener machen, wenn sie ihnen den rechten Begriff einer wahren Ehre beibringt; daß sie nicht auf Tand, Blendwerk, oder Schandthaten, sondern auf wirkliche Vollkommenheit und löbliche Handlungen, gebauet, und von vernünftigen und tugendhaften Leuten gegeben werden könne. Denn bey solcher Ehre ist innerer und äußerer zuverläßiger Grund des Wohlgefallens an sich selbst, und das Vergnügen daher desto größer.

§. 25.

Wenn demnach die Religion uns keine Art des sinnlichen Vergnügens benimmt, sondern dasselbe unschädlich

macht, und dennoch vermehrt, schärfet und erhöht: so thut sie diesem Theile unserer natürlichen Begierden weit bessere Genüge, als irgend ein Laster thun kann. Wie vielmehr muß sie das Vergnügen des Gemüths befördern und vollkommener machen!

Ich will nicht wiederholen, was es der Seele für Beruhigung gebe, wenn wir den zureichenden Grund aller Dinge und unsers eigenen Seyns in einem ewigen, weisen, gütigen und mächtigen Wesen finden; wie rührend und reizend die Betrachtung seiner unendlichen Vollkommenheiten, sowohl in sich selbst, als in den sichtbaren Werken der Natur, dem Gemüthe sey; welche Zufriedenheit seine große Absicht auf das Wohl aller Lebendigen, und besonders auf unsere vorzügliche Glückseligkeit, gebe; wie angenehm es sey, den Zusammenhang aller Theile der Natur in diesem äußersten Zwecke einzusehen. Ich will nur dieses erwähnen, daß alle übrigen Künste, Wissenschaften und Uebungen des Verstandes und Witzes, die edlerer Seelen liebster Zeitvertreib zu seyn pflegen, nicht allein mit der Religion bestehen können, sondern auch von derselben gefördert, und zum wahren Nutzen geleitet werden. Aberglaube und Ungötterey lieben und erhalten die Unwissenheit und den Irrthum, als ihre Eltern, wovon sie erzeugt sind. Aber, wie die Religion von dem Erkenntnisse der Natur, der Sprachen, Geschichte und Weltweisheit ein Licht bekommen hat: so sucht sie auch dasselbe mehr und mehr aufzuklären, zu erweitern und auszubreiten; insonderheit aber zur Vorleuchtung in den allergrößten Wahrheiten zu gebrauchen. Dadurch wird das, was sonst eine eitle Tändeley der Muße, oder ein schnödes Werkzeug der Gewinnsucht und des Hochmuths war, zur stärkenden Nahrung des Geistes, darinn der höhere Geschmack seine volle Sättigung findet.

Wem muß es nicht besonders gefallen, wenn er die Vorzüge seiner eigenen Natur, und die höhere Bestimmung seines Endzwecks erkennet? Diese sehen wir aber nicht anders ein, als vermittelst der Religion. Wenn der Atheist sich selbst nicht besser achtet als ein Thier, eine Pflanze, eine Maschine, und seine Seele für ein Nichts, oder höchstens für ein Hirnmark hält, das aus dem Miste, Kothe und Dünger seinen Ursprung genommen; wenn er sein ganzes All, zum voraus, bald wiederum in Koth verwandelt sieht: so macht er sich ohne Zweifel durch seinen Wahn niedergeschlagen, niederträchtig und misvergnügt. Aber die Religion läßt uns den Adel unserer Seele, und das in ihr ausgedrückte Bild der Gottheit, nebst den weiten Gränzen unserer bevorstehenden Vollkommenheit und Dauer, sehen, welches ja der vernünftigsten Eigenliebe nicht anders als höchst angenehm seyn kann, und das Gemüth zu edleren Absichten und Bemühungen ermuntert, die den Vorschmack größerer Güter geben.

Was auch ein Mensch, nach seinen Umständen in der Welt, für Geschäffte, Amt und Pflichten hat, die wird er, vermöge der Religion, getrost und freudig verrichten, weil er versichert ist, daß dieses sein Beruf und Stand sey, welchen ihm sein Schöpfer angewiesen; und weil er von seinem Gewissen das gute Zeugniß hat, daß er das Seinige nach Vermögen aufrichtig thue. Andern, welche unordentliche Begierden haben, wird Pflicht und Tugend zur Last: und was sie ja äußerlich davon üben, das thun sie aus Furcht, ungerne, und mit innerm Widerwillen; weil Herz und Neigung wo anders hinhängen. So haben sie nicht einmal von ihren guten Handlungen Vergnügen, sondern sind wie die Schielenden, welche

ihre Augen mit Gewalt wohin drehen, dahin sie doch nicht sehen. Hingegen ist es eine innere Belohnung der Frömmigkeit, daß ein Mensch willig, gerne und mit Lust thut, was ihm obliegt; daß er die Süßigkeit eines ordentlichen Wandels empfindet, und, indem er dadurch sein eigenes Bestes bewirket, zugleich die Freude hat, daß er auf solche Art, dem vollkommensten Wesen zu gefallen, versichert ist. Dieses ist eine Gesinnung, wie der wohlgearteten Kinder, die nicht allein an ihrem Lernen selbst Lust haben, und dadurch verständiger und weiser werden, sondern auch darüber fröhlich sind, daß sie hierdurch ihrer Aeltern Liebe gewinnen.

Die äußern Belohnungen des Fleißes, der Geschicklichkeit, Ehrlichkeit und Treue bleiben selten aus. Das Wachsthum des Wohlstandes, die Blüthe der Familie, die Liebe, Ehre und Achtung bey andern Menschen, haben eine natürliche und ziemlich nothwendige Verknüpfung mit der Tugend und Frömmigkeit. Und je weniger in einer solchen Seele Hochmuth, Eigensinn, Neid, Haß, Zorn, Lästerung, Zwietracht, Feindschaft und Rache wohnen kann; je mehr sie mit guter Neigung, Menschenliebe, Demuth, Dienstfertigkeit, Mitleid und Mitfreude erfüllet ist: desto aufrichtigere Freundschaft gewinnt sie bey vernünftigen und gesitteten Menschen, desto glückseliger lebt sie in der bürgerlichen Gesellschaft. Denn der Mensch ist zur Liebe geboren; und wer die von Herzen gegen andere übet, von andern genießt, und sich, so viel möglich, vor unruhigen Affecten und äußern Feindseligkeiten hütet, der handelt seiner Natur gemäß.

Die Begebenheiten des Glücks und Unglücks sind zwar auch in der Frömmsten Macht nicht: und so ferne scheint der Fromme wenig oder nichts vor dem

Gott-

Gottlosen voraus zu haben. Aber diese Begebenheiten verhalten sich zu unserer Zufriedenheit so, wie das Gemüth ist, welches ihnen unterworfen ist. Nun frage ich einen jeden: wer hat mehr Vergnügen von dem zeitlichen Glücke, der, welcher es für einen blinden Zufall hält, und doch damit seine unendlichen Begierden stillen will? oder der, welcher es als ein außerordentlich Gnadengeschenk des höchsten Wesens annimmt, und mit allem Zustande und Glücke, was ihm zu Theile wird, zufrieden ist? Ich frage, wer kann sich in die widrigen Umstände am besten finden: der, welcher ein fatales Muß zum Troste im Unglücke annimmt, und doch außer diesem Leben weiter nichts zu hoffen hat? oder der, welcher eine weise und gütige Vorsehung in den Begebenheiten der Welt erkennet, darnach uns jetzt auch das Böse zum Guten gedeien muß, und die uns zu einer glückseligen Ewigkeit vorbereitet? Ich frage: wer ist wegen der zukünftigen Fälle unbesorgter: der, welcher sich wilden Wellen und Stürmen, ohne Ruder und Steuermann, übergeben hat; oder der, welcher sich einer weisen, gütigen und mächtigen Hand zuversichtlich überlassen?

Wenn wir endlich von Kindesbeinen an schon unsern gewissen Tod in andrer täglichem Hintritte vor Augen haben, aber die Art und Zeit, in Ungewißheit, stündlich erwarten müssen: so ist ja wohl keine andre Weltweisheit kräftig genug, dieser großen Veränderung mit unverwandten Augen entgegen zu sehen, als die Religion. Denn wer seine Rechnung nicht weiter gestellt hat, als dieses Leben reichet, dem muß sie nothwendig die allerfürchterlichste dünken, weil sein ganzes Seyn damit ein Ende nehmen soll: dem muß sie alle gegenwärtige Lust verleiden, weil eine betrübte Vorstellung des gewiß bevorstehenden Bösen das gegenwärtige Gute

nicht empfinden läßt: dem muß sie das ganze Leben als eitel, nichtswürdig und elend abmalen, weil unsre Natur mit so kurzer, niedriger und gemischter Freude nicht ersättigt wird. Die Religion allein macht uns, durch die Versicherung der Unsterblichkeit, unser ganzes Leben in allen Umständen erträglich, getrost, glückselig; sie erhöhet das zeitliche Vergnügen, durch die gewisse Hoffnung eines noch weit bessern Zustandes; sie versüßet das gegenwärtige Leid durch die zukünftige überwiegende Freude; sie erwartet den Tod, als eine neue Geburtsstunde zum vollkommenern Leben, und thut unserer Natur, und deren Verlangen nach einer ihr gemäßen Glückseligkeit, auf alle Weise, Genüge.

*

* *

Was in diesem Werke aus der Uebereinstimmung mit Allem was wir wahrnehmen dargethan ist, und dabey durch einleuchtende Beobachtungen für Jedermann zur lebhaften Rührung zu bringen gesucht worden; das haben neulich einige scharfsinnige Schriftsteller aus der besondern Uebereinstimmung mit der uns Menschen einwohnenden sittlichen Eigenschaft, sehr wohl und bündig gefolgert:

Wer sich die Klarheit der Gründe noch mehr ins Licht setzen will, der betrachte nur noch die gegenseitigen Voraussetzungen, ob daraus ein Zusammenhang, geschweige dann eine grössere Wahrscheinlichkeit erfolge.

Diese müsten nun so lauten.

„Die unzählbaren, verschiedenen Wesen in der Welt, mit ihren Eigenschaften und ihrer Stellung, sind und bestehen, ohne eine besondere Urquelle von Allem, aus eigener Kraft, jede für sich, unabhängig, unbewust, und

und fügen sich so, daß daraus nicht bloß einige Haltung des Ganzen fürs Gegenwärtige, sondern die vorzüglichste Einrichtung und Fortdauer der Ordnung bey allen Veränderungen, ja bey den Thieren Leben, Empfindung und eigene zweckmässige Triebe, bey den Menschen Vernunft und Vorsicht erfolgen muß."

„Allenfalls braucht man für einen allgemeinen Grund des Ganzen nur ein blosses Wort, Natur, oder d. gl. zu setzen, ohne auf ein wirkliches kraftäusserndes Wesen zu denken."

„Was man endlich auch von einem solchen Wesen halte; so wird ihm doch kein Bewustseyn oder Verstand, keine Einsicht des Ganzen, kein Zweck; sondern vielmehr eine blinde unvorgesehene Wirkung zuzuschreiben seyn."

„Was aber unser eigenes Denken und Bewustseyn betrifft; so liegt dasselbe nicht in einem unzertrennten Wesen, sondern ist in vielen neben einander liegenden oder fliessenden Dingen enthalten, die es unter sich theilen, oder aus deren Aufeinanderwirken es, ausser einem jeden von ihnen — im Nirgendwo — entspringet."

„Setzen wir auch ein eigenes Wesen, welches jetzt diesen Gedanken, dieses Bewußtseyn hat; so wird es doch nicht ein und dasselbe seyn, welches gestern dachte und morgen denken wird, oder welches die eine Vorstellung mit der andern vergleicht; sondern es wird vielmehr immer ein anderes in die Stelle treten, sich in die Verbindung passen und sich des Vorigen Bewustseyn zueignen."

„In dem ganzen Zustande, den Eigenschaften, Kräften und Trieben des Menschen ist auch nicht die Uebereinstimmung mit seinem Wirkungskreise vorauszusetzen, welche sich bey allen übrigen Thieren findet; sondern

dern er besitzt Kräfte, die ihm nicht nützen, Neigungen und Aussichten, die keinen Gegenstand finden.“

Und nun erwäge man, ob der Ausschlag des Beifalles und der Ueberzeugung noch zweifelhaft seyn kann.

So, wie Einstimmung, dem Verstande vorgestellt, Wahrheit ist; so ist ebenfalls Einstimmung, dem Willen vorgehalten, Gut, Recht, Pflicht. — Handeln wir also nicht zuverlässig gewissenhafter und besser, wenn wir diese Wahrheiten, deren Einsicht und Folgen allem Zusammenhange gemäß und dem ganzen menschlichen Geschlechte so ersprießlich sind, so viel wir vermögen einleuchtend und lebhaft vorstellen, als diejenigen verfahren, welche durch allerley Spitzfündigkeiten die Ueberzeugung davon zu schwächen oder der menschlichen Einsicht zu entziehen suchen?]

Register.

Die Römische Zahl bedeutet die Abhandlung, die kleinere den Abschnitt, und N. oder * die Anmerkungen.

A.

Abhängigkeit aller Dinge in der Welt verweiset auf ein selbständiges Wesen, als Grund von allem. I. 2.

Abhängigkeit des Orts der Dinge verweiset ins besondere auf eine unendliche Macht und deren Einfluß in die Erhaltung der Welt. III. 14. VIII. 6.

Abhängigkeit der Seele vom Leibe, wie sie zu begreifen. VI. 11. 12. und wie sie mit dem einfachen Wesen der Seele bestehe. VI. 5. 13. 14. — wie auch mit deren Dauer in einer künftigen andern Verbindung. X. 3.

Absicht. Erklärung davon. III. 17. IV. 4.

Absicht der Schöpfung: geht auf das Wohl der Lebendigen. IV. 4. ist der Schlüssel, die Vollkommenheiten Gottes rückwärts zu erkennen. IV. 5. und der Mittelpunkt, worinn beide Wege des Erkenntnisses Gottes zusammen treffen. IV. 6. läßt uns die Vollkommenheiten der Welt einsehen. IV. 15. V. 2.

— Beweis der Absichten des Schöpfers in der Natur, aus der Leblosigkeit der körperlichen Welt. III. 1 ; 5. 9. 14. IV. 6. Wie weit der gemeine Beweis aus der Ordnung, Uebereinstimmung und Nutzen der Dinge gelte. IV. 6. 9.

Absichten in der Natur werden von einigen geleugnet und verachtet. IV. 7. die jedoch keinen Widerspruch mit dem Wesen und der Natur einer körperlichen Welt zeigen können. IV. 8. und sich selbst widerlegen, wenn sie ein Vergnügen des Verstandes in der Betrachtung der Natur finden. — wenn sie sich wegen der Naturkunde weise dünken.

ken. — wenn sie Vollkommenheiten in der Welt sehen. — und wenn sie sonst vielmals in den natürlichen Dingen aus der Absicht und Nutzen schließen. das.
Absichten in der Natur. Die Voraussetzung derselben befördert vielmehr die Untersuchung, als daß sie davon abhalten sollte. IV. 19. not. 45b.
Absichten in der Natur. Einwürfe des Hrn. M. dagegen. IV. 9. beantwortet. IV. 10-14. andere Einwürfe des Hrn. B. und D. IV. 16. beantwortet. IV. 16. 17.
Absichten in der Natur. Ob wir Menschen gar nichts von den göttlichen Absichten wissen können. IV. 12.
— ob ein Irrthum von den Absichten des Schöpfers die Forschung überhaupt unnütze mache. das.
— ob sie in der Naturlehre einigen Nutzen haben. IV. 16-19.
— Regeln, woraus sie zu beurtheilen. IV. 12. V. 1. Behutsamkeit dabey. IV. 18.
— Wesen und Natur der Dinge sind Mittel göttlicher Absichten. VII. 17.
— Gottes, besondere im Thierreiche. V Abh.
Affen. Der Gebrauch ihrer Gliedmaaßen mit den menschlichen verglichen. VII. 3. not. 1b. 7. not.
Alle. Erklärung. I. 4. kann auch von einer unendlichen Zahl gesagt werden. eben daselbst.
Amerikaner. Woher es kömmt, daß die meisten in den Künsten, Wissenschaften, Sitten nicht weiter gekommen sind. VII. 7.
Allgegenwart Gottes: was es bedeute. IV. 1. *
Analogie. Schlüsse aus der Analogie gründen sich auf die Absicht. IV. 8. 18.
Anziehung. Die allgemeine kosmologische, die chemische, und die organische, (der Bildungstrieb) als Stuffen betrachtet. VIII 8. not. 2b.
Arbeit, wie nütze sie den Menschen sey. IX. 5.
Ausdehnung. S. Ort.
Atheisterey. Hauptsatz derselben, daß die Welt und ihre Natur selbständig, nothwendig, ewig sey. I. 1.
— ob sie zu Lastern führe. X. 16. 17.
Atheisten, die Verstand brauchen, können ihrem Verstande durch kein Lehrgebäude Genüge thun, weil sie ohne zureichenden Grund, und wider ihre eigene Regeln, darnach sie sonst denken, urtheilen. X. 12. 13. können auch ihr

Wollen und Wünschen nicht befriedigen, da sie lauter Unvollkommenheit außer und in sich sehen, und sich alle Zuversicht und Hoffnung benehmen. X. 14,

Atheisten. Thätige Atheisten sind nicht besser daran. X. 15. wenn sie gleich die Laster als einen Weg zur Glückseligkeit anpreisen, X. 16. denn die ganze menschliche Gesellschaft würde dadurch zerrüttet. X. 17. und sie selbst sind bey allerley Art der Laster unglücklich. X 18.

Ausserweltlich: in wie ferne es von Gott gesagt werde. IV. 1. *.

B.

Bastarte von verschiedener Art Thiere, ob sie fruchtbar sind. V. 26. Was von den Versuchen mit denselben zu halten ist. daselbst.

Baumfrüchte in Europa sind fast alle aus Asien und Afrika. I. 15.

Beachtung, die willkührliche, zeiget den Unterschied der Seele vom Leibe. VI. 9.

Bedürfniß im Leiblichen, und Mangel angeborner Künste, hat die Menschen zum Gebrauche der Vernunft, Erkenntniß und Fleiße getrieben. VII. 9. und ist eine Mutter aller Vollkommenheit der Menschen. IX. 5. 6.

Befruchtung der Gewächse wird durch Insecten befördert. IX. 8.

Begattung der Thiere. Triebe welche dabey zu bemerken. V. 26. 27.

Begierden der Menschen gehen natürlicher Weise ins Unendliche. VII. 16. X. 5. können in diesem Leben, ohne Religion, nicht befriedigt werden. X. 18.

Bergfalke, nebst den Geyern und wilden Hunden sind nöthige Thiere. IX. 10. Anmerk.

Berge, was sie nützen, und ob sie einmal ganz abnehmen werden. IX. 4.

Besserung der Menschen im Sittlichen, wie sie möglich sey. VII. 16. 17.

Bestimmung unsers Daseyns, worinn sie zu suchen. VI. VII. X. Abh.

Bewegungskunst der Landthiere. V. 13. 14. der Wasserthiere. V. 15.

Bewußtseyn deutet nothwendig auf ein eigenes kraftäusserndes Wesen. VI. 4. not. 10. steckt in einem, nicht in vielen Wesen.

sen. VI. 7. not. 3b. kann nur einem fortdaurenden Wesen, oder einer Substanz, zukommen, und schließt allemal eine Erinnerung des vorigen Zustandes in sich. VI. 3. VI. 5. not. 1d.
Bienen, vortrefliche Einrichtung ihres Baues. V. 4. not. 2. V. 8. not. * und ** ob ihre Verrichtung, ohne an einen weisen Schöpfer zu gedenken, bloß mechanisch zu erklären sey. V. 12.
Bildung zweckmäßige der verschiedenen Thierarten. V. 5.
Bildung der Samen in Thieren und Pflanzen kömmt nicht von einer Praeformation, noch innerem Modell, noch Paarung ähnlicher Theile, VIII. 8. beweist den göttlichen Einfluß in die Erhaltung der Welt. das.
Bildungstrieb. VIII. 8. N. 2b. — bringt mit einerley Kraft mannigfaltige Wirkung hervor. V. 5. **
Blattläuse, wunderbare Fortpflanzung derselben II. 2. not. 2b.
Blindgebohrne ihre eingeschränkte Vorstellungen. X. 3. not. 1. 7. not. 2.
Böses in der Welt wird aus Unverstand vermehrt. IV. 15. IX. 4-6. wird vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorsehung gebraucht. IV. 14. Ungereimtheit derer, die daher Gott leugnen, oder zwey Wesen, ein gutes und ein böses, annehmen. IX. 1.
— woher es entstehe, und warum es der göttlichen Vorsehung nicht zur Last falle. IX. 1-3.
— ist zum Guten angewandt, und muß von Menschen auch so angesehen werden. IX. 16-19.
Böses, das den Frommen, Gutes, das den Gottlosen wiederfährt, ob es so häufig sey, als man meinet. IX. 13. wie es mit der Vorsehung und dem Besten der Menschen bestehe. IX. 14. 15.
Britannien, vordem wüste und weniger volkreich. I. 13.
Buchwaizen haben die Türken aus Asien nach Europa gebracht. I. 15. Anmerk. 60.

C.

Cometen, ob einer die Erde zerstöret habe oder zerstören werde. I. 16.
— der von 1744 hat den Lauf des Mercurs nicht gestöret. das. Anmerk. not. 63b.
Cycloide, in dieser Linie bewegt sich das Licht in unserm Dunstkreise. IV. 18.

D.

Dauer der Welt zeigt die Allweisheit des Schöpfers. VIII. 1;7.

Denken, es sey was es wolle, so denkt in uns doch eins, und nicht viele Wesen. VI. 4. N. 1c. VI. 7. N. 3b.

Deutschland, vordem sehr waldicht, öde und wenig bevölkert. I. 13.

Dunstkreis des Monden, Meinungen von demselben. III 12 — muthmaßliche Schlüsse davon sind nicht gänzlich zu verwerfen, das. Anm.

E.

Eigenschaften Gottes. Siehe Gott.

Eigenschaften Gottes, wie sie rückwärts aus der Welt und deren Beschaffenheit zu erkennen. IV. 5.

Einfache Dinge müssen auch in Körpern angenommen werden. VI. 14. daher kann auch die Seele, als ein einfaches Wesen, mit einem Körper verbunden seyn. VI. 13. 14.

Einfluß, der göttlichen Macht in die Erhaltung der Welt. Siehe Erhaltung.

Einheit ist kein abgezogener (abstracter) Begriff. VI. 7. N. 3b.

Einstimmung. Grundsatz der Bejahung. III. 17. *

— ist für den Verstand Wahrheit, und für den Willen Gut, Recht, Pflicht. X. 25. *

Eins, gehöret zu dem Begriffe der Vollkommenheit. III. 4.

Electrische Kraft, ob sie die Wirkung der Sonne auf die Planeten erkläre? III. 10. — bleibt an sich selbst übersinnlich. IV. 3. N. 4.

Empfindung, Unterschied der äußeren und inneren zeigt den Unterschied von Leib und Seele. VI. 9. VI 14. N. 6.

— unsere pflegen wir den Dingen außer uns beizulegen; woher es kömmt? III. 5. VI. 14. N. 6. Die Vollkommenheiten, welche wir den an sich leblosen Dingen zuschreiben, sind nicht in ihnen, sondern kommen auf die geistige Empfindung unserer Seele an. III. 5.

Endursachen. Siehe Absichten.

Erdboden ist vor Zeiten viel wüster und unbewohnter gewesen. I. 13. und noch lange nicht so bevölkert, als er seyn kann. das.

— dessen Figur, wie sie errathen worden. IV. 18. Oberfläche desselben zeigt von großen vormaligen Veränderungen. I. 16. V. 5. not. * — dabey eine allweise Vorsicht gewaltet. VIII. 3.

Erdboden. dessen erdichtete öftere Verwüstungen durch Feuer und Wasser. I. 16.
Erde ist nicht unser aller Mutter. II. 2. 14. III. 2.
Erhaltung der Thiere aller Arten in einem Gleichgewichte, ein Beweis der göttlichen Vorsehung. VIII 4.
Erhaltung der Welt durch göttliche Macht, erwiesen aus Gottes Eigenschaften. VIII 1. bestätigt aus Beobachtungen des Unendlichen in der Natur. VIII. 6;9.
— wie sie von übernatürlichen Wirkungen oder Wundern zu unterscheiden sey. VIII. 5.
Erinnerung, der eigentliche Grund davon kann nicht im Körper liegen. VI. 5 N. 1d. — läßt sich auch im künftigen Leben gedenken. X. 7. N. 2.
Erkenntniß der Menschen wird durch ihre natürliche Bedürfniß, und durch den Mangel angeborner Künste erweckt. VII. 9.
Erscheinungen der Sinne zeigen nicht den Gegenstand selbst, sondern nur Wirkung auf unsere Vorstellungskraft an. III. 5. VI. 14. N. 6. — müssen von einem verschiedenen, kraftäussernden Wesen herrühren. das. und III. 17. * IV. 3. N. 4.
— ihre blosse Folge wahrzunehmen befriedigt den Verstand nicht. IV. 2. N. 3.
Erzeugung der Thiere aus roher Materie, durch ein Ungefähr, ist unmöglich. II. 1;13.
Erziehung, bessere, kann allein bessere Sittlichkeit unter die Menschen einführen. VII. 16. Anm.
Europa, vorzeiten sehr waldicht, wüste und unbewohnt. I. 13.
— hat kaum drey bis vier alte Muttersprachen. I. 14.
— hat fast alle Baumfrüchte aus Asien und Afrika bekommen. I. 15.
— scheint mehrentheils von den Phöniciern zu Wasser, und von den Scythen zu Lande besetzt zu seyn. I. 14.
Ewig, muß irgend etwas seyn. I. 2.
Ewigkeit der Welt würde die Nothwendigkeit einer Grundursache nicht aufheben. II 14. — Gottes. IV. 1. 2. 5. — ist nicht als eine lange Dauer vorzustellen. III. 8.

F.

Falten in der Haut des Rhinoceros. IV. 13. in dem Panzer des Armadill. das.

Fix=

Fixsterne sind vermuthlich mit Planeten umgeben. III. 10. können Einwohner haben. das.
Fische, Fortpflanzung derselben; von einem Versuche mit denselben. V. 27. Die Befruchtung ihrer Eier im Mutterleibe ist noch in vielen Arten unbewiesen. das.
— die Blase derselben ist nicht das einzige Mittel der Bewegung der Fische. V. 15.
— wie und wodurch das Steigen und Sinken derselben zu erklären sey. das.
Fromme, ob es ihnen so häufig übel, und den Gottlosen wohl gehe? IX. 13. und wie das mit der Vorsehung zu reimen? IX. 14. 15.

G.

Gallien, in den ältesten Zeiten noch wenig bevölkert. I. 13.
Ganzes: Täuschung, es als Einheit vorzustellen. VI. 7. N. 3b.
Gedächtniß s. Erinnerung.
Gelehrte, welche an dem Vergnügen des Verstandes Antheil haben. VII. 14.
Gemüth, Einfluß seines Zustandes in den Körper. VI. 10.
Geschichte widerlegt den Ursprung der Menschen und Völker nicht. I. 11. 12. sondern bestärkt ihn durch die alte Wüstenev des Erdbodens, und allmälige Vermehrung der Einwohner. I. 13. durch die Abstammung der Sprachen von wenigen Muttersprachen. I. 14. durch den Wachsthum der Künste. I. 15. 16.
Geschichtschreiber der Griechen sind viel zu neu, als daß sie den Ursprung der Völker wissen könnten. I. 11. 12.
Gesetze der Bewegung sind keine ewige Wahrheiten, die sich geometrisch beweisen lassen, sondern setzen allemal eine Bedingung voraus. III. 16. IV. 10. zielen alle auf das Wohl der Lebendigen. III. 17. richten sich nach der Regel der kürzesten Mittel. IV. 18.
Gesetz der Sparsamkeit. IV. 9. 10. ob es aus der Regel der kürzesten Mittel geflossen? IV. 18. ob es einen Beweis des Daseyns Gottes und seiner Weisheit und Güte abgebe? IV. 14. V. 5.**
Gleichheit der Menschen in der Glückseligkeit, ungeachtet des scheinenden großen Unterschiedes. IX. 12. 19.
Glücks- und Unglücksfälle, ob sie so häufig verkehrt auf Gottlose und Fromme treffen? IX. 13. wie dieselben mit

göttlicher Vorsehung und dem Wohl der Menschen bestehen. IX. 14. 15.
Glückseligkeit des Lebens, ob sie überhaupt von dem Elende überwogen werde? IX. 12.
— eine reine dient uns Menschen in der Welt nicht. IX. 11.
Glückseligkeit des Lebens ist fast bey allen Menschen gleich: S. Gleichheit.
Gott. Erklärung. IV. 1. Eigenschaften. IV. 1-5. sind nicht menschenähnlich, sondern nur nach dem Verhältnisse der Aeusserungen zu verstehen. IV. 2. N. 3. unveränderlich. IV. 2. unendlich. das. einzig. das. vollkommen. IV. 3. unkörperlich, lebendig, ein Geist mit Verstand und Willen begabt. das. glückselig. das. mächtig. IV. 4. ausserweltlich: wie dies zu verstehen sey. IV. 1. *
— Spinoza Erklärung davon nimmt willkührlich an, was er beweisen sollte. III. 13.
Gott. Hat die Welt aus Nichts hervorgebracht. IV. 4. III. 7. nicht aus physischer, sondern aus moralischer Nothwendigkeit seiner Natur. IV. 4. nämlich aus Absicht auf das Wohl der Lebendigen. S. Schöpfung.
— ob er die Welt von Ewigkeit habe schaffen können? III. 8.
— ob er, als ein unendlicher Geist, darauf wirken könne? IV. 3. N. 4.
— Einwürfe gegen sein Daseyn, sind offenbar widersinnig. X. 25. ***
Grundsätze des Widerspruches und des zureichenden Grundes. III. 17. *
— ob sie unfruchtbar und in der Anwendung trüglich sind. IV. 16.
— des zureichenden Grundes, erklärt. das. Anm. 38.
— der Stätigkeit. Erklärung und Nutzen. IV. 18.
Grundursache muß von allen Wirkungen unterschieden seyn. obgleich diese ihre nächsten physischen Ursachen haben. II. 14. IV. 2. N. 3.
Gutes, das den Gottlosen, Böses, das den Frommen wiederfährt. S. Glücks- und Unglücksfälle.

H.

Haushaltungskunst der Thiere. V. 19.

Haut ist bey den vierfüßigen Thieren unter allen vier Füßen schon im Mutterleibe dicker, bey dem Menschen nur unter den zweenen Füßen. IV. 13.
Helvetien hat zu Cäsars Zeiten nur wenig Einwohner gehabt, gegen jetzo. I. 13.

J.

Ich: das Ich oder Selbst ist der reale Grund aller unserer Vorstellungen. VI. 4. N. 1c.
Idealist, wird durch seine eigenen Vorstellungen widerlegt. I. 2.
Ideen, Ungrund oder Misverständniß des Materiellen, was dazu erfordert wird. VI. 5. N. 1d.
Insecten, ihr Nutzen in der Welt. IX. 8. 9.
Instincte, oder Triebe der Thiere, werden beschrieben und deren Nutzen gezeigt. V. 4. 5. allgemeine Arten derselben. V. 16. sind zu der Thiere und ihres Geschlechts Erhaltung nöthig. V. 7.
— gehen nicht mechanisch zu. das. sind auch durch die Sinne und Empfindung nicht genugsam zu erklären. V. 8. also auch nicht aus der vergangenen Erfahrung. V. 9. nicht aus Beispielen, Nachahmung, Unterricht, Uebung. das. nicht aus Vernunft. V. 10. Erklärung des Hrn. B. widerlegt. V. 12.
Instincte, sind eine von Gott eingepflanzte erbliche Fertigkeit der Seelen. V. 10. und geben auf alle Weise einen Beweis der Weisheit und Güte des Schöpfers. V. 7 : 11. 28.
— der Bewegung. V. 13 : 15. der Nahrung. V. 16 : 19. der Sorge für die Erhaltung und Nahrung der Brut. V. 6. 17. 28. des Schlafes im Winter. V. 18. der Sammlung auf den Winter. V. 19. der Wanderung. V. 20 der Raubthiere. V. 21 : 23. sich zu verwahren durch ein Gespinst. V. 23. 24. sich zu retten und zu wehren gegen Verfolgung. V. 25. sich zu paaren. V. 26. 27.
— oder blinder Trieb, kann nicht die Richtschnur menschlicher Handlungen und Glückseligkeit seyn. VII. 17.

K.

Kleinigkeiten, ob etwas in der Natur zu klein sey, die Weisheit des Schöpfers darinn zu zeigen. IV. 13.

Körper; ist unser eigen, so ferne wir darinn empfinden. VI. 2. doch sind uns nicht alle Theile des Körpers gleich nahe, sondern hauptsächlich die Nerven. das.
— ist der nächste Gegenstand, oder das Werkzeug unserer Wirksamkeit, VI. 14. N. 6. X. 3. N. 1.
— wie die wechselseitige Wirkung mit der Seele bestehen könne. VI. 14. N. 6.
— ist im steten Ab- und Zuflusse. VI. 2. ohne daß wir ein Theil kennen, ob es eben dasselbe sey, so wir vorhin gehabt, oder nicht. VI. 3. oder wenigstens, er ist ein Haufen vieler Wesen. VI. 7. N. 3 b. ist also nicht eigentlich und hauptsächlich, was den Menschen, unser Ich, ausmacht. das. u. VI. 2.
— ist der Seelen Spiegel, worinn sie alles sieht. VI. 8. 11. 12.
— S. Materie.
Körperwelt, leblose ist an sich selbst keiner innern und physischen Vollkommenheit fähig. III. 5.
Kraft. Davon haben wir eine Deutung an unserm Willen. III. 17.*
— deren Aeusserung wird durch Verhältnisse verändert, aber ihr Streben nicht aufgehoben. X. 3. N. 1.
Kräfte der Materie wohnen in den einfachen Theilen, entstehen aber nicht erst durch die Zusammensetzung. VI. 14.
— ihr beständiges Gleichgewicht zeugt von der Erhaltung der Welt. VIII. 7.
Künste. Ihr Wachsthum beweist den Ursprung des menschlichen Geschlechts. I. 15. können durch keine Verwüstung und Landplagen gänzlich erstickt werden. I. 16.
— Wurden in den ersten Zeiten geheim gehalten; waren sehr unvollkommen; sind mit den neuern Entdeckungen nicht zu vergleichen. I. 15.

L

Laster schaden der menschlichen Gesellschaft allezeit mehr, als sie zufällig Vortheil schaffen können. X. 20.
Lateinisch stammt in den meisten Wörtern von dem Griechischen ab. I. 14.
Leben der Menschen, ob es überwiegend elend sey? X. 22. 23.
Leben. Die Art des Lebens, wozu ein jedes bestimmt ist, enthält die Regel, wornach sich alles übrige richtet. VII. 1.

Lebens-

Lebendige sind in der körperlichen Welt an sich nicht wesentlich eingeschlossen. III. 2. auch durch keine Kraft der Natur ursprünglich entstanden. II. 1-12. 14. sind aber in der Absicht des Schöpfers der Grund, warum er die Welt hervorgebracht. III. 9-12. 14. und warum die Natur durch diese Regeln bestimmt worden. III. 16. 17.
— alle mögliche sind wirklich in der Welt. V. 1-3.
Leblose Dinge, wie sie von Lebendigen innerlich unterschieden seyn können. III. 9. * — haben keine innere Vollkommenheit. III. 1. 4. 5. noch in sich einen Grund ihres Daseyns und ihrer Beschaffenheit. III. 6.
Leere der Wesen vacuum formarum. V. 2. S. Stätigkeit
Licht, dessen Bewegung durch den Dunstkreis, in einer Cycloide. IV. 18. — dessen Entstehung. III. Not. 1.
Lucretius, tadelt die Natur mit Unverstand. IX. 4-6.
Luft: Lebensluft: Feuerluft. III. Not. 1b.
Lust. Die sinnliche ist den Menschen von Gott gegönnt. VII. 8. wird ihnen aber, wegen angeborner Dürftigkeit und Unwissenheit, so leicht nicht zu erhalten, als den Thieren. VII. 9. thut allein der menschlichen Natur nicht Genüge, und ist nicht unser einziges und äußerstes Ziel. VII. 10. X. 18. ist an sich weit schlechter, als das Vergnügen des Gemüths. VII. 14.
— Wird durch den Gebrauch der Vernunft nicht allein mannichfaltiger gemacht, sondern auch auf eine unschädliche Weise geschärfet und erhöhet. VII. 13.
— wird selbst von der Religion nicht erstickt, sondern in Ordnung gebracht und vermehrt. X. 23.
— alle mögliche Arten und Stufen der Lust werden in der Welt von allen möglichen Arten der Lebendigen wirklich genossen. IX. 7.

M.

Mangel und Bedürfniß hat die Menschen zum Gebrauche der Vernunft, Erkenntniß und Fleiße getrieben. VII. 9. und dadurch zu aller Vollkommenheit gebracht. IX. 5. 6.
— einer mehrern Vollkommenheit ist allen eingeschränkten Dingen wesentlich. IX. 2.
Mannichfaltigkeit der Dinge kann mit der Uebereinstimmung und allgemeinen Aehnlichkeit zusammenstehen. IV. 11.

Maschine hat, als leblos, keine innere, sondern bloß äußere Vollkommenheit. III. 1. 4. kann ohne einen Nutzen für Lebendige nicht einmal gedacht werden. III. 9. — Die Zusammenfügung ihrer Theile hat keinen innern Grund III. 14.

Materie, oder das Materielle, zeigt immer viele Wesen an — kann also nicht ein einfaches Bewußtseyn geben. VI. 7. N. 3 b. — ist nur Erscheinung von Wirkungen auf unsere Vorstellungskraft IV. 3. N. 4. — denen also kraftäusserndе Wesen zum Grunde liegen. IV. 2. N. 3. VI. 14. N. 6.

Materielle Ideen, ihr Ungrund gezeigt. VI. 5. N. 1 d

Mathematik. Worauf sich ihre Gewißheit gründe. III. 14 * 17. * IV. 2. N. 3.

Mensch, was eigentlich den Menschen ausmacht, ist nicht der Körper, sondern die Seele. VI. 2. 3.

Menschen, die zusammen gewachsen, zwo Seelen in einem Leibe. VI. 6.

Menschen müssen sich nicht als den Mittelpunkt der ganzen Welt betrachten, als ob um ihrent willen allein alles sey. VI. 1. IX. 7 : 9.

Menschliche Geschlecht hat einen Anfang gehabt. I. 4. 5. unendliche Reihen voriger Geburten lassen sich nicht denken. I. 8. 9. alle Völker haben sich einen Anfang beigelegt, wenn sie sich auch noch so alt gemacht. I. 11. ist vorzeiten nicht so volkreich gewesen. I. 13. Siehe **Muttersprachen, Künste, Wälder.**

— ist zur Bewohnung und zur Beherrschung des ganzen Erdbodens von Natur gemacht. das.

Menschen und Thiere können nicht natürlich aus dem Schlamm, durch Wärme und durch eine ungefähre Gährung entstanden seyn. II. 1 : 13.

— Was sie mit den Thieren gemein haben. VII. 8. kommen in größerer Bedürfniß und Unwissenheit, als die Thiere, auf die Welt. VII 9. das aber treibt sie zum Gebrauche ihrer Vernunft, Erkenntniß, Fleiße. eben das. und zu aller Vollkommenheit. VIII. 12. IX. 6. können also durch blinde Triebe nicht glücklich werden. VI. 1. VII. 17.

Mensch, natürliche Bestimmung desselben nach dem System des Herrn R. und Widerlegung desselben. VII. 2 : 7. der Grund desselben ist, daß die Geselligkeit der Menschen nicht natürlich sey. VII. 5. er beschreibt den ursprünglichen Menschen

schen

schen erst als ein Vieh. VII. 2. und legt ihm alsdenn einige vorzügliche Naturgaben vor den Thieren bey. VII. 3.
Mensch. Seine Eigenschaften sind nicht zum Genuß und zur Erhaltung bloß des gegenwärtigen Lebens eingerichtet. X. 5. N. 1b.
— Natur des Menschen. VII. 17. äußert sich bey Menschen, auf eine andere Art, als bey den Thieren. VI. 1. VII. 17.
Menschen können ihre Begierden nicht so wohlfeil, als die Thiere, durch sinnliche Lust allein, sättigen. VII. 10. streben also nach Wahrheit und höherer Vollkommenheit. das. können auch immer vollkommener werden. VII. 16. und gehen darinn mit ihrem Verlangen ins Unendliche. eben das. und X. 5. N. 1b.
— müssen, vermöge ihrer Vernunft, voraus denken, und sich das Zukünftige vorstellen, dagegen die Thiere wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert sind. VII. 11. das führt sie zur Weisheit, Tugend, Religion, Zuversicht auf göttliche Vorsehung, und zur Hoffnung der Unsterblichkeit das. Siehe Religion.
Menschen können nicht lauter gute Tage vertragen. IX. 11.
Mikroskopia, einfache sind besser, als zusammengesetzte. II. 4.
Misgeburten beweisen die Zufälligkeit der Natur. III. 16. — zeigen doch die allgemeine zum Zweck zielende Bildungskraft. V. 5. **
Mittel: die Kräfte und Einrichtung der Natur sind Mittel göttlicher Absichten. VII. 17.
— die einfachsten und kürzesten sind vom Schöpfer angewandt IV. 18. V. 5. **
Modell, inneres, welches Hr. B. zur Bildung der Samen in den Thieren erdacht. VIII. 8.
Möglichkeit, innere und äußere. II. 9.
— muß nicht mit der Wahrscheinlichkeit vermengt werden. IV. 10.
Mond, Aehnlichkeit desselben mit unserer Erde. III. 12. Anmerk.
Moses Geschichte von dem Ursprunge der Völker ist glaublich. I. 12.
Muttersprachen sind nur wenige, und beweisen die Abstammung der Menschen von wenigen Geschlechtern. I. 14.

N.

Nahrungstrieb der Thiere, und dessen verschiedene Arten. V. 16:22.
Natur, was eigentlich darunter zu verstehen, wenn es keine Qualitas occulta oder idolum werden soll. III. 15.
— ist nicht schlechterdings nothwendig. III. 16. ihre Regeln setzen immer eine Bedingung voraus, das. und V. 3.** 5.** und lassen sich nicht geometrisch beweisen. IV. 10. ihr Anfang erhellet aus dem Ursprunge der Menschen und Thiere. II. 14. weil keine Naturkraft organische Thiere durch ein Ungefähr erzeugen kann. II. 1:13.
Natur, ob sie jetzt alt und unfruchtbar in Erzeugung der Thiere geworden sey. II. 6.
— der Grund aller ihrer Regeln oder Gesetze liegt in der Absicht auf das Wohl der Lebendigen. III. 16. und so sind Natur und Wesen der Dinge Mittel göttlicher Absichten. VII. 17. sie wirket durch die kürzesten Wege, und thut nichts umsonst IV 18. 19. not. 45b. V. 5.** ihre Tadler verrathen nur ihren eigenen Unverstand. IX. 4:7. und die Alten, welche mentem per rerum naturam intentam angenommen, sind weit erträglicher, als die, welche alles aus unverständigen Kräften herleiten. II. 7. III 3.
Naturlehre. Ob die Betrachtungen der Absichten in der Natur ihr hinderlich sind? IV. 16. 17. ob sie zu ihrem Erkenntnisse etwas beitragen? IV. 18. ist ohne Einsicht der Absichten nicht verständlich genug. IV. 19.
Natur des Menschen, was darunter zu verstehen. VII. 6. Siehe Menschen. Thiere.
Natürlich, was es heiße. das. was ein natürlicher Zustand des Menschen sey. das.
— was natürlich erfolgt, ist nicht Wirkung des blinden Zufalls V. 3.**
Nerven, sind das einzige empfindende im Körper. VI. 2. entspringen aus dem Gehirne an verschiedenen Orten; daher die Seele nicht in den Nerven, sondern im Gehirne selbst ihren Sitz haben muß. VI. 10. N. 4.
Nothwendigkeit, unbedingte, kömmt der Welt nicht zu. III. 14. III. 16. N. 4. IV. 4. Not. 5b. noch auch der Natur. III. 15. 16.
— mathematische, ist nur speculativ, und schafft keine Wirklichkeit. III. 14.*

Noth=

Nothwendigkeit, die vor dem ersten, was sich von einem Dinge gedenken läßt, das ist, vor dessen Möglichkeit und Wesen, in demselben angenommen wird, und also in dem Wesen keinen Grund hat, ist erdichtet. III. 14.
Nutzen der Dinge, ob er eine Absicht sey? IV. 11. 17.
— ist oft offenbar, da hingegen die hervorbringenden Kräfte verborgen bleiben. IV. 19. Not. 45 b.

O.

Ordnung, Die beständige im Laufe der Natur beweist eine göttliche Vorhersehung. VIII. 24.
Organe: Organisazion. Was es bedeute. X. 3. N. 1.
— organische Anziehung. VIII. 8. N. 2 b.
— organische Bildung: wie sie Zweckmäßigkeit zeigt. II. 12. *. V. 5.
Ort eines jeden Dinges hängt von den benachbarten ab, und diese Abhängigkeit der Natur weist uns auf die göttliche Erhaltung der Welt. VIII. 6. — ist nur eine Erscheinung unsers Gefühls oder Gesichts. IV. 1. *. VI. 10. N. 4. 14. N. 7 — also weder auf das Verhältniß Gottes zur Welt, noch der Seele zum Körper anzuwenden. Das.

P.

Paarung der Thiere. V. 26. 27.
Persönlichkeit: wird in einem künftigen Zustande nicht erloschen seyn. X. 7. N. 2
Pflanzenthiere: zusammengesetzte, polypenartige. Ihre Empfindung und Lebenskraft steckt in den einzelnen Polypen — kann doch einer regierenden Kraft untergeordnet seyn. VI. 7. N. 3b. X. 3. N. 1.
Physik hängt mit der Mathesi und Metaphysik zusammen III. 17. IV. 19. S. Naturlehre.
Planeten von Lebendigen bewohnet. III. 12. V. 3. sind vermuthlich auch um die Fixsterne III. 10.
Präformation in den Samen der Thiere und Pflanzen, verworfen. VIII. 8.

R.

Raubthiere ihre Kunst, den Raub zu fangen. V. 21. 22 dienen, das Gleichgewicht unter den Thieren zu erhalten. V. 23.
Raum S. Ort.
Recht der Natur, das allgemeine, welches auch die Thiere angeht. VII. 8.

Reden, soll dem Menschen nicht natürlich seyn, nach dem System des R. obgleich die Werkzeuge dazu da sind. VII. 5. Widerlegung. VII. 6.
Reflexion, spricht R. seinen ursprünglichen Menschen ab. VII 2. die von der Reflexion abstammenden Erfindungen sollen die Ursachen alles Elendes seyn. VII. 2. 3.
Religion, allgemeine Erklärung. I. 1. Hauptsatz derer, die keine Religion haben. das.
— warum ihre Wahrheiten nicht so klar einleuchten als die sinnlichen. X. 18. N. 4.
— weswegen sie der rohe Mensch nicht einsiehet, und auch ihrer nicht bedarf. das.
— warum sich einer darum zu bekümmern hat. X. 21.
— ist eine Hauptstütze der menschlichen Zufriedenheit, VII. 18. ihr Einfluß in die Glückseligkeit der menschlichen Gesellschaft. X. 19., 20. und in die besondere eines jeden X. 21.
— bringt unsere Begierden in Ordnung. X. 23.
— unterdrückt die sinnliche Lust nicht, sondern vermehret und erhöhet sie. X 24.
— thut unserm Verstande und Willen allein Genüge. X. 21. 22. 25. und die gegenseitigen Vorstellungen zeigen sich als ungereimt. 25. *.
— wäre ohne die Hoffnung der Unsterblichkeit eitel. X. 8.
Rhinoceros. Ob es läppisch sey, in den Falten seiner dicken Haut die Weisheit des Schöpfers zu bemerken? IV. 13.

S.

Samen-Eyer aller Thiere, wenn sie auch von Ewigkeit wären, ob sie zureichten den Ursprung der Thiere zu erklären? II 13.
— ihre Bildung. S. Bildung.
Schlafende Thiere. V. 18.
Schöpfung der Welt, aus Nichts, ist nur unserer Unwissenheit unbegreiflich. III 7. ist aber nicht widersprechend. das. ist nicht aus einer Nothwendigkeit Gottes geschehen. IV 4. sondern in Absicht auf das Wohl der Lebendigen. das. konnte nach den Regeln der Weisheit und Güte, wegen der Unvollkommenheit, die eingeschränkten Dingen anklebet, nicht unterlassen werden. IX. 3.
— ob nicht eine Schöpfung von Ewigkeit möglich sey? II. 14. *. III. 8.

Schran-

Schranken, wesentliche der Dinge enthalten den Grund der Unvollkommenheit und des Bösen. IX 2.
Seefeder: darinn sind die Lebenskräfte der einzelnen Polypen einer regierenden Kraft untergeordnet VI. 7. N. 3b. X 3. N. 1.
Seele. Erklärung. VI. 4. ist eine Substanz. das. kann keine Beschaffenheit des Körpers seyn. VI. 5.
— erkennet sich selbst unmittelbar durchs Bewußtseyn inneren Vermögens. VI. 4. N. 1c.
— ist in jedem Menschen nur eine. VI. 6. ohne, wo zween Körper an einander gewachsen sind. VI. 6.
— ist von allen körperlichen Theilen unterschieden und einfach. VI 7:9. Schulbeweise davon. VI. 10. Einwürfe des la M. das. — S. Bewußtseyn.
— Abhängigkeit ihrer geistigen Verrichtungen von dem organischen Körper. VI. 10. VI. 5. N. 1d. VI. 14. N. 6. X. 3. N. 1
— Abhängigkeit der Seele vom Körper, ist wie des Auges vom Spiegel, das darinn alles sieht. VI. 11. hindert also nicht, daß sie nicht davon unterschieden seyn sollte. VI. 12.
— wie sie, als ein einfach Wesen, mit dem Körper vereint seyn könne. VI. 13. 14.
— Ort der Seele im Körper bedeutet nur ihr Verhältniß zu den Werkzeugen. VI. 10. n 4. 14. n. 7.
— Unsterblichkeit derselben gründet sich auf die göttliche Absicht der Schöpfung und Vorsehung. X. 1. Möglichkeit derselben. X 2. 3. die Wirklichkeit beruhet auf unserer Bestimmung, welche aus unsern Naturkräften erhellet, weil dieselbe nach ihren Regeln zu einer Vorstellung und zum Verlangen eines dauerhafteren und bessern Lebens nothwendig führen. X. 4:6. weil sonst alle menschliche Vorzüge eitel wären, und uns nur unglücklicher machten. X. 7. 8. 5. N. 1b. welches der Weisheit, Güte und Gerechtigkeit des Schöpfers entgegen ist. X. 9. 10.
— wie sie in einer andern Verbindung fort leben und empfinden könne. X. 3. N. 1. — wie auch Erinnerung haben. 7. N. 2.
Selbständig muß ein Wesen, oder alles in der Welt seyn. I. 2.
Sinnenwerkzeuge: deuten auf äussere Gegenstände. IV. 2. N. 3.
Sittlichkeit des Menschen deutet auf Unsterblichkeit. X. 25. *.

Sonne und andere Fixsterne können Licht hervorbringen ohne für feurige Körper gehalten zu werden, und also doch wohnbar seyn. III. 10.
Spanien, in den ältesten Zeiten landwärts wenig bevölkert. I. 13.
Sparsamkeit, Gesetz derselben, oder das Gesetz der kleinsten Handlung in der Natur, was davon zu halten. IV. 9. Anm. 7.
-- oder einfachste Mittel, vom Schöpfer angewandt. V. 5. **.
Spinnengewebe, ob es läppisch sey, darinn die Weisheit des Schöpfers zu betrachten. IV. 13. V. 22.
Spinoza nimmt in der Erklärung von der Substanz und von Gott schon heimlich an, was er beweisen sollte. III. 13.
— sein Begriff von der Welt, als Alleinwesen. das. Not. 3b.
Sprachen stammen von wenig Muttersprachen, und beweisen den Ursprung der Menschen. I. 14.
Spuren, örtliche, der Empfindungen: können nicht im Gehirne nachbleiben. VI. 5. N. 1d.
Städte, ihre Wenigkeit in den alten Zeiten beweist die Wenigkeit der Menschen, I. 13.
Stätigkeit. Grundsatz oder Regel der Stätigkeit. (Lex Continuitatis) dessen Erklärung und Nutzen. IV. 18. weist, daß alle mögliche Lebendige wirklich in der Welt sind. V. 2. 3.
Stellung der Theile muß vorausgesetzt werden ehe eine bestimmte Wirkung erfolgt. II. 13. *. III. 14.
Substanz, nach dem Spinoza. Siehe Spinoza.
Die wirkliche Welt widerspricht seiner Erklärung. III. 13.

T.

Tadler der Schöpfung und Vorsehung verrathen ihren Unverstand. IX 4; 6. VIII. 10.
Taubgebohrne: ihre Denk-Art. X. 3 N. 1. 7. N. 2.
Thiere. Siehe Lebendige. Menschen.
— Vielheit und Mannichfaltigkeit ihrer Arten. V, 5. alle Arten scheinen auf dem Erdboden wirklich zu seyn, welche hier möglich sind. V. 3.
— jedoch haben vor der großen Veränderung des Erdbodens auch andere Thierarten Statt gefunden. V. 5. not. *.
— ihre Triebe. Siehe Instinkt.

Thiere,

Thiere, ihre beständige Erhaltung in allen Arten, und ihr Gleichgewicht unter einander, ist ein Beweis der göttlichen Vorsehung. VIII. 4.
— verächtliche und schädliche, warum sie in der Welt sind. IX. 7:9. warum sich viele auf Unkosten anderer erhalten. IX. 10. werden vergeblich zum Einwurfe gegen die göttliche Vorsehung gebraucht. IV. 14.
— haben die Vorzüge vor Menschen: 1) daß sie mit Kleidung Waffen und Künsten geboren werden. VII. 9. 2) daß sie mit der Ersättigung ihrer sinnlichen Lust völlig zufrieden sind. VII. 10. 3.) daß sie wegen des Zukünftigen ganz unbekümmert sind. VII. 11. X. 5. N. 1b.
— wissen hergegen von keinem Vergnügen des Verstandes noch Willens, können auch nicht vollkommener werden. Siehe Menschen.
— zusammengesetzte, polypenartige: S. Pflanzenthiere.
Thierlein im Samen und in den Säften der Thiere und Pflanzen, wie die meisten Beobachter uns dieselben abbilden, und was sie von ihrem Leben und Körper anmerken. II. 4. was einige mit einem mangelhaften Mikroskopio an denselben wahrgenommen haben wollen, ist unzuverläßig. Widerlegung derselben. II. 4. ob sie sind, und woher sie kommen. II. 5. ob sie eine ungefähre Erzeugung der vollkommenern Thiere aus roher Materie beweisen? II. 3.
Tod vergället den Atheisten alle Lust des Lebens. X. 18.
— hebt die innere Kraft der Seele nicht auf. X. 3. N. 1.
— noch auch die Persönlichkeit. X. 7. N. 2.
Trampelthiere, wunderbare Paarung derselben. V. 27.
Triebe. Siehe Instinct.
Tugenden sind der menschlichen Natur gemäßer, als die Laster. VII. 16. Anmerk.
— würden ohne Religion, und Hoffnung der Unsterblichkeit, nicht glücklich machen. X. 8. 11.

U.

Uebereinstimmung in dem Mannichfaltigen ist durch ein Ungefähr nicht möglich. II. 7:13. IV. 9.
— kann mit der Mannichfaltigkeit bestehen. IV. 11.
Uebereinstimmung in dem Baue der thierischen Körper: geht über allen menschlichen Verstand. V. 16. — S. Einstimmung.

Ueberflüßige Theile: warum sie in einigen Fällen, doch aus gutem Grunde, entstehen musten. V. 5. **
Uebersinnliche Wesen in wie ferne wir davon urtheilen können. IV. 2. N. 3. — IV. 3. N. 4. VI, 4. N. 1c.
— in diesen liegt der Grund aller Erscheinungen, oder Wirkungen. das.u. VI. 14. N. 6.
Ursache, die erste, S. **Grundursache.**
Unendlich, was es eigentlich sey. I. 8.
— das Unendliche der Mathematiker ist nur eine Erdichtung und nicht auf wirkliche Dinge zu ziehen. I. 7. Zahlen und Größen sind nicht unendlich. I. 8.
— ins Unendliche fortgehen, und unendlich seyn, ist ganz was verschiedenes. II. 8. was künftig ins Unendliche fortgehen kann, ist deswegen nicht ohne Anfang. I. 9.
Unendliche Reihen, Gründe dawider. I. 6:9.
— Behauptung derselben. II. 14. *.
Ungefähr kann keine Ordnung und Uebereinstimmung im Mannichfaltigen hervorbringen, keine organischen Thiere erzeugen. II. 7:12. IV. 9. 10.
— richtet sich nach Regeln, die den Regeln der Ordnung und Uebereinstimmung gerade entgegen sind. II 12.
Ungelehrte sind auch zu vernünftigen Uebungen des Verstandes geschickt. VII. 14.
Unglück. Siehe Böses.
— wird durch die Hoffnung eines bessern Lebens gemildert. IX. 20.
Unordnung und Unvollkommenheit, welche einige in der Welt zu finden vermeynen. IV. 14:18. Siehe **Tadler.**
Unsterblichkeit, eine Hauptstütze der Zufriedenheit. VII. 18. IX. 20. Siehe **Seele.**
Unvollkommenheit und Böses, woraus es entstehe, und warum es der Vorsehung nicht zur Last falle. IX. 1:3. wird oft irrig und mit Unverstand angegeben, was in der That gut ist. IX. 4:6. Siehe **Böses. Tadler.**
— der menschlichen Natur, ein Mittel ihrer vorzüglichen Vollkommenheit. VII. 12. Siehe **Bedürfniß. Mangel.**
Unwissenheit der Wirkungsart hindert uns nicht auf eine Grundursache zu schließen. IV 2. N. 3. IV. 3. N. 4.
— der ersten und rohen Menschen von dem, was zur Religion gehört, widerleget die Beweise nicht. X 18. N. 4.

Ursache einer Wirkung: muß in einer Kraft enthalten seyn. III. 17. *.
Urstoffen der Materie, ob sie ein Leben haben? III. 3. Siehe einfache Dinge.

V.

Vergleichen ist die allgemeine Aeusserung der Vernunftkraft. III. 17. *.
— liegt schon in einzelnen Vorstellungen. VI 3. N. 1b.*
Vergnügen des Verstandes kann nicht entstehen als aus Einsicht des Verstandes, der sich in Dingen zeigt. IV. 8.
— hat viele Vorzüge vor der sinnlichen Lust. VII. 14.
— muß mit der Vollkommenheit des Willens verknüpft seyn. VII. 15.
Vergnügen des Willens an äußerer und eigener Vollkommenheit. das.
Verhältnisse: wie weit sich das Urtheil darüber erstreckt. IV. 2. N. 3.
Vernunft, zu deren Gebrauche wird der Mensch durch leibliche Bedürfniß, und durch den Mangel angeborner Künste getrieben. VII. 9. S. Vergleichen.
— macht, daß wir voraus denken, oder uns das Zukünftige vorstellen, und dadurch zur Weisheit Tugend und Religion geleitet werden. VII. 11. X. 5. N. 1b.
Vögel, americanische, Maißdiebe genannt, eine artige Geschichte von ihren Nutzen. IX. 9. N. 6c.
Völker, die alten wollten aus der Erde entsprossen seyn. I. 11. welche, und warum sie sich alt gedichtet. das. keines jedoch hat sich für ewig gehalten. das.
— von ihrem ersten Ursprunge können die griechischen Geschichtschreiber nichts wissen. I. 12.
Vollkommenheit, ob es ein bloß moralisch Wesen sey, das nach unserer Absicht erdichtet ist. IV. 16. 17.
— dreyerley Art derselben, eine Metaphysische, Physische und Moralische. III. 4. Physische, was man darunter verstehe? Worinnen der Begriff derselben das Mannichfaltige setze. das. wie man die Uebereinstimmung desselben mit einem Etwas gedenke. das. wie ferne man sie auch blinden Kräften zueigne. das.

Vollkommenheit, innere und äußere. das. die innere kömmt keinem leblosen Dinge zu. III. 5. die äußere verschwindet in unsern Gedanken, wo man nicht eine Absicht setzet. IV. 8.
— der Welt muß aus den Absichten beurtheilet werden. IV. 15. keine kann größer seyn, als darinn alle Arten des Lebens, der Lust und Glückseligkeit vereint sind, so, daß alle äußere Einrichtung der körperlichen Welt damit übereinstimmt. V. 2.
— der Lebendigen, eine mehrere, als die wesentlichen Schranken leiden, würde jedem nur schädlich seyn. IX. 6.
— Einsicht und Vergnügen davon, hat auf der Erde allein der Mensch, VII. 15. und kann allein selbst immer vollkommener werden. VII. 16.
— des Verstandes, ohne Vollkommenheit des Willens schädlich. VII. 15.
Voraussetzungen: wie sie unsere Erkenntniß erweitern. IV. 2. N. 3.
Vorsehung, wird aus Gottes Eigenschaften erwiesen. VIII. 1. und durch Beobachtungen bestätigt. VIII. 2-8. Siehe Erhaltung der Welt.
— besondere, wie sie zu verstehen. VIII. 9. deren Einfluß in die Zufriedenheit und Beruhigung der Menschen. VII. 18. VIII. 9.
— eine wunderthätige ist nicht zu verlangen. IX. 13-15.
— Zweifel gegen die Vorsehung, wegen des Bösen. Siehe Böses. entstehen aus verschiedenen Irrthümern. VIII. 10.
Vorstellungskraft steckt in einem, nicht in vielen Wesen. VI. 7. N. 3b. und ist daurend. X. 3. N. 1.

W.

Wälder in alten Zeiten, beweisen die Wenigkeit der Einwohner des Erdbodens. I. 13.
Wallfisch-Arten: warum sie versteckte Gelenkknochen in den Brustflossen erhalten haben. V. 5. **
Wahrheiten: allgemeine, in sich selbst gegründete III. 17. *
Wandernde Thiere. V. 20.
Wasser, ob zu viel auf dem Erdboden sey. IX. 4.
Webekunst der Thiere. V. 23. 24. Siehe Spinne.
Weisheit, ohne Hoffnung der Unsterblichkeit, würde uns nicht glücklich machen. X. 7.
Welt ist der Abgott der Atheisten. I. 1.

Welt, kann das erste Wesen nicht seyn: 1) weil Menschen und Thiere ihren Ursprung von keiner Weltkraft haben. I. 2. II. 14. auch in dem Wesen der körperlichen Welt an sich nicht mit eingeschlossen sind. III. 2. 2) weil sie, als leblos, keine innere Vollkommenheit, und also keinen Grund ihrer Wirklichkeit und Beschaffenheit, in sich selbst hat. III. [illegible]

— [illegible] keine solche Substanz, wie sie Spinoza erkläret, daß sie [illegible] andern Begriffs nöthig hätte. III. 13.

— ist nicht schlechterdings nothwendig. III. 14.

— leblose ist eine Maschine. III. 4. in welcher die Stellung der Theile keinen innern Grund hat. III. 14. und so ferne ohne Urheber und Absicht auf die Lebendigen nicht zu gedenken. III. 9. IV. 19. ob sie von Ewigkeit her gewesen seyn könne? II. 14. *

— hat einen Anfang gehabt. III. 6. ist aus Nichts hervorgebracht. III. 7. Einwürfe dagegen aufgelöst. III. 7. 8. ist jedoch nicht aus unbedingter Nothwendigkeit von Gott hervorgebracht. IV. 4.

— ist um der Lebendigen willen geschaffen. III. 9-11. IV. 4. und folglich eine Wohnung aller möglichen Lebendigen. IV. 19. V. 1-3. eine große Stadt Gottes. IV. 12. solche ist die allervollkommenste. V. 2. 3.

— ist nicht für die Menschen allein erbaut. IX. 7.

— ihre Erhaltung hängt von dem Einflusse göttlicher Macht ab. VIII. 1.

Welt-Seele hat keinen Grund. III. 3. doch wäre sie erträglicher, als daß alles von blinden unverständigen Kräften hergeleitet wird. II. 7. III. 3.

Werke Gottes, wie davon mit Bescheidenheit zu urtheilen. IV. 15.

Widerspruch: Grundsatz der Verneinung. III. 17. *

Wirkliche in der Natur, das von Gott kömmt, ist untadelich und unverbesserlich. IX. 3. 16. Siehe Mangel.

Wirkung muß von einer Kraft abhängen. III. 17. *.

— deutet also auf ein kraftäusserndes Wesen. IV. 2. N. 3.

Zeit

Z.

Zeit oder Dauer: eine Beziehung die sich nicht auf den Schöpfer erstreckt. III. 8. * — noch ausser der Form unserer jetzigen Sinne. X. 7. N. 2.
Zufriedenheit kann ohne Religion, ohne Ueberführung von der Vorsehung Gottes, und von der Unsterblichkeit der Seele, nicht erhalten werden. VII. 18.
Zulassung des Bösen über die Frommen, und des Guten über die Gottlosen, besteht mit göttlicher Vorsehung und dem Besten der Menschen. IX. 14. 15. 17:19.
Zureichender Grund. Siehe Grundsätze.
Zweck oder Endursache. Siehe Absicht.
Zweckmäßigkeit: wie sie in der organischen Bildung zu ersehen ist. V. 5. II. 12. *
Zweifel, der auf Mangel der Einsicht gegründet ist, hat gegen klare und deutliche Einsicht keine Statt. IV. 1.
Zwitter von verschiedener Art Thiere. Siehe Bastarte.

*
* *

[Wegen der nur abgebrochenen Stunden, die ich diesem Werke widmen konnte, sind manche Gegenstände hie und da zerstreuet abgehandelt, welches ich den Leser zu entschuldigen und sich mit dem Register zu helffen bitten muß].

Gedruckt in Chemnitz, bey J. C. Wesselhöft.

Druckfehler.

S. 81. Z. 2. waarneemek, l. waarneemer.

S. 105. Not. Z. 7. Primiz, l. Princip.

S. 112. Z. 2. (vom Ende) dem Wesen nachfliesset, l. dem Wesen nach fliesset.

S. 155. Z. 1. Jegen=Houß, l. Ingen=Houß.

S. 172. Z. 18. m'entiens, l. m'en tiens.

S. 188. Z. 9. Daß es, l. Daß dies.

S. 292. Z. 8. (von unten) Eintheilung, l. Einrichtung.

S. 386. Not. 60 b. Rogen, l. Rochen.

S. 450. Z. 9. (von unten) unsere, l. unsern.

S. 633. Z. 2. (vom Ende) Aeusserung unserer jetzigen, l. jetzige Aeusserung unserer.